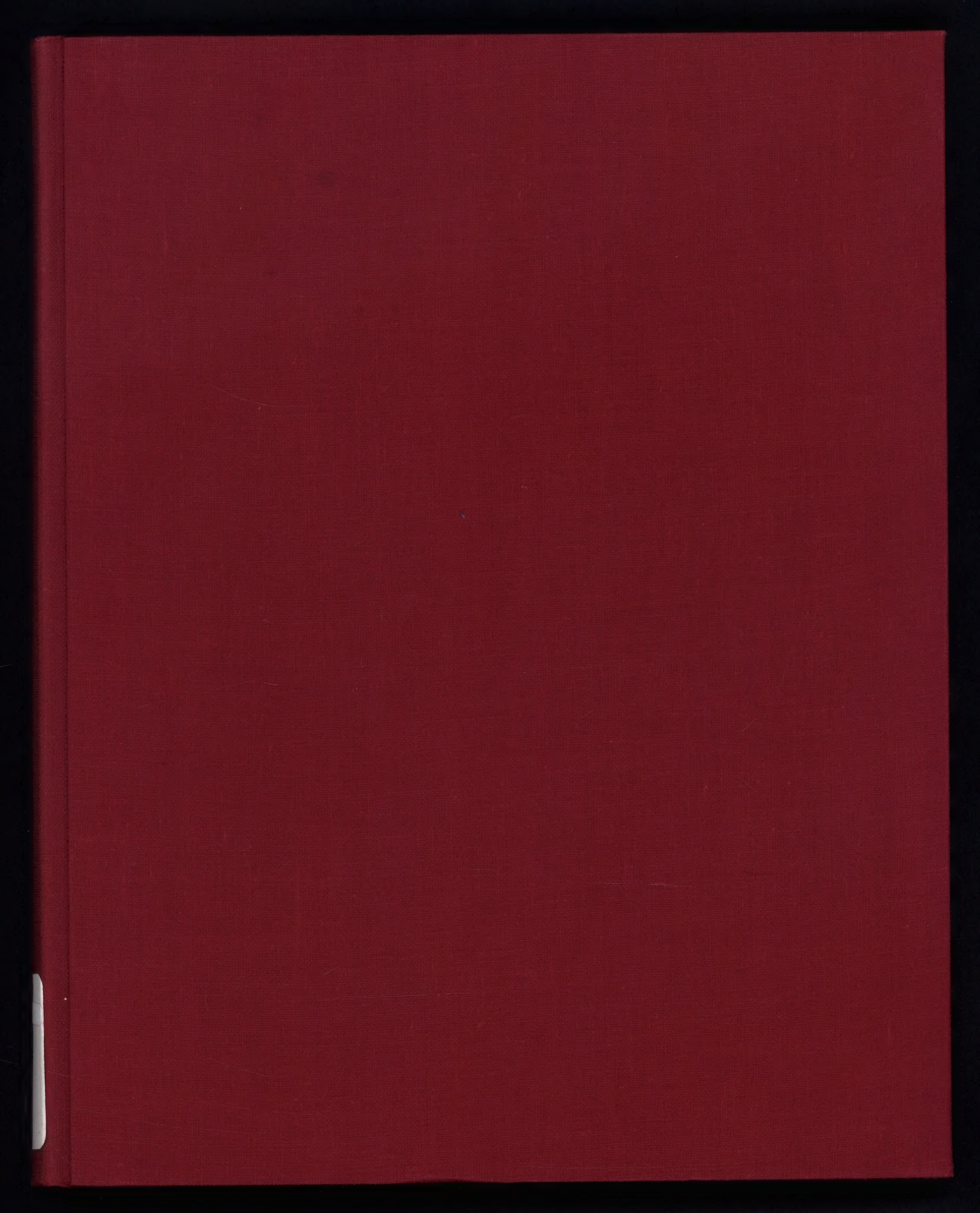
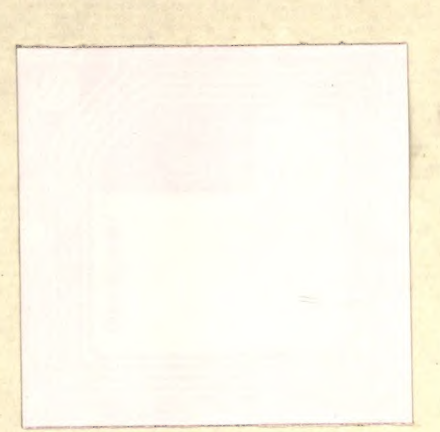
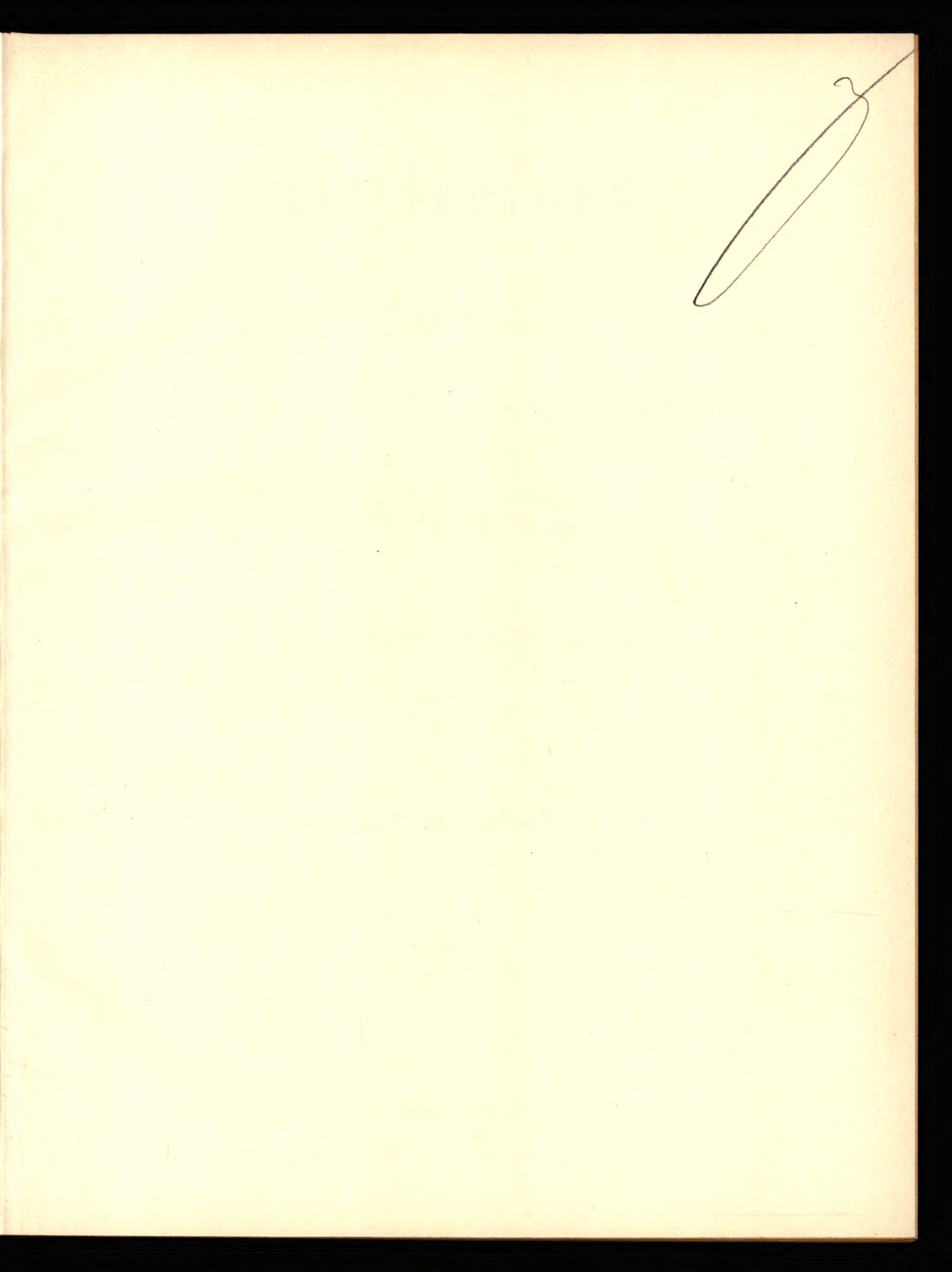
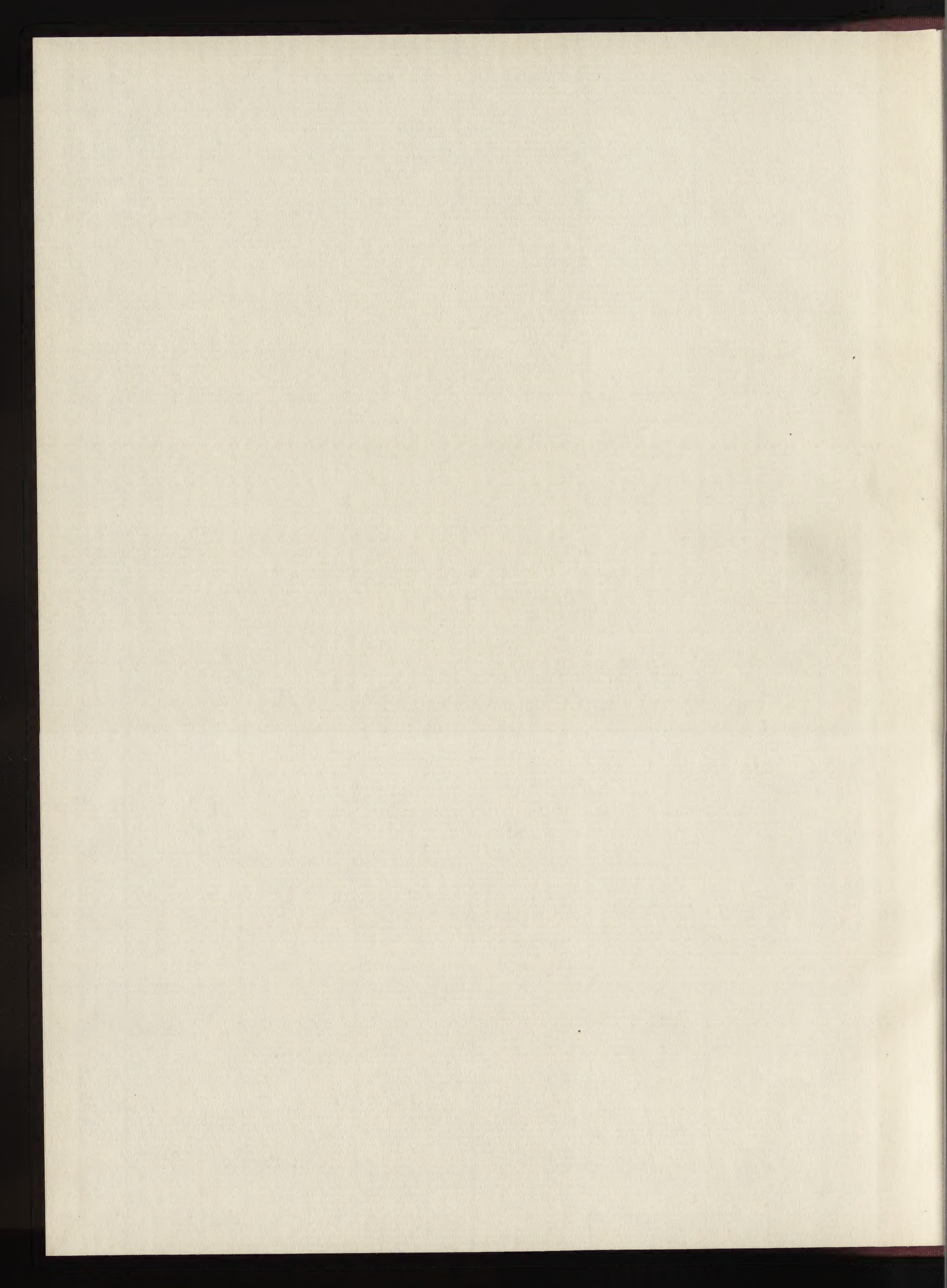








Hessenland

Zeitschrift
für
hessische Geschichte und Literatur.

Begründet von F. Zwenger.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Redigiert
von
Paul Heidelbach.



Kassel 1907.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1907.

Erzählungen, Novelletten, Skizzen.

Gedichte.

Bilder.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Personalien.

Briefkasten.



№ 1. XXI. Jahrgang. Kassel, 3. Januar 1907.

Über den Todestag der Mutter Philipps des Großmütigen, Landgräfin Anna von Mecklenburg.

Von W. Falckenheiner.

G. Kawerau hat in seiner Abhandlung „Geburtstag und Geburtsjahr Luthers“ [1]) es als „ein befremdliches Ding angesehen, daß ein offizielles Dokument, wie das in der Wittenberger Schloßkirche befindliche eherne Epitaphium, eine so falsche Angabe über Luthers Lebensalter machen konnte“. Im Anschluß daran weist Tschackert[2]) nach, daß auch eine andere Inschrifttafel, aus demselben Jahrhundert, die zur Erinnerung an Antonius Corvinus in der Hauptkirche zu St. Georgi und Jacobi aufgestellt wurde, grobe Irrtümer enthält. Dazu kann als weiteres Beispiel für die Unglaubwürdigkeit eines steinernen Zeugen der in der St. Elisabethkirche zu Marburg i. H. befindliche Grabstein der Mutter Philipps des Großmütigen angeführt werden.

Im südlichen Fürstenchore der genannten Kirche verkündet eine auf dem Fußboden befindliche mit Wappen verzierte Grabsteinplatte in ihrer Umschrift: „Anno domini 1525 sexta Maii in domino obdormivit illustriss. domina Anna illustrissimi Hessorum principis Guilhelmi coniux.“ [3])

Auf Grund dieser Inschrift finden wir denn auch den 6. Mai 1525 als Todestag der Landgräfin Anna in der Literatur.[4])

Nun besitzen wir aber einmal eigenhändig unterschriebene Briefe der Landgräfin vom 7.[5]) und

[1]) Neue kirchliche Zeitschrift, Jahrg. 11, 1900, S. 174, Anm. 1.

[2]) Über Corvinus in derselben Zeitschrift Jahrg. 11, 1900, S. 428 ff.

[3]) Kolbe, Elisabethkirche. Marburg 1874, S. 58. Küch, Die Landgrafendenkmäler in der Elisabethkirche zu Marburg in Zeitschrift f. hess. Geschichte. N. F. Bd. 26. S. 202 f.

[4]) So Hoffmeister, Hist.-geneal. Handbuch. 3. Aufl. S. 28. Glagau, Anna von Hessen, S. 199, Anm. 1, läßt den Todestag unbestimmt. Ebenso Küch, Die Landgrafendenkmäler in der Elisabethkirche in Zeitschrift f. hess. Geschichte. N. F. 26, S. 202: „Kurz nach dem 11. Mai“. Erst Diemar, Stammreihe des Thüringischen Landgrafenhauses in Zeitschrift f. hess. Geschichte, Bd. 27, S. 28 nennt das richtige Datum nach meiner Notiz zu dem Referat über Glagau, Anna von Hessen, in Mitteilungen a. d. hist. Literatur, 28, S. 318, Anm.

[5]) Abgedruckt in: Falckenheiner, Philipp d. Großmütige im Bauernkriege. Marburg 1887, S. 99 f.

11. Mai[6]) und dann berichtet Balthasar von Schrautenbach an Landgraf Philipp vom 16. Mai 1525 ausdrücklich[7]), Anna sei am 12. Mai (Freitags nach Jubilate) Nachts 11 Uhr gestorben und ihre Leiche den 15. d. Mts. (Montags nach Cantate) um 1 Uhr zu Marburg angelangt.

Der Grund, weshalb ein falsches Datum auf der Grabsteinplatte eingemeißelt wurde, liegt in der späteren Anfertigung des Steines. Erst 28 Jahre nach dem Tode der Landgräfin, 1553, wurde auf Veranlassung ihres Sohnes, Philipps des Großmütigen, die Grabplatte mit Inschrift und Wappen nebst einem Epitaph angefertigt und in der Elisabethkirche aufgestellt.

Simon Bing, der am 12. März 1553 mit der Ausführung der Arbeiten den Steinhauer Jakob Steindecker und den Bildhauer Thomas Galer in Marburg beauftragt hatte[8]), trifft somit die Schuld, in dem am Sonntag Laetare desselben Jahres aufgestellten Denkmale der Nachwelt ein falsches Datum überliefert zu haben.

---

[6]) Erwähnt bei Glagau a. a. O. S. 199.

[7]) Hoffmeister a. a. O. S. 29, der mit Rücksicht auf das Grabdenkmal „nach Jubilate" in „vor Jubilate" verbessern will. Vgl. auch dessen Beitrag zur Geschichte der Grabdenkmäler in der Elisabethkirche zu Marburg in Zeitschrift f. hess. Gesch. N. F. Bd. 5, S. 288 f.

[8]) Hoffmeister in Zeitschrift f. hess. Geschichte. N. F. Bd. 5, S. 288 f.

Die streitbaren Anwälte.

Ein Beitrag zur Geschichte der hessisch-paderbornischen Grenzbeziehungen am Ende des 16. Jahrhunderts.

Von F. Pfaff.

Nach der alten Gauverfassung gehörte sowohl das Gebiet südlich der mittleren und unteren Diemel als auch ein Teil des nördlich gelegenen zum Hessengau. Während dieser in den Besitz des Stifts Paderborn kam, drang Hessen allmählich bis zum Südufer des Flusses und darüber hinaus vor. Obgleich die Bewohner auf beiden Seiten des Flusses demselben sächsischen Stamm angehören, entstand ein Riß in dem früher vereinten Gebiet, der durch die Kämpfe zwischen Hessen und Paderborn vertieft wurde. Die Entfremdung wurde noch größer, als Hessen die Reformation annahm, im Bistum Paderborn dagegen die eingedrungenen Keime des evangelischen Glaubens schonungslos ausgerottet wurden, und im dreißigjährigen Krieg brachen die Gegensätze in fast unaufhörlichen erbitterten Grenzkämpfen aus, unter denen die Untertanen beider Staaten schwer litten. Heute gehören beide Gebietsteile dem preußischen Staat, wenn auch verschiedenen Provinzen an, aber noch immer bildet die Diemel eine Scheide, die nicht nur durch das tiefe Flußtal mit seinen teilweise unersteiglichen Wänden bedingt ist; der Verkehr hinüber und herüber ist gering, und die Wegeverbindungen sind zwar jetzt besser, als sie waren, aber immer noch rückständig. So kommt es, daß die Hochfläche nördlich der Diemel wenig bekannt ist, zumal da auch keine bedeutenden landschaftlichen Reize vorhanden sind. Es wohnt dort ein kräftiger, genügsamer und außerordentlich arbeitsamer Menschenschlag, der, von Natur in sich gekehrt und abseits vom Strom des Verkehrs hausend, alten Brauch und Sitte treu bewahrt und ein so gutes Gedächtnis besitzt, daß noch jetzt in den Kalendern die Jahre seit dem Einfall der Hessen im dreißigjährigen Kriege gezählt werden. Darüber, wie die Grenzbeziehungen zwischen Hessen und Paderborn am Vorabend des großen Krieges waren, gibt die folgende, aus Akten geschöpfte Erzählung einigen Aufschluß.

Nachdem Hessen ums Jahr 1470 Trendelburg und Liebenau im Kriege dem Bistum Paderborn abgenommen hatte und 70 Jahre später die alte Abtei Helmarshausen, die der Oberhoheit Paderborns unterstand, von dem letzten Abt Hessen dem Namen nach verpfändet, in der Tat aber abgetreten war, hörte der Streit zwischen beiden Staaten nicht mehr auf. Paderborn hütete sich, auch in Momenten, die günstig scheinen mochten, zu den Waffen zu greifen, denn es fürchtete den Grimm des hessischen Löwen. Dagegen führte es beim Reichskammergericht einen Prozeß, der sich in der bekannten Weise einer Schraube ohne Ende fünfzig Jahre hindurch um so leichter hinziehen ließ, als auch Hessen alte Ansprüche auf Teile des Stifts geltend machte. Endlich entschloß man sich im Jahre 1597 zu einem Vergleich, durch den im wesentlichen der bisherige Besitzstand anerkannt und die Grenze fast genau so festgestellt wurde, wie sie heute läuft. Von den Ritterfamilien im Stiftsland waren aber manche nicht nur Lehnsleute Paderborns, sondern auch Hessens, und es konnte wohl, wenn die Herren verfeindet waren, ein Konflikt der Pflichten entstehen, da sie beiden schwuren treu, hold und gewärtig zu sein. Zu diesen gehörten auch die vor langer

Zeit aus Hessen eingewanderten Ritter v. Falkenberg, die Burg Herstelle und Blankenau von Paderborn zu Lehen trugen, zugleich aber auch hessische Lehen inne hatten. So hatten sie einen Rittersitz in Trendelburg, und die Witwe Wedekinds v. Falkenberg erhielt vom Landgrafen Wilhelm IV. die Erlaubnis, in Hofgeismar einen Sitz anzulegen, der jetzt dem ersten Geistlichen an der Altstädter Kirche als Amtswohnung dient. Im Jahre 1582 überwarfen sich die v. Falkenberg aus einem nicht ersichtlichen Grund mit dem Bischof von Paderborn, und dieser ließ sie nicht nur aus Herstelle vertreiben, sondern nahm auch durch seine Amtleute die Früchte ihrer hessischen Lehnstücke, die an der Grenze lagen, in Beschlag. Auf diesen ungehörigen Eingriff hin machte man hessischerseits kurzen Prozeß und rückte mit gewaffneter Mannschaft nach Herstelle, um die Früchte einzuholen. Auf Befehl des Amtmanns waren dazu auch die Bürgerschützen von Helmarshausen aufgeboten; der Richter Heinrich Wiederhold, der die niedere Gerichtsbarkeit ausübte, führte sie. In Herstelle lieferte man den überraschten Insassen der Burg ein kurzes Feuergefecht, diese mußten sich in das Haus zurückziehen, und während die Früchte fortgeführt wurden, deckte Wiederhold mit den Schützen die Pforte, so daß man keine Störung durch einen Ausfall befürchten mußte.

Mehrere Jahre waren vergangen und Wiederhold mochte annehmen, es sei Gras über diese Sache gewachsen. Wie er nun eines Tages unbesorgt in Geschäften die Straße unter Burg Herstelle entlang ging, da hetzte der Paderborner Beamte Johann Soerbeke am Deichberg zwei Hunde auf ihn, und als er sich ihrer erwehrte, sprang jener selbst, einen Spieß in der Hand, hinter einer Weide hervor mit den Worten: „Ich habe lange Lust gehabt, mit Dir ein Hühnchen zu rupfen", verwundete ihn und bedrängte ihn so, daß er sich mit Not durch einen Wassergraben rettete. Irgend eine Genugtuung dafür erfolgte nicht.

Am 15. Mai 1594 vertrat Heinrich Wiederhold, der nicht mehr Richter war, sondern als Anwalt Praxis ausübte, einen Klienten vor gehegtem Gericht in Beverungen. Der Vertreter der Gegenpartei, der Anwalt Johann Sprenger von Warburg, verließ bald den Boden der sachlichen Verhandlung, wurde persönlich und nannte unsern Wiederhold „Mushenrich". Es gibt Spitznamen, die durchaus harmlos klingen, aber einen Stachel in sich tragen, dessen Wirkung nur dem Eingeweihten begreiflich ist. Zornig fuhr Wiederhold auf: „Ich habe zwar Mus gegessen, bin aber nicht meineidig gegen meinen Fürsten geworden wie Du." Das bezog sich darauf, daß Sprenger einst in Helmarshausen ohne besondere Veranlassung gesagt haben sollte, ihr Herr, der Bischof, solle sie vor Freibeutern schützen, lege ihnen aber selbst solche ins Land. Er wollte, sie hätten seinen Herrn schon beim Kopf; man werde leicht einen andern bekommen. Der Gegenhieb genügte aber Wiederhold noch nicht, er war so aufgebracht, daß er beschloß, Sprenger wegen jener Äußerung zu verklagen. Später hatte er reichlich Zeit, darüber nachzudenken, wie angebracht es zuweilen ist, den Zornmut zu zügeln.

Er überlegte die Art und Weise, wie er vorgehen wollte. Es war ihm bekannt, daß es im Stift Paderborn damals sieben freie Stuhlgerichte gab, vor die alle Injuriensachen gehörten. Wenn die Beleidigten nicht klagten, so fielen sie in die Strafe der Beleidiger, und in Städten und Dörfern gab es Freischöffen, die diese Sachen in die Gerichte brachten. Ein einheimischer Kläger mußte vor den Oberfreigerichten 10 Rtlr., vor den Unterfreigerichten 3 Rtlr., fast 1 Rtlr. Schreibgebühr und Zitationsgeld entrichten, ein ausländischer das Doppelte. Es sind die alten Femgerichte, die uns hier im Zustand des Verfalls erscheinen; übrigens entsprachen sie auch in ihrer Blütezeit durchaus nicht dem romantischen Bild, das unsere Dramatiker entwerfen, und gingen schon früh auf Geldschneiderei aus. Wiederhold war kein reicher Mann, und auf den Rat von Bekannten, die er im Paderbornischen hatte, umging er die Freigerichte und wandte sich mit seiner Klage unmittelbar an den Bischof. Der Rat war anscheinend wohlgemeint, geriet aber sehr übel.

Der Bischof lud ihn auf den 15. Juni in seine Residenz Neuhaus vor, und er trug kein Bedenken, der Ladung zu folgen, denn er ahnte nicht, daß er dort schon auf der schwarzen Liste stand. Sowie er in Neuhaus erschien, wurde ihm befohlen, seine Herberge nicht zu verlassen. Am folgenden Tage wurde er gefänglich eingezogen und 30 Tage in der strengsten Haft gehalten, wobei er einer furchtbaren Hungerkur unterworfen wurde. Beweglich klingt die Klage des in den Hinterhalt geratenen Mannes: „Es wurde so mit mir gehandelt, ich wurde derartig ausgemattet und erhungert, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, obgleich ich mich zu ordentlicher, rechtmäßiger Ausführung erboten hatte." Damit nicht genug, erschien eines Tages auch der Burgvogt mit zwei Folterknechten bei ihm und stellte sie vor ihn hin mit den Worten: „Was meinst Du, daß die wollen? Die sollen Dich beichten lehren!" Das war die „Territion", die Schreckung mit dem Mittel der peinlichen

Frage. Da er sich aber zu jeder Verantwortung erbot, wagte man es doch nicht, etwas so Unerhörtes zu tun und Vergeltungsmaßregeln herauszufordern. Später verstieg sich der Burgvogt sogar zu der Drohung, ihm den Kopf wegreißen zu lassen, wenn er dem Bischof nicht Bürgen stellte. Weil er nun, wie er selbst klagt, sich so elend, rat-, hilf- und trostlos befand und Verstandes mangelte, erbot er sich, zwei Bürgen aus Beverungen zu stellen. Man wollte sie zwar zuerst nicht annehmen, ließ es aber dann doch genug sein des grausamen Spiels, vermutlich um den Landgrafen Moritz nicht zu reizen. Wiederhold wurde angehalten, Beweisartikel aufzusetzen, die er bei dem Gericht in Helmarshausen als dem Tatort einreichen sollte; für die Atzung, die er genossen hatte, die Zitation und dergleichen hatte er über 7 Taler zu zahlen und wurde dann entlassen. Als er aber die Klage in Helmarshausen einreichte, legte Sprenger Protest ein mit der Erklärung, er werde binnen kürzester Frist die Sache vor die fürstliche Kanzlei in Kassel bringen.

Am 2. August 1594 sandten Bürgermeister und Rat in Warburg ein Interzessionsschreiben für ihren Mitbürger Johann Sprenger an den Landgrafen Moritz, in dem Wiederhold als Denunziant bezeichnet wird. Aus einer beigefügten Bittschrift Sprengers an den Rat ist zu ersehen, daß auch dieser inzwischen üble Erfahrungen gemacht hatte. Sie würden sich erinnern, sagt er, wie er armer Mann vor kurzem wider alles Vermuten vor der Altstadt im Namen des Bischofs durch den Fronboten gefänglich eingezogen und nach Neuhaus für drei Wochen in Haft gebracht sei. Man habe ihn beschuldigt, vor etwa 1½ Jahren in Helmarshausen vor gehegtem Gericht zur Verkleinerung des Ansehens und der Hoheit des Bischofs dies und jenes geredet zu haben, wie ein ehrloser Verleumder und Lügner, Henrich Wiederhold, gewesener Richter, aus Bosheit, Haß und Neid gegen ihn angezeigt habe, aber in Ewigkeit nicht würde erweisen können. Der Delator sei in Neuhaus auf sein Ersuchen zur Gegenhaft gebracht, um seine Angaben zu erweisen, aber gegen Kaution auf eine beschworene Urfehde hin entlassen, seiner, Sprengers, Rechte unbegeben. Unterdes habe der Bischof in Helmarshausen Nachfrage getan, ihn auf freie Beine kommen lassen und ihm die Klage gegen den Angeber anheimgestellt. Um die Klage auszuführen, erbitte er sich nicht Amt und Rat in Helmarshausen, weil ihm das zu weite Wege mache, auch im ordentlichen Prozeßgang gegen den armen Humpler nur Kosten bringen werde, sondern die Kanzlei in Kassel und suche die Fürsprache des Rats nach.

In der Tat fiel es Sprenger gar nicht ein, eine Klage einzureichen. Als Wiederhold lange genug gewartet hatte, schickte er eine Klageschrift an die Regierung in Kassel, der die Angaben über seine Behandlung entnommen sind; der Amtmann Burkhard Weiters in Helmarshausen bestätigte sie im wesentlichen und nahm als Motiv die Absicht an, sich an Wiederhold zu rächen. Daraufhin schrieben Statthalter und Räte an den Bischof, er möge dem Rentmeister in Herstelle und Sprenger die Drohungen gegen den Richter ernstlich verbieten und die Zeugen anhalten, sich in Helmarshausen verhören zu lassen, indem sie das Ansuchen nie weigerten. Als wiederum nichts geschah, richtete Landgraf Moritz ein zweites Schreiben an den Bischof. Er verlangte für den Richter Schutz gegen Bedrohung und eine Bestrafung ungehörten Rechts, ferner einen Paß und freies Geleite, wenn er sein Recht vor einem Paderborner Gericht verfolge. Man halte den Mann hin unter dem Vorgeben, daß der Beamte in Herstelle erst berichten solle. Die Antwort der Paderborner Räte auf dies Schreiben enthielt nur die kahle Ausflucht, der Richter habe seine Verhaftung selbst verursacht, weil von ihm kein Beweis gegen Sprenger erbracht sei. Die Sache ging aus wie das Hornberger Schießen: Wiederhold wurde weder irgendwelche Genugtuung zuteil, noch konnte er erreichen, daß in seinem Fall Recht gesprochen wurde. Man darf auch bezweifeln, daß ihm viel daran lag, noch einmal die Bekanntschaft eines Paderborner Gerichts zu machen.

Der Fall Wiederholds ist bezeichnend für den Kriegszustand, der mitten im Frieden zwischen Hessen und Paderborn herrschte. Endlos sind die gegenseitigen Anklagen wegen Verletzungen der Grenze, der Rechte am Wald, an der Weide und der Jagd, wegen Mißhandlung von Untertanen, welche die Grenze überschritten. Bei einem so gespannten Verhältnis kann man sich leicht vorstellen, wie es während des großen Krieges im Diemelgebiet herging; der völlige Ruin war so nahe vor die Augen gerückt, daß im Jahre 1641 Bevollmächtigte beider Parteien eine Art von Neutralitätsvertrag schlossen und die landverderbenden Feindseligkeiten zeitweise eingestellt wurden. Seit jener Zeit hat sich vieles geändert, aber Spuren des alten Risses sind noch immer erkennbar.

Hessendörflein.

Im alten Hessendörflein da steht
Eine Linde im grünen Kleid.
Die Burschen und Mädchen drehen sich drum
Zur fröhlichen Kirmeßzeit.

Im alten Hessendörflein da steht
Ein Sprüchlein an der Wand:
Ihr lieben Leute, das Leben vergeht,
Die Zeit ist wie rinnender Sand.

Im alten Hessendörflein da führt
Über die Fulda ein Steg.
Zur Kindtauf und zum Begräbnis auch:
Immer derselbe Weg.

Regensburg. **M. Herbert** (Th. Kelter).

Aus dem Leben eines hessischen Offiziers vor hundert Jahren.

Von Dr. Reinhard Brauns, Professor an der Universität Kiel.

Der Offizier, aus dessen Leben wir nach vorliegenden Akten und Briefen sowie nach Aufzeichnungen seines ältesten Sohnes*) einiges mitteilen, ist Christian Wilhelm Brauns. Geboren am 1. September 1757 in Ärzen als Sohn des hannöverschen Oberamtmanns Gottlieb Johann Heinrich Brauns, trat er in früher Jugend in die hannöversche Armee ein, ließ sich aber schon als Fähnrich in landgräflich hessische Dienste übernehmen und ward am 28. Februar 1778 dem von Donopischen Regiment zugewiesen.

Das Patent lautet wörtlich wie folgt:

„Nachdem von Gottes Gnaden Wir Friedrich Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld, Graf zu Katzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Schaumburg und Hanau p., Ritter des Königl. Großbrittannischen Ordens vom blauen Hosenbande, wie auch des Königl. Preußischen Ordens vom schwarzen Adler p. den in Hannoverischen Diensten gestandenen Fähndrich Wilhelm Brauns in dieser Qualität bei Unser von Donopisches Regiment gnädigst placiret haben; Als thun Wir solches hiermit und in Kraft dieses Patents dergestalt und also, daß Uns und Unserm Fürstlichen Hause derselbe getreu, hold und gehorsam sein, seine Charge gebührend wahrnehmen, was Ihme zu thun und zu verrichten oblieget und von seinen Vorgesetzten committiret und anbefohlen wird, so Tags als Nachts, fleißig und treulich exequiren, sich davon nichts abhalten lassen, bey allen vorfallenden Kriegsbegebenheiten, mittelst ungescheueter Gefahr, tapfer und unverweislich aufführen, dahingegen aber alle dieser Charge anklebende Praerogative und Gerechtsame genießen solle. Des zu Urkund haben wir dieses Patent eigenhändig unterschrieben und mit Unserem Fürstl. Secret-Insiegel bedrucken lassen:

So geschehen Cassel d. 28ten Febr. 1778

Friedrich L Z Hessen."

In demselben Jahre ward Brauns in die Loge zur Eiche in Hameln aufgenommen, der sein Vater als Logenmeister angehörte.

Als hessischer Fähnrich zog Brauns mit den Truppen, die Landgraf Friedrich II. (1760—85) den Engländern im nordamerikanischen Krieg (1776—83) auf Grund des Subsidienvertrags von 1776 zu Hilfe schickte, nach Nordamerika und machte diesen Krieg mit. Daß er eben in dieser Absicht aus hannöverschen in hessische Dienste übergetreten war, ist mit Sicherheit anzunehmen.*) Briefe aus dieser Zeit liegen leider nicht vor.

Nach seiner Rückkehr blieb Brauns in hessischen Diensten. Er verheiratete sich 1786 mit Wilhelmine Weiß, einer Tochter des Stadtschulzen Weiß zu Hofgeismar. Am 9. März 1787 ward er zum Sekondleutnant im Regiment von Bose befördert und einige Zeit danach in das Regiment Prinz Karl versetzt. Mit diesem zog er am 10. Mai 1793, einen Tag nach der Geburt seines Sohnes Karl, in den Flandrischen Krieg, aus dem er erst nach zwei Jahren in die Heimat und zu seiner Familie zurückkehren sollte. Die Hessen kämpften im Verein mit den Engländern, und der Truppenteil, zu dem Brauns gehörte, befand sich längere Zeit auf dem Schiff Bellona.

Aus dieser Zeit liegt ein Brief vor, der während mehrerer Tage an Bord des Schiffes Bellona ge-

*) Über diesen siehe Nr. 5 und 6 des Jahrg. 1893 dieser Zeitschrift: „Erinnerungen aus dem Leben des Gymnasial-Direktors Dr. K. Brauns" von Dr. H. Siebert.

*) Daß die ungeschichtliche Auffassung von Menschenhandel, Seelenverkauf u. dgl. hierneben nicht bestehen kann, darauf ist schon in den genannten Erinnerungen (1893, Nr. 5, S. 54) hingewiesen.

schrieben ist und dem wir die folgenden Mitteilungen entnehmen:

East-Cowes auf dem Schiffe Bellona
d. 22. März 1794.

„Noch stets haben wir die süße Hoffnung, daß der Krieg nicht mehr lange währen wird und daß wir bald das große Glück wieder genießen, bei denen unsrigen in Frieden zu leben. Von mir kannst Du Dich, Beste, nun sehr leicht vorstellen, daß ich besondere Freude genießen werde, wenn ich bei meiner liebsten, besten Wilhelmine komme, welche alsdann einen Buben mir entgegen bringt, den ich sozusagen nicht kenne. . . .

Wir sind zwar neulich eingeschifft worden, auch kann es sein, daß wir damals nach Toulon haben hinsollen, wir sind aber bis jetzt noch nicht weiter gekommen als hier nach England. Wir machen uns zwar wieder zurechte, um in See zu gehen, aber wir wissen noch nicht wohin. Es heißt zwar, daß wir retour nach Ostende machen sollten, um dorten die Armee wieder zu verstärken, aber es ist noch kein Verlassen darauf. Nun, wir müssen zufrieden sein, was über uns beschieden ist. Wir liegen jetzt am Warf, um die Pferde wieder einzunehmen.

den 28ten. Nun, heute Morgen haben wir uns auch wieder aus dem Hafen pockieren (?) lassen, weil wir keine Segel gebrauchen konnten, wegen der Windstille, so wir hatten. Ich habe auf meinem Schiff 45 Pferde und 80 Mann, lauter Artillerie, wie auch noch einen Fähndrich vom Loßbergischen Regiment. Die mehrsten wollen noch immer behaupten, daß wir von hier auf Bremerleete gingen, welches ich aber nicht so ganz gewiß glaube, ob ich es gleich wünschte. Der Kapitän Spangenberg, welcher krank zurück bleibt, — aber seine Krankheit ist ihm bereits gehoben, außer die Schwäche leidet es noch nicht, daß er mitgehen kann — läßt Dich, Beste, vielmals grüßen und bittet, einliegenden Brief doch ja zu besorgen.

den 29ten. Diesen Morgen gegen 4 Uhr wurde das Signal gegeben, um die Anker zu lichten und abzufahren, um 7 Uhr waren wir bereits bei Spithead, der Wind ist ziemlich gut. Gegen ½10 Uhr des Morgens, weil der Wind nicht recht günstig war, haben wir die Anker geworfen zu oder auf der St. Helens road, welcher Ort auf der Spitze der Insel Wight liegt. Diesen Nachmittag um 1 Uhr, nachdem der Wind uns wieder günstig wurde, hoben wir die Anker und nun fliegen wir wie der Vogel in der Luft auf dem Wasser davon, um bald europäischen Boden wieder zu betreten.

den 30ten. Vorhergehende Nacht, wie auch noch, haben wir den besten Wind, so wir uns wünschen können. Ich befinde mich recht sehr wohl auf der See und wünschte, daß ich immer so wohl wäre. Nachm. um 6 Uhr. Soeben haben wir die Ankers bei Ostende geworfen, wir haben also eine sehr kurze Reise gehabt. Wir bestanden aber diesen Vormittag einen solchen starken Wind, welcher einem kleinen Sturme sehr ähnlich war.

den 31ten. Heute sind wir zwar in den Hafen von Ostende gekommen, konnten aber wegen konträren Windes nicht die Stadt erreichen, welches wohl erst morgen geschehen wird. Also schließe ich heute diesen Brief noch nicht, sondern warte, bis ich erst gewiß Dir, Besten, sagen kann, daß wir wieder das Land betreten haben."

Hier bricht der Brief ab, der Schluß ist leider nicht mehr vorhanden

Von Ostende sind die Truppen in Flandern eingerückt; am 17. Juni 1794 eroberten die Franzosen unter Pichegru Ypern, wobei Brauns in französische Gefangenschaft geriet. Nach Aufzeichnungen seines Sohnes ist er erst im Jahre 1795 in die Heimat zurückgekehrt, nachdem er während der Robespierreschen Schreckenszeit in großer Lebensgefahr gewesen war. Ein Brief aus dieser Zeit liegt nicht vor.

Nach der Rückkehr in die Heimat wurde Brauns am 24. September 1795 zum Premier-Leutnant, schon nach 3 Jahren, am 1. Juli 1798, zum Stabs-Kapitän im Regiment Prinz Karl ernannt, und am 8. Oktober 1802 wurde ihm in dem Grenadierbataillon dieses Regiments die bisherige von Loßbergsche Kompagnie übertragen; damit war sein sehnlichster Wunsch erfüllt, und in Rotenburg, dem Standort des Bataillons, verlebte er die glücklichste Zeit seines Lebens. Hier führte er seinen ältesten, erst elfjährigen Sohn Karl dem Regiment als Fahnenjunker zu. Aber das Glück war nur von kurzer Dauer, es wurde von den rauhen Stürmen der Napoleonischen Zeit geknickt und vernichtet; der Vater wurde als Geisel in die Gefangenschaft abgeführt, dem ältesten Sohn war kurz zuvor durch einen Sturz vom Pferd das Schienbein zerschmettert, der jüngste, der während der Gefangenschaft des Vaters geboren wurde, war ein Sorgenkind, seine Frau erlag unter der Pflege und Sorge für die Kinder.

Am 1. November 1806 nahmen die Franzosen Hessen in Besitz, die hessischen, zwischen Treysa und Kassel zusammengezogenen Truppen mußten die Waffen strecken, die Offiziere, die sich weigerten, in französische Dienste zu treten, wurden nach Mainz abgeführt, hierunter auch Brauns. Aus einem Brief an seine Frau, die mit ihren Kindern

nach Treysa gezogen war, teilen wir das Folgende mit:

„Mainz, d. 4ten December 1806.

Unsere weitere Bestimmung wissen wir bis jetzt noch nicht anzugeben. Was die körperliche Gesundheit bei mir betrifft, so ist solche noch ganz gut, aber das Herz leidet unaussprechlich viel, keine Stunde bin ich ohne Sorgen wegen Deiner und der lieben Kinder, besonders des Carls wegen seines so sehr zerbrochenen Beines. Was macht er, bessert es sich und ist Hoffnung da, wieder gerade Glieder zu erhalten? Dies verursacht, daß ich kaum zwei Stunden des Nachts schlafen kann.

Ich und der Herr Major von Bardeleben liegen hier in einem Haus, wir schränken uns so viel wie möglich ein, des Morgens trinken wir Kaffee zusammen (wo die Porzion zwei Batzen kostet), des Mittags lassen wir uns ohne Brod jeder eine Porzion zu essen holen zu 30 x und ein Maas Bier zu 6 x, des Abends isset ein jeder für sich und so sehen wir zu, wie wir fertig werden, anstatt die übrigen mehresten Herren gerne auf die Kaffeehäuser gehn und dort ihr Geld verthun in Essen, Trinken und Spiel. Heute hat ein jedes Regiment seinen Etat angeben müssen, wir wollen sehen, ob wir Gelder erhalten. Sollten wir noch einige Zeit hier im Exil bleiben müssen, so suche eine gute Art, wie ich etwas Nachricht von Deiner mir so theuern Gesundheit, wie auch von dem Wohlsein meiner lieben Kinder erfahre. Der Herr Major von Bardeleben wie ich ersparen keine Mühe um das Glück zu erhalten, mit Urlaub (mit Versprechung, nicht gegen Frankreich und seine Alliirten zu dienen) nach Traisa zu kommen, aber bis jetzt ist alle Mühe noch vergebens gewesen. Ich für meine Person würde gern so lange den Anspruch auf Tractement aufgeben.

den 10. December. Diesen Brief wird der Capit. Wagehald, welcher sich entschlossen hat, in Französische Dienste zu gehen, morgen mitnehmen. Ich und der Major haben uns entschlossen, wenn es nicht anders sein kann, weiter nach Frankreich uns verschicken zu lassen. Habe also, liebe Tochter, Geduld, bis ich wiederkomme, etzliche Zeit werde ich wohl zu Luxemburg zubringen müssen."

Die Offiziere, die auch jetzt noch nicht bereit waren, in französische Dienste zu treten, wurden von Mainz nach Luxemburg gewiesen, mit diesen wieder Brauns.

(Schluß folgt.)

Chattenkind.

Die alten Chatten, die waren traun
Die allerstärksten im Land.
Sie hatten blonde, treue Frau'n
Mit Kindern an der Hand.
Sie liebten ein gutes, schnelles Pferd
Und eine Lanze zur Wehr.
Sie waren stolz wie der Hessenleu
Und wild und mutig wie er.

Sie brachen nie das gegebene Wort,
Sie standen zu ihrem Recht.
Sie waren ein freigeborenes Volk,
Sie waren ein Edelgeschlecht.
Ich freue mich, daß ich ein Chattenkind.
Das soll mich niemals gereu'n,
Die Chatten, die sind nur in einem blind:
In blinder Lieb' und in Treu'n.

Regensburg. **M. Herbert** (Th. Keiter).

Aus dem hessischen Kunstleben.

Dem alten Brauch, an Weihnachten auszustellen, ist die Kasseler Künstlerschaft im scheidenden Jahre nur zum Teil treu geblieben. Die wenigen Plastiker waren überhaupt nicht vertreten, und von den Malern vermißte ich besonders Kolitz, Knackfuß und Holzapfel, der es vorgezogen hatte, mit neuen Arbeiten von hervorragenden Qualitäten nach Frankfurt zu gehen. Um die trostlosen Wände des Kasseler Kunsthauses einigermaßen zu verkleiden, hatte man sich genötigt gesehen, alte Schätze hervorzuholen, die in der Rumpelkammer begraben liegen und von einer städtischen Gemäldegalerie träumen, von der die Sage geht, daß sie in vielen, vielen hundert Jahren — es ist gar nicht auszudrücken, in wieviel hundert Jahren — gebaut werden wird, um der Nachwelt zu bewahren, was Generationen von hessischen Künstlern in treuer Arbeit geleistet haben. Bromeis, Schirmer, Neumann u. a. sind aber diesmal, wie gesagt, einstweilen nur ans Licht gezogen worden, um im Kunsthaus Tapeziererdienste zu tun und Wandblößen zu verdecken. Neben und zwischen den zu caches misère degradierten großen Tafeln, deren Urheber einst zum Ruhmestitel der hessischen Kunst nicht wenig beigetragen haben,

breiteten sich in spärlicher Zahl die Lebenden aus mit Bildern kleinerer Formate, unter denen die Landschaften überwogen. Angesichts der Kümmerlichkeit des Gesamtbildes der Kasseler Weihnachtsausstellung möge an dieser Stelle der dringende Appell an den „Künstlerbund Hessen-Nassau" ergehen, im kommenden Jahre zum Christfest selbständig auf den Plan zu treten. Der Künstlerbund Hessen-Nassau hat bewiesen, daß er der einzige ist, der zur Zeit hier eine Ausstellung arrangieren kann, und nur von seiner Initiative läßt sich erhoffen, daß Kassel auch einmal im Winter so etwas wie eine wirkliche Kunstausstellung zu sehen bekommt. Ich bin überzeugt, seiner Einladung werden auch die dem Bunde nicht angehörenden Künstler gern Folge leisten, und ein jeder wird sich bemühen, zu einer ernsten Gelegenheit sein Bestes zu geben. Möge das neue Jahr den Künstlerbund Hessen-Nassau in seinen Vorbereitungen früh auf dem Posten sehen! Er hat die Anwartschaft darauf, die Weihnachtsausstellung selbständig zu arrangieren, auch deshalb, weil es seine Mitglieder sind, die das Meiste und Beste auch in diesem Jahre beigetragen haben. Wie die folgende Besprechung zeigen mag.

Adolf Wagner, vielseitig in seinen Stoffgebieten wie in seiner Vortragsweise, bot einige entzückende Lichtstudien in Pastell, einen graziösen Frauenkopf mit sprühenden Lichtern in rotgoldenen Haaren, während das ganz beschattete feine Profil sich als zarte Silhouette aus der Fläche hob. Dann zwei landschaftliche Motive aus Schönfeld und aus der Umgebung der Villa Borghese, mit trockener Farbe gemalte pikante Impressionen, ferner das charaktervoll gezeichnete Porträt eines jungen Puma und malerische rassige Menschentypen von Capri.

In Ferdinand Kochs seinen Öl- und Pastelllandschaften mit Motiven aus dem Hessenland und dem angrenzenden Rhöngebiet klingt es wie ein zartes Andante oder ein leise verdämmerndes Nocturno. Er hat ein so wundervolles Empfinden für die Harmonie delikater Farbentöne, die eine Morgen- oder Abendstimmung vermitteln, daß in der Tat nur ein Vergleich aus der Musik dies einigermaßen verdeutlichen kann.

F. Fennel entwickelt sich immer mehr zum kraftvollen Wirklichkeits-Illusionisten, der mit fester Überzeugung in den Bahnen der Pleinairisten und Impressionisten geht. Mit prachtvoller Frische, die Ölfarben frei und pastos nebeneinander setzend, baut er in kleinem Rahmen ein Hessendörflein vor uns auf oder gibt uns einen Blick ins herbstliche Fuldatal mit frischem Empfinden für die Valeurs, die durch Licht und Luft bestimmten Tonwerte. Sein Bestes aber war diesmal die „Heimkehr vom Felde", ein Stück Natur und Leben von frappierender optischer Illusionskraft, vor dem einem die Abneigung gewisser Leute gegen moderne Malerei einfach unverständlich wird.

Unter den Bildern, die Käufer gefunden haben, — solche Fälle verdienen immer besonders notiert zu werden —, befanden sich zwei von Julius Jung, von denen eine Abendlandschaft am bedeutendsten ist durch ihren Stimmungsgehalt, durch die malerische Harmonie, zu der die verstreuten Lichter der Dämmerung zusammengefaßt sind.

Als Schilderer des Meeres, dem er seit wenigen Jahren erst seine Liebe zugewandt hat, trat Julius Hellner auch diesmal hervor mit Arbeiten, die einen unverkennbaren Fortschritt in der Beherrschung dieses schwierigen Stoffgebietes bekunden. In zwei kleinen Marinen zeigte er seine scharfe Beobachtung der Gegensätze von Nord- und Ostsee. Dem malerischen Problem der bewegten Wellen, der Lichtbrechung, der atmosphärischen Stimmungen und ihrer Widerspiegelung im ruhelosen Meere ist er mit Ernst nachgegangen, und seine Palette weist einen Reichtum an Tönen auf, der in einem „Abend auf der Ostsee" die Schwierigkeiten der Wiedergabe hundertfältig nüancierter Reflexe glänzend meistert. Auch mit heimatlichen Landschaften aus der Umgebung des Herkules und aus dem Schocketal konnte Hellner Ehre einlegen.

Richard Jeschke, dem die Heide eine unerschöpfliche Fundgrube von Schönheiten ist, brachte eine alte Heide-Warte, deren trotziges Trümmerwerk in gelbrotem Glanze gegen einen schwarzen, drohenden Gewitterhimmel stand. Weiter eine duftig gemalte Herbstlandschaft mit klarer Ferne und Waldinterieurs, in denen sich des Künstlers tiefes Naturempfinden traut und anheimelnd aussprach. Die ausgestellte „Waldeinsamkeit" rechnet wohl zum Besten, was Jeschke bisher überhaupt gemalt hat. Was hier erreicht war, konnte er in einem anderen, „Waldzauber" betitelten Bilde zunächst nicht überbieten. Die Stimmung, die ihn in der Natur so machtvoll ergriff und die er auch in diesem Werk, soweit das rein Landschaftliche in Frage kommt, mit aller Wärme ausklingen ließ, suchte er vergeblich zu steigern, indem er eine Frauengestalt als Personifikation des Waldzaubers in den Vordergrund stellte. Es ergab sich keine Einheit. Die symbolische Figur, der weibliche Akt stand für sich in dem Bilde.

Hans Meyer, der mit Stift und Farbe ein unermüdlicher künstlerischer Eroberer des Hessenlandes ist, brachte Motive von der Fulda, Edder (Altenburg) und Weser (Karlshafen), teils mit Pastell-, teils mit Temperafarben ausgeführte Gemälde, deren frische Naturunmittelbarkeit für seine starke, boden-

wüchsige Kunst sehr charakteristisch waren. Auch mit einem Tierbilde war Hans Meyer vertreten. Mit behaglichem Humor und ohne ins Genrehafte zu verfallen schildert er das beschauliche Eheglück einer Storchenfamilie.

Als Anhänger einer älteren koloristischen Richtung der Ölmalerei zeigten sich wieder Professor Brünner mit zwei sorgfältig durchgeführten Porträts und Th. Matthei mit einem Herrenporträt von lobenswerter Ähnlichkeit. Von den weiteren Arbeiten desselben Künstlers verdienen ein Antiquitäten-Stilleben in altmeisterlichem Tone und zwei farbenfreudige Bilder aus Alt-Kassel rühmende Erwähnung, dagegen hatte sich Matthei an dem Magdalenen-Motiv ohne Glück versucht.

H. Dietzsch, ein strebsamer junger Künstler, der allerdings noch stark unter dem Einfluß des Galeriestudiums steht, führte sich mit sehr fleißig und gewissenhaft ins Detail gehenden Blumen- und Früchte-Stilleben ein.

Fritz Barth hatte eine düstere nächtliche Waldstimmung gemalt, die einer gewissen Phantastik nicht entbehrte.

Von den ausstellenden Damen nenne ich Frl. v. Hugo, der eine Dorflandschaft mit Gänseweide sehr malerisch gelungen war, Frl. Soest, die mit einem zarttonigen Veilchenstück vertreten war, Frl. May, die in dem lebensgroßen Bildnis eines Offiziers beachtenswertes Können bewies und schließlich Frl. Neuhof, die mit zwei gut gezeichneten weiblichen Pastellporträts auftrat.

Ernst Zöllner.

Hessische Totenschau von 1906.

Kgl. Oberförster Forstmeister Borgmann, 64 Jahre alt, Oberaula, 3. Januar. — Reichsgerichtsrat Ferdinand Frh. v. Dincklage, Leipzig, 4. Januar. — Redakteur des „Hessenland" Schriftsteller Wilhelm Bennecke, 59 Jahre alt, Kassel, 5. Januar. — Oberpostdirektor a. D. zur Linde, 70 Jahre alt, Kassel, 6. Januar. — Professor und Prorektor a. D. Friedrich Heuser, 79 Jahre alt, Betzdorf, 7. Januar. — Generalsuperintendent und Oberhofprediger D. Wilhelm Lohr, 67 Jahre alt, Kassel, 10. Januar. — Orientalist Professor Dr. Bickell, 68 Jahre alt, Wien, 14. Januar. — Fürst Bruno zu Ysenburg-Büdingen, 69 Jahre alt, Büdingen, 26. Januar. — Oberst Wilhelm von Apell, 57 Jahre alt, Arolsen, 16. Februar. — Sanitätsrat Dr. med. Hinkelbein, Kassel, 23. Februar. — Generaloberst, Generaladjutant des Kaisers Adolf von Wittich, Eisenach, 23. Februar. — Kgl. Forstmeister a. D. Heinrich Siebert, Marburg, 28. Februar. — Pfarrer Alexander Clément, 55 Jahre alt, Oberelsungen, 28. Februar. — Prorektor a. D. Professor Leonhard Grebe, 71 Jahre alt, Jena, 16. März. — Kgl. Opernregisseur a. D. Otto Ewald, 62 Jahre alt, Kassel, 18. März. — Stadtrat Karl Louis Motz, 65 Jahre alt, Kassel, 24. März. — Forstmeister a. D. Karl Ide, 68 Jahre alt, Kassel, 26. März. — Oberförster a. D. Werner Otto, Homberg, 29. März. — Major a. D. Kurt von der Malsburg, 70 Jahre alt, Dresden, 2. April. — Professor und past. extr. Christian Israël, 70 Jahre alt, Hanau, 6. April. — Oberforstmeister Robert Hintz, 66 Jahre alt, Kassel, 15. April. — Direktor a. D. Professor Dr. Franz Buchenau, 75 Jahre alt, Bremen, 23. April. — Kommandeur und Lotsinspektor Karl Körbell, 58 Jahre alt, Cuxhaven, 26. April. — Generalarzt a. D. Dr. Robert Bender, 66 Jahre alt, Fulda, 28. April. — Oberlandesgerichtsrat Dr. Richard Pfeiffer, 58 Jahre alt, Kassel, 6. Mai. — Garnisonsverwaltungsdirektor a. D. Friedrich Siemon, 84 Jahre alt, Kassel, 8. Mai. — Metropolitan i. P. August Soldan, 79 Jahre alt, Bensheim, 8. Mai. — Geh. Regierungsrat Dr. jur. Franz Lotz, 84 Jahre alt, Kassel, 12. Mai. — Oberlehrer Professor Richard Franz, 54 Jahre alt, Kassel, 29. Mai. — Pfarrer Johann Friedrich Kröger, 72 Jahre alt, Wabern, 31. Mai. — Oberlehrer Professor Hermann Reinhard, Hanau, 1. Juni. — Kaiserl. Forstmeister a. D. Heinrich Lange, Marburg, 5. Juni. — Regierungs- und Baurat a. D. Ludwig Brökelmann, Kassel, 17. Juni. — Major a. D. Hermann von Roques, 74 Jahre alt, Kassel, 29. Juni. — Bürgermeister Georg Schöffer, 68 Jahre alt, Gelnhausen, 30. Juni. — Oberregierungsrat a. D. Julius Schönian, 78 Jahre alt, Kassel, 3. Juli. — Pfarrer Adolf Biskamp, 54 Jahre alt, Röllshausen, 13. Juli. — Bischof Dr. theol. Adalbertus Endert, 56 Jahre alt, Fulda, 17. Juli. — Gymnasiallehrer a. D. Professor Dr. Ludwig Stacke, 89 Jahre alt, Erfurt, 27. Juli. — Justizrat Karl Grebe, Schmalkalden, 30. Juli. — Generalleutnant z. D. Reimer von Ende, 62 Jahre alt, Münster. — Geheime Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Seelig, 86 Jahre alt, Kiel, 30. Juli. — Lehrer und Kantor a. D. Friedrich Wigand, 69 Jahre alt, Kassel, 7. August. — Gutsbesitzer und Bürgermeister Wilhelm Beinhauer, 74 Jahre alt, Vollmarshausen, 16. August. — Fabrikant

Ludwig Rocholl, 54 Jahre alt, Kassel, 18. August. — Oberförster Hücker, 66 Jahre alt, Forsthof bei Willingshausen, 7. September. — Kgl. Hoforgelbauer Heinrich Euler, 70 Jahre alt, Gottsbüren, 16. September. — Kgl. Oberförster a. D. August Klein, 90 Jahre alt, Kassel, 19. September. — Landgerichtsrat a. D. Dr. Wilhelm Möbius (Pseudonym Friedrich v. Trais), Gießen. — Pfarrer Zimmermann, 81 Jahre alt, Hanau, 3. Oktober. — Generalmajor z. D. Fritz von Bernuth, erster Kommandeur des Husaren-Rgts. Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. Kurh.) Nr. 14, Wiesbaden, 6. Oktober. — Kaufmann Wilhelm Gleim, 49 Jahre alt, Melsungen, 8. Oktober. — Oberstleutnant a. D. Gustav Rust, 69 Jahre alt, Marburg, 18. November. — Privatmann Heinrich Landgrebe, 81 Jahre alt, Kassel, 1. Dezember. — Kaufmann Hermann Scholl, 57 Jahre alt, Kassel, 7. Dezember. — Konsul a. D. Dr. h. c. Carl Christian Ochsenius, 76 Jahre alt, Marburg, 9. Dezember. — Generalmajor z. D. Franz von Gazen, gen. Gaza, Marburg, 14. Dezember. — Superintendent a. D. Wilhelm Martin, Gudensberg, 22. Dezember. — Dr. Paul Wiecke, ehem. Direktor der Kasseler Gewerbeschule, 78 Jahre alt, Dresden. — Bergwerksbesitzer und Bergrat a. D. Heinrich Franke, 70 Jahre alt, Obernkirchen, 24. Dezember. — Sanitätsrat Dr. Moritz Wiederhold, 57 Jahre alt, Kassel-Wilhelmshöhe, 29. Dezember.

Aus Heimat und Fremde.

Berufung. Landgraf Chlodwig Alexis Ernst von Hessen-Philippsthal-Barchfeld wurde auf Grund des erblichen Rechts als Haupt der jüngeren Philippsthaler Linie des Hessischen Fürstenhauses und als Nachfolger seines 1905 verstorbenen Onkels, des Landgrafen Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld in das preußische Herrenhaus berufen.

Hessischer Geschichtsverein. Am 11. Dezember hielt im Marburger hessischen Geschichtsverein Herr Professor Dr. E. Maaß einen Vortrag über die neugefundene Jupitersäule in Mainz. Dieses hervorragende Denkmal wurde vor mehr denn Jahresfrist in der Sömmeringstraße von Mainz bei ungefähr 2 bis 3 m Tiefe in vielen tausend Scherben zerschlagen aufgefunden. In mühevoller Arbeit hat die dortige Museumsverwaltung aus den Bruchstücken die alte ungefähr 14 m hohe Säule wieder zusammengestellt, die nebst dem dazugehörigen Opferaltar laut Inschrift eine Art offenen Heiligtums darstellt, das zum Ruhme des an der Säule selber abgebildeten Kaisers Nero aufgestellt ist. Gewidmet ist sie dem Jupiter als dem römischen Reichsgott von den Mainzer Kanabaren, das sind die zu Gilden zusammengeschlossenen, mit römischem Bürgerrecht versehenen Bewohner des Lagerdorfes, die aus fremden Gebieten stammten und nach Übereinkunft eine Reihe von Göttern verehrten, deren Bildnisse die Säule trägt. Aus der Wahl der abgebildeten Götter kann man schließen, daß diese Kanabaren wohl aus einem See- und Handelsemporium römischen Rechtes und griechischer Bildung und Religion im südlichen Gallien stammten. Unterstützt wird diese Vermutung durch den feinkörnigen Kalkstein, aus dem die Säule gefertigt ist und der französischen Ursprungs sein dürfte, sowie durch die Namen der beiden Künstler „Semus und Severus, Söhne des Venikarius". Den Vatersnamen als keltisch anzusprechen, liegt kein Grund vor; der Name Severus ist echt lateinisch, der Name Semus ein echt griechischer, der in der Zusammensetzung wie z. B. Pindar Semus wohlbekannt und fraglos in Südgallien, besonders der Nähe Marseilles, nicht selten war. So soll uns das prächtige Monument nicht als ein Ausdruck der am germanischen Limes und in dem römischen Germanien heimischen oder heimisch gewordenen Verhältnisse gelten, sondern vielmehr als ein stolzes Zeugnis jener Kultur, zu deren Schutze die lange Kette von Festungen in den beiden Germanien bestimmt war. Diese Länder sind im ersten Jahrhundert nichts anderes gewesen als das durch Kastelle, Limes und Rhein gesicherte Vorland der wunderbar entwickelten gallischen Provinzen. Die 28 Reliefs der Säule wurden in zum Teil ganz hervorragend prächtigen Photographien vorgeführt und eingehend erläutert. Wir glauben die nähere Beschreibung der Säule uns ersparen zu können, da sie in wissenschaftlichen wie illustrierten Wochenblättern mehrfache Behandlung, zum Teil mit Abbildungen, erfahren hat.*) H. Fechner.

*) Verwiesen mag sein auf die „Gartenlaube" Jahrg. 1906, Heft 34, S. 716—718 und Mainzer Zeitschrift Bd. I, Jahrgang 1906.

Marburger Hochschulnachrichten. Dem Direktor der landwirtschaftlichen Versuchsstation Privatdozenten Dr. Haselhoff ist das Prädikat „Professor" verliehen worden. — Der Verein für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M. verlieh anläßlich seines 70jährigen Stiftungsfestes dem Geheimrat Dr. Theobald Fischer die große

goldene Eduard Rupell=Medaille für hervorragende Verdienste, welche Auszeichnung bisher nur an Hermann von Wißmann und Sven von Hedin verliehen wurde. Ferner wurde der Privatdozent der Erdkunde Dr. Karl Oestreich zum korrespondierenden Mitglied ernannt.

Gedichte von M. Herbert. Die auf Seite 5 und 7 abgedruckten neuen Gedichte M. Herberts wurden von der Verfasserin an ihrem Anfang Dezember in Kassel veranstalteten Vortragsabend vorgelesen und besonders beifällig aufgenommen. Ihre Wiedergabe dürfte daher viele unserer Leser interessieren.

Bischofswahl. An Stelle des verstorbenen Bischofs von Fulda, Dr. Adalbertus Endert, wurde der bisherige Domkapitular Dr. Josef Damian Schmitt gewählt. Dieser wurde 1858 zu Marbach im Kreise Fulda geboren, studierte zu Rom am Collegium Germanicum Theologie und wurde 1882 zum Priester geweiht. 1889 erlangte er die Professur am Priesterseminar zu Fulda, 1895 die Regenswürde; 1899 wurde er zum Domkapitular ernannt.

Auszeichnungen. Der Bildhauer Arnold Rechberg, ein geborener Hersfelder, dem der Pariser „Figaro illustré" ein Sonderheft widmete und über den wir seinerzeit (1906, Seite 131) berichteten, wurde kürzlich im Louvre durch eine Ansprache des Präsidenten Fallières ausgezeichnet. Auch besuchte der französische Unterstaatssekretär für schöne Künste, Dujardin=Beaumetz, seine Kollektivausstellung in der Galerie Georges Petit zu Paris und kaufte die Skulptur „Das Schicksal" für das Luxembourg=Museum an. Kürzlich schuf Rechberg im Auftrag der Republik Argentinien ein Monument für den ehemaligen General und Präsidenten Mitre. Seinen „sterbenden Moses" besitzt, wie wir schon mitteilten, das königliche Museum zu Dresden, seinen „Jüngling von Saïs" das Leipziger Meseum. — Einem geborenen Kasselaner, Gustav Kugelmann in Kota=Radha (Atjeh=Sumatra), ist vom Kaiser die Erlaubnis zur Annahme und Anlegung des ihm für mehrfach bewiesenes mutvolles Verhalten verliehenen Ritterkreuzes des Ordens von Oranien=Nassau erteilt.

Denkmal. Zu Winkel im Rheingau wurde Rhabanus Maurus, der zwanzig Jahre hindurch als Abt zu Fulda wirkte und im Jahre 850 als Erzbischof von Mainz sich während einer Hungersnot um die Einwohner von Winkel verdient machte, auf dem freien Platz vor der Kirche ein Denkmal errichtet.

Première. Im Marburger Stadttheater erlebte am 13. Dezember das vieraktige Drama des dortigen Professors Theodor Birt, „Der Erstgeborene", vor gutbesetztem Hause seine Erstaufführung.

Todesfall. Am 22. Dezember verschied zu Gudensberg der Superintendent a. D. Wilhelm Martin. Martin, ein jüngerer Bruder des Generalsuperintendenten, wurde 1822 in Homberg geboren, trat nach beendetem Studium als Pfarrgehilfe zu Schrecksbach in den hessischen Kirchendienst, wurde dann Pfarrer in Niedermeiser, darauf Pfarrer und Metropolitan in Hümme, 1887 Metropolitan in Gudensberg und trat 1894 in den Ruhestand.

Hessische Bücherschau.

Mentzel, L. Karoline von Hessen=Darmstadt, die große Landgräfin. Ihr Aufenthalt in Prenzlau 1750—1756. 158 S. 8°. Darmstadt (Komm.=Verl. v. Müller & Rühle) 1906.

Die Landgräfin Karoline war die Gemahlin des Landgrafen Ludwig IX., der schon als Erbprinz die Regierung in Hanau=Lichtenberg angetreten hatte. Der durch seine Soldatenliebhaberei berühmt gewordene Fürst hatte anfangs in französischen Diensten gestanden, war aber dann 1744 preußischer General und Chef des in Prenzlau liegenden Regiments von Selchow geworden. Hier in der Hauptstadt der Uckermark hat er von 1750 an mit seiner Familie sieben Jahre gelebt, bis nach dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges ihn teils der Wille seines kaisertreuen Vaters, teils der Ausbruch eines körperlichen Leidens in die Heimat zurückrief. Über diesen Prenzlauer Aufenthalt der erbprinzlichen Familie, die dort durch die Geburt eines Prinzen (des späteren Großherzogs Ludwig I.) und dreier Prinzessinnen vermehrt wurde, sind wir gut unterrichtet durch den Briefwechsel der Erbprinzessin, die zu den schreiblustigsten Damen ihrer Zeit gehört. An ihren Gatten, dessen Wesen ihr gänzlich fremd war und von dem sie in den 32 Jahren ihrer Ehe 18 Jahre lang getrennt lebte, hat sie während dieser Zeit über 2500 Briefe geschrieben. Das vorliegende Buch unserer Marburger Landsmännin Frau Elisabeth Mentzel in Frankfurt ist im wesentlichen ein Auszug aus diesem Briefwechsel, der bereits im Jahre 1877 von Walther herausgegeben wurde. Namentlich die Briefe an die Prinzessin Amalie von Preußen, die Schwester Friedrichs II., die durch ihre Liebschaft mit Trenck berühmt geworden ist und zu den intimsten Freundinnen der spätern Landgräfin gehörte, sind dabei benutzt worden. Das Mentzelsche Buch ist für ein größeres Publikum bestimmt, und dementsprechend sind die im Original französisch geschriebenen Briefe und Briefstellen nur in Übersetzung mitgeteilt. Damit ist freilich der Reiz, den die Lektüre der Originale bietet, verloren gegangen. Die Landgräfin Karoline war eine ganz vom Geiste der französischen Aufklärung erfüllte Fürstin, die mit ganzer Seele mit der Politik und Person ihrers Verehrers Friedrichs II. von Preußen sympathisierte und vielleicht infolgedessen von

der Mit- und Nachwelt etwas überschätzt wird. Wenn sie z. B. im heftigsten Tone sittlicher Entrüstung sich über den aus politischen Gründen erfolgten Glaubenswechsel ihres pfalzgräflichen Bruders ereifert, dann aber ihre Tochter wider den Willen und hinter dem Rücken ihres Gemahls zur griechischen Kirche übertreten läßt, um ihr den russischen Kaiserthron zu verschaffen, so spricht das nicht gerade für die Größe und Objektivität ihres Charakters. — Schließlich sei ein kleiner Irrtum der Verfasserin berichtigt. Das auf S. 76 erwähnte Schwerinsbourg ist nicht, wie Frau M. meint, eine falsche Schreibweise Karolinens für Schwerin in Mecklenburg, sondern der richtige Name eines vorpommerschen Gutes des Grafen Schwerin, den die Prinzessin damals besuchte. Ph. L.

Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. II. Das französische Fremdwort in der Schwälmer Mundart von Dr. W Schoof.

Der Verf. gibt als Einleitung zunächst einen Überblick über die bisherige wissenschaftliche Bearbeitung des Dialektfremdwortes, der die wichtigsten einschlägigen Abhandlungen zusammenstellt. Daran knüpft sich eine kurze Geschichte des Fremdwortes in Hessen und besonders in der Schwalmgegend, wobei auch die ältere hessische Literatur aus der mittelhochdeutschen Zeit herangezogen wird; die hier nachgewiesenen Fremdwörter sind jedoch lediglich allgemein mhd. Sprachgut, so sehr sich auch sonst mundartliche Spuren selbst bis zu Herbort von Fritzlar in der mhd. Literatur Hessens nachweisen lassen. In den nun folgenden Abschnitten ist das Verhältnis der Mundart zum Neuhochdeutschen in Bezug auf den Fremdwörterschatz etwas zu kurz gekommen, die mannigfachen Beziehungen sind dabei nicht zum Ausdruck gebracht, dagegen ist die Lautlehre, Flexionslehre und die Wortbildung sehr sorgfältig behandelt. Am Schlusse stellt der Verf. dann in einem besonderen Idiotikon alle gefundenen und besprochenen Fremdwörter zusammen. Bei der ganzen Arbeit ist offenbar Vollständigkeit Hauptprinzip gewesen, dadurch sind viele nhd. Fremdwörter, die nur in der Mundart eine veränderte Form angenommen haben, und viele weitverbreitete Dialektfremdwörter mit aufgenommen (truwel, vexieren, fassong u. v. a.). Eine Ausscheidung des spezifisch Schwälmischen, die allerdings nicht einfach ist, hätte wenigstens versucht werden können, und die Beziehungen zu anderen Mundarten sind nicht ganz berücksichtigt worden. Trotzdem ist die Arbeit ein wertvoller Beitrag zu unserer wissenschaftlichen Dialektliteratur und gibt viele brauchbare Anregungen. Dr. A. Fuckel.

Personalien.

Verliehen: dem Geh. Medizinalrat Dr. Krause zu Kassel sowie dem Rechnungsrat Maaß zu Kassel der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Sanitätsrat Dr. Mann zu Homberg der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Eisenbahnbetriebssekretär a. D. Stein zu Hanau sowie dem Eisenbahngütervorsteher a. D. Lautenschläger zu Gelnhausen der Kronenorden 4. Klasse; dem Landgerichtsdirektor Jeß zu Marburg der Charakter als Geh. Justizrat; dem Archivar Dr. phil. Küch zu Marburg der Charakter als Archivrat; dem Direktor in der Maschinenfabrik von Henschel & Sohn, Eisenbahnbauinspektor a. D. Grimke zu Cassel, der Charakter als Baurat; den Professoren an der Kgl. Baugewerkschule zu Kassel Geyger, Milde, Schubert, Strehl und Woite der Rang der Räte 4. Kl.; den Oberlehrern Marxhausen am Kgl. Gymnasium zu Fulda, Thieme am Kgl. Gymnasium zu Hanau und Dr. Heuser an der Oberrealschule i. E. zu Kassel, den Lehrern an der Kunstakademie zu Kassel Bernewitz, Holzapfel und Wagner, den Lehrern an der Kunstgewerbeschule zu Kassel Dürrich Hotzfeld und Zimmer sowie den Lehrern an der Kgl. Zeichenakademie zu Hanau Heck und Schultz der Titel Professor; dem Kreissekretär Hoffmann zu Gelnhausen, dem Rendanten der Kgl. Hoftheaterhauptkasse Wichard zu Kassel, dem Rentmeister Vial zu Marburg, den Eisenbahnsekretären Schaake und Zacharias und dem Eisenbahnbetriebskontrolleur Kromm zu Kassel sowie dem Obergütervorsteher Holderer zu Fulda der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Amtsrichter Haseloff zu Melsungen zum Amtsgerichtsrat; Pfarrer Hoffmann zu Ehlen zum Pfarrer in Spieskappel; Pfarrer extr. Müller zu Ehrsten zum Pfarrer in Niederbeisheim; Pfarrer ertx. Herwig zum Hilfspfarrer in Abterode; Pfarrer Sommerlath zu Rengershausen zum Pfarrer in Geismar; Pfarrer Weinrich zu Geismar zum Pfarrer in Rengershausen; Hilfspfarrer Kannegießer zu Langenselbold zum Pfarrer in Waldensberg; Pfarrer extr. Eberth zum Hilfspfarrer in Melsungen; Pfarrverweser Herwig zu Binsförth zum Pfarrer in Dillich; Pfarrer Wagner zu Oberlistingen zum zweiten Pfarrer in Treysa; Referendar Wagner zu Kassel zum Gerichtsassessor.

Versetzt: Oberlehrer Professor Mascher zu Hanau an das Wilhelmsgymnasium in Kassel; Kreissekretär Loock zu Hünfeld vom 1. Mai 1907 ab nach Marburg; Amtsgerichtssekretär Krause zu Lichtenau an das Amtsgericht in Orb.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Dr. Eissengarthen zu Kassel.

Gewählt: Direktor Dr. Dewitz von der Oberrealschule zu Wilhelmsburg zum Direktor der Oberrealschule i. E. in Kassel vom 1. April ab.

Geboren: ein Sohn: Oberlehrer Otto und Frau Hedwig, geb. Griemert (Kassel, 28. Dezember); Hofjuwelier Willy Scheel und Frau Lotte, geb. Hahn (Kassel, 29. Dezember); — eine Tochter: Landmesser Sauer und Frau, geb. Fröhlich (Rotenburg a. F., 16. Dezember); Landmesser Emil Krafft und Frau Cläre, geb. Kirchhoff (Marburg, 24. Dezember).

Gestorben: Rechnungsrat Wilhelm Garz (Kassel, 19. Dezember); Frau Margarete Simon, geb. Moesta, Witwe des Garnisonverwaltungsdirektors, 75 Jahre alt (Kassel, 21. Dezember); Frau Pfarrer Frida Reichhardt, geb. Herbordt (Rotta, 21. Dezember); Superintendent a. D. Wilhelm Martin (Gudensberg, 22. Dezember); verw. Frau Minna Matthieu, geb. Casselmann (Kassel, 23. Dezember); Bergwerksbesitzer und Bergrat a. D. Heinrich Franke, 70 Jahre alt (Obernkirchen, 24. Dezember); Dr. Paul Wiecke, ehem. Direktor der Kasseler Gewerbeschule (Dresden, Dezember); Gutsbesitzer Theodor Bierschenk (Wichmannshausen-Kassel, 25. Dezember); Kaufmann Wolrad Döhne, 56 Jahre alt (Kassel, 26. Dezember); Kaiserl. Postrat a. D. Wilhelm Oxford (Kassel, 26. Dezember); Rechnungsrat Hermann Weber, 82 Jahre alt (Kassel, 26. Dezember); Sanitätsrat Dr. Moritz Wiederhold, 57 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 29. Dezember).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 2. XXI. Jahrgang. Kassel, 17. Januar 1907.

Die Kasseler Chronik des Johann Justus Escherich.

Mit Einleitung von Sanitätsrat Dr. med. Schwarzkopf und Anmerkungen von A. Woringer.

Nichts ist so geeignet, uns einen Einblick in das innerste Leben unserer Vorfahren zu gewähren und deren Fühlen und Denken, deren Tun und Treiben, deren Freuden und Leiden uns schärfer in das Gedächtnis zurückzurufen, als Familienchroniken, die pietätvoll aufbewahrt wurden und sich wie ein heiliger Schatz von Generation zu Generation vererbt haben. Hoch ist der Wert dieser, absichtlos von den Familienvätern niedergeschriebenen Chroniken für die Kulturgeschichte einer Stadt, erfreulich ihre wissenschaftliche Verwertung, und so können wir unserem, jetzt in ehrenvoller Stellung in Berlin befindlichen und der hessischen Heimat hoffentlich bald wiedergegebenen Dr. phil. Losch nur dankbar sein, daß er die Chroniken der Familien Gunkel und Graßmeder*) uns übermittelt und damit ein treues Spiegelbild des alten Kasseler Familien- und Bürgerlebens aus dem 18. Jahrhundert uns enthüllt hat. Als Ergänzung zu diesen beiden Chroniken sei hier einer dritten Chronik Erwähnung getan, die sich den beiden anderen Chroniken in der Schreibweise, in kleinbürgerlicher Auffassung und in politischen wie religiösen Anschauungen auf das engste anpaßt. Erfreulich ist es, aus dieser schlichten Niederschrift einen Einblick in das Seelen- und Gemütsleben eines braven Bürgers zu gewinnen, die Kasseler Sitten und Gebräuche damaliger Zeiten kennen zu lernen und die Gesinnung der Männer, die diese Chroniken harmlos und lediglich mit Rücksicht auf ihre Nachkommen niedergeschrieben haben, auf das genaueste zu erforschen. Hier gaben sich die Menschen, wie sie wirklich waren, indem sie ihre intimsten Gedanken, die innersten Angelegenheiten ihres Familienlebens frei und ohne Zutaten dem Papiere anvertrauten, zumal der Gedanke an eine spätere Veröffentlichung durch den Druck völlig ausgeschlossen war.

Wie der Sage nach auf dem tiefen Grunde eines von Bergen umschlossenen, geheimnisvollen Sees zwei Kronen, leuchtend von rotem Golde und edlem Gestein, ruhen, so blicken uns, diesen Kronen vergleichbar, aus diesen Niederschriften zwei höchst schätzenswerte Vorzüge eines alten und bewährten Bürgertums entgegen, um die wir die alte Generation mit Fug und Recht beneiden dürfen.

*) „Hessenland“ Bd. XVII, S. 70. — Ferner: Zwei Kasseler Chroniken des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Orts- und Familiengeschichte, herausgegeben von Dr. Philipp Losch, Kassel (Vietor) 1904.

Ein festes und unerschütterliches Gottvertrauen in den Stürmen und Unbilden des Lebens spricht aus diesen Zeilen, und warme Liebe zu Fürst und Hessenland beseelt die Herzen derer, die diese Chroniken einst niederschrieben. Was aber letztere Eigenschaft mit Rücksicht auf die Eigenart der damaligen deutschen Kleinstaaten besagen will, und noch dazu in einer Zeit, in der auch in den deutschen Landen bereits ein Wind wehte, der sich zu dem verheerenden Sturm der französischen Revolution bald umwandelte, brauche ich hier nicht auseinanderzusetzen; aber um so höher ist der brave und schlichte Sinn unserer Vorfahren zu bewerten und um so größere Anerkennung müssen wir den Bürgern Alt-Kassels zollen, als selbst die viel geschmähten Bündnisse mit England die Liebe zu dem gnädigsten Landesherrn nicht auszurotten vermochten, und keinem verdammenden Urteile, keinem Worte des Tadels oder des Unwillens bei dem Abmarsche der hessischen Regimenter begegnen wir in sämtlichen Niederschriften der damaligen hessen-kasselschen Bevölkerung. Erst dem Hasse gegen das Haus Brabant blieb es vorbehalten, die Schale des Zornes über die hessenkasselschen Subsidienverträge in vollstem Maße auszugießen und die nicht minder große Schuld anderer deutscher Fürsten an der Gestellung von Truppen für koloniale Zwecke zu leugnen oder in Vergessenheit geraten zu lassen. Die Chroniken und Tagebücher, von hessischen Offizieren oder Kasseler Bürgern in jener Zeit geführt, können aber als Beweis gelten, daß die Überlassung der Regimenter an die Krone England auf Grund von Bündnisverträgen seiner Zeit durchaus nicht so tragisch und verachtungswert aufgefaßt wurde, als man gewöhnlich annimmt, und daß der vielgeschmähte Landgraf Friedrich II., ungeachtet dieser sog. Seelenverkäufe, sich doch in seiner Residenz wie in seinen Landen einer ganz außergewöhnlichen Beliebtheit erfreut hat.

Der Schreiber der nachfolgenden Chronik ist Johann Justus Escherich, der am 23. November 1739 in Kassel geboren wurde und als angesehener Kauf- und Handelsmann am 24. Januar 1795 starb. Er bekleidete die ehrenvolle Stellung eines Leutnants im Schützenbataillon der Stadt Kassel, war selbst auch ein ausgezeichneter Schütze, der viele Preise beim Scheibenschießen sich erschossen hatte. Der Güte eines seiner Nachkommen, auf den das sichere Auge und der bewährte kaufmännische Geist des Ahnherrn übergegangen ist, verdanke ich die Einsicht in diese wertvolle Chronik.

* * *

Anno 1753 den 14. Febr. Ist mein Seeliger Vatter Elias Escherich als Schützen-Kapitän bei der Freyen Hand-Compagnie [1]) gestorben, den 19. Februar begraben und ist alt worden 61 Jahr 10 Monat.

Anno 1771 den 20. Mertz ist meine Seelige Mutter Dorothea Escherichin, geb. Gläßnerin, des Morgens um ½10 Uhr gestorben, den 23. durch die Bäcker-Gilde [2]) begraben worden, hat 12 Träger gehabt, alt worden 69 Jahr 6 Monat.

Anno 1765 den 13. Mertz ist meine Schwiegermutter gestorben, 16. durch die Bäcker-Gilde begraben worden, hat zwey Männer gehabt, der erste war Glaßer-Meister, hieß Rulaeder, der zweite war Bäcker in Cassel, hieß Nebelthau [3]), sie war eine geborene Gläßnerin, ist alt worden 49 Jahr 7 Monath.

Anno 1765 den 26. November Marie Dorothea Ruländerin Hochzeit gehalten, der Heinrich Nebelthau [4]) war ihr Stiefvatter, haben eine Wein-

---

[1]) Die beiden Kompagnien der Kasseler Schützen waren damals noch nicht, wie es später geschah, zu einem Bataillon zusammengezogen, sondern beide, die Doppelhakenschützen-Kompagnie und die Freie Handschützen-Kompagnie, selbständig. Daneben bestanden zwei Bürgerkompagnien und eine Feuerkompagnie. Jede dieser Kompagnien, die zur Garnison von Kassel gehörten, hatte 1 Kapitän, 2 Leutnants, 2 Fähnriche (Bürger- und Feuerkompagnie nur 1) und 1 Adjutant. Sie waren jede etwa 80 Mann stark.

[2]) Die Gilden und Zünfte besorgten die Beerdigung ihrer Mitglieder und deren Angehörigen. Sonst sollten nach der Verordnung vom 30. April 1753 die „Hirten, Nachtwachter, Flurschützen und andere Tagelöhner" das Leichentragen besorgen. Durch Verordnung vom 1. Juli 1775 wurde den herrschaftlichen Hof- und Zivilbedienten aufgegeben, den Privatpersonen aber erlaubt, sich künftig des Trauerwagens (Leichenwagens) zu bedienen, neben dem aber die Träger für die Überführung vom Friedhofstor bis zum Grabe beibehalten wurden; sie begleiteten, wie auch heute noch, den Leichenwagen zu beiden Seiten. Mehr als 8 Träger zu nehmen, war nach der Verordnung vom 13. August 1777 verboten. Die erlaubten 8 Träger durften aber nur bei Beerdigungen von Personen höheren Standes sämtlich den Leichenwagen begleiten; bei anderen Beerdigungen durften nur 4 Träger zur Seite des Wagens gehen, die andern mußten ihn am Friedhofstor erwarten. Die Zünfte, die ihre Zunftangehörigen selbst zu Grabe trugen, waren davon ausgenommen; wir sehen deshalb hier 12 Träger verwendet.

[3]) Johann Heinrich Nebelthau, Bäcker in Kassel, heiratete zuerst im Dezember 1749 die Witwe Anna Elisabeth Ruhländer, dann in zweiter Ehe im April 1768 Martha Elisabeth Schweinsberg, die im August 1769, 32 Jahre alt, starb. Aus erster Ehe stammten 2 Söhne und 2 Töchter, aus zweiter ein Sohn. Nebelthau, dessen Vater aus Schmalkalden stammte und das Gürtlerhandwerk betrieb, war ein Bruder des Postverwalters und Pächters des Fasanenhofs bei Kassel Johannes Nebelthau, dessen Enkel der Oberbürgermeister Friedrich Nebelthau war. (Gundlach, Bürgerbuch.)

[4]) Siehe Anmerkung 3.

Hochzeit[5]) gehabt, Herr Pfarrer von Rothe[6]) hat uns Copuliert.

Anno 1767 den 17 Juni ist mein Schwager Joh. Henrich Ruländer gestorben an einer Auszehrung, den 20. durch die Bäcker begraben, habe denselben bey mir gehabt, ohne verheirathet gestorben.

Anno 1769 den 5. Decbr. ist meine Frau Marie Dorothea Rulaederin von einem Sohn glücklich entbunden worden; den 10. getauft, mein Schwager der Regiments-Feldscheer Avemann[7]) war Gevatter, aber mein Bruder Johann Henrich Eschrich hat das Kind in meines Bruders[8]) Namen über die Taufe gehalten, den Namen Joh. Franciscus geben und 2 Löffel geschenkt.

Anno 1744 den 22. Sept. Ist meine Frau gebohren Marie Dorothea Escherichin, gebohrene Ruländerin. Diese ist hier nur notirt worden, weil man nicht eher hat erfahren können, wann eher sie geboren worden. Darum ist es unter die Jahreszahlen gesetzt worden, sondern gehörte da weiter vorn gesetzt zu werden.

Anno 1739 den 23. November bin ich Joh. Justus Escherich geboren.

Anno 1773 den 8. April Ist meine Schwester Martha Elise Hölkin, geb. Escherich gestorben, den 10. begraben, von der Bäckergilde getragen, 10 Träger gehabt, alt worden 42 Jahr.

Anno 1773 den 29. Januar ist die Frau Baase Dorothea Elisabeth Hugoin[9]) gestorben, die war eine geborene Escherichin, von der Marktgasse-Ecke, den 1. Februar begraben, die Schumachergilde getragen, 10 Träger gehabt; 43 Jahr 4 Monat.

Anno 1775 den 12. Juli ist mein Schwager Hölke[10]) gestorben, den 15. begraben, die Bäcker gesellen haben denselben begraben, Jeder 1 Thlr. zum Präsent bekommen die Gesellen.

Anno 1788 Aufn Sonntag des Mittags (4. May) zwischen 5 und 6 Uhr ist mein Bruder seine Tochter mit Tod abgegangen, Namens Dorothea, ist alt worden 20 Jahr 7 M. Den 7. May durch die Bäckergilde begraben, getragen von 12 Trägern, gehabt 4 Kronen auf der Lade[11]), wovon 3 mit ins Grab genommen, 3 Schesen[12]) gehabt.

NB! Die Kronen haben ihr ihre guten Freunde zu ehren gemacht gehabt, weil sie ja eine Schöne Jungfer war, dazu wohl die Schönste in Cassel. Herr Rat Appelius[13]) und Herr Pfarrer Schwartzenberg[14]) mit gewesen zur Leiche. Es war so ein Aufruhr in Cassel wie lange nicht gewesen, wollten sie noch alle in der Lade liegen sehen. Monf. Hartmann hat ihr ein Küßen von Atlas geschenkt.

Den 7. April 1790 auf den Mittwochen hat der Herr Vetter Wilhelm Escherich das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt des Abends um 1/2 9, ist alt worden 29 Jahr 8 Monath, die Seminaristen[15]) gesungen vor dem Hause das 290. Lied: Ach Gott und Herr.[16]) Den 10. begraben auf einen Sonnabend, Mittags um 3 Uhr. Herr Rath Apelius und Herr Pfarrer Schwartzenberg.

1795 den 24. Januar Abends um 9 Uhr starb mein Vater Just. Escherich[17]) an den Folgen eines Schlagflusses nach einem 10 1/2 wöchigen Krankenlager, ist alt worden 55 Jahr 2 Monat. Ist begraben den 28. und hat eine Gehleiche gehabt, indem die Schützenoffiziere[18]), Unteroffiziers und Gemeine von Bindernagels Compagnie sich ausbaten, ihn begleiten zu dürfen.

1768 den 1. März hat der Herr Landgraf Friedrich den Stadtwall lassen umreißen durch seine Soldaten von allen Regiments-Commandos und

---

[5]) Die sonst sehr ins einzelne gehenden Verordnungen über die Hochzeiten enthalten keinerlei Bestimmungen über Wein- und Bier-Hochzeiten; es scheint demnach in das Belieben des Hochzeitsvaters gestellt gewesen zu sein, welches Getränk er den Hochzeitsgästen vorsetzen wollte. Wein-Hochzeiten konnten natürlich nur wohlhabendere Leute geben.

[6]) Cornelius von Rhoden, seit 1762 Pfarrer an der Altstädter Gemeinde, später Konsistorialrat und Superintendent.

[7]) Franciscus Avemann war Regimentsfeldscher im Infanterie-Regiment Erbprinz. Da dies in Eschwege stand, mußte er sich bei der Taufe vertreten lassen. Daß letztere so bald nach der Geburt stattfand, entspricht der damaligen Sitte.

[8]) „Bruder" hier wie auch später im Sinne von „Schwager".

[9]) Valentin Hugo, ein Schneider aus Eschwege, wurde 1656 Kasseler Bürger. (Gundlach, Bürgerbuch S. 70.)

[10]) Der Ehemann der oben erwähnten Martha Elise Hölke, geb. Escherich.

[11]) Lade = Sarg.

[12]) Bestimmungsmäßig durften Angehörige der Bürger nur zwei Chaisen haben.

[13]) Johannes Appelius, Konsistorialrat, zweiter Pfarrer der Freiheiter Gemeinde und Archidiakonus des Stifts St. Martin.

[14]) Johann Georg Schwarzenberg, dritter Pfarrer der Freiheiter Gemeinde.

[15]) Die Schüler des Kasseler Schullehrerseminars sangen, wie anderwärts die Kurrendeschüler, gegen Entgelt vor den Häusern wohlhabender Bürger Choräle.

[16]) Nummer 202 des jetzigen reformierten Gesangbuchs.

[17]) Der Verfasser der Chronik.

[18]) Die beiden Schützenkompagnien waren 1795 bereits auf 4 Kompagnien verstärkt und zu einem Bataillon zusammengezogen. Die Offiziere der 1. freien Handschützen-Kompagnie, die ihrem Premierleutnant Escherich zum Grabe folgten, waren Kapitän Johann Lorenz Bindernagel, Sekondleutnant Jakob Rudolph, Fähnriche Johann Henrich Imhoff und Karl Diederich, Adjutant Gottfried Bender.

haben sogleich mit der Mauer um die Stadt den Anfang gemacht.[19])

Den 14. Januarÿ ist unser Herr Landgraf Friedrich seine Gemahlin gestorben, zu Hanau hat sie ihren Wittwensitz gehabt 1772.[20])

1773 den 10. Januar ist unser Herr Landgraf zu Berlin mit unserer jetzigen Frau Landgräfin vermält worden[21]), den 10. Februar sein sie mit der Stadtkutsche vom weißen Stein[22]) in die Stadt kommen; die 2. und 3. Garde und das Leibfüselier-Regt. hat Parade gemacht; weiter Niemand beim Einzug ist nicht gewesen.

Den 28. Juni 1777 hat der Henrich Hölke mit der Jungfer Kochin Hochzeit gehabt, 32 Personen, eine Bier-Hochzeit; Koch Müller[23]) gekocht, accordirt 42 Thlr.; Dienstag und Mittwoch.

[19]) Die Ereignisse des siebenjährigen Krieges hatten gezeigt, daß die Festung Kassel einer regelrechten Belagerung nicht mehr zu widerstehen vermochte, wohl aber einem Feinde, der sich darin festsetzte, einen willkommenen Stützpunkt abgab. Friedrich II. beschloß deshalb am 15. Dezember 1767 die Schleifung der Festungswerke, mit der bereits am 21. Dezember 1767 am Zeugmantel durch Gefangene der Anfang gemacht wurde Die Sache ruhte dann wieder bis zum 29. Februar 1768 (Escherich gibt oben 1. März an). An diesem Tage begannen Kommandierte von sämtlichen Linieninfanterie-Regimentern die Beseitigung der Wälle und Gräben, wozu man mehrere Jahre brauchte. Die danach um die ganze Stadt gezogene Mauer (die Festungswerke hatten die Oberneustadt nicht umschlossen) diente weniger militärischen, als steuerlichen Zwecken. Ein kleiner Rest dieser Mauer ist in der Wallstraße in der Unterneustadt noch vorhanden. — Die Verwendung des Militärs zur Bewältigung größerer Erdarbeiten war im 18. Jahrhundert allgemein üblich. Die Garden und die Kavallerie waren aber zu solcher Arbeit zu vornehm. Auch das große Bassin in der Karlsaue ist durch Soldaten ausgegraben worden.

[20]) Landgräfin Maria, Tochter König Georgs II. von Großbritannien, geboren 5. März 1723 zu London, vermählt zu London durch Prokuration 19. Mai 1740. Nach dem Übertritt Friedrichs II. zum katholischen Bekenntnis lebte sie seit 1754 in Hanau und regierte für ihren Sohn Wilhelm, den späteren Kurfürsten Wilhelm I., die Grafschaft Hanau bis 1764. Sie war eine sehr feingebildete Dame.

[21]) Philippine Auguste Amalie, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, geboren 10 Oktober 1745, gestorben kinderlos zu Berlin am 1. Mai 1800.

[22]) Schloß Weißenstein (Wilhelmshöhe).

[23]) Zur landgräflichen Hofküche gehörte damals ein „Ritter-Koch“ Johannes Müller, der hier jedenfalls gemeint ist. Der „Ritterkoch“ hatte vermutlich im Gegensatz zum „Mundkoch“ nur für die Bedienung zu kochen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines hessischen Offiziers vor hundert Jahren.

Von Dr. Reinhard Brauns, Professor an der Universität Kiel.

(Schluß.)

Die Reise nach Luxemburg und den Aufenthalt dortselbst, der bis Ende Mai oder Anfang Juni 1807 dauerte, schildern die folgenden Briefe:

„Luxemburg, d. 20. Dezember 1806.

Seit dem 17ten dieses sind wir Geißeln hier und erwarten unser Schicksahl. Unsere Reise von Mainz bis hierher habe ich und der Capit. von Trott, womit ich gemeinschaftliche Sache mache, folgender Weise ausgeführt. Fürs erste gingen wir zu Mainz in Gesellschaft einiger 70 Officiere ohne Bediente auf eine Jacht, um mit derselben bis nach Coblentz zu machen. Wir waren aber kaum 4 Stunden weit gemacht, als der Schiffer wegen conträren Wind anlegte und uns bedeutete, daß er nicht weiterfahren könnte, hier war nur eine Oberge, ich und der Capit. von Trott nebst dessen Burschen Schütz, welcher unsere Mantelröcke aufpackte, gingen noch 1½ Stunden weiter mit dem Versprechen des Schiffers, daß er uns dort wieder abholen wollte, aber anstadt dessen fuhr selbiger des andren Morgens gerade vorbei ohne anzuhalten. Es wahren noch 9 Off. daselbst, die sowohl wie wir im Stiche gelassen wurden, worunter der Prinz von Solms wahr. Was hatten wir nun weiteres zu thun. Der Cap. von Trott und ich wir mieteten ein Both, welches uns über den Rhein nach Bingen brachte, diese Reise war wegen Sturm sehr unangenehm, von da aus nahmen wir einen Hauderer, welcher uns noch denselben Tag 6 Stunden weiter schaffte. Nach der Zeit haben wir bis hierher Extra Post genommen, wo wir dann, ohne einige kleine Unannehmlichkeiten, glücklich und gesund hier ankamen. Das Fuhrwerk kostet uns im ganzen 50 Fl. und die Zährung ungefähr 30 Fl. Nach Aussage der übrigen Officiere sind wir noch am wohlfeilsten davongekommen, denn der Obristleutn. v. Westfahlen versichert, daß ihm die Reise für seine Person über 60 Fl. käme, also 20 Fl. mehr wie unser eins.

Hier haben wir unsere Einrichtung folgendermaßen getroffen, wir liegen in einem Hause, ein jeder seine eigene Stube und eine Kammer für

den Burschen, dafür bezahlen wir monatlich 5 Laubthaler ohne Feuerung. Das Essen lassen wir uns täglich per Mann zu 1 Livre hohlen, wovon der Bursche noch etwas bekömmt und wir uns den Braten zum Abendessen aufheben können. Dieses wird Dir beste ein wenig theuer vorkommen, aber wir sind froh, daß wir so gut noch wegkommen. Heute haben wir uns für 10 Livres Holz gekauft, wovon wir, um sparsam umzugehen, nur einen Ofen des Morgens und Abends heitzen, denn unser Gehalt beträgt nach der ersten 8tägigen Auszahlung des Monaths ohngefähr 32 Thlr. Ich kann also liebe Tochter, so gern ich auch wollte, Dich jetzt nicht unterstützen, denn es ist beinahe bei der Theuerung unmöglich sich damit durchzuschmeißen. Die Herrn Majors stehen sich desto besser, denn solche erhalten 90 Thlr. monatlich."

„Luxemburg, d. 28ten März 1807.

Morgen gehen wieder sämtliche Officiere vom Regiment Bisenroth, welches zu Rinteln liegt, von hier weg, nehmlich selbige, welche vor 8 Tagen erst hier angekommen sind, es sind ihrer 16. Hiervor hat sich der dortige Commandant zu Rinteln an den Kaiser verwendet und sogleich auch los erhalten, weil im Schaumburgschen keine Unruhen entstanden sind. Daß wir nun noch immer beibehalten werden, haben wir den unruhigen Köpfen in Hessen zu danken.

d. 29ten. Ich wünsche, daß Du beste diese Ostern vergnügt mit unsern lieben Kindern vollbringen mögest. Ich bin ziemlich zufrieden, denn durch die Güte unseres Fürsten wird unser Schicksal sehr erleichtert, indem wir gestern bereits 30 Thlr. erhalten haben und ein jeder von uns auf die verflossenen vier Monate 250 Thlr. im ganzen bekommen soll.

Die Offiziere sind noch nicht weg, sondern werden erst d. 1. April ihre Abreise antreten. Hierunter sind gewiß einige, welche lieber hier blieben, darunter der Cap. Fl., welcher sich zu Französischen Diensten geschlagen hat, nach der Zeit aber wie es hieß, daß unser guter Fürst uns ²/₃ Tractament monathlich geben wollte (welches aber die Abtrünnigen nicht bekommen), so hatten selbige sich vorgestellt, wann sie wieder hierher giengen, solches auch zu genießen, aber das Gegentheil, sie erhalten nichts."

Mit rührender Sorge gedachte er während seiner Gefangenschaft seiner Frau und Kinder und hielt sie immer wieder an, fleißig zu sein; nur einige Zeilen aus einem Briefe führe ich hier an:

„Luxemburg, d. 14. April 1807.

Carl hoffe ich wird doch nunmehro die Last des steten Bettliegen überstanden haben, aber wenn er solches verlassen hat, bitte ich ihn stets zu erinnern, nicht zu früh sich der Krücken zu entwöhnen. Lieb wäre es mir, wenn er sich fleißig im schönschreiben u. rechnen üben thäte, die andern Wissenschaften als die Lateinische und Französische Sprache wie auch das Zeichnen nicht zu versäumen. Alsdann wird es ihm nicht schwer fallen, in jedem Fach sich seine Bedürfnisse in der Zukunft zu verschaffen. [Er ist als Gymnasialdirektor in Rinteln 1846 gestorben.] Den Ferdinand, welchem das lernen schwer fällt, aber was er einmal begriffen hat, gewiß auch behält, bitte in meinem Namen, sich Mühe zu geben und seinen Kopf anzustrengen, damit er in der Zukunft ein wahrer Weltbürger zum besten der Menschheit werden könne. [Er war zuletzt Großkaufmann in Baltimore, kgl. württembergischer Generalkonsul für die Vereinigten Staaten und kgl. preußischer und kgl. sächsischer Konsul und starb zu Baltimore 1856.] Wilhelm und Fritz müssen fleißig angehalten werden zum lesen und schreiben, damit ich, wann ich wieder glücklich bei den meinigen bin, sehe, daß solche sich durch ihren Fleiß meine Liebe erworben haben. [Wilhelm starb 1832 zu Nentershausen als Steueraufseher. Fritz war Pfarrer in Dörnhagen und dann in Harle und starb im Ruhestand 1875 zu Marburg.] Jettchen, das liebe Mädchen, bitte selbiges, daß es für seinen Vater, der stets an es denkt, ein Paar Strümpfe strickt, welche es mir überreicht, wenn ich so glücklich bin, Dich beste wieder zu umarmen. [Starb zu Marburg 1864 als Witwe des 1861 zu Obergrenzebach verstorbenen kurfürstlich hessischen Revierförsters Georg Siebert.] Den Theodor [während der Gefangenschaft des Vaters geboren] lerne den Vaternamen zu pappeln, so werde ich mich unendlich ergötzen bei meiner sehnlich hoffenden Zurückkunft. [Ging 1833 nach Amerika; nachdem er 1842 noch einmal bei seinen Verwandten in Deutschland gewesen, ist er in Amerika gestorben, aber es ist ungewiß, wo und wann.]"

Die letzte Nachricht aus Luxemburg ist vom 16. Mai 1807 datiert:

„Luxemburg, d. 16. Mai 1807.

Wir hoffen bald durch Vermittelung des Gouverneurs Lagrange die unsern bald wieder zu umarmen, o mit was für einer Freude werde ich die Reise dazu (und sollte ich sie auch zu Fuß machen müssen) antreten, 8 Stunden dächte ich doch täglich zu machen."

Bald danach ist die Freilassung erfolgt und die hessischen Offiziere durften in ihre Heimat zurückkehren. Aber was nun? Zunächst wohnte Brauns in Treysa ohne jede Stellung; am 6. Fe-

bruar 1808 wurde er zum Commandant en Second dans la Compagnie Departementale de la Werra ernannt*) mit dem Wohnort in Marburg. Hier verlor er im Mai desselben Jahres seine Frau, an der er mit zärtlichster Liebe hing; schon ein Jahr später folgte er ihr im Tode nach, sechs Kinder als Waisen hinterlassend.

„„Mein Vater““, so erzählt sein Sohn Karl, „„hielt viel darauf, daß auch ein Soldat die Alten verstände. Er selbst konnte noch ziemlich viel Lateinisch und mußte mir manchmal bei der Vorbereitung helfen; er leitete selber meine Lektüre. Überhaupt war er ein sehr verständiger Mann, zeichnete vorzüglich schöne Pläne, drechselte und schnitzte gut und besaß manche andere Geschicklichkeit, z. B. die in Pappe zu arbeiten*), womit er sich in Stunden der Muße beschäftigte. Aus ging er selten, und dann auch nur mit seiner Familie, in deren Kreise er sich überhaupt am glücklichsten fühlte. Den Sommer über war seine Lieblingsbeschäftigung, einen kleinen Garten, den er gemietet hatte, anzubauen.

Mein Vater hatte einen sehr starken Körper und war früherhin nie krank gewesen. Aber die Unzufriedenheit mit der westfälischen Regierung, die Trauer über den Tod meiner Mutter und so manches andere nagten an seinem Leben und Gott nahm ihn, wie er es wünschte, bald von dieser Erde, wo für ihn keine Freude mehr sein konnte. Er starb den 31. Mai 1809.““

*) Die erfolgte Ernennung ist Brauns durch folgenden Erlaß mitgeteilt worden:

Ministre de la Guerre. 1re Division. Personnel. — Royaume de Westphalie.

Cassel, le 15 Février 1808.

le Ministre de la Guerre.

Je vous préviens, Monsieur, que Sa Majesté par sa décision du 6 de ce mois, vous a nommé Commandant en Second dans la Compagnie Departementale de la Werra.

Vous voudrez bien faire vos dispositions pour vous rendre incessamment à Marbourg, près de Mr. Flics, Commandant de cette Compagnie, que j'ai prévenu de votre nomination et sous les ordres du quel vous serez.

Vos appointemens vous seront payées à compter du Seize du courant.

Jusqu'a ce que votre Brévet vous soit délivré la présente lettre vous en tiendra lieu.

J'ai l'honneur de vous saluer.

Le Ministre de la Guerre
Ullrich.

*) Siehe die Anmerkung S. 55 Nr. 5 des Jahrg. 1893.

Sprüche.

Dem Hohlkopf ist die Einsamkeit eine große Leere, dem Denker eine Lehrerin des Großen.

* * *

Es ist uns besser, das Rauschen der Bäume, als das Schwatzen der Leute zu hören.

* * *

Selbst auf dem Meere der Barmherzigkeit wettfahren die Schiffe der Ruhmsucht.

* * *

Silberne Münze gewinnt mehr Gunst als goldener Rat.

* * *

Mit dem Griffel der Phantasie aus dem Buche der Natur abschreiben, das ist wahre Dichtkunst.

* * *

Ein einziger unbewachter Blick verrät oft das, was ein beredter Mund mit tausend Worten verschweigt.

* * *

Die Schwätzer und die Schweiger werden meistens mißverstanden.

* * *

Wo die Heftigkeit Sturm läutet, da kann die Vernunft nicht arbeiten.

* * *

Willst du von einem Menschen erfahren, ob er dein wahrer Freund ist, so begegne ihm in Gesellschaft anderer!

* * *

Im Berge der Weisheit stößt des Schatzgräbers Spaten auf tausend steinerne Rätsel.

Ravolzhausen. **Sascha Elfa (Helene Bechtel).**

Vom Kasseler Hoftheater.

„Alles fließt“. Das Wort des griechischen Philosophen gilt auch von unseren Theaterzuständen. Noch folgt ein Gastspiel dem anderen, noch sind wir weit entfernt davon, ein festgefügtes Ensemble zu besitzen, noch wird unser Spielplan eingeengt und beeinflußt von dieser Werdezeit. Aber ein Ziel scheint doch erkennbar zu sein, und ernster Wille, fester Plan und künstlerische Strebungen und Absichten treten erfreulich hervor: In der Regieführung und Inszenierung fachkundige Aufmerksamkeit und Rührigkeit, die auch das Kleine und Unbedeutende zu beachten nicht verschmäht, künstlerisches Feingefühl für die Imponderabilien der Bühne, sorgsame Feilung des Zusammenspieles, fleißige Vorbereitung und Herausbringung von Novitäten. Vieles ist ja noch nicht geboten worden. Der geschehene und der bevorstehende Wechsel im Personal machten das wohl auch unmöglich. Aber, was uns gezeigt wird, beweis, daß die neue Leitung die alten, guten Traditionen nicht nur bewahren, daß sie dieselben auch weiter ausbauen will.

Man darf daher der Zukunft erwartungsvoll entgegensehen. —

Zwar Ibsens „Wildente“, die für die Hofbühne eine Neuheit bedeutet (im „Königstädtischen Theater“ hatten wir vor Jahren schon einmal den „Genuß“), hätten wir ganz gern vermißt. Das Stück gehört zu jenen Erzeugnissen ausländischer Literaturen, auf denen für die, das Fremde so gern bevorzugenden Deutschen der Vermerk zu stehen scheint: „Das Überschätzungsrecht wird vorbehalten“. Ein Narr, fast ein Idiot, Gregor Werle, erblickt seine Lebensaufgabe darin, aus dem Heim seines Jugendfreundes Hjalmar die Lüge zu entfernen. Er ist ein Wahrheitsfanatiker, der „seine Forderung bei zahlungsunfähigen Leuten eintreibt“. Er ist ein bösartiger, gemeingefährlicher Narr, der den philiströsen Photographen Hjalmar komischerweise für einen Helden ansieht. Er setzt die ganze Handlung in Bewegung, die nicht tragisch anmutet, weil zu viele Satire eingestreut ist, und deren Satire wiederum zu mürrisch und verzerrt erscheint. Wir wollen die Handlung hier nicht rekapitulieren. Sie bietet ein vollkommenes Tableau Ibsenscher Seltsamkeiten und Fehler. Da ist die Erblichkeit, die nur in Fehlern und Mängeln, nie in Vorzügen zutage tritt, da ist das mystisch-symbolische Element, da ist das Unnötig-Quälende (hier Hedwigs Tod), da ist die Sprache, die tief sein soll, aber nur flach und banal ist. In der Tat: selten wird auf dem Theater eine solche unglaublich tiefstehende Konversation gemacht, wie in der „Wildente“. Inszeniert war das Stück durch Herrn Hertzer ganz vortrefflich. Beim Konsul sowohl wie beim Photographen wirklichkeitsechte Einrichtung, prachtvolles Zusammenspiel, stimmungsvolle Abtönung. Der Gregor des Herrn Bohné war etwas zu heldisch. Dieser Wahrheitsfanatiker ist ein starrköpfiger Dummkopf. Auch Ibsen hat ihn so gewollt. Der Glaube an Hjalmar kam trefflich zur Erscheinung. Herr Kothe war ein ausgezeichneter Hjalmar, Herr Hellbach gab den alten Werle lebenswahr und eindringlich. Herr Jürgensen machte aus dem alten Ekdal eine tief sich einprägende Charakterfigur von künstlerischer Vollendung. Die wichtige Rolle der kleinen Hedwig wurde von Frl. Erna Reimers mit vorzüglichem Gelingen, natürlich in Wort und Geste, verkörpert.

Dann ward uns ein Mimodrama „Die Hand“ von Bereny, dem Gatten der bekannten Diseuse Charlotte Wiehé, geboten. Man schwärmt ja jetzt für Kriminalgeschichten. Keine Rubrik in den Zeitungen wird eifriger gelesen als der „Gerichtssaal“. Niemals hatte ein gleich schlechtes Stück einen gleich großen Erfolg wie Sherlock Holmes. Und so ist denn diese Erstaufführung so viele Jahre nach Entstehung des Stückes aktuell. Literarischen Wert hat dieses nicht. Auch die Musik ist weder geistreich noch originell. Aber nervenspannend und erregend wirkt das Mimodrama. Und da es Gelegenheit zur Entfaltung wirklich künstlerischer Leistungen bietet, soll es in dem Repertoir der Hofbühne willkommen sein. Ein Einbrecher steigt nachts in das Boudoir einer Tänzerin, um zu stehlen. Sie entdeckt seine Anwesenheit, als sie einige Pas übt und seine, durch die Portière gesteckte Hand im Spiegel erblickt. Wie sie, von Entsetzen gepackt, sich den Anschein gibt, als habe sie nichts gemerkt; wie sie, um den drohenden Überfall hinauszuschieben, anscheinend sorglos weiter tanzt, das ist die Hauptszene des Stückes. Der Einbrecher ist denn auch so liebenswürdig, mit seinem Angriff zu warten, bis der Verehrer der Tänzerin zurückkehrt, um seinen absichtlich vergessenen Überrock zu holen. Die Tänzerin wird gerettet, der Dieb darf sich entfernen, der Liebhaber bleibt, die Tugend (wenigstens die, die fremdes Eigentum respektiert), siegt und beruhigt klatscht das erregte Publikum Beifall. Die Nichtigkeit war von Herrn Hertzer mit ganz hervorragendem Geschick und Geschmack inszeniert. Das Boudoir der Diva mit seiner modernen Ausstattung erinnerte in nichts an Bühnenglanz und Scheineleganz. Hier war alles echt. Man hatte die Empfindung: in diesem Raume waltet die Hand einer schönheitsdurstigen Frau. Frl. Cordialy spielte und tanzte die Tänzerin mit vollendeter Grazie und großem Charme. Sie wußte in Mimik und Gebärde ihren Empfindungen prägnanten Ausdruck zu geben. Der Einbrecher des Herrn Jürgensen zeigte wieder einmal die Wandlungsfähigkeit dieses Künstlers und die hingebende Gewissenhaftigkeit wie das künstlerische Vermögen, die er für alle seine Aufgaben einsetzt. Er schuf eine Figur von verblüffender Realistik. — In das Gebiet choreographischer Kunst gehört auch „Eine Sommernacht auf Wilhelmshöhe“, von Haustein, Musik von Kaletsch. Götter und Göttinnen, Nymphen und Dryaden, Wasser- und Feuergeister geben sich hier auf Wilhelmshöhe ein Rendez-vous zu bunt bewegter Handlung, zu der der Komponist eine ansprechende, stimmungsvolle Musik geschrieben hat. Auch hier erntete Frl. Cordialy mit den übrigen Damen des Balletts (Frl. Croneberg, Frl. Hertel u. a.) lebhaften Beifall. Der Verfasser und der Komponist mußten mehrfach an der Rampe erscheinen.

Der Tanz spielt auch in der Novität „Husarenfieber“ eine Rolle, die nach ihrer beifallfreudigen Aufnahme in Berlin nun auch ihren Weg nach Kassel gefunden hat. Meiningerhafte Echtheit der Arrangements, die sich sogar bis auf die Ordensschnallen erstreckte, vortreffliche Anordnung des Husareneinzugs, eindrucksvolle und lebenswahre Ausstattung des Kasinos und der kommerzienrätlichen Räume boten den Beweis, mit welcher liebevollen Vertiefung die Regie des Herrn Hertzer ihres Amtes gewaltet hat. Das Stück hat einen sehr netten, originellen ersten Akt, der offenbar von Skowronnek herrührt. Die folgenden bleiben weit hinter ihrem Vorbild „Krieg im Frieden“ zurück. Aber — ein Dutzend und mehr fescher Leutnants mit Säbel und Sporen sind mehr als genug, um unser militärfrommes Publikum zu erobern. Das Stück macht keinen Anspruch auf aufregende Originalität, es bringt uns manchen lieben alten Bekannten, aber mit seiner anspruchslosen Fröhlichkeit unterhält es uns ein paar Stunden vorzüglich. Und da in dem sonst abfallenden letzten Akt sich die Autoren sogar einen neuen Tric geleistet haben (mit fingierten Briefen eines Auskunftsbureaus), hält die Heiterkeit bis zum Schlusse an. Die Heiterkeit, nicht die Spannung. Von der kann keine Rede sein. Denn daß es zum Schluß eine Verlobungsepidemie geben würde, wußte man im voraus. Die Herren Bohné, Kothe und Wolfram repräsentierten das militärische Element vortrefflich. Von dem zivilistischen sei besonders Herr Jürgensen hervorgehoben, der ein Kabinettstück humoristischer Darstellung mit zwerchfellerschütternder Wirkung schuf. Frl. Brunow, Frau Kase und Frl. Berka spielten die jungen Kirchhainerinnen liebenswürdig und anmutig, Frau Jürgensen war eine Frau Nippes von drastischer Komik, Herr Stiewe ein Offiziersbursche voll wirksamen Humors.

Felix Philippis „Helfer“ ist ganz anders geartet. Das Stück will ein Bild modernen Lebens sein und ist doch nur ein Beweis der Sensationslüsternheit des Verfassers. Er stellt keine lebenden Menschen, sondern nur Typen aus dem „Simplizissimus“ und den „Fliegenden Blättern“ auf die Bühne. Ein Senator, der sich nur um sein Geschäft, nie um seine Familie gekümmert hat und sich dann wundert, wenn diese verwahrlost; seine Frau eine hysterische Idiotin; die älteste Tochter ein Biederweib, das seine Tugend in Grobheiten kundgibt; der Sohn ein verrohter, faullenzender Monocleträger; die jüngste Tochter

ein verderbtes, jenseits von Gut und Böse angelangtes Geschöpf. Diese Beate hat mit solchem Nutzen Prevost's „Demi-vierges", „Marie-Madeleine" und das „Nixchen" gelesen, daß man glauben könnte, ihre Unterhaltung bestehe aus Zitaten aus diesen „Meisterwerken". Sie hat ein Verhältnis mit dem egoistischen, geschäftskundigen Schürzenjäger Steinharter (für den Herr Kothe viel zu viel weltmännische Liebenswürdigkeit, viel zu wenig rücksichtslose Energie hatte) Dieser Steinharter hilft dem Vater, dem Senator Oddendahl (von Herrn Friedrich vorzüglich dargestellt) aus großer geschäftlicher Not. Als Oddendahl erfährt, daß seine Tochter dem Helfer in dessen Garçonwohnung Abendbesuche macht, stellt er ihn zur Rede und Steinharter will das Verhältnis legitimieren, indem er um die Hand Beates anhält. Diese aber schlägt seine Werbung aus. Seine Geliebte und Herrin — ja; seine Frau und Sklavin — nie und nimmermehr. Nach dieser blödsinnigen Erklärung bleibt dem alten Oddendahl natürlich nichts anderes übrig, als dem Liebhaber der Tochter das Darlehen von 400 000 Mark zurückzugeben und zu diesem Zweck Wagen und Pferde, Haus und Hof zu verkaufen. Doch Beate besinnt sich noch zu rechter Zeit. Jetzt entdeckt sie, daß sie eigentlich Steinharter doch liebt. Er, der gewissenlose Roué, behauptet auch, er liebe Beate. Sie kriegen sich. Beates Fehltritt erfährt kein Mensch. Er ist also so gut wie nicht geschehen. Oddendahl behält seine vierhunderttausend Mark und seine Ehre(!) und die angenehme Familie kann ungestört weiter vegetieren. Die Lösung erregte Heiterkeit. Aber es ist doch kein Wunder, daß eine Handlung komisch ausgeht, wenn lauter „Fliegende Blätter"-Figuren mitwirken! So scharf gezeichnet manche Einzelheit ist, so unwahr und rein theatralisch ist das Ganze. Ein in jeder Beziehung schlechtes Stück. Beim Verlassen des Theaters hörten wir folgendes Gesprächsbruchstück:

„Leb wohl, mein Freund, beim Auseinandergehn
Leg' ich mein Urteil in dem Worte nieder:
Nachdem ich den Philippi angesehn —
Bei Philippi sehn wir uns nicht wieder."

Herr Munkwitz hatte das „Drama" hübsch inszeniert, vielleicht mit zu wenig Pracht in der senatorialen Villa. Frl. Brunow spielte die Beate graziös, übermütig, kapriziös, nur tanzen kann sie nicht. Das macht aber nicht viel aus. Die Leistung war eine außerordentlich erfreuliche. Herr Wolfram schuf eine verblüffend realistische Figur in dem Sohne, schnodderig, blasiert, selbstsicher, Frl. Scholz war als Frau des Senators ganz vortrefflich, Frau Kase zeigte als Rittergutsbesitzerin warme Empfindung und sympathisches Naturell.

In der Oper haben wir in der Berichtsperiode nur eine Novität zu verzeichnen, den Einakter „Die schöne Müllerin" von Otto Dorn, von dem schon früher einmal ein Werk (Närodal) bei uns gegeben ward. Eine Spieloper mit wenig verschlungener Handlung, ansprechender, einfacher, der Handlung vorzüglich angepaßter Musik mit einigen einschmeichelnden und stimmungsvollen Melodien. Frau Porst sang und spielte die Titelrolle ganz vortrefflich und wurde mit Frau Kallensee, die ebenfalls Ausgezeichnetes bot, mehrfach hervorgerufen. Die Herren Kase und Liebeskind entledigten sich ihrer Aufgaben aufs beste. Herr Hertzer hatte die Oper sehr hübsch inszeniert, Herr Dr. Beier leitete sie geschickt und mit feinsinnigem Verständnisse. Der anwesende Autor konnte mehrfach für den Applaus danken. Von den Neueinstudierungen auf dem Gebiete der Oper, die alle von sorgfältiger Vorbereitung und hingebungsvoller künstlerischer Arbeit ein beredtes Zeugnis gaben, sei nur die wundervolle Aufführung des „Freischütz" hervorgehoben, die dreihundertste des unsterblichen Werkes auf unserer Bühne. Hier hatten Theatermalerei und Regie einen trefflichen Rahmen geboten, würdig des Stückes und der Jubelfeier. Arrangement, Darstellung und Orchester zusammen schufen eine Vorstellung von zauberischem Reiz und mächtigem Eindruck. Unter der zielbewußten Leitung des Herrn Dr. Beier wirkte die Oper „herrlich wie am ersten Tag". Von den mitwirkenden Künstlern gebührt den Herren Jörn aus Berlin (Max), Ulrici (Kaspar), Frl. Schuster (Agathe), Frl. Backhaus (Ännchen) gleiches uneingeschränktes Lob und volle Anerkennung. H. Blumenthal.

Der Buchumschlag.

Eine Erinnerung von Fritz Maurer, Bernburg.

In meinem großelterlichen Hause stand unter sonstigem altväterischen Hausrat eine Kommode, die nach meiner Anschauung als vierjähriges Menschenkind so groß war wie ein kleines Haus. Das weitbauchige Ungetüm ruhte auf vier dicken, oben und unten abgeplatteten Holzkugeln als Füßen und war mit Fournieren aus mehrerlei Holz belegt. Die großen Schubladen hatten verzierte metallene Griffe und Schlüssellochbleche. Dieses Möbel hatte es mir förmlich angetan, und wenn meine Großmutter eine der Laden öffnete, dann schob ich schleunigst eine Fußbank heran, um von da aus einen Einguck zu tun, denn der Inhalt hatte etwas wahrhaft Bezauberndes für mich. Da lagen alte Uniformstücke und Maskenanzüge, Pistolen und Fächer, vertrocknete, mit schwerseidenen Bändern bewickelte und zusammengehaltene Blumenbouquets und Flintenkugeln von altem, nicht mehr gebräuchlichem Kaliber, seidene Strümpfe und Bücher, Schuhe und reichgestickte Wäsche. Am meisten wurde mein Interesse rege, wenn durch einen unbemerkten Druck mit der Hand ein Teil der Seitenbretter der beiden oberen Schubladen sich umlegte und noch geheime Fächer und kleine Schublädchen sichtbar wurden, die alte Orden und Kriegsdenkmünzen, vergilbte Briefe, Trau-, Geburts- und Totenscheine, altes ungültiges Papiergeld aus der westfälischen Zeit und ganz altmodischen Schmuck mit den feinsten Porzellanmalereien enthielten.

Von einer der Schubladen wird erzählt, daß sie mir als halbjährigem Kinde, gelegentlich eines Besuches aller Kinder und Enkel im großelterlichen Hause, wochenlang als Bett gedient habe. Man lobte noch nachträglich mein Betragen, als ich schon längst den Windeln entwachsen war.

In einer der kleineren geheimen Schubladen sollen

einmal 20000 holländische Dukaten beisammengelegen haben, die meine Urahne eines Tages geerbt und zu des „Morgen wieder Lustig!" Zeiten nach und nach zu Festlichkeiten ausgegeben hat. Eine alte Bibel, in goldgepreßtem Saffian gebunden, enthielt auf vorn und hinten mit eingebundenen weißen Blättern eine stattliche Reihe der Namen von Familienangehörigen verzeichnet, unter Angabe der Geburts-, Hochzeits- und Todestage. Öfter war der Zusatz gemacht: „an den Blattern gestorben." Dieses Buch ist nach der Großeltern und Eltern Tod in meine Hände gelangt, ebenso auch die erwähnte Fußbank, mit der die Erinnerung an ein merkwürdiges Beispiel der Kindererziehung alter Zeit verknüpft ist.

Einer meiner Großonkel hatte nämlich seiner Mutter, gelegentlich eines Gespräches, etwas unartig geantwortet. Da befahl ihm die kleine, aber sehr resolute Dame, ihr die Fußbank herbeizuholen. Nachdem sie sich erst auf diese gestellt, verabreichte die strenge Mutter ihrem hochstämmigen Sohn, der schon längst wohlbestellter Kapitän war, ohne weiteres für seine Unart einen Backenstreich. Nachdem sie sodann wieder zur Erde herabgestiegen und der Sohn um Verzeihung gebeten, auch der Mutter die Hand geküßt, die ihn ihn bestraft, mußte er die Fußbank wieder beiseite tragen.

Schmerzlich vermisse ich aber ein kleines gleichfalls in Saffian gebundenes Büchlein, die rührsame Geschichte von Abälard und Heloise aus dem zwölften Jahrhundert enthaltend. Es war in französischer Sprache gedruckt und enthielt eine Reihe kleiner ganz reizend ausgeführter Bilder, die ich besonders in meiner frühesten Jugend so oft betrachtet hatte. Als ich einst den unansehnlichen Umschlag abnehmen wollte, der um das Buch gelegt war, da nahm mir meine Großmutter das Buch weg, indem sie sagte, der Umschlag gehöre zum Buch und könne eine recht traurige Geschichte erzählen. Sie deutete dabei zugleich auf einige dunkelbraune Flecken auf dem Umschlag und sagte, das sei Franzosenblut, welche Erklärung mich veranlaßte, schleunigst von der Fußbank herabzusteigen und in aller Eile den Rückzug anzutreten. Denn das ging mir denn doch über allen Spaß. Älter geworden, wollte ich aber doch Näheres darüber hören und ruhte nicht, bis meine Großmutter, über die Brille hinweg mich anblickend, mir ausführlich berichtete.

Ich will die Geschichte nachstehend mitteilen, wie ich sie vor nunmehr über einem halben Jahrhundert aufgenommen, wie sie sich dann in meiner jugendlichen Phantasie gestaltete und mir in der Erinnerung geblieben ist.

Die beiden Brüder meiner Großmutter waren unter König Jérôme von Westfalen Offiziere und mußten als solche unter Junot, Herzog von Abrantes, dem Kommandeur des westfälischen Armeekorps, mit nach Rußland marschieren. Sie nahmen am 18. August 1812 an der Schlacht von Smolensk, sowie am 7. September desselben Jahres an der Schlacht an der Moskwa rühmlichen Anteil und waren alsdann auseinander gekommen, um sich durch einen Zufall erst am 28. November vor der Brücke über die Beresina wieder zu treffen. Beide Brüder faßten sich fest an der Hand, um den gefährlichen Übergang über den Fluß gemeinsam zu machen. Als der jüngere Bruder am anderen Ufer anlangte, da bemerkte er, daß er nicht seinen Bruder, sondern einen ihm ganz fremden jungen französischen Offizier an der Hand hatte. Er entsann sich nun, daß er in dem entsetzlichen Gedränge seines Bruders Hand hatte loslassen müssen, wie er glaubte, nur einen Augenblick. Dieser aber hatte genügt, die Brüder für immer zu trennen. Denn vergeblich sah sich der Gerettete nach seinem Bruder um, der mit vielen der armen Flüchtlinge von der Brücke abgestürzt und in den kalten Fluten der Beresina ertrunken war. Die Beiden aber, die das Schicksal beim Brückenübergang so wunderbar zusammen gebracht, blieben auf dem weiteren Rückmarsch unter mannigfachen Gefahren, den verfolgenden Kosacken ausweichend, treue Gefährten, bis der Tod sie trennte. Der französische Offizier war nämlich, wenn auch nur leicht, an der Brust verwundet, erkrankte bei dem Mangel an jeglicher Pflege und unter der Einwirkung der furchtbaren Kälte und starb schon nach etwa acht Tagen in den Armen meines Großonkels, nachdem er ihm, bereits in den letzten Zügen liegend, noch das kleine infolge der Verwundung am Umschlag durch Blut befleckte Buch in die Hand gedrückt hatte. Der Tod mußte sehr überraschend gekommen sein, denn es war dem Sterbenden nicht möglich, seinem Gefährten noch etwas zu sagen, wie er beabsichtigte und vergeblich sich bemühte.

Von dem 25000 Mann starken westfälischen Korps kehrten nur 700 Mann nach Hessen zurück, darunter mein Großonkel. Es mag etwa im Dezember des Jahres 1812 gewesen sein, als er in seinem elterlichen Hause in Kassel wieder eintraf. Aber erst nach dem Zusammenbruch des westfälischen Königreichs und beim Ordnen seiner Papiere bekam mein Großonkel das bewußte Buch wieder in die Hände, das er bei den unruhigen Zeiten bis dahin wohl niemals näher angesehen hatte. Als der Umschlag sich verschob, entfiel diesem ein an eine Dame in einem Dorf bei Thionville adressierter Brief, der so erst nach Ablauf von mehr als einem Jahre nach dem Tode des Briefschreibers wieder zum Vorschein kam. Nun glaubte auch mein Großonkel erkennen zu können, was ihm der sterbende

Offizier noch hatte sagen wollen. Vermutlich wollte er ihn um Absendung des Briefes bitten, die nun endlich erfolgte.

Übrigens war dieser mein Großonkel der einzige Offizier der westfälischen Grenadiergarde, der meinte, seinem Kriegsherrn besonders im Unglück die gelobte Treue halten zu müssen. Als nämlich König Jérôme am 26. Oktober des Jahres 1813 morgens 5½ Uhr den Kommandeur Müldner*) und die übrigen Offiziere zu sich kommen ließ, um ihnen zu erklären, daß er Kassel verlasse und jedem freistelle, ihm zu folgen, da trat der Kapitän K. allein vor. Nach altgermanischer Anschauung hielt er die Treue unter allen Umständen für die höchste Tugend; ohne Überlegen und furchtlos folgte er dem Drange seines Herzens. Der König nahm das Anerbieten an, reichte dem getreuen Kriegsmann die Hand und versicherte ihm, daß er die bewiesene persönliche Anhänglichkeit stets als eine der schönsten Erinnerungen seines Lebens im Gedächtnis bewahren würde. Zugleich beförderte er meinen Großonkel zum Oberstleutnant, der den König sodann bis nach Sedan begleitete. Hier aber verabschiedete er sich, da auch der König auf seine eigene ungewisse Zukunft hindeutete und die Trennung für geboten hielt.

In Eile und Unruhe der Zeit war der Brief an Mademoiselle Louise C. in dem Städtchen D. bei Thionville abgesandt, indessen ohne ihm noch einige erläuternde Zeilen beizufügen. Es unterblieb das auch später, denn in den folgenden Zeiten der Befreiung Deutschlands blieb zu derartigen Schreiben keine Muße.

Indessen wurde das Ereignis gelegentlich in der Familie einmal besprochen, so daß auch ein Freund, später Schwager meines Großonkels, mein Großvater, mit großem Interesse Kenntnis davon nahm. Dieser nun kam im Jahre 1815 als Auditeur bei den hessischen Truppen, beim Vormarsch der Deutschen gegen den aus Elba zurückgekehrten Kaiser Napoleon in das Städtchen D. und wurde daselbst für einige Zeit bei einem Kaufmann einquartiert. Da dieser ein gebildeter Mann war, so unterhielt sich mein Großvater oft mit ihm über allerlei und dabei fiel ihm denn auch der Name von Louise C. im Städtchen wieder ein. Auf nähere Erkundigungen nach dieser und Mitteilung der nachträglichen Absendung des Briefes erzählte der Kaufmann folgendes:

Die Familie C. war die älteste und angesehenste im Orte und Louise deren letzter Sprößling. Sie wuchs infolge des frühen Todes der Mutter unter der Obhut einer treuen Pflegerin auf, der zugleich die Leitung des ganzen Hauswesens übertragen war.

*) Starb hochbetagt als kurfürstlich hessischer Generalleutnant a. D. am 7. Januar 1863 zu Hanau a. M.

Während der Vater den Schmerz um den Verlust der Gattin nicht überwinden konnte und immer mehr und mehr menschenscheu wurde, blühte Louise, im ganzen Orte „das Weißköpfchen“ genannt, zu einer lieblichen Blondine heran, um, achtzehn Jahre alt, bei der ersten Begegnung ihr Herz an den Leutnant Anatole M. zu verlieren. Es war ein schönes, stattliches Paar, aber der Vater wollte von der Verlobung nichts wissen. Da jedoch die jungen Leute nicht voneinander lassen wollten, so ermöglichte die alte Pflegerin, auf das inständigste Bitten ihres Zöglings, daß das Liebespaar von Zeit zu Zeit unter ihrer Obhut in dem parkähnlichen Garten hinter dem Hause unter den weitausladenden Zweigen eines alten Kastanienbaumes sich sprechen konnte. Da rief des Kaisers Ordre den Offizier ins Feld, und jahrelang war das Paar auf eine spärliche Korrespondenz angewiesen. Aus mancher heißen Schlacht ging der junge Mann unverletzt hervor, und dann kam der Feldzug nach Rußland, in dem er verwundet wurde und starb. Die Nachricht hiervon gelangte zu Anfang des Jahres 1813 nach dem Städtchen D. und zu Louisens Kenntnis. Das blühende Mädchen nahm sich den Tod des Geliebten so sehr zu Herzen, daß es schwer erkrankte und, wiedergenesen, jeden Verkehr mit der Außenwelt abbrach. Allgemein wurde angenommen, daß ihr Geist nach der langen Krankheit und dem schweren Kummer etwas getrübt geblieben sei. Endlich trat eine Besserung ein, die bleichen Wangen röteten sich wieder, und man sah die Arme auch wohl bisweilen wieder im Garten sich ergehen, dabei aber jede Berührung mit den Nachbarn vermeidend.

Da ereignete sich etwas Merkwürdiges. An ihrem Geburtstag zu Anfang des Jahres 1814 empfing Louise durch die Post einen Brief aus Deutschland. Der Bote erhielt bei dessen Aushändigung von Louise ein so hohes Trinkgeld, daß er davon weiter erzählte und meinte, es müsse wohl eine sehr freudige Nachricht gewesen sein, die der Brief enthielt. Zuerst habe Mademoiselle ganz bleich und starr dagestanden, dann aber sei ihr das Blut plötzlich bis zur Stirn hochgestiegen, und strahlenden Auges habe sie ihm das Trinkgeld gegeben. Tagsüber war Louise auffallend still, aber doch offenbar heitereren Sinnes als sonst. Gegen Abend aber wurde sie unruhig und ging, über heftiges Kopfweh klagend, in den Garten. Als sie nach längerer Zeit nicht wieder ins Haus zurückkehrte, inzwischen aber die Dunkelheit hereinbrach und ein Unwetter herannahte, so ging die alte Pflegerin, nachdem sie ein Tuch über den Kopf geworfen, in den Garten, um Louise aufzusuchen. Da sie diese unter jenem Kastanienbaum alten Träumen sich hingebend vermutete, wie so oft seit

dem Tode des Geliebten, so lenkte sie ihre Schritte dahin. Kaum aber war sie daselbst angekommen, als sie sich plötzlich von Louise stürmisch umfaßt fühlte und diese mit dem Aufschrei „Endlich, Anatole!" in ihren Armen zusammenbrach. Nachdem die anscheinend Besinnungslose in Gemeinschaft mit den herbeigerufenen Dienstboten ins Haus gebracht war, konnte der alsbald hinzugezogene Arzt nur noch den Tod durch Herzschwäche feststellen. In der zusammengeballten Hand der so plötzlich Dahingeschiedenen aber fand man einen von der Hand des längst verstorbenen Bräutigams geschriebenen Brief, der nur die wenigen Worte enthielt:

Geliebte Louise!

Hoffe, Dich an Deinem Geburtstag unter dem Kastanienbam wieder begrüßen zu können.

Dein treuer

Anatole.

Da diese von meinem Großonkel abgeschickten Zeilen nicht mit einem Datum versehen waren, so hatten sie bei Louise die Hoffnung auf ein Wiedersehen des vielleicht doch noch lebenden Geliebten erweckt und ihr tragisches Ende herbeigeführt. Nur wenige Monate später starb auch der tiefgebeugte Vater.

Aus Heimat und Fremde.

Unser neuer Titelkopf. Die von dem Kasseler Kunstmaler Hans Meyer für das „Hessenland" geschaffene neue Titelzeichnung hat, wie wir mit besonderer Freude erfuhren, bei unsern Lesern allseitige anerkennende Beurteilung gefunden Hans Meyer wird in Zukunft in unserer Zeitschrift von Zeit zu Zeit auch mit Originalzeichnungen vertreten sein.

Geschichtsverein. Der letzte wissenschaftliche Unterhaltungsabend des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel fand am 7. Januar statt. Der Vorsitzende, General Eisentraut, erteilte Kanzleirat Neuber das Wort zu einem Vortrag über die Geschichte von Waldeck und ihre Beziehungen zu Hessen, worin, dem Thema entsprechend, die Ereignisse der Waldecker Geschichte in geschickter Weise zu den gleichzeitigen Vorgängen in Hessen in Parallele gesetzt wurden. Der Vortrag zeitigte eine rege Diskussion, in der Rechnungsrat Woringer u. a. daran erinnerte, daß die Waldecker in Nordamerika nicht mit den Hessen zusammen in englischem Solde standen, sondern in Südamerika verwandt wurden. General Eisentraut erinnerte in Ergänzung des Vortrages an die von einem Grafen von Waldeck auf dem Landsberg bei Ehringen angelegte und später völlig zerstörte Stadt, deren Grundmauern noch jetzt mitten im Walde sichtbar sind. Apotheker Ritter-Oberkaufungen knüpfte an den im „Hessenland" veröffentlichten Aufsatz Woringers über die Kasseler Straßennamen an und speziell an die darin mitgeteilte Anekdote von der schlagfertigen Art, mit der einmal der Pfarrer von Waldau den Hofschranzen zu dienen wußte, und die der Landgraf dann durch Verleihung eines Pferdes an den geistlichen Herrn belohnte. Der Vortragende zeigte ein in seinem Besitz befindliches, von dem bekannten hessischen Maler Wenderoth geschaffenes kleines Ölbild vor, das die Szene darstellt, wie das dem Pfarrer bewilligte Kavalleriepferd mit diesem auf dem Forst durchgeht, als ihm dort die bekannten Signale ans Ohr dringen. Die Wahl gerade eines solchen Pferdes mit Rücksicht auf den von dem Geistlichen einzuschlagenden Weg soll übrigens einem Rachegelüst der Hofherren entsprungen sein. Das hübsch gemalte Bildchen erweist sich von ungemein komischer Wirkung. Es sei hier bemerkt, daß diese von Woringer mitgeteilte Anekdote auch den Stoff eines ansprechenden Gedichtes von Karl Preser bildet. Rechnungsrat Woringer teilte darauf berichtigend mit, daß nach einer ihm von Sanitätsrat Dr. Greveler zugegangenen Mitteilung seine ursprüngliche Annahme, die Wigand- (nicht Wiegand-)straße sei nach dem Buchhändler Wigand und nicht nach dem Oberpräsidialrat Wiegand benannt*), zutrifft. General Eisentraut berichtete darauf über die in früherer Zeit sehr übliche verschiedenartige Schreibung von Personennamen und teilte eine ganze Reihe althessischer Namen mit, die ihm in Akten über den siebenjährigen Krieg in der verschiedensten Schreibweise begegnet sind. Eine von ihm auf Grund dieser Beobachtungen aufgestellte höchst interessante Hypothese über die Entstehung von Namen wie Althan, Junghan usw. gab noch zu einer lebhaften und aufschlußreichen Debatte Anlaß. — In den Bericht über den Fourier Schumann hat sich ein Irrtum eingeschlichen. Prévôt hat nicht „für ein ehrliches Begräbnis auf dem Friedhof gesorgt", sondern den Leichnam an Ort und Stelle, also an der Exekutionsstätte in der Voraue, begraben.

*) Siehe „Hessenland" 1906, S. 304.

Verein für Volkskunde. Die erste diesjährige Sitzung des Vereins für hessische Volkskunde und Mundartenforschung fand am 8. Januar statt. Der Vorsitzende, Oberbibliothekar Dr. Brunner,

teilte mit, daß die Zahl der Mitglieder beim Jahreswechsel gegen 100 betrug. Oberlehrer Grebe referierte nach einleitenden Bemerkungen über die Bedeutung der Volkskunde, über den zweiten Teil des ersten Bandes der von Karl Heßler herausgegebenen „Hessischen Volks- und Landeskunde“, worauf Oberlehrer Dr. Fuckel das Wort erhielt über eine eigenartige Übereinstimmung zweier örtlich weit von einander getrennter Festbräuche. Gottschalk berichtet in seinen „Ritterburgen und Bergvesten Deutschlands, 1837“, von einem am dritten Pfingsttag üblichen Brauch, der sich an den Questenberg im südlichen Harz anknüpft, und verglich einen damit bis in die Einzelheiten übereinstimmenden Schmalkalder Kirmeßbrauch, der am Pfingstsonnabend von den Bewohnern eines Schmalkalder Stadtteiles gefeiert wird. In Schmalkalden soll es sich um eine Tochter der 1683 dort verstorbenen Landgräfin Hedwig Sophie handeln, die sich einst beim Spielen verirrte und von den „Stillertörern“, den Bewohnern einer Schmalkalder Vorstadt, nach einigen Tagen bei Köhlern im Walde wiedergefunden wurde, wie sie Blumen zum Kranze wand. Die Mutter soll dann eine Stiftung errichtet haben, aus der die Stillertörer alljährlich Freibier erhielten. Zur Erinnerung an die Auffindung wird alljährlich eine Birke aufgerichtet, in deren Spitze sich eine schön geputzte Puppe, eben als Symbol des wiedergefundenen Kindes, befindet. Alle Hauptzüge dieses Brauches stimmen mit dem am Questenberg lokalisierten überein; überraschend ist es zudem, daß sich auch in der Nähe Schmalkaldens ein Questenberg befindet, auf dem früher auch das Fest gefeiert wurde. Eine an sich mögliche Wanderung der Sage ist hier unwahrscheinlich, denn Beziehungen zwischen der goldenen Aue am Südhang des Harzes und dem Südfuß des Thüringer Waldes sind kaum anzunehmen, also bleibt nur eine gemeinsame alte Sage übrig: Das Kind ist der verlorene und wiedergefundene Frühling. Es steckt also ein uralter Frühlingsmythus in diesem Brauch, wie wir denn auch diese Puppe als eine weitverbreitete Personifizierung der Baumseele in sehr vielen Maifesten wiederfinden. (Queste, Quaste = Zweiggewinde am Kranz, später der Kranz selbst, also Questenberg = Kranzberg.) Vielleicht hat man auch den Namen umgedeutet, als man seine Wurzel nicht mehr verstand, der Questenberg = Twistenberg, würde dann auf den bei Tacitus genannten Tuisko, einen Stammvater der germanischen Götter, zurückgehen. Bemerkenswert ist auch, daß viele Questenberge in alten Siedlungsgebieten mit sehr alten Ortsnamen liegen, so z. B. bei Münden und am Südfuß der Rhön. So ist auch die Schmalkalder Gegend ein altes Siedlungsgebiet, in dem alte Kulturstätten bezeugt sind (bei Steinbach-Hallenberg der Donnershauk, ihm gegenüber der Hermannsberg [Herminsberg]); ebenso liegt in der Nähe des Harzer Questenbergs ein Arminsberg. Zu den ähnlichen Bräuchen, die im Anschluß an diese Ausführungen genannt wurden, gehört auch die Maifeier in Kelze, über die wir in einem der nächsten Hefte einen eingehenden Aufsatz bringen werden. Sodann hielt Oberbibliothekar Dr. Brunner einen Vortrag über „Flurnamen der Kasseler Gegend“ und führte seine Zuhörer zunächst vor das Kölnische Tor, das als das letzte der Kasseler Tore 1587 als das „Neue Tor“ erbaut wurde; seinen späteren Namen erhielt es erst 1788/89 nach seiner Durchführung bis zum alten Verbindungsweg zwischen Wehlheiden und Rothenditmold, der Querallee. Grüner Weg, Spohrstraße und Bahnhofsstraße waren alle Gartenwege; die Bahnhofsstraße hieß „Kratzenberger Weg“, an Stelle des Spohrwegs lag ein die „Schar“ genannter Weg; Scharland heißt Grabeland an Stelle abgetragener Festungsgräben. Wo die Karthäuser Straße in den Akazienweg mündet, befand sich die „Mittelste Schanze“, auf dem Herzogschen und Wallachschen Grundstück (Nr. 56, 58, 62) lag die „Hohe Winde“; Winde ist gleichbedeutend mit Grenze (hier zwischen Kassel und Kirchditmold). In einer Grenzbeschreibung aus 1780 findet man hierfür auch die Bezeichnung „das alte Gericht“. Die Karthäuser Straße hieß nach dem in einem Briefe Landgraf Philipps 1550 erwähnten Karthäuserberg. Auf dem Kratzenberg, der 1604 als Tauschobjekt gegen die Aue in das Eigentum der Stadt überging, wurde schon 1357 nachweislich Wein gebaut; die Franzosen legten im siebenjährigen Krieg Schanzen auf ihm an, wodurch der Waldbestand stark verwüstet wurde. Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Kratzenberg zu Maulbeerplantagen und daneben auch wieder für den Weinbau eingerichtet, beides scheint aber keine rechte Art gehabt zu haben. In der französischen Zeit suchte man eine Gastwirtschaft dort zu errichten, deren Konzession eine Putzmacherin namens Lotz nachsuchte. Das angrenzende Kirchditmold bietet für den Hergang der Rodung ein lehrreiches Beispiel. Außerhalb des Dorfes, nach Wilhelmshöhe zu, lag der älteste Kulturboden des Dorfes, die „Bünde“. Rings um den Ort aber war noch reichlich Wald vorhanden. Der alte „Struthkopf“ hat seinen Namen gegen den „Aschrottplatz“ eintauschen müssen; Struth bezeichnet einen Wald mit dem Zubegriff des Feuchten. Zwischen Wilhelmshöhe und Rammelsberg lag der „Rotenkopf“. Von Kirchditmold aus gingen Ansiedlungen nach verschiedenen Richtungen: Wahlershausen, Harleshausen, Todenhausen, Geilhausen und Rothenditmold. Der 1569 als Hellberg bezeugte „Höllen-

küppel" ist als Leichenweg zu deuten, auf dem die Leichen von Wehlheiden nach Kirchditmold geführt wurden. Der „Druselgraben" mit seinem raschen Gefäll ist wohl auf das ahd. triusan zurückzuführen. Übrigens hat fast jedes Grundstück in Kirchditmold seinen eigenen Namen. Die Malstätte des Gerichts Kirchditmold pflegt man, so auch v. Lorentz in seiner „Chronik Kirchditmolds", nach dem Lindenberg zu verlegen. Dem gegenüber verweist Brunner auf den Namen „das alte Gericht" an der Ecke des Kratzenberges; außerdem ist dieser Platz in uralter Gemeinschaft der umliegenden Orte gewesen, die dort gemeinschaftliche Hute hatten; drittens hat Casparson in seinem Vortrag über die Altertümer Kirchditmolds in der Societé des Antiquités festgestellt, daß auf dem Kratzenberg „Urnen oder Aschentöpfe" gefunden worden sind. Dies alles kann die Vermutung nahe legen, daß an Stelle des Lindenberges eher der Kratzenberg als die Malstätte des Gerichts Kirchditmold anzusehen ist. Eine lebhafte Diskussion schloß sich an diesen viel Neues bringenden Vortrag an. Zum Beschluß des Abends brachte der Vorsitzende noch ein ansprechendes Kulturbildchen über Aberglauben im 16. Jahrhundert, Dr. Fuckel trug Gedichte in Gelnhäuser Mundart von Karl Heinz Hill vor.

Hochschulnachrichten. Professor Reinhard Brauns an der Universität Kiel, der aus Marburg gebürtige Urenkel des Chr. Wilhelm Brauns und Verfasser des in diesem und dem vorigen Heft abgedruckten Aufsatzes, hat eine Berufung an die Universität Bonn zu Ostern 1907 angenommen.

Vom Königlichen Staatsarchiv in Marburg. Archivassistent Dr. Franz Gundlach, der Verfasser des „Kasseler Bürgerbuches", der lange Jahre am Staatsarchiv tätig war, ist zum Archivar der Stadt Kiel erwählt worden und schied am 1. Januar aus dem preußischen Staatsdienst aus. Der verdienstvolle Forscher wird jedoch seine Tätigkeit im Redaktionsausschuß des hessischen Geschichtsvereins fortsetzen.

Historischer Gedenktag. Am 20. Februar sind 100 Jahre verflossen, seit der badische Oberstleutnant Lingg die Stadt Hersfeld durch eine hochherzige Tat vor dem Untergang rettete. Zur Erinnerung an diesen Tag sollen kirchliche und Schulfeiern, außerdem ein Festessen und ein Kommers stattfinden. Am Vorabend wird die Aufführung des schon im Jahre 1862 vorgeführten Josef Rankschen Schauspiels „Der Mann von Hessen" stattfinden, das die für Hersfeld so verhängnisvollen Begebenheiten des Jahres 1807 schildert.

Fuldaer Dom. Die Angelegenheit des Domturmbrandes ist in ein neues Stadium getreten. Nachdem nämlich der Kultusminister nach Einsicht der Akten zu der Annahme gelangt ist, daß nicht nur der erhaltene Südturm, sondern auch der abgebrannte Nordturm durch das Feuerwerk in Brand gesetzt ist, erachtet er sowohl den betreffenden Feuerwerker, einen Fuldaer Drogisten, als auch die Mitglieder des Dekorationskomitees für verpflichtet, dem Fiskus allen aus dem Brande der beiden Domtürme entstandenen Schaden zu ersetzen. Beide Teile haften auf Grund des B. G. B. §§ 840, 421 als Gesamtschuldner. Unter Vorbehalt aller weiteren Ansprüche bis zum Ersatz des vollen Schadens macht die Königliche Regierung zu Kassel im Auftrage des Ministers zunächst eine Schadenersatzforderung von 4000 M. geltend. Somit hat diese Angelegenheit nach der gerichtlichen Entscheidung noch ein Nachspiel, aus dem sich zweifellos ein langwieriger Zivilprozeß entwickeln wird. Bis jetzt sind übrigens keine äußerlich wahrnehmbaren Anstalten zur Wiederherstellung des nördlichen Domturmes getroffen worden.

Todesfall. Ein alter, sehr populärer Kasseler Bürger wurde am 5. Januar zu Grabe getragen, Heinrich Klebe, der Vorsitzende des Zentral-Feuerwehrverbandes für den Reg.-Bez. Kassel.

Die schaumburgischen Münzen des 17. Jahrhunderts nach der Teilung der Grafschaft. Unter diesem Titel erschien in den Nummern 7 bis 11 des letzten Jahrganges der „Blätter für Münzfreunde"*) ein für alle hessischen Münzsammler sehr interessanter und belehrender Aufsatz aus der Feder unseres bekannten Landsmannes Professor Dr. Paul Weinmeister zu Leipzig. Er bringt eine Fülle von Mitteilungen über diese zu Kassel und Bückeburg geschlagenen Münzen. Dieser Teil unser heimischen Münzkunde enthielt bisher viel Dunkles, worüber die vom Verfasser mit Fleiß und großer Mühe beschafften eingehenden Erhebungen und urkundlichen Auskünfte aus den Staatsarchiven zu Marburg und Bückeburg neue Aufschlüsse bieten. Ich kann nur jedem Sammelgenossen empfehlen, die Abhandlung mit Aufmerksamkeit zu studieren, er wird den Ausführungen des Verfassers; der die Forschung auf diesem Gebiet noch weiter fortsetzen wird, wohl in allem beipflichten. Theodor Meyer.

*) Herausgeber: Dr. Buchenau zu Weimar. Verleger: C. G. Thieme zu Dresden A.

Steinhöfergrabmal. Für die vom Hessischen Geschichtsverein beabsichtigte Ausschmückung des Grabes Karl Steinhöfers auf dem Wilhelmshöher Friedhof gingen bei uns ein von A. R. Kassel 2 M.

Hessische Bücherschau.

Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. 30. Bd. 1. Hälfte. 8°. 193 S. Kassel (Komm.-Verlag von G. Dufayel) 1906. M. 6,—

Die Zeitschrift des Geschichtsvereins erscheint im laufenden Jahre seit längerer Zeit zum ersten Male wieder in Heften. Diese für den Verein allerdings mit größeren Ausgaben verbundene Einrichtung wird von den Vereinsmitgliedern nicht ungern gesehen werden. Sie kommen dadurch öfter in Fühlung mit dem Verein, und es wird ihnen auch nicht auf einmal zu viel Lesestoff geboten. Die Ausstattung des Heftes ist die bisherige; der Druck ist fast völlig fehlerlos.

In dem ersten Aufsatze des Heftes („Anna von Braunschweig, Landgräfin zu Hessen") führt Dr. phil. L. Armbrust in Göttingen, unsern Lesern durch verschiedene Veröffentlichungen in diesen Blättern und seine vorzügliche Geschichte der Stadt Melsungen rühmlichst bekannt, uns das tragische Geschick einer hessischen Fürstin vor Augen Zwei hessische Landgräfinnen gleichen Namens kämpfen am Anfange des 16. Jahrhunderts um die Herrschaft des Landes und um den Besitz ihres Kindes, Anna von Mecklenburg und Anna von Braunschweig. Während aber die erstere, die Mutter Philipps des Großmütigen, deren Schicksale Professor Glagau ausführlich geschildert hat, schließlich auf Siege und Erfolge zurückblicken kann, sehen wir die Braunschweigerin, mit deren Leben uns Dr. Armbrust hier bekannt macht, schließlich verarmt in der Fremde sterben. Nicht ganz schuldlos ist sie an ihrem Unglück, aber mancher Schicksalsschlag hat sie doch auch unverschuldet getroffen, und wir können ihr deshalb unser Mitleid nicht versagen. Schon bei ihrer Verlobung mit dem sechs Jahre jüngeren Landgrafen Wilhelm I. stößt sie auf Schwierigkeiten, zweimal muß infolge eines Versehens der päpstlichen Kanzlei der Papst die Genehmigung zur Ehe der im dritten Grade verwandten Brautleute geben. Dann fordert die Erlangung der Mitgift weitläufige Verhandlungen, und als in dieser Beziehung die äußere Lage der jungen Eheleute endlich eine bessere geworden ist, da ist ihr Eheglück bereits vernichtet. Von seiner 1491 unternommenen Reise ins heilige Land war Wilhelm I. geisteskrank zurückgekehrt. Er verzichtet unter ausdrücklicher Wahrung seines Erbrechtes auf die Herrschaft und geht auf Reisen. Anna trennt sich von ihm und kehrt zu ihren braunschweigischen Verwandten zurück, aber nur, um auch hier verlassen und ohne Hilfe zu bleiben. Da kehrt sie denn, als die zunehmende Krankheit Wilhelms I. zu seiner Entmündigung geführt hat und die rührenden Klagen und Bitten, die sie an ihre Mutter richtet, erfolglos bleiben, nach Hessen zurück und legt ihr Schicksal in die Hände ihres Schwagers Wilhelm II. Sie nimmt in Melsungen Wohnung und genießt einige ruhige Jahre. Da raubt ihr das Schicksal auch den ihr freundlich gesinnten Schwager, und nun beginnt ihr Kampf für ihren Gatten um die Erbfolge in Hessen und um die Huldigung. Bald gegen die mecklenburgische Anna, bald im Bunde mit ihr gegen die Regenten führt sie ihre Sache, nicht immer geschickt und nicht immer gut beraten, aber mit zäher Tatkraft. Selbst vor einem Staatsstreich schreckt sie nicht zurück, der freilich ihr keinen Nutzen bringt und für ihre Anhänger böse Folgen hat. („Hühnerfehde".) Nun versucht sie ihr Glück beim Kaiser Maximilian. „Mit leichtem Beutel" sucht sie ihn auf, den kranken Gatten mit sich führend. Kaiser und Reichskammergericht mischen sich in ihren Streit, sie erringt günstige Entscheidungen, aber auch diese bringen ihr keinen Erfolg. Dabei drängen ihre Gläubiger und nach dem Tode ihres Gatten gerät sie wegen einer geringen, einem Geistlichen schuldigen Summe sogar in den Kirchenbann, bis sie eine mitleidige Seele findet, die ihr ermöglicht, den Gläubiger zu befriedigen. Immer tiefer aber gerät sie doch in Schulden, als Bittstellerin zieht sie dem Kaiser nach, überall sucht sie Hilfe. Schließlich läßt sie sich in Worms dauernd nieder. Mittlerweile hat man ihr auch die Tochter geraubt; ihr Neffe Philipp, der befürchtet, daß Anna sie einem unebenbürtigen Gatten vermählen werde, entführt die junge Elisabeth aus Melsungen an den Hof seiner Mutter. Vereinsamt stirbt Anna, für die sich schließlich noch Franz von Sickingen verwendet hat, am 16. Mai 1520 in Worms. In rührender Ehrlichkeit zeichnet sie vor ihrem Tode alle ihre Schulden bis ins kleinste auf, damit keiner ihrer Gläubiger zu Schaden komme.

Herr Dr. Armbrust hat es verstanden, uns durch die verschlungenen Wege dieses fürstlichen Frauenlebens hindurch zu führen, ohne daß die Darstellung der oft recht verwickelten Verhältnisse ermüdend wirkt. Im Gegenteil, je weiter wir der unglücklichen Fürstin auf ihrem Lebenswege folgen, desto sympathischer erscheint sie uns in ihrer Not, desto verständlicher wird uns ihr vergebliches Ringen um ihr Recht. Klar und übersichtlich werden uns die Verhandlungen mit Kaiser und Reichskammergericht, durchsichtig die Intrigen der einzelnen im Kampfe beteiligten Parteien vorgeführt, und wir können unser Urteil dahin zusammenfassen, daß der Verfasser hier, gestützt auf die urkundlichen Quellen und die Darstellung mit der an ihm bekannten Sorgfalt durcharbeitend, für die Geschichte des Hessenlandes und seines Fürstenhauses einen wichtigen Beitrag von dauerndem Werte geliefert hat. —

Der zweite Aufsatz des Heftes, der von dem Vorsitzenden des Geschichtsvereins, Herrn Generalmajor z. D. Eisentraut, herausgegebene „Briefwechsel zwischen dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen und seinem Generaladjutanten Generalmajor Freiherrn von Fürstenberg in den Jahren 1756/57" bietet uns in verschiedenster Richtung viel Interessantes. Was zunächst die Briefschreiber selbst angeht, so stellt sich uns Fürstenberg als ein seinem Fürsten treu ergebener und für den alten Herrn redlich besorgter Militär dar, dem es nicht darauf ankommt, auch einmal die tatsächlich recht ungünstige Lage der hessischen Truppen in England in besseres Licht zu stellen, um dem alten Landgrafen die schwersten Sorgen zu nehmen. Daneben ist er eifrig bemüht, den Fürsten in seinen Kunstliebhabereien zu unterstützen. Wo er nur etwas findet, von dem er glaubt, daß es den Landgrafen interessieren werde oder daß es sich für dessen Schloß- und Parkanlagen verwenden lasse, von Tizians „schlafender Venus" bis zur zusammenlegbaren Treppenleiter, verfehlt er nicht, darüber zu berichten oder die Gegenstände zu erwerben und dem Landgrafen zu übersenden. Seine in französischer Sprache abgefaßten Briefe lassen sich, dank der tadellosen Übersetzung, fließend und angenehm lesen und geben uns ein freundliches Bild des liebenswürdigen Junggesellen, der für jede schöne Frau schwärmt, die seinen Weg kreuzt.

Der Landgraf dagegen kennt seinen Getreuen gar wohl, er weiß recht gut, daß Fürstenbergs Berichte ihm zu Liebe geschminkt sind und daß er sich auf die Berichte der anderen Truppenführer, Isenburgs und Diedes, besser verlassen kann. Aber er verkennt die gute Absicht Fürstenbergs nicht und ist ihm aufrichtig dankbar für seine Treue

und Ergebenheit. Schwere Sorgen um seine Truppen können wir aus des Landgrafen Briefen erkennen; er leidet mit seinen Landeskindern, und als gar davon die Rede ist, die hessische Division nach Minorka zu schaffen, da protestiert er lebhaft und „würde höflichst dafür danken, wenn man ihm so etwas zumuten sollte!“ Ergeben in sein Schicksal, klagt er nur selten über seine Krankheit und sucht Erholung im weiteren Ausbau seiner Schlösser und der Anlage seiner Gärten.

Der Inhalt der Briefe ist im Vorstehenden schon teilweise erwähnt. Wilhelm VIII. hatte der Krone England eine Division (8 Regimenter Infanterie und die nötige Artillerie) überlassen, die 1756 zum Schutze gegen eine befürchtete Landung der Franzosen nach England übergesetzt wurde. Die Landung unterblieb, und die Hessen waren zur Untätigkeit verurteilt. Die Schilderung, wie sie durch ungünstige Behandlung, die weniger durch Übelwollen der englischen Regierung als durch die eigentümlichen englischen Verfassungsverhältnisse veranlaßt war, in üble Lage kamen, läßt uns lehrreiche Blicke in das englische Staatswesen und seine damalige Leitung werfen. Militärische Einzelheiten sind bei der Untätigkeit der Truppen aus den Briefen kaum zu entnehmen, nur die vorzügliche Manneszucht, die sich in der schwierigen Lage der Truppen glänzend bewährt, leuchtet uns überall entgegen. Daß man damals, kurze Zeit vor den Erfolgen Ziethens und Seidlitz's, schon die jetzt wieder brennende Frage aufgeworfen hat, ob man noch einer zahlreichen Kavallerie bedürfe, wird manchem interessant sein.

Mehr Ausbeute als auf militärischem Gebiete liefern die Briefe zur Geschichte der Bestrebungen Wilhelms VIII. auf dem Gebiete der Kunst. Namentlich erscheint das damals noch im Entstehen begriffene Wilhelmsthal vor unseren Blicken. Wir sehen den Landgrafen eifrig nach Verbesserungen suchen, die er dort anbringen kann. Als einen Verehrer der englischen Gartenkunst kommen ihm die Berichte des kunst- und sachverständigen Fürstenberg sehr gelegen. Wir lernen hier Anlagen und Bauten im Wilhelmsthaler Park kennen, die längst wieder verschwunden sind und deren Bestehen schon Schminke in seiner 1767 erschienenen „Beschreibung von Kassel“ nicht mehr erwähnt. Daneben werfen wir einen Blick auf die gewerbliche Tätigkeit Englands. Über zahlreiche neue Erfindungen wird berichtet, über Stuckverzierungen aus Papiermasse, über Papiertapeten, Rasenmäher, Möbelstoffe und zahlreiches andere.

Einleitung und Schluß, sowie die zahlreichen Anmerkungen des Herrn Herausgebers erläutern sowohl die Gesamtlage als auch einzelne Vorkommnisse und Schilderungen, namentlich auch die politischen Verhältnisse Englands beim Eintritt Pitts in das Ministerium. Wir sind überzeugt, daß diese Arbeit, dank der vielfachen Anregung, die sie auf den verschiedensten Gebieten gibt, viele und dankbare Leser finden wird, und sprechen gern die Hoffnung aus, daß die archivalischen Forschungen des Herrn Herausgebers über die Teilnahme der hessischen Truppen am 7jährigen Kriege ihm noch öfter Gelegenheit zu ähnlichen Veröffentlichungen bieten werden.

Diesen beiden Artikeln schließt sich ein solcher des Herrn Professors Dr. phil. Wenck in Marburg an: „Deutsche Kaiser und Könige in Hessen“. Nicht viele Beherrscher des Reiches sind es, die das Hessenland besucht haben, und wenige Orte, in denen sie weilten. Nur in der Zeit, als die Könige noch durch den unentwickelten Zustand des Verkehrs genötigt waren, im Umherziehen ihres Amtes als oberster Richter zu walten, sehen wir häufiger unser Hessenland von ihnen berührt. Aber wohl kaum um seiner selbst willen — dazu war unser Land zu arm; nur auf dem Wege vom Mittelrhein nach Sachsen, Thüringen und Meißen und von Sachsen nach den Mainlanden und Bayern durchziehen die Könige Hessen. Und im 12. Jahrhundert nimmt auch das ein Ende. Mit dem Emporkommen der landesfürstlichen Macht in Norddeutschland sehen wir den Aufenthalt der Kaiser mehr und mehr auf Süddeutschland beschränkt.

Nach einer Erörterung darüber, wer zur Aufnahme des Königs verpflichtet war, gibt uns der Herr Verfasser eine Aufzählung der von Kaisern und Königen besuchten hessischen Orte. Es sind: Fritzlar, Hersfeld, Fulda, Kaufungen, Seelheim, Kassel, Eschwege, Ebsdorf, Berstatt in der Wetterau, die Boineburg und Gelnhausen. Auf Grund des urkundlichen Materials wird überall kurz, aber in ausreichender Weise Zeit und Veranlassung des Besuchs mitgeteilt.

Der zweite Teil des Aufsatzes schildert in ausführlicher Weise die vier Aufenthalte deutscher Kaiser und Könige in Marburg im 13., 14. und 15. Jahrhundert und einen in Kassel im 14. Jahrhundert. Bei diesen Besuchen handelte es sich nicht um eine gelegentliche Berührung des Landes auf der Durchreise, bei ihnen liegen vielmehr religiöse und politische Ursachen vor. Aus kluger Politik, nicht aus Frömmigkeit, geschah es wohl, daß Friedrich II. am 1. Mai 1236 der Erhebung der heiligen Elisabeth zu Marburg beiwohnte, während wir Karls IV. Aufenthalt am Grabe Elisabeths auf seine reliquienverehrende Frömmigkeit zurückführen müssen. Seine Anwesenheit in Kassel im Januar 1349 hatte den Zweck, seine politische Lage im Reiche durch Gewinnung von Bundesgenossen gegen Günther von Schwarzburg zu sichern, und politische Gründe veranlaßten auch die Anwesenheit Ruprechts von der Pfalz in Marburg 1401 und 1410.

Die auf sehr umfangreichem Quellenmaterial aufgebaute Arbeit ist nicht nur für unser Hessenland von Wichtigkeit, sie ist auch in mehrfacher Beziehung wichtig für die Reichsgeschichte. Würden gleiche Zusammenstellungen auch für die übrigen deutschen Gebiete auf Grund der urkundlichen Quellen ausgearbeitet, — es ist bisher nur für Kolmar, Straßburg i. E. und Nordhausen geschehen, — so würden sich äußerst wertvolle Ergebnisse für die politische Geschichte des Reiches, für die Geschichte des Reichsguts, der Straßenzüge usw. gewinnen lassen. Darauf durch die vorliegende gediegene Arbeit hingewiesen und angeregt zu haben, ist ein hervorragendes Verdienst des Verfassers, das seinen besten Lohn in dem Erscheinen gleicher Arbeiten für andere Gebiete finden würde.

Die unter der Überschrift „Kleine Mitteilungen“ zusammengefaßten Beiträge der Herren Küch („Ein unbekannter Brief von Euricius Cordus“ und „Zum Briefwechsel des Landgrafen Philipp mit Luther und Melanchthon“) und Armbrust („Ein englischer Paß von 1599“) bringen wertvolle Mitteilungen zur hessischen Literaturgeschichte und zur Geschichte des hessischen Adels. Derartige kleine, anregende und manchem Leser willkommenen Aufsätze haben wir seit längerer Zeit zu unserem Bedauern nur selten in der „Zeitschrift“ gefunden und sind deshalb für die vorliegenden Veröffentlichungen den Herren Verfassern und dem Redaktionsausschuß zu Danke verpflichtet.

Einem wirklichen und oft betonten Bedürfnisse hilft der kritische Teil ab, in dem die Herren Wenck, Schröder, Dersch und Huyskens uns die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der hessischen Geschichte nach Inhalt und wissenschaftlichem Werte vor Augen führen. Wir dürfen es wohl aussprechen, daß wir die Einrichtung dieses Teils hauptsächlich den Bemühungen der Herren Wenck und Schröder zu danken haben. Möge der vom Redakteur dieses Teils, Herrn Professor Wenck, aus-

gesprochene Wunsch in Erfüllung gehen, daß nämlich die Verleger die neue Einrichtung durch Einsendung hessischer Literatur im weitesten Sinne unterstützen.*) W.

*) Wir möchten auch bei dieser Gelegenheit nochmals den dringenden und leicht zu erfüllenden Wunsch aussprechen, doch fortab die Rücken der Umschläge mit dem genauen Titel der Zeitschrift nebst Angabe des Bandes zu versehen. Dadurch würde dem Benutzer ein zeitraubendes Suchen erspart werden.

Redaktion des „Hessenland".

Eingegangene Bücher usw.:

Lewalter, Johann. op. 48. Das Herz. (Gedicht von Paul Heidelbach.) Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Preis 1,50 Mark. Verlag von Ries & Erler, Kgl. Sächsische Hofmusikalienhändler.

Blätter für Münzfreunde. Zeitschrift für Münz- und Medaillenkunde. Herausgegeben von Dr. Buchenau. Verlag C. G. Thieme. Dresden (A. 9). 43. Jahrgang. Nr. 11. Preis jährlich 5 M.

Deutsche Künstlersteinzeichnungen. E. Munscheid, Winternacht im Gebirge. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. Preis 5 M.



Personalien.

Verliehen: dem Revierförster Amelung zu Flieden anläßlich seines 50jährigen Dienstjubiläums der Rote Adlerorden 4. Kl. mit der Zahl 50; dem Militärbauinspektor a. D. Baurat Hahn zu Kassel und dem Rechnungsrat Schroeder zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Rechnungsrat Uhen zu Kassel beim Ausscheiden aus dem Dienst der Kronenorden 3. Kl.; dem Garnisonverwaltungsinspektor Schmitz zu Fulda, dem Kreisboniteur Wagener zu Marburg und dem Telegraphensekretär Martin zu Kassel der Kronenorden 4. Kl.; den Lehrern Gramm zu Lütter, Kleinfeller zu Streitberg, Bach zu Hanau, Lang zu Hünfeld, Schmidt zu Allendorf a. L. und Werthan aus Anlaß ihres Übertritts in den Ruhestand, sowie dem Lehrer Merle zu Ostendorf aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern, letzterem mit der Zahl 50; den Oberlehrern Dithmar, Gally, Dr. Hensen, Dr. Schäfer und Siegel zu Kassel, Engelhardt und Dr. Handwerk zu Marburg, Dehnhardt zu Hersfeld, Dr. Rudolph zu Homburg v. d. H., Dr. Ankel zu Hanau und Schwarz zu Rinteln der Titel Professor; dem Generalkommissionssekretär Kuhn zu Kassel und dem Spezialkommissionssekretär v. Szukaysky zu Melsungen der Charakter als Kanzleirat; dem Regierungshauptkassen-Buchhalter Bell zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat; dem Vorsteher der Strafanstalt in Ziegenhain, Inspektor Grawe der Amtstitel Strafanstalts-Oberinspektor.

Ernannt: Landgerichtsrat Dr. jur. Forstmann zu Kassel zum Oberlandesgerichtsrat in Hamm; Regierungs- und Baurat Hoefer zu Kassel zum Direktionsmitglied der Kgl. Eisenbahndirektion Köln; Regierungsbaumeister Neubert zu Kassel zum Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor; Regierungsassessor Ludewieg zu Kassel zum Obersteuerinspektor in Münster i. W.; Forstassessor Erdmann zu Marburg zum Oberförster; die Referendare Stern, Marx und Dr. von Boxberger zu Gerichtsassessoren; Landmesser Fritz zu Schmalkalden zum Oberlandmesser; Rechnungsrat Gabriel zu Kassel zum Rendanten der Eisenbahnhauptkasse.

Versetzt: Kgl. Spezialkommissar Reg.-Rat Dr. Wenke zu Hanau zum 1. April nach Berlin als Hilfsarbeiter an das kgl. Oberlandeskulturgericht bzw. in das Ministerium für Landwirtschaft, Domänen- und Forsten; Regierungsassessor Fechner zu Stettin als Spezialkommissar nach Hanau; Strafanstaltsdirektor Leonhard von Kassel-Wehlheiden nach Wohlau vom 1. April ab; Oberlandmesser Wemhöner zu Karlshafen als Vorsteher des gemeinschaftlichen Landmesserbureaus nach Hanau.

In **Ruhestand** versetzt: Geh. Justizrat Landgerichtsrat Kind zu Marburg vom 1. April ab.

Entlassen: Rektor past. extr. Softmann zu Felsberg zwecks Übernahme der Pfarrstelle in Aufenau; Rektor Himstedt zu Rodenberg zwecks Übernahme der Direktorstelle an der deutschen Schule in Barcelona.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Froning genannt Havixbeck zu Kassel.

Geboren: ein Sohn: Dr. C. Staehly und Frau Marie, geb. Schulz (Kassel, 3. Januar); Fabrikant August Schuchardt und Frau Else, geb. Credé (Niederzwehren, 6. Januar); Großkaufmann Wilhelm Piepmeyer und Frau Hedwig, geb. Becker (Kassel, 7. Januar); Hauptmann Becker und Frau Elisabeth, geb. Lohr (Marburg, 7. Januar); — eine Tochter: Architekt Müller und Frau Dora, geb. Seyfart (Rinteln, 9. Januar).

Gestorben: Frau Klementine Paul, geb. Gleim, Witwe des Oberförsters (Melsungen, 31. Dezember); verw. Frau Julie Seelig, geb. Seidler (Kassel; 31. Dezember); Kaufmann und Gasthofbesitzer Wilhelm Gutberlet, 64 Jahre alt (Neukirchen b. Z., 1. Januar); Steuerinspektor a. D. Emil Biermann (Kassel, 1. Januar); verw. Frau Marianne von Motz, geb. von Scriba (Kassel, 2 Januar); verw. Frau Susanne Junck, geb. Kilian, 86 Jahre alt (Kassel, 3. Januar); Frl. Auguste Förster, 33 Jahre alt (Kassel, 3. Januar); Gelbgießermeister Heinrich Klebe (Kassel, 3. Januar); Freifrau Wanda von Schellersheim, geb. von Zglinitzki, 84 Jahre alt (Schwerin, 6. Januar); Privatmann Johann Valentin Krug, 87 Jahre alt (Kassel, 7. Januar); Gasthofbesitzer Reinhard Kniese, 69 Jahre alt (Hersfeld, 8. Januar); verw. Frau Anna Margarete Escher, geb. Pfeffer, 71 Jahre alt (Erbenhausen, 8. Januar); Kaufmann Hermann Boepel, 69 Jahre alt (Kassel, 9. Januar); Privatmann Gustav Kiel (Kassel-Wilhelmshöhe, 9. Januar); verw. Frau Natalie Müller, geb. Freiin v. Bodick-Marwitz, 75 Jahre alt (Kassel, 10. Januar); Frau Rosalie Windemuth, geb. Barensfeld, Witwe des Dr. med., 82 Jahre alt (Kassel, 10. Januar); Landgerichtsdirektor a. D. Geh. Justizrat Jakob Müller, 83 Jahre alt (Kassel, 10. Januar).

Wir gestatten uns darauf aufmerksam zu machen, daß laut Ankündigung in Nr. 24 des vorigen Jahrgangs der vierteljährliche Bezugspreis des „Hessenland" jetzt 1 Mark 65 Pfg. beträgt.

Der Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 3. XXI. Jahrgang. Kassel, 1. Februar 1907.

Die althessische Rechtspflege im (heutigen) Kreise Witzenhausen.

Ein Bild der Justiz in der Landgrafschaft von W. Killmer.

1. Allgemeines Recht.

Die Rechtspflege war in Deutschland seit Karl dem Großen stets ein Ausfluß der königlichen Gewalt, ein Zweig der Herrscherpflicht. Im Namen des Regenten fällten deshalb alle Richter ihre Urteile. Der Geist der einzelnen Herrscher prägte sich auch im Gesetz und in der Rechtspflege ein. Nun schuf bekanntlich der genannte Frankenkönig im 8. Jahrhundert die Gaueinteilung des Reichs und in den Gaugrafen auch das Urbild des fränkischen und später auch des hessischen Richters, der bis 1803 ein bestimmtes Gebiet zu verwalten und zu richten hatte. Nur gingen in Hessen die Tätigkeit und die Befugnisse des Gaugrafen nach und nach auf den Landgrafen allein und später auf dessen „Marschalk“, dann auf die Kanzlei oder deren adlige Mitglieder mit Einschluß des Marschalks, endlich ums Jahr 1500 auf das nach dem Muster des Reichskammergerichts errichtete, aus adeligen und nun auch aus gelehrten bürgerlichen Räten bestehende Hofgericht über, das für den Stand der Ritter als erste Instanz, sonst aber allgemein als Appellationsgericht diente. Neben diesem Obergerichte setzte man in peinlichen Angelegenheiten bis zum Jahre 1540 und später auch oft Spezialgerichte ein; der Blutbann sollte in des Herrschers Hand bleiben, wurde aber 1540 für Niederhessen dem Rate der Stadt Kassel und für Oberhessen dem Rate von Marburg unter Zuweisung zweier gelehrter Hofrichter überwiesen. Diesem besonderen Obergericht stand die Entscheidung über Leben und Tod oder die peinliche Gerichtsbarkeit, über Knechtschaft und Freiheit eines Mannes, über das Eigentum an den unbeweglichen Gütern zu. Aber Zentgrafen- und Schöffengerichte haben noch später Kriminalsachen abgeurteilt. Schon im Jahre 1045, also 250 Jahre nach Errichtung der fränkischen Staatsordnung ward die Gerichtsbarkeit in Niederhessen oder das Landgericht Maden vom hessischen Grafen Wernherr, der in Gudensberg residierte, verwaltet. Aber noch fand damals und später — ganz entsprechend dem Herkommen unter den fränkischen Gaugrafen — dreimal im Jahre das „ungebotene Ding“, d. i. das Grafending oder Landgericht unter offenem Himmel statt. Dabei richtete der comes oder Graf mit Hilfe von Schöffen, und oft wurde auch der „Umstand“

oder das zuschauende Publikum zu Rate gezogen. Das ist nachher ganz anders geworden. Sonderbarerweise ist die Kanzlei nach 1500 neben dem Hofgerichte noch Beschwerdeinstanz geblieben, wie das Marschallsgericht sich für die niederen Hofbeamten erhielt. Bekanntlich ist die Landgrafschaft Hessen nun aber aus mehreren fränkischen Gauen entstanden, vor allem aus 1. Niederhessen oder dem fränkischen Hessengau, 2. dem Land von Kassel aus nördlich bis zum linken Diemelufer oder dem sächsischen Hessengau, 3. der hessischen Landschaft an der Werra oder thüringischen Germaramark, 4. dem südlich daranstoßenden Ringgau, 5. dem größtenteils erst 1814 zu Hessen gekommenen Fuldaer Lande, einst Buchonien genannt, 6. dem Oberlahngau oder Oberhessen. Dementsprechend war das Recht, vor allem das Zivilrecht, auch verschieden, doch läßt sich das im Rahmen eines Aufsatzes nicht darstellen. Erwähnt mag hier nur werden, daß zwischen Oberhessen und Niederhessen manche Unterschiede, z. B. hinsichtlich des väterlichen Nießbrauches, der Ehescheidungen und Alimentationsklagen usw. bestanden. Das aus sechs (5) altfränkischen Gauen zusammengesetzte Gebiet ist — von Buchonien abgesehen — bereits im Jahre 1265 von Heinrich I. als Landgrafschaft zusammengefaßt, aber erst 1373 den selbständigen Reichsfürstentümern eingereiht worden. Erst seit dieser Zeit kann man für Verwaltungs- und Strafrecht von einer sich allmählich bildenden Landesgerichtsbarkeit reden, nicht aber für das Privatrecht, nicht für bestimmte Sonder- und Gewohnheitsrechte, obschon auch in dieser Hinsicht nach und nach die fürstlichen Landesordnungen vielfach allgemein gültig wurden. Als die Landgrafschaft im Anfange des 16. Jahrhunderts ihre größte Ausdehnung gewann, war dieser geschichtliche Vorgang zum großen Teil vollendet. Vor 1373 setzten die Regenten, zuweilen auch der Oberlehnsherr, d. i. der Erzbischof von Mainz, selbst Landrichter ein, für Niederhessen z. B. den von Kirchditmold. Die Grafen — z. B. die von Reichenbach für den heutigen Gerichtsbezirk Lichtenau, die von Bilstein im Osten des Meißners — galten in ihrem Gebiete als Landrichter. Das ist schon unter den ersten Landgrafen von Hessen, im 13. und 14. Jahrhundert, anders geworden. Die Rechte der alten Gaugrafen kamen fast ganz in ihre Hände, wenn sie auch die Geschäfte der Unterrichter (Zentgrafen genannt) noch lange Zeit oder dauernd bestimmten Adelsfamilien oder eigenen Beamten überließen, z. T. bis ins 18. Jahrhundert, ja bis 1803. Es sind die Zent- oder Landgerichte im frühen Mittelalter auch noch sehr lange Zeit an den alten Stätten im Freien „gehegt" worden. Übrigens gehörten vor 1803 die vier kurmainzischen Ämter Fritzlar, Naumburg, Amöneburg und Neustadt nicht zu Hessen. Der eben gebrauchte Ausdruck Zentgrafen veranlaßt uns, in der Geschichte noch einmal weit zurückzugreifen. Zu fränkischen Zeiten übten unter Gaugrafen sogenannte Zentgrafen aus dem niederen Adel mit Hilfe freigeborener Schöffen die untere Gerichtsbarkeit aus, die erste Instanz in moderner Denkart. Später nannte man den Zentgrafen Schultheiß, in Kassel Oberschultheiß, und bis 1803 blieb dieser die erste Instanz, nachher wurde es der Amtmann. Noch 1763 werden in einem Regierungsdekrete Zentgrafen und Schultheißen als gleichwertig nebeneinander gestellt. Jede Hundertschaft, d. h. die etwa 100 bis 120 Bewohner eines Dorfes, hatten einst ihr Zentgericht, bei dem später der Fronbote oder Büttel eine ganz geachtete Rolle spielte. Kleinere Dörfer faßte man zu zweien oder dreien zusammen. Das „hohe Gericht" Abterode war z. B. eine Zent im Gerichte Bilstein. Doch verschwand hier und überall später der Name Zentgericht, man sagte einfach Gericht. Nach dem Erlöschen des Bilsteiner Grafengeschlechts, dem dies Gericht gehörte, ging 1301 die Gesamttätigkeit desselben, also nicht nur die Gerichtsbarkeit über bürgerliche Rechtsfälle, sondern auch das Recht über Leben und Tod und über die Freiheit eines Menschen auf das Gericht Abterode, seinen landgräflichen Beamten oder Schultheißen und seine Schöffen über. Zum Gerichte Abterode aber gehörten im Mittelalter aus dem heutigen Kreise Witzenhausen die Dörfer Dudenrode und Eichenberg (in Strafsachen!); die drei westlich von Sooden gelegenen Dörfer Hilgershausen, Kammerbach und Orpherode gehörten einst auch zum Grafengericht Bilstein, sind aber später (1732) dem landgräflichen Schultheißen oder dem Gerichte Allendorf unterstellt worden, als man dies wesentlich in seiner heutigen Ausdehnung errichtete. Das Amt Allendorf war ja schon 1596 und das Amt Altenstein bereits 1643 vom Landgrafen übernommen worden.

Während wir also im Mittelalter beim einstigen Zentgerichte Abterode die Funktionen des altfränkischen Gaugerichtes finden, hat das Landgericht Kassel diese an den Landesherrn und sein Obergericht abtreten müssen und ist eine Zent, eine erste Instanz geworden. Sein Oberschultheiß hielt auch im Bereiche der drei Kasseler Ämter die Rügegerichte ab. Sie aber haben die Eigenart der ehemaligen Zentgerichte am längsten und treuesten bewahrt. In Großalmerode bestand das Rügegericht bis 1817. Darauf wollen wir

unten zurückkommen, um das Wesen der alten Zentgrafengerichte noch genauer kennen zu lernen. Hier sei nur auf zwei Dinge hingewiesen. Statt Schultheiß kommt auch der Titel Vogt als gleichartig vor; ein solcher Beamte hatte in Zivil- und Strafsachen den Schöffen aus dem Volke, die selbst in adeligen Gerichten unabhängig vom Grundherrn erkannten, als Verhandlungsleiter zu dienen und das Gericht von wegen „seines Herrn" zu hegen. Nur bei den Stadtgerichten leitete bis etwa 1450 der Bürgermeister von Allendorf oder Lichtenau oder Witzenhausen das Verfahren, aber unter Beistand des Schultheißen. Drei städtische Schöffengerichte gab es neben den ländlichen bei uns im Kreise.

Das Grafengericht Reichenbach ist, nachdem unsere Fürsten diese Grafschaft 1225 vom Grafen von Ziegenhain erworben, mit seinen Funktionen und Rechten auf das städtische Schöffengericht Lichtenau übergegangen, bei dem natürlich ein landgräflicher Schultheiß amtierte. Größere Rechte, nämlich die peinliche Gerichtsbarkeit, besaß das Schöffengericht der Stadt Witzenhausen, dessen Schultheiß bis 1628 vom Landgrafen in Kassel, nachher vom Landgrafen in Rotenburg angestellt wurde. Es muß die Art dieser Stadtgerichte näher betrachtet werden.

Schon im 13. und 14. Jahrhundert bildeten die gewählten Schöffen der Städte das Stadtgericht, das Beurkundungen zu vollziehen, Verkäufe vor sich abmachen zu lassen, zu pfänden usw. hatte und im Weichbilde des Orts auch die Strafrechtspflege zur Aufgabe hatte. In letzterem Falle führte der herrschaftliche Schultheiß den Vorsitz. Seit Hermann dem Gelehrten war das Stadtgericht auch für die Priester zuständig. Nach 1450 ging die Rechtspflege wesentlich auf den Schultheißen über. Schon 1553 stand ihm allein die Anklage zu. Rat und Stadtknechte hatten ihm behilflich zu sein. Seit dieser Zeit mußten die Parteien im Zivilprozesse die Kosten zahlen, die übrigen zahlte der Rat.

An und für sich schließen die Rechte der Städte in Hessen ein besonderes Privatrecht nicht in sich, sondern regeln nur die Stadtgerechtsame, das Gerichtsverfahren dort und das Polizeiwesen. So wurden die 1479 verbrannten Privilegien von Witzenhausen, das — vom Obergericht Kassel unabhängig — sein eigenes Stadt- oder Schöffen- und auch im Rate sein Obergericht hatte, 1482 wieder in einem Notariatsinstrumente etwa so niedergelegt: Die Wahl des Bürgermeisters und der Ratsherren geschieht in Gegenwart des landgräflichen Schultheißen; für das peinliche Gericht haben Rat oder Schöffen etliche Schöffen aus den nächsten Städten hinzuzuziehen, bei schwerverständlichen Dingen das Urteil des Oberhofs in Kassel zu erlernen; die Pfarrer ernennt der Landgraf; die Faßeichung muß in Gegenwart der landgräflichen Beamten geschehen; vom Branntwein ist der halbe Gewinn an die fürstliche Renterei abzugeben; die Bürger dürfen nur mit Wissen und Willen des landgräflichen Beamten zusammengerufen werden; nur im Beisein des Schultheißen sind Bürger anzunehmen usw. Man sieht, Verwaltung und richterliche Tätigkeit sind verbunden und bleiben es bis 1821. Man erkennt hier aber auch, daß das Stadtschöffengericht Witzenhausen gleich dem Gerichte Abterode das Recht über Leben und Tod, selbstverständlich auch die Entscheidung über bedeutende Zivilrechtsangelegenheiten freier Grundbesitzer hatte.

Das Gericht Witzenhausen umfaßte, soweit das Strafrecht in Betracht kam, die ganze, weite Umgebung der Stadt: von Trubenhausen im Westen bis zur Heiligenstädter Kreisgrenze, von Oberrieden im Süden bis Ermschwerd im Norden. Im Zivilrecht stand es anders, vor allem was die freien Pächter und die zahlreichen Leibeigenen oder Lehnsnehmer der adligen Familien, des Landgrafen selbst oder der Klöster betraf. Im übrigen zogen ja mit ihrer fortschreitenden Macht die Landgrafen alle wichtigen Kriminalfälle und alle bedeutenden Zivilsachen nach und nach sämtlich vor ihr eigenes Forum oder an das Obergericht in Kassel. Die Schöffengerichte oder die Tätigkeit der Schultheißen in Witzenhausen, Allendorf, Lichtenau, Abterode für wenige Dörfer unseres Kreises, endlich des Kasseler Oberschultheißen für Großalmerode, kurz, die Funktionen dieser Gerichte entsprachen dann fast der unserer heutigen Amts- und Schöffengerichte. Man könnte sie erweiterte Zentgrafengerichte nennen, um wieder an den historischen Ursprung anzuknüpfen. Nachdem der Adel nach und nach vom Landgericht befreit und dann schließlich das Hofgericht errichtet worden war, erschien das allgemeine Volksgericht von ehemals nur noch als Gericht für niedere Stände; Zent- oder Landgericht oder Amt ist im späteren Mittelalter dasselbe. Die Verhandlungen wurden mündlich gepflegt. Gelehrte Richter, schriftliches Verfahren kamen erst nach dem Einzuge des römischen Rechts, also nach 1450 in Kassel und nach 1530 oder gar 1600 in den andern Städten, viel später noch in den ländlichen Gerichten auf. Im übrigen verschwanden die Stadtgerichte, wie alle Schöffengerichte, vom 30jährigen Kriege an mehr und mehr. Seit 1732 sind Stadt- und Amtsgericht vereinigt. Nun Einzelrichter! Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts ist bloß noch

der gelehrte landgräfliche Richter für Strafsachen zuständig. Das Stadtgericht erscheint als Rügegericht und Zivilgericht für kleine, bürgerliche Fälle. Eine Art verkümmerter Zentgrafengerichte bildete sich dann in den letzten Jahrhunderten unter dem Namen Schöppenstühle aus. Was war ihr Wesen?

Im Grunde und von Haus aus waren die sogenannten Schöppengreben, die diesen kleinen Gerichten vorstanden, auch Zentgrafen. Man würde aber in Gegenden mit freien Siedlern sehr viel freie oder gar adlige Richter nötig gehabt haben, wenn jede Zent oder jedes Dorf sein eigenes Gericht beanspruchte. Deshalb vereinigten sich mehrere Zentgrafschaften (z. B. in der Nähe Kassels die von Heiligenrode, Bettenhausen und Sandershausen, ferner die von Vollmarshausen, Ochshausen und Crumbach, ebenso die von Dörnhagen, Dittershausen, Dennhausen und Bergshausen usw.) zu den Schöppenstühlen Heiligenrode, Vollmarshausen, Dörnhagen usw. Andere Dörfer dagegen erhielten oder behielten statt dessen die Rügegerichte, z. B. Waldau, Niederkaufungen, Oberkaufungen, Großalmerode. Die Schöppenstühle beschäftigten sich nur mit Polizei- und Verwaltungsmaßregeln. Alle Rechtspflege dieser Orte gehörte in erster Instanz vor das Landgericht im alten Salzhause an der Schlagd in Kassel, wie alle öffentliche Rechtspflege im Nordosten von Hessen vor die dem eben genannten Gerichte im heutigen Kreis Witzenhausen entsprechenden Anstalten gehörten, also früher vor die aus Bürgermeister und 11 Schöffen bestehenden Stadtgerichte, später vor die Schultheißen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich zu dem Roman „Zwei Seelen" kam.*)

Von Wilhelm Speck.

Wenn ich hier davon erzählen soll, von wo mir die Idee zu meinem Roman „Zwei Seelen" gekommen ist, so steigt eine ferne Welt und Zeit vor mir auf und entfaltet sich still vor meinen Augen. Wer ein dichterisches Buch geschrieben hat, ist wohl nur selten imstande, die Quellen aufzudecken, die da hinein geströmt sind, denn es ist ihm ja, während das Werk in ihm wuchs, von allen Seiten zugeflossen: Eindrücke der Gegenwart, Erinnerungen aus vergangenen Tagen haben sich darin vermischt, und häufig ist das Spätere wichtiger geworden als das Ursprüngliche, und sind die Nebenflüsse beträchtlicher und bedeutender gewesen als der Fluß, der dem Buch den Namen gibt und der es ins Leben rief. Noch schwerer ist es am Ende zu sagen, wann und unter welchen Umständen die Idee einer Dichtung entstanden ist. Hundertmal haben wir wohl ein Licht von weither leuchten sehen, ehe wir darauf achteten. Inzwischen aber hatte unsere Seele, ohne daß wir es gewahr wurden, schon lange das Bild des ferne scheinenden Lichtes in sich aufgenommen, und sie war es dann vielleicht, die uns endlich zwang, daß wir uns mit ihm beschäftigten. So ist es mir auch mit den „Zwei Seelen" ergangen. Paul Heyse war der erste, der den Ursprüngen dieses Buches nachforschte, und nach ihm haben dann auch andere in Teilnahme an den geschilderten Schicksalen und Stimmungen die Frage an mich gerichtet, wie ich dazu gekommen wäre, das Buch zu schreiben. Was ich ihnen gesagt habe, kann ich, da es so gewünscht wird, auch hier erzählen, in der stillen Hoffnung, damit auch zu einigen zu reden, die den Roman gelesen haben, und ihnen auf eine unausgesprochene Frage zu antworten.

Es sind nun fast zwanzig Jahre her, als ich an eine große, in einem weltverlorenen Städtchen gelegene Strafanstalt berufen wurde. Es war der schönste, lachendste Frühlingstag, als wir der neuen Heimat zufuhren. Ringsumher grünten und blühten die Wiesen, in verborgenen Wasserläufen glitt hie und da ein weißes Segel durch den stillen Sonnenschein, weit in der Ferne blauten Hügelreihen, mit dunklem Wald bestanden, und unter dem blauen

*) Wilhelm Specks erfolgreicher, bereits in verschiedene Sprachen übersetzter Roman „Zwei Seelen", über den seit seinem Erscheinen schon sehr vieles geschrieben worden ist, begegnete wiederholt insofern einer falschen Beurteilung, als man ihn unbeschadet seiner hohen künstlerischen Einschätzung verschiedentlich unter die Kriminalromane einzureihen versucht hat. Daß die „Zwei Seelen" nichts weniger als dies sein wollen, ist von berufenen Kritikern nachdrücklich hervorgehoben worden. Neuerdings hat nun auch der Dichter selbst zu diesem seinen Roman öffentlich Stellung genommen. Sind solche dichterische Selbstbekenntnisse schon an sich von hohem literarischen Interesse, so gewinnen sie in diesem Falle gerade mit Bezug auf die dichterische Konzeption dieser hervorragenden Seelendichtung und ihre Beurteilung noch besondere Bedeutung und geben namentlich auch über die gewählte Form des Ich-Romans aufschlußreiche Hinweise. So wird denn auch unter unseren Lesern den zahlreichen Verehrern der „Zwei Seelen" dieser, der Wiener „Neuen Freien Presse" mit gütiger Erlaubnis entnommene Aufsatz unseres hessischen Landsmannes willkommen sein.

Frühlingshimmel klang heller Vogelsang. Mit fröhlichen Augen schauten wir in den heiteren Tag und in den Glanz und Schimmer, mit dem uns der Frühling grüßte, und wurden erst ernst, als unweit der Landstraße zwischen den bronzenen Säulen einiger hochwipfligen Kiefern ein einsamer, schmucklos gehaltener Friedhof auftauchte, der Friedhof der Gefangenen. Bald darauf erhoben sich über der Stadt auch die weißen Mauern der Strafanstalt, und wir fuhren durch ein schweres Tor wie in eine Festung hinein, mit beklommenen Empfindungen und bedrückt von dem vielfachen Unglück, das sich hinter den vergitterten Fenstern verbarg. Doch als wir dann durch das Torgebäude hindurch gekommen waren, grüßte uns da wieder ein freundliches Haus und ein Garten mit blühenden Bäumen: der Frühling hatte seinen Weg auch über die Mauern und Zinnen gefunden und lachte uns dort so fröhlich entgegen wie draußen vor den Toren.

Einige Tage später ging ich zum erstenmal durch die Anstalt. In weitläufigen Sälen arbeiteten die Gefangenen zu fünfzig und mehr nebeneinander und warfen mir, als ich an ihnen vorüberging, neugierige Blicke zu. Viele von ihnen waren, wie ich wußte, in lebenslänglicher Haft, die meisten hatten ihre Freiheit auf lange Zeit verloren. Ich sah finstere Gesichter, Augen, die vertrotzt um sich schauten, ich sah Gleichgiltigkeit und Roheit, sah aber auch manches Gesicht, auf dem sich das Unglück und Leiden schon für den ersten Blick deutlich und schmerzlich widerspiegelte. Bei diesem ersten Gang ging ich jedoch an allen vorüber, ohne einen von ihnen anzusprechen, ich wußte noch nicht, wie ich meine Tätigkeit unter ihnen beginnen könne, und ahnte es auch noch nicht, daß mancher von diesen finsteren Menschen, als ich seine Züge näher betrachtete, ganz freundlich drein zu schauen vermochte.

Zuletzt kam ich in den Zellenflügel, in dem damals hauptsächlich besonders schwere und gefährliche Verbrecher verwahrt wurden. Der Tag war schon weit vorgeschritten und eine sanfte Dämmerung schwebte durch die Zellen, in deren jeder ein unglückseliger Mensch den Faden seines armen Lebens langsam weiterspann.

Als ich die erste Tür aufschloß und in die Zelle eintrat, fuhr der Gefangene, der darin lebte, von seiner Arbeit empor und flüchtete sich förmlich in die entfernteste Ecke, von wo er mich dann finster und mißtrauisch ansah und widerwillig auf meine Fragen antwortete. Er war, wie ich später erfuhr, ein vierfacher Mörder, ein ganz verschlossener Mensch, dessen Vertrauen ich dennoch nachher auf kurze Zeit gewann. Eines Tages mußte ich ihn in einer besonderen Stimmung angetroffen haben, denn er fing plötzlich ganz von selbst an, sein Leben zu schildern. Er erzählte mir von seiner unglücklichen Jugend, wie er ohne alle Liebe aufgewachsen sei, von jedermann zurückgestoßen, ohne Freund und ohne eine Zuneigung von irgend einer Seite her, von den eigenen Eltern gehaßt und mißhandelt. So hätte er die Menschen von Anfang an mit Haß und Bitterkeit angesehen und so sei er zum Mörder geworden. Keine Spur von Reue oder Schmerz zeigte sich, während er zu mir sprach, in seinen Zügen, nur der Ingrimm über sein ewiges Gefängnis durchbrach hin und wieder seine eintönig hingesprochene Erzählung. Dies geschah in einer Abendstunde, unter dem Schleier der Dämmerung, in der er vor mir stand, und so wenig Erfreuliches ich zu hören bekam, war es mir dennoch wertvoll, da ich hoffte, seine verschlossene Seele werde sich nun langsam und allmählich öffnen. Als ich ihn aber am andern Tag wieder aufsuchte, verhielt er sich völlig stumm. Einmal hatte sich der Vorhang von seinem Innern aufgehoben, nun war er wieder niedergefallen und hob sich niemals wieder. An diesem ersten Abend brachte ich nur wenig Worte aus ihm heraus und verließ ihn endlich mit bedrückten Gefühlen.

Um so mitteilsamer war sein Zellennachbar, ebenfalls ein Raubmörder, der die Angehörigen eines früheren Mitgefangenen aufgesucht, ihnen von dem fernen Sohne erzählt und sich von ihnen hatte bewirten und unterstützen lassen, worauf er sie überfiel und tötete. Er war einer von den Menschen, die unwillkürlich an eine Katze erinnern, schmeichelnd, schmiegsam, auf leisen Sohlen schleichend, mit falschem Blick im Auge.

Dann sah ich einige Gefangene, die in meiner Erinnerung keinen Eindruck hinterlassen haben, darauf einen Mann, der mir auf den ersten Blick hin Teilnahme einflößte. Eine große, schöne Gestalt, warme, dunkle Augen, ein sympathisches Gesicht — und doch ein berüchtigter Einbrecher, vormals aber ein angesehener und kunstgeübter Schlossermeister. Nicht oft habe ich das Weh eines verfehlten Lebens einem Antlitz so deutlich eingeprägt gesehen wie dem seinen. Einst hatte er ein Weib, das ihn liebte, und liebliche Kinder, ein blühendes Geschäft und einen ehrlichen Namen — das war nun alles dahin. Seine Gefangenschaft sollte viele Jahre dauern, und den Tag der Freiheit, man ahnte es schon damals, erlebte er nicht mehr.

Nach ihm besuchte ich noch zwei jüngere Leute, lebenslängliche Gefangene und wegen Vatermordes bestraft, beide tief niedergeschlagen und krank an Leib und Seele. Hierauf wollte ich das traurige Buch, in dem ich zu lesen angefangen hatte, für diesen Abend schließen.

Auf den Gängen war es nun schon dunkel geworden, matt schimmerten einige Lampen über die grauen Mauerwände hin, und lautlos, als lebte niemand um mich her, war es in dem ganzen finsteren Hause. Im tiefsten Herzen traurig stand ich auf dem einsamen Korridor und fragte mich, wie ich es ertragen würde, solche Bilder Tag für Tag vor mir zu haben. Bei dem Gedanken aber, daß ich diese Bilder nicht nur zu betrachten hätte, sondern daß ich an allen diesen Menschen auch eine Aufgabe erfüllen sollte, befiel mich das Gefühl völliger Mutlosigkeit. Hatte ich vermutlich auch beim ersten Aufschlagen des Buches zufällig seine dunkelsten Blätter angesehen, so durfte ich doch nicht erwarten, daß das übrige viel heller sein würde. Im Begriff zu gehen und das Haus zu verlassen, blieb ich noch vor einer Zelle stehen und sah durch das Türfensterchen in sie hinein. Was ich da erblickte, veranlaßte mich, auch diese Tür noch aufzuschließen.

Es war eine Zelle wie alle anderen, grau getüncht, kahl und nüchtern, und dennoch sah sie anders aus als alle Zellen, die ich vorher betreten hatte. Über der Lampe, die sie erleuchtete, hing ein Lampenschirm, aus Leinen verfertigt und mit etlichen bunten Läppchen verziert, durch die das Licht warm und gemildert hindurchglänzte. Alle Zellen waren ja in gleicher Weise aufgeräumt, über dieser aber lag ein Hauch von Wohnlichkeit, ein friedlicher Abendschimmer. Ein Familienbild, einen alten, einfachen Mann darstellend, stand auf dem Arbeitstisch, ein paar grüne Zweige waren an der Wand befestigt. Es war der allerdürftigste Schmuck, den man sich denken konnte, und gleichwohl war er allenthalben zu merken und zu fühlen.

Der Gefangene, der bei meinem Eintritt aufgestanden war, sah mich freundlich und zutraulich an. Was für gute, sanfte Augen, sagte ich damals zu mir, es war der erste Eindruck, den ich von ihm empfing. Er war von schlanker Gestalt und hatte ein zartgebildetes blasses Gesicht, worin diese Augen klar und intelligent leuchteten.

Ich fragte ihn nach seinem Namen und nach seiner Strafe. Ein schwerer Schatten zog sich über sein Gesicht, als er mir antwortete. Auch er war ein lebenslänglicher Gefangener, wegen Mordes bestraft und befand sich schon viele Jahre in dieser Zelle.

Dieser Mann mit der milden Stimme, den guten, freundlichen Augen, dem feinen, stillen Wesen, ein Mörder — es war unfaßbar. Gern hätte ich gefragt, wie dies hatte geschehen können, aber der tiefschmerzliche Zug in seinem Gesicht, der qualvolle Blick seines Auges hielt mich davon ab. Ich verschob es auf ein anderesmal und bin niemals dazugekommen.

An diesem Abend ließ ich mir erzählen, wie er seine Gefangenschaft bisher ertragen hätte.

„Es ist nicht so schlimm, wie Sie wohl denken“, erklärte er. „Zuerst wollte ich mir freilich den Kopf einrennen, aber allmählich bin ich ruhig geworden. Ich habe meine Strafe verdient und nehme sie willig auf mich. Das heißt,“ unterbrach er sich, „wenn ich rein verstandesmäßig darüber nachdenke. Daneben habe ich Stunden, wo sich alle meine Gefühle dagegen auflehnen, dann bin ich sehr unglücklich. Sie kommen jedoch immer seltener über mich, und ich glaube, ich habe nun Ruhe gefunden.“

„Und auf welche Weise?“ fragte ich.

Er errötete und zeigte nach dem Fenster hin. Draußen am dunklen Nachthimmel schwebte die Mondsichel zwischen leichtem Gewölk und glänzten einige Sterne.

„Wenn man immer nur in die Höhe schauen kann,“ sagte er dann, „und wenn man von dem, was drunten vorgeht, kaum noch eine Ahnung hat, dann muß man ja wohl auf Gedanken kommen, in denen Ruhe ist.“

Er sprach sich nicht deutlich aus, wie er denn überhaupt große Scheu hatte, von seinem Innersten und so besonders von seinen religiösen Gefühlen zu reden. Diese zarte Zurückhaltung machte ihn mir von vornherein sympathisch. Auch später haben wir nur ganz selten von religiösen Dingen gesprochen, nur etwa dann, wenn ihn seine Lektüre zu einer Frage veranlaßte. Er suchte sich über alles, was ihm beim Lesen eines Buches unklar geblieben war, Belehrung zu verschaffen und wich in einem solchen Falle auch Fragen nicht aus, die in die Welt des Religiösen hinübergriffen, sie bezogen sich dann mehr auf äußere, sein inneres Wesen nicht unmittelbar berührende Dinge. Man fühlte es aber deutlich heraus, daß er im tiefsten Herzen religiös war. Er suchte seinen Glauben zu verbergen und konnte es doch nicht verhindern, daß er durch alle seine Gedanken hindurchschimmerte.

Am Ende meines Gespräches mit ihm fragte ich ihn, ob er denn nicht das Verlangen hätte, wieder mit anderen Menschen zusammen zu sein.

„Nein, ganz und gar nicht“, versetzte er fast erregt. „Ich habe ja selbst darum gebeten, hier bleiben zu dürfen. Hier merke ich nicht viel davon, daß ich gefangen bin, nur wenn ich die Zelle verlasse, dann fühle ich es wieder und dann fällt es mir schwer aufs Herz. Dieses Zimmer ist meine Welt und mein Haus. So viel ich es vermochte, habe ich es mir traulich gemacht, und wenn die Tür geschlossen ist, bin ich ruhig, dann bin ich bei mir zu Hause. Ich habe meine Arbeit, meine Bücher, einige Briefe von meinem verstorbenen Vater und

sein Bild. Und dann kann ich auch hinausschauen in die Ferne. Es ist nicht eben viel zu sehen, ein Stück Ackerland, ein Strich Wald in der Ferne und darüber der Himmel mit den Wolken und den Sternen. Ich wäre aber unglücklich, sähe ich es nicht mehr."

„Sie lesen gewiß viel?" fragte ich in Verwunderung über seine Ausdrucksweise.

„Sehr viel", bestätigte er. „Fast immer wenn die Arbeit vorüber ist und des Sonntags lese ich, aber auch während der Arbeit liegt häufig ein Buch aufgeschlagen neben mir und ich blicke dann und wann hinein. Ich habe jedoch nicht viele Bücher gelesen. Was mir einmal gefallen hat, lese ich gern immer wieder. Manches Buch kenne ich fast auswendig und finde doch immer wieder etwas Neues darin. Es ist das einzige noch, was ich habe, und es ist nicht wenig."

Als ich von diesem Manne wegging, hatten sich die schweren und unheimlichen Eindrücke, die mich vorher beunruhigt hatten, verzogen, als wäre ein frischer, reiner Wind über dunkle Wolken gekommen und hätte sie verjagt, und das finstere Haus, in dem ich meinen Beruf ausüben sollte, lag mit einem Male in einem hellen, freundlichen Scheine vor mir.

Ich bin nachher oft bei diesem einsamen Menschen gewesen. Während sich aber die erste Begegnung meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt hat, habe ich von allen späteren eine undeutliche Erinnerung. Der Gefangene war von einfacher Herkunft und Bildung, hatte aber seinen Geist unablässig geschult, und er hatte über alles, was in seinen Gesichtskreis gelangte, eigene und besondere Gedanken. Trotz seines traurigen Geschickes war er nicht schwermütig, sondern zwar ernst, aber doch zugleich heiter. Ich habe ihm das Beste aus der Literatur gebracht, merkte aber bald, daß er Erzählungen aus der Gegenwart unruhig hinnahm und davon leicht verstimmt wurde. Dagegen machte es ihm stets Freude, gute Bücher aus älterer Zeit zu lesen. Sein Entzücken aber war groß, als ich ihm ein Buch von Stifter gab. Immer wieder nahm er es vor und versenkte sich immer tiefer hinein. Die schöne, stille, von heiterem Licht verklärte Welt dieses Dichters wurde seine ganze Freude und ersetzte ihm, was er verloren hatte, Heimat und Natur.

Eines Wortes von ihm entsinne ich mich noch. Ich war über etwas verstimmt zu ihm gekommen und sagte zu ihm: „Heute muß ich mich bei Ihnen aufheitern."

Er lächelte und antwortete: „Die Sonne scheint so schön, und hören Sie, wie es draußen in den Gärten singt. Ich glaube, sie sitzen zu viel zu Hause und arbeiten zu viel, und Sie sind zu viel zwischen diesen Mauern. Davon wird man verdrießlich. Sie müssen viel im Wald herumlaufen, das macht fröhlich."

„Und was fangen Sie an, wenn Ihnen nicht wohl ist?" fragte ich.

„Ich? Ich mache es ebenso", antwortete er leise. „Freilich, hinaus komme ich nicht mehr, das geschah früher. Aber zuweilen setze ich mich an meinen Tisch, schließe die Augen und sehe dann alles noch einmal, was ich einst gehabt habe."

Dieses Wort, das ich, wie alles andere, so wiedergegeben habe, wie es die Erinnerung in mir weiter tönen ließ, ist das letzte, dessen ich mich zu entsinnen vermag, und sein Klang ist auch in den „Zwei Seelen" angeschlagen worden. Dort erzählt der Heinrich, dessen Schicksale das Buch erfüllen, von seiner Jugend:

„Am liebsten lief ich in den Wäldern herum und konnte auf einem sonnigen Hügel stundenlang liegen, ohne etwas zu denken, horchend auf den Wachtelschlag in den Feldern, auf den Kuckucksruf, auf das Zirpen der Grillen und irgend welche ferne Töne. So ließ ich mir das Leben zwischen den Händen hingleiten und verlor einen schönen Tag nach dem andern. Dennoch habe ich von jenen flattrigen Stunden manches in mir aufgenommen, was mir jetzt zugute kommt. Wenn ich jetzt in meinen kahlen Wänden eine stille Stunde habe und, den Kopf in beide Hände gestützt, vor mich hinbrüte, dann fliegt so ein Tag in mir auf, wogende Felder, spielende Sonnenlichter im Waldesschatten, eine goldene Abendröte über dunklen Wipfeln. Wie die gefrorenen Töne in jenem Posthorn ruhen diese Stimmungen in meiner Seele, alle die kleinen bunten Bilder, die ich, ohne es zu merken, in mir aufgespeichert habe, und ihr Betrachten tröstet mich nun und hilft mir über vieles hinweg."

Nach einigen Jahren wurde ich versetzt. Zahlreiche neue Eindrücke stürmten nun auf mich ein, ernste und schwere, aber auch sehr schöne und erfreuliche, an die ich stets gern gedenken werde. Und wieder nach einer Reihe von Jahren wurde ich nach Halle berufen. Der mehrfache Wechsel und die Menge neuer Gestalten, die an mir vorübergingen, ließen die stille Gestalt des Gefangenen, von dem ich erzählt habe, allmählich in meiner Erinnerung zurücktreten und brachten es dahin, daß sein Bild nach und nach in mir verblaßte. Aber verloren ging es mir nicht, sondern es schaute mich immer wieder einmal aus der Ferne still an. Ja, je mehr sich die Zeit dazwischen drängte und je ferner sie mir sein Bild rückte, um so klarer hob es sich aus den Nebeln der Vergangenheit empor und um so verlangender blickten seine Augen zu mir herüber.

Eines Tages zog ich dann über ihn Erkundigungen ein, aber ich kam zu spät, sein Licht war schon erloschen, er hatte Ruhe gefunden, und die zarte Spur seiner letzten Lebensjahre war verloren gegangen. Jetzt hätte ich gern erfahren, wie eine so feine und weiche Natur jemals zu einer so schweren Tat hätte gelangen können. Als ich es von ihm selbst hätte hören können, hatte ich die Frage gescheut. In langem Ringen war es ihm gelungen, die dunkle Nacht vergangener Zeiten hinter sich zu lassen, ich gewann es nicht über mich, ihre Schatten heraufzubeschwören. Jetzt, wo es zu spät war, empfand ich meine Zurückhaltung als ein Versäumnis, das mich jedoch nicht gereute. Es gibt Fehler, an die man tröstlichen Herzens zurückdenkt.

Das wieder lebendig gewordene Bild ließ mich nun nicht mehr los, ich mußte sein Geheimnis auf irgend eine Weise zu ergründen suchen. Das innere Werden des nun gänzlich still gewordenen Menschen ließ sich nicht mehr aufdecken, nur seinen äußeren Lebensgang hätte ich allenfalls enthüllen können, woran jedoch, da die Hauptsache fehlte, nicht viel gelegen war. So geriet ich auf den Gedanken, ein neues Lebensbild mit den Mitteln der dichtenden Phantasie zu entwerfen und die Farben so zu mischen, daß am Ende mein Erinnerungsbild herauskommen mußte. Ich begann auch damit, ließ die Arbeit aber wieder liegen, bis mich unmittelbar vor dem Antritt meiner Sommerreise die Bitte meines Verlegers ereilte, ich möchte ihm die Lebensbeschreibung, von der ich zu ihm gesprochen hatte, für die „Grenzboten" geben. In meiner frohen Reisestimmung, in der mich alles fröhlich anlachte, versprach ich ihm, den Aufsatz zu schreiben und fuhr mit meinen Papieren wohlgemut nach Gomagoi unter dem Ortler. Aber aus dem Aufsatz wurde ein Buch, aus der Schilderung ein Roman, und mit der einen Gestalt, die ich hatte malen wollen, drängten sich mancherlei andere Schatten an mich heran, die von mir Leben empfangen wollten. So saß ich, statt der Ferienluft zu genießen, Tag für Tag am Schreibtisch und vor den weißen Blättern. Das geschah jedoch in der herrlichsten Natur, inmitten frühlingsfrischer Wälder, mit dem Blick auf samtgrüne Matten, ferne blaue Bergbilder und weiße Schneehäupter über mir. Da schweifte das Auge weit hinaus und kehrte nie leer zurück.

Da ich keine kriminalistische Erzählung schreiben wollte, sondern da mein Blick auf den inneren Vorgängen in der Seele des Heinrich dieser Geschichte ruhte, so mußte ich mich ganz in seine Seele zu versetzen suchen und sein Leben in mir erleben. Jeder Spaziergang in die Wälder, das Rauschen des Wildbaches, das ich immerfort vernahm, Sonne, Mond und Sterne, die über mir auf und nieder gingen, kurz alles, was um mich her lebte und webte, floß da in das Buch hinein und bildete sich darin ab. Und wenn ich später bei der Korrektur die einzelnen Sätze wieder lesen mußte, so mußte ich immerfort an das, was ich damals gesehen und erlebt hatte, zurückdenken: es wachte wieder auf und schimmerte zwischen den Zeilen hervor, Erinnerungen an Menschen und Erinnerungen an die Sommertage in dem schönen Land, darin ich das Buch begonnen hatte. Den Schluß mit der Alpenschilderung schrieb ich dann, als es Herbst und Winter wurde und als das liebe Bergland auch für mich zu einer Erinnerung geworden war.

Viele haben sich nachher an dem Buch erfreut, einige hätten dem Heinrich, den sie lieb gewonnen hatten, gern die Hand gedrückt, und mehrere waren verdrießlich, als sie erfuhren, daß sie ihre Teilnahme einem erdichteten Leben zugewandt hatten. Sie wollten nun wenigstens wissen, wieviel Wahrheit in der Erzählung enthalten sei. Ich habe immer wieder die Antwort gegeben: Es ist alles Wahrheit. Wahr ist vor allem der letzte Eindruck, den der Leser empfängt, auf ihn hin ist das Buch überhaupt geschrieben worden. Wahr ist der Zwiespalt in der menschlichen Natur und wahr sind die Einzelheiten des Buches. Sie sind nicht nach der Wirklichkeit gezeichnet, aber daran kontrolliert worden.

Sind die Bilder der Menschen alle verschieden und hat jedes von ihnen seine Besonderheiten, so enthüllen sie doch dem, der sie lange anschaut, etwas, worin sie sich alle ähnlich sind und was bei allen wiederkehrt. Bis zu diesem Punkte zu führen, wo alles Fremde schwindet und wo man das eigene Auge im Auge eines andern schimmern sieht, das war die Aufgabe des Buches. Wer seinen Beruf unter Menschen auszuüben hat, die ihn durch die Verirrungen ihres Seelenlebens und ihrer Lebensführung abstoßen, muß darnach trachten, aus den krausen Linien des fremden Lebens das darunter verborgene, uns allen verwandte Menschenantlitz herauszufinden. Nur so kann er dem andern etwas sein und nur so darf er hoffen, daß sich ihm die fremde Seele erschließen werde. In dem Roman tut sie dies aus eigenem Entschluß, sie öffnet sich mit allem Licht und allem Dunkel, wodurch sie ihren Weg genommen hat, und sie läßt uns in ihre verborgensten Tiefen schauen. Da sollte dann, das war mein Wunsch, der Leser schließlich nicht mehr die fremde Sprache hören, sondern er sollte sich selber lauschen und die Sprache der eigenen Seele in sich vernehmen. Tua res agitur, hat jemand gesagt, der über die „Zwei Seelen" geschrieben hat.

Der Weg, den ich beim Schreiben des Buches zurücklegen mußte, war nicht immer erquicklich, er

führte in Finsternisse, die mich selbst beklommen machten. Dennoch hoffte ich, daß niemand das Buch bedrückt aus der Hand legen sollte, sondern womöglich bereichert und erhoben. Es ist ja nicht auf den Ton der Resignation gestimmt, sondern auf den Ton des Sieges, der endlichen Erhebung über alle äußeren Hemmungen, ihrer inneren Überwindung. Fällt es manchem schwer, von diesen Dingen zu lesen, so war es noch schwerer, davon zu schreiben. Gleichwohl hatte ich, als ich die Feder niederlegte, das Herz voll Wehmut, daß ich nun von dem allen, was meine Gedanken erfüllt und bewegt hatte, scheiden sollte. Mir war am Ende weihnachtlich zu Mute gewesen, und als wäre ich lange durch eine Winternacht gegangen und sähe zuletzt das goldene Weihnachtslicht aus dunklen Zweigen leuchten. Ich mußte an ein Wort denken, das mir Wilhelm Raabe einmal geschrieben hatte: „Möchte das Licht allen scheinen, die in dem großen Zuchthaus ‚Erde‘ sitzen und Weihnachten feiern wollen.“

Wie ich dann das ganze Buch vor mir hatte, ging es mir freudig durchs Herz, denn nun leuchtete mir mein blasses Erinnerungsbild in neuen Farben und in frischem Leben, aber doch so, wie es in mir geruht hatte, auch aus den Blättern des Buches entgegen.

Die Kasseler Chronik des Johann Justus Escherich.

Mit Einleitung von Sanitätsrat Dr. med. Schwarzkopf und Anmerkungen von A. Woringer.

(Fortsetzung.)

1781 den 6. Jan. ist der hiesige regierende Bürgermeister Buch[24]) gestorben, am 10. ditto begraben; die 16 jüngsten Gildemeister haben den Sark getragen, die sämtlichen Gilden haben dem Sark gefolgt nebst dem zeitigen Stadt=Magistrat.[25]) 279 baar gefolgt.[26])

1782 ist den ganzen Monath Mertz durch so kalt und so viel Schnee gefallen, wie sich Niemand von alten Leuten zu besinnen wissen, daß so kalt gewesen ist den ganzen Monat durch.

Den 4. Juny 1782 ist die Prinzessin Carlotta[27]) gestorben, 10. Juny des Abends um 10 Uhr in die große Kirche[28]) beygesetzt in das Gewölbe. Von jeder Gilde 2 Personen mit gewesen, haben Fackeln getragen.

Den 14. Juny 1782 ist Herr Bruder[29]) Avemann aus Amerika kommen.

Den 14. Juni 1782 haben wir Schützen Musterunge gehalten.

Den 27. Oktober 1782 ist der Printz Friderich zum erstenmahl wider bei seinen Vatter kommen nach Weissenstein.[30])

Den 14. Jan. 1783 ist Printz Carl[31]) zum ersten hier gewesen.

Den 14. August 1783 ist des Herrn Landgrafen Friedrich d. 2te sein auf dem Friedrichs=Platz stehendes großes Standbild zum ersten Male eröffnet worden mit großer Solennität. Die Schützen-Compagnien wie auch die sämtliche Bürgercompagnien haben um die Statue ein Greis[32]) geschlossen, darinnen ist die gantze Ritterschaft wie auch die gantzen Collegia aus der Stadt Cassel gewesen, der Herr Erb=Marschall von Ritesell hat eine Rede gehalten, ich habe bei den Schützen die Fahne ge-

[24]) Kommissionsrat Dr. jur. Henrich Wilhelm Buch.

[25]) Der Stadtmagistrat bestand 1781 (abgesehen vom Bürgermeister) aus a) dem Collegium literatum: den Senatoren Friedrich Henrich Göddäus, Johann Philipp Sechehaye, Rat Dietrich Christoph Enyrim, Rat Christoph Franz Philipp Heppe, Joh. Friedrich Dehn=Rotfelser und dem Stadtsekretarius Johann Friedrich Koch; b) dem Collegium illiteratum: den Ratsverwandten Alexander Grandidier, Johann Daniel Grandidier (Stadtkämmerer), Johann George Kaß, Daniel Gautier, Daniel Vial, Henrich Otto Siebert, Elias Rüppel, Matthias Bornemann, Kaspar Adolf Köhne, Johann Ludwig Barthold, Johann Jakob Cramer, Johannes Eskuche, Andreas Vollmar, Johann Ludwig Krägelius, Johann Christoph Kraft, Johann Bernhard Rocholl, Christoph Koch und dem Stadtaktuarius Joh. Jakob Wentzel; c) den Gemeinen Bürgermeistern Johannes Senning, Johannes Gläsner, Jakob Holzmüller, Hermani, C. Jacob, Otto Schäffer.

[26]) Also 458 Leidtragende.

[27]) Christine Charlotte, Tochter des Prinzen Maximilian von Hessen und der Friederike Charlotte, geb. Prinzessin von Hessen=Darmstadt, geboren 11. Februar 1725, war seit 12. Juni 1766 Koadjutorin des Stifts Herford.

[28]) Martinskirche.

[29]) Vgl. oben Anmerkungen 7 und 8. Avemann hatte also die Feldzüge der hessischen Truppen in Amerika mitgemacht.

[30]) Prinz Friedrich, der jüngste Sohn des Landgrafen Friedrich II., der aus Veranlassung der Konversion seines Vaters von diesem getrennt gelebt hatte, war ohne Vorwissen seines Vaters nach Weißenstein gekommen. Der Landgraf wurde durch das Wiedersehen heftig ergriffen, so daß er sich anfangs kaum zu fassen wußte. Dann nahm er den Sohn liebevoll auf und versöhnte sich in der Folge auch mit dessen Brüdern Wilhelm und Karl. Prinz (seit 1806 Landgraf) Friedrich war 11. September 1747 in Kassel geboren und starb 20. Mai 1837 in Frankfurt a. M. Er stand in dänischen, später in holländischen Kriegsdiensten.

[31]) Prinz (seit 1806 Landgraf) Karl, der dritte Sohn Landgraf Friedrichs II., geb. 19. Dezember 1744, starb 17. August 1836 zu Luisenlund. War dänischer Feldmarschall, Vizekönig von Norwegen, Statthalter von Schleswig=Holstein.

[32]) Kreis.

tragen[33]), die Schützen haben den rechten Flügel, die Bürger den linken Flügel gehabt. (Bürger 800, Schützen 200 Mann.)[34])

Im Oktober 1783 sein 8 Regimenter Hessische Truppen nach und nach wieder aus America zurückkommen.[35])

Anno 1783 Ist der Winder so kalt gewesen und ist so vieler Schnee gefallen, wie die ältesten Leute nicht sich zu erinnern wissen. Die Kälte war so groß, daß 1783 auf Martini[36]) die Volte[37]) zugefrohren und ist erstlich den 26. Februarii 1784 wieder aufgebrochen, ich habe die Volta sehen aufbrechen des Morgens zwischen 11 und 12 Uhr.

1784 den 20. May Ist der Herr Regiments-Feldscheer Althaussen[38]) zu Münden aus America wieder ankommen; wir haben denselben von Hanoversch-Münden in einer Schesse[39]) abgeholt, aber wir sind schlecht empfangen worden.

1784 hat der 2. Prediger bei der Brüdergemeine[40]) Wilhelm Wille sich sehr schlecht aufgeführt und hat mit einer Jungfer sich bekannt gemacht, dieselbe ist von dem Pfarrer Schwanger worden, der Nahme war Krugin. Ist von der Pfarrstelle abgesetzt worden und zum Lande hinausgejagt worden, derselbe ist mit seiner Frau und seinen Kindern den 3. September nach Hersfeld zu Schiff gegangen.[41])

1784 den 14. November Ist der Herr Metropolitan Kersting bei der Brüdergemeine vorgestellt worden, hat verrichtet der Herr Superintendent Ungewitter[42]) im Beysein des Herrn Rath von Rothe[43]) und Herrn Metropolitan Grau.[44]) Herr Kersting hat auf der Oberneustadt gestanden[45]), davon ist er in die Brüderkirche kommen an des Herrn Pfarrer Wille seine Stelle.

1785 den 25. Mertz Ist der 2. Prediger bei der Lutherischen Gemeine gestorben, namens Placotomus, den 29. begraben, hat nur ¼ Jahr bei der Gemeine gestanden, die gantze Stadt ist mit zur Leiche gewesen, wir[46]) auch, alle Unteroffiziers, alle Collegia und Noblesse. Solche Leiche ist noch nicht in Cassel gewesen, so zahlreich an Menschen, ist alt worden 38 Jahr 7 Monat 1 Tag.

1785 haben wir so einen Kalten Winder gehabt, daß die Fulda ¼ Jahr zugefroren gewesen ist, auch den 1. April noch zugefroren war.

---

[33]) Die Fahnen wurden in jener Zeit oft von Offizieren getragen.

[34]) Die Enthüllung des Denkmals, dessen schon bei Lebzeiten des Landgrafen Friedrich II. erfolgte Bewilligung durch die Stände wohl den besten Beweis dafür liefert, wie beliebt der neuerdings so vielgeschmähte Landgraf bei seinen Untertanen war, fand am Geburtstage des Landgrafen statt. Die Statue ist von Johann August Nahl gefertigt.

[35]) Es waren dies: das Füsilierregiment v. Knyphausen, die Infanterieregimenter v. Ditfurth, Prinz Friedrich, v. Bose, die Garnisonsregimenter v. Porbeck, v. Bünau, v. Benning und v. Knoblauch, sowie das Landgrenadierregiment Marquis d'Angelelli.

[36]) 10. November.

[37]) Fulda.

[38]) Regimentsfeldscher Hermann Ahlhausen stand im Regiment Wutginau, später im Leibregiment Infanterie, war während der Feldzüge in den Niederlanden 1794/95 Oberchirurg beim Feldlazarett; 1805 wird er zuletzt beim Regiment Biesenrodt erwähnt.

[39]) Chaise.

[40]) Altstädter Gemeinde.

[41]) Bis in das zweite Drittel des 18. Jahrhunderts hinein bestand eine regelmäßige „Marktschiff"-Verbindung zwischen Kassel und Hersfeld. Eine Reise mit diesem Marktschiff schildert in ergötzlicher Weise Dingelstedt in seinem Roman „Die neuen Argonauten".

[42]) Reinhard Christoph Ungewitter, Oberhofprediger, Superintendent und Konsistorialrat, geb. 1715; starb 31. Dezember 1784 in Kassel.

[43]) Siehe Anmerkung 6.

[44]) Elias Grau, zweiter Pfarrer der Freiheiter Gemeinde und Archidiakonus des Stifts St. Martin.

[45]) War Pfarrer der Oberneustädter deutschen Gemeinde.

[46]) d. h. die Schützenoffiziere.

(Fortsetzung folgt.)

Ich will leben!

Tagebuchblätter eines Einsamen. Von Mary Holmquist, Kassel.

Berlin, den 8. Mai 1890.

Heute ist es wieder gar nicht gut mit meinem Herzen. Es klopft so bebend und hastig. Benimmt mir den Atem. Draußen ist des Frühlings ganze Herrlichkeit ausgebreitet. — Vormittags ging ich ein wenig die Linden entlang. Die Bäume stehen in entzückend mailichem Grün so festlich da, die Sonne lächelt so betörend, und die Menschen, — auch sie sind alle froher, frischer als sonst. Die Bewegungen elastischer. Tatkräftig schreitet der Fuß, das Auge blickt mutig und hoffnungsvoll. Warum bin nur ich so elend in dieser gesegneten Festzeit? Warum brechen Wunden auf, erwachen Wünsche in mir? Ein Drängen zu neuem, lebendigem Leben!? So gern möchte mein Herz jubeln, mit Jauchzen sich in den Kampf stürzen, sich Glück und Wonne entgegenwerfen!

Und dann — — gehe ich langsam ein Stückchen spazieren. Wenn ich die Linden entlang gehe, bin ich am Brandenburger Tor todmüde. Und schreite hindurch, suche mir ein Sitzplätzchen draußen in den Anlagen.

Schaue auf das strömende Leben, auf die Frohen, die Leichtfüßig-Flinken, die an mir vorüberstreifen. Auf die umhertollenden Kinder, die kichernden, schwatzenden Wärterinnen. Equipagen rollen lautlos vorbei. Gepflegte, gelangweilt, sorgenlos blickende Insassen darin. Feurig davonstrebende Rosse, schier versteinerte Kutschermienen. Junge, blühende Frauen in leise rauschenden Kleidern wandern da. Männer, gesund, elegant, heiter, mit blitzenden Augen.

Und ich? — O, daß ich nicht aufspringe und allen entgegenschreie: „Hört ihr, — alle ihr Glücklichen, ihr Satten! Hier ist einer, der will leben!! Leben um jeden Preis! Ich, — ich, — ja, wie ihr mich hier seht, — ich bin jung, — ja, — aber krank! Bin arm, — einsam! Lebensdurst brennt in meiner Brust! Schauen! Schaffen! Leben will ich! Was wißt ihr alle denn davon? Ihr ahnt nicht die Kostbarkeit jeder geschenkten Stunde! Ihr trabt den täglichen Weg zwischen Beschäftigung, Müßiggang und Mahlzeiten! — Ich aber! — O, nur gesund sein!! — Nur besitzend sein! Dann, — dann wird die Welt in meiner Brust erwachen! Dann halte ich sie fest in Farben, — in Formen! O, wie ich euch knechten würde! Meine Diener müßtet ihr sein! Ich presse jedes Restchen vertrockneter Kinderandacht, herzweher, stürmender Sehnsucht, verzehrenden Heimwehs aus euren jetzt so beruhigten, gesättigten Seelen, daß ihr den Weg gehen müßt, den ich, — ich euch zeige! Euer aller Herr bin ich! Weil ich weiß, was ihr nicht wißt! Weil ich fühle, was ihr nicht ahnt! Weil ich leide, — leide, — wie ihr nicht ermessen könnt!" — —

Ja, wüßtet ihr, was ich euch sage in stummer tobender Qual, — ihr würdet lächelnd oder verächtlich dem blassen, schmächtigen Manne den Rücken kehren, dem dürftig gekleideten jungen Menschen, dem der Hunger, — oder, nein, — dem zu reichliche Befriedigung des Durstes zu Kopfe gestiegen sein mag! — — — — Aber ich sitze ja ganz ruhig auf meiner Bank und schaue in die Sonne, blicke durch das helle, duftige Grün und auf die geputzten Menschen.

Wie absurd würde solche tönende Rede klingen! Wie sehr das arme Herz aufregen, daß es vielleicht verstummte in der Aufwallung, für immer stille stände. Farce ist alles. Man will Häuser bauen und — bricht beim Mörtelrühren zusammen, — Tragikomödie des körperlich Unzulänglichen! —

Aber warum habe gerade ich den verzehrenden Lebenshunger? Ich will ja nichts als leben, dableiben dürfen! — Und doch, — nicht ewig in dem Ringen ums Tägliche. Ach, ich weiß, viele haben es schlechter als ich, Jammer und Not sind grenzenlos, aber soll ich mir aus dem Elend der vielen den Trost holen, über mein bezahltes Stübchen, die Mittagsportion aus der Schankwirtschaft und meinen alten Winterüberzieher, der immer noch für kalte Tage vorhanden ist, — voll Zufriedenheit zu strahlen? Kann ich mir nicht erlauben, mich so verzweifelt zu fühlen wie ich will, auch wenn ich es nach allgemein bürgerlichen Begriffen gar nicht nötig hätte, da ich noch nicht tagelang gehungert und gefroren?! Vielleicht kommt das ja auch noch.

Ich konnte heute nicht malen. Die Hand zitterte. Und aus der Gebundenheit, der innern Angst heraus entsteht ja auch nichts Vollwertiges. Wozu also? — Wird das etwa ein großes Werk, wenn ich mit Leinwand, Farben, allem Zubehör nur ja recht sparsam sein muß? Wenn ich die Ideen nicht verkörpern kann, weil ich die Modelle nicht bezahlen kann? Die Kraft nicht habe, um Studien zu machen? — O, diese Angst, dieses Messen der eignen Kräfte, dies Entsetzen, ein Abnehmen derselben zu verspüren!

Und ich sehne mich nach — Agathe. Ich hörte lange nichts von ihr. Sie hat mich wohl vergessen. Und hatte mich doch lieb.

Berlin, 26. Mai 1890.

Ich mußte einige Tage liegen. Nun ist es wieder etwas besser. Der Vogel in meiner Brust flattert noch. Zitternd. Er will hinaus. In Licht und Freiheit. Und die Befreiung — wäre vielleicht das Ende. — Nein, dann lieber die rastlose Angst der Gefangenschaft. Und die unbestimmte, lügenhafte Hoffnung auf das Große, — das Wunder!

Draußen regnet es. Leise, eintönig. Graudüster die Straßen, die Dächer, die Bäume. Ich sitze am Fenster. Die Wirtin hat das Eßgeschirr mit dem üblichen, gutgemeinten Brummen über meinen geringen Appetit mit hinaus genommen. Wie der Flieder blüht dort drunten im Garten! Auf die regenschwere, duftende, lila Pracht den ganzen untätigen Nachmittag hinabzuschauen! Ich kann noch nicht arbeiten. Und all dies Schöne, Blühende, Glühende quält mich. Ich bin zu ungesättigt von Glück und Schönheit, um erhebend stille Freude zu empfinden. Ich bin voller Ungeduld und Verlangen. Und die Fesseln erbosen mich.

Mein Blick schweift an den Wänden meines Stübchens entlang. Skizzen. Entwürfe. Wenig Fertiges, Ausgeglichenes. In mir selber gärt's ja noch so sehr! Und dazu die Marter der körperlichen Ohnmacht! Ach, ihr Bilder des Südens, — Palmengefieder, das im lauen Winde zu zittern scheint. Blinkender Marmor, feingeschwungene Villengiebel lugen aus dem Grün. Und ihr Seen, tiefblau und klar wie die Frauenseelen, deren Grund

kein tobender Sturmwind aufgewühlt hat! — Hier im Grau friert Körper und Seele. Ach, wer dorthin könnte, wo die Sonne neues Leben schenkt. — Und all die Glücklichen, die täglich den herrlichen Orten zustreben und es kaum schätzen, oft nur der Mode folgen und lieber daheim in der schattigen Villa blieben! Sie stöhnen über Unbequemlichkeiten, erörtern mißmutig die Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Gasthöfe und Pensionen. Und hier ein Mensch, — der — der — —

Nein, ich darf mich nicht so gehen lassen! Wozu auch? — Und es scheint mir, ich bin neidisch!? — Neid? — Laß dich nicht gelüsten. — — — O doch, ich begehre, ich verlange so stürmisch nach all dem, was ihr so achtlos hinnehmt, so lässig selbstverständlich erlebt! Neid ist Todsünde? — Nun, so bin ich schlecht. Ich gönne euch das alles nicht. Nicht die Banknoten in eurer Brieftasche, die der Oberkellner eines Grand Hotel für eure Diner-Freuden einstreicht. Nicht die Freiheit, daß ihr an den kostbarsten Flecken der Erde die Wunder in Natur und Kunst blöde anstarren dürft, leere Reden führend, statt erschauernd zu verstummen. Gönne euch nicht, daß ihr alles genießen könnt. Ach, — was sage ich, — könnt ihr, — ihr denn genießen?! — Und bin ich schlecht, wenn ich so fühle, nun gut! — Wem schadet es? —

Aber warum beneidete ich nun ihn nicht, Erwin Lister? Und er kam doch vor ein paar Wochen in mein Zimmer gestürzt und berichtete in verwirrten Worten, halb lachend, halb weinend, daß er ein Stipendium für Italien erhalten. Ich habe mit ihm gejubelt und begleite ihn in liebevoller Freude in Gedanken von Ort zu Ort. Nein, alle, die ihr Glück, ihre Freiheit, ihre Kraft bewußt beseligt, sie beneide ich nicht.

Neulich, als ich im Fieber lag, kam ein Brief Agathens. Ich hatte ihn stets neben meinem Bett. Bei den Maiglöckchen, die das Kind meiner Wirtin mir gebracht und die so süß und schmerzlich dufteten. In Agathens Brief weht ein leiser Hauch von — es tut weh, — Mitleid, Schonung. Das ertrage ich nicht. Wo sind rote Rosen, wenn das kühle, bleiche Schneeglöckchen blüht? Wo die bebende Leidenschaft, die erzitternde Liebe, wenn milde Worte beruhigende Mahnungen aussprechen?

Heute kam auch mein Bild „Zuleika“ zurück. Nicht angekauft. Aber Bunges „Jungfrau am See“ ist für tausend Mark verkauft. Er gibt in seiner eleganten Bude in der elterlichen Villa ein Sektfrühstück. Hier liegt die Einladung. Mögen sie dort feiern! O, wie mich die Augen „Zuleikas“ spöttisch anglühen!

Berlin, September 1890.

Endlich weicht der Sommer. Hier in Berlin ist Hochsommer Höllenstrafe. — Ich muß jetzt sehr fleißig sein an den zehn bestellten Aquarellen für Stolle & Ko. „Für den allgemeinen Geschmack passend“, sagte Herr Stolle. Und 40 zu 50 cm groß. Landschaften. Ich bekomme 10 Mark für das Stück! Und muß noch dankbar sein für den Auftrag. Es ist doch Geld! Geld! — Ich muß und will doch leben. Und kann es nicht, wenn ich kein Geld verdiene. Dies ist noch ein Glücksfall für mich. Ich bin sehr dankbar. Nur bitten kann ich nicht. Aber mein Herz müßte ich festhalten, daß es sich nicht dienend hingibt dem, der ihm Gutes tut. Die Hände würde ich küssen, die mich aus diesem staubigen Wege emporhöben zu den windumbrausten Höhen dort droben! O, wenn einer, der alles hat, was man Besitz nennt, ausginge, um Herzen zu suchen, die er jauchzen hören will, und er käme zu mir, käme mit einem Sternchen seines Goldberges zu mir, um mir neues Leben zu schenken — —

Herz, flattere nicht so! Du sollst aushalten. Noch lange. Denn wenn wir geduldig, — ach, geduldig! — also geduldig warten, dann kommt ja vielleicht der Märchentag, der die Tore öffnet. Ob die Hand eines Menschen den Riegel zurückschieben wird? Oder der große Erfolg? Oder — ein schattenhafter, düstrer Sendbote, der mich zwingend mit sich zieht ins Unbekannte!? — — —

Oft komme ich mir erbärmlich vor, weil ich Lebensglück vom Geld, ganz brutal vom Geld abhängig mache, vom äußeren Besitz. Was hast du ohne ihn? — Liebe? — O ja, die „kleinste Hütte“. Das hat seinen Reiz. Für eine Zeit. Wie frischduftendes Brot und kühle Milch dich oft köstlicher laben kann als das reichste Mahl. Aber der feine Reiz der Enge, der fanatisch selbstlosen Einschränkung, der Schlichtheit der Bedürfnisse hält nicht immer an. Nicht für uns, die wir leben wollen. Es gibt ja Gemüter, die den Rausch in Schönheit nicht kennen, nicht vermissen. — Nun, einer trinkt eben in kleinen Schlückchen die matte Limonade des Alltags, und der andere will einen goldfunkelnden Becher voll roten Weines an die Lippen setzen, Feuertrank genießen! Und seine Flammen werden aus der Seele des Dürstenden wieder hervorschlagen, sich zu bleibender Gestalt, zu göttlichem Werke formen, das die Menschheit emporhebt und mit durchglüht.

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Die erste diesjährige Monatsversammlung des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel, der auch der Oberpräsident, Exzellenz von Windheim, beiwohnte, fand am 18. Januar statt. Der Vorsitzende, General Eisentraut, teilte nach Eröffnung der Sitzung u. a. mit, daß der Verein etwa am 20. Februar unter Führung des Superintendenten Wissemann die St. Martinskirche zu Kassel besichtigen werde; darauf erteilte er Rechnungsrat Woringer das Wort zu einem Vortrag über „Erlebnisse eines kurhessischen Landwehroffiziers im Feldzug 1814“. Derjenige, der diese Erlebnisse aufzeichnete, war kein Geringerer als der jüngste Bruder der Märchensammler, der Maler und Kupferstecher Ludwig Emil Grimm. Ludwig Grimm war 1790 zu Hanau geboren, verbrachte gleich den älteren Brüdern seine Kinderzeit im freundlichen Kinzigstädtchen Steinau, wo ihm 1796 der Vater dahingerafft wurde. Er kam dann nach Kassel und wandte sich früh der Kunst zu. Seine ganze künstlerische Tätigkeit wurzelte in der Familie, seine ersten Versuche sind Porträts der Verwandten. 1808 ging er nach München, um sich unter dem Düsseldorfer Heß zum Kupferstecher auszubilden. Im Jahre 1813 begab er sich wieder nach Kassel, wo er als Unterleutnant im 8. Landwehrregiment eingestellt wurde, das, in aller Eile notdürftig ausgerüstet, sich an dem Feldzug von 1814 beteiligte. Wie Grimm seine Aufgabe als Offizier auffaßte, ergibt sich recht deutlich aus seinen Aufzeichnungen. Nach dem Feldzug kehrten die nicht berufsmäßigen Offiziere wieder zu ihrer Zivilbeschäftigung zurück; auch Ludwig Grimm erhielt im Dezember seinen Abschied und wandte sich wieder seiner Kunst zu; bereits am 30. September 1814 hatte er Frau Viehmann, die Märchenfrau, radiert, ein Blatt, das später der verkleinerten Ausgabe der Märchen beigegeben wurde. Im Juli ging er wieder nach München, reiste mit George Brentano nach Italien und kam 1817 nach Kassel zurück. Es galt nun, eine Lebensstellung zu erwerben; da er eine Lehrstelle an der Akademie der bildenden Künste zu Kassel erstrebte, begann er, sich der Ölmalerei zu widmen. Er porträtierte u. a. eine Reihe von Göttinger Professoren, den Leiter des Aufstandes von 1809, den Freiherrn von Dörnberg, Heinrich Heine, Paganini und Clemens Brentano, auch der Landschaftsmalerei wandte er sich mit Geschick zu. Am bekanntesten ist wohl seine Darstellung der Deputation Kasseler Bürger, denen Kurfürst Wilhelm II. das Versprechen einer Verfassung gibt. Seit 1832 war er Professor an der Kasseler Akademie und starb am 4. April 1863 zu Kassel. Nach diesen einleitenden biographischen Mitteilungen wandte sich Rechnungsrat Woringer dem Vortrag der von Ludwig Grimm selbst niedergeschriebenen Aufzeichnungen zu, die ein Bild des damaligen Lebens im Felde darboten, das sich vom Leben in einem Feldzug der Neuzeit in vieler Hinsicht unterschied. An zwei verschiedenen Stellen sind übrigens mehrere Seiten aus dem Manuskript herausgeschnitten, offenbar weil es Stellen enthielt, deren Aufbewahrung dem Verfasser nicht erwünscht war. Das Manuskript selbst gehört dem Gatten der Enkelin Ludwig Grimms, dem Oberstleutnant Kühne, Kommandeur des Artillerie-Regiments in Verden, und wurde durch Vermittlung des Oberbibliothekars Dr. Brunner dem Vortragenden zur Verfügung gestellt. Die Aufzeichnungen zeigen den Künstler Grimm auch als einen gewandten Stilisten, der überall scharf zu beobachten weiß, überall mit dem Auge des Künstlers sieht und auch den kleinen und großen Unannehmlichkeiten des Feldzuges mit Humor ihre gute Seite abzugewinnen sucht. Dem etwa eineinhalbstündigen Vortrag dieser überaus lebhaft und unterhaltend geschilderten Feldzugserinnerungen lauschten die Anwesenden mit ungeschwächtem Interesse, und der Vorsitzende sprach durchaus in ihrem Sinne, wenn er zum Schlusse noch einmal dankend die große Anschaulichkeit hervorhob, mit der uns hier das Leben und Treiben eines damaligen Landwehrregiments vorgeführt wurde.

In der vierten Wintersitzung des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg hielt zunächst Archivrat Dr. Küch auf Grund eines umfangreichen Materials, von der Entstehung der ältesten hessischen Städte ausgehend, einen Vortrag über Siegel und Wappen hessischer Städte im Mittelalter, der durch Vorführung einiger Siegelstempel-Abdrücke und Zeichnungen wesentlich unterstützt wurde. Hierauf sprach Professor Dr. Wenck über die Persönlichkeit und das Lebenswerk des 1883 verstorbenen Darmstädter Schulmannes Helfrich Bernhard Wenck, des Verfassers der „Hessischen Landesgeschichte“.

Verein für hessische Volkskunde. Am 29. Januar hielt der Verein für hessische Volkskunde und Mundartenforschung seine Monatsversammlung ab. Aus den geschäftlichen Mitteilungen des Vorsitzenden, Oberbibliothekar Dr. Brunner, sei hervorgehoben, daß der Verein jetzt etwas über 100 Mitglieder besitzt; darunter befinden sich zahlreiche Angehörige des Vereins geborener Hessen-Kasseler in Berlin, deren Vorsitzender Professor Wolff in Anerkennung seiner hervorragenden und mannig-

fachen Verdienste um den Verein zu dessen erstem Ehrenmitglied ernannt wurde. Frau Regierungsrat Jeannette Bramer hielt sodann ihren angekündigten Vortrag über Sitten und Gebräuche in Oberhessen, wie sie diese in 14jährigem Aufenthalt in Fronhausen eingehend zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Sie sprach über die mancherlei Vorteile, die den Kindern beim Flachshecheln, zur Erntezeit, Kirmes, bei der Schlachtesuppe, zu Weihnachten und Ostern erwachsen und die sich an das Einsammeln der Gaben knüpfenden alten Bräuche, weiter auch über die in der Spinnstube, bei Verlobung, Heirat und Beerdigung üblichen Sitten. Von besonderem Interesse waren die eingeflochtenen mundartlichen Proben. Unter erläuterndem Vortrag zeigte hierauf Lehrer Kranz eine Anzahl von Schwälmer Trachtenstücken vor, die von dem Vorsitzenden käuflich erworben waren, und wies dabei auf die große Verschiedenheit der Schwälmer Tracht hin, je nachdem sie von Kindern oder Erwachsenen, am Sonntag oder Werktag, bei freudigen Anlässen oder bei Trauer getragen werde. Zunächst wird ein Gürtel aus Metall vorgeführt, den die heutige Generation nicht mehr kennt, der aber vor etwa hundert Jahren ein Modeartikel war und in Obergrenzebach nachweislich 1827 noch getragen wurde. Seine Metallplatten tragen ornamentalen Schmuck, seitlich befindet sich ein Glied, das vermutlich ein Täschchen trug. Heute wird er ersetzt durch die „Schnier“, ein handbreites Band, das wie ein Gürtel getragen wird. Eine sehr kunstvolle Herstellung verraten dann eine Reihe von Brustlappen, die gleich dem Gürtel einen wesentlichen Bestandteil des „Schappelanzuges“ bilden. Sie sind aus Samt oder Seide gewebt und tragen zum Teil reiche Goldstickerei in den verschiedensten Mustern, wie wir sie auch an den Zwickelstrümpfen und der Hausornamentik antreffen (Herzform, Tulpen, Ranken usw.). Ein solcher Brustlappen kostete meist einen Karolin (6 Taler 7 Silbergroschen 6 Heller), oft auch das Doppelte. Da er nur am Kirmeßsonntag und bei Hochzeiten, im Trauerjahr aber überhaupt nicht getragen wird, erreicht er ein hohes Alter und erbt sich von Generation zu Generation fort. Die ausrangierten Stücke werden von den Malern sehr begehrt, die damit ihr Heim dekorieren. Einen Gesamteindruck der Schwälmer Tracht boten dann eine Anzahl Lithographien des deutsch-russischen Malers Gerhard von Reutern aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. In der sich anschließenden Diskussion wurde sodann noch die Frage über das Alter der Schwälmer Tracht, das höchstens bis auf 200 Jahre zurückgehe, gestreift und ferner hervorgehoben, daß die angeblich keltische Abkunft der Schwälmer schon durch die rein germanischen Ortsnamen widerlegt werde. Der vorgeschrittenen Zeit wegen wurde ein weiterer Vortrag über hessische Wehr- und Wachttürme auf die nächste Sitzung verschoben. Einige kleinere volkskundliche Mitteilungen des Vorsitzenden beschlossen den Abend.

Wilhelm Bennecke-Gedächtnisfeier. Am 31. Januar fand in der Vereinigung Kasseler Schriftsteller und Literaturfreunde „Freie Feder“ eine überaus stark besuchte Feier zum Gedächtnis Wilhelm Benneckes statt, zu deren trefflichem Gelingen Kapellmeister Dr. Beier, Kgl. Kammermusiker Robert Ibener, die Kgl. Opernsänger Robert Bartram und Ulrici, Fräulein Kläre Frederking und die Mitglieder der „Freien Feder“ Max Müller und Hermann Blumenthal beitrugen; wir werden in unserer nächsten Nummer auf diese wohlgelungene Feier zurückkommen und namentlich auch die gehaltvolle Gedenkrede Hermann Blumenthals im Wortlaut mitteilen.

Marburger Hochschulnachrichten. Der Privatdozent für Kirchengeschichte an der Leipziger Universität Lic. theol. Horst Stephan siedelt mit dem 1. April d. J. in die theologische Fakultät der Universität über. Sein Lehrfach wird sich auf Kirchengeschichte und Systematik erstrecken. — Dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät Dr. Artur Schulze ist das Prädikat Professor beigelegt worden. — Dem Hilfsbibliothekar Dr. Leder an der Universitätsbibliothek ist wegen Übernahme einer Bibliothekarstelle an der Kaiser-Wilhelms-Bibliothek zu Posen die nachgesuchte Entlassung erteilt worden. — Der Assistent an der Universitätsbibliothek in Göttingen Dr. von Scheele ist als Hilfsbibliothekar an die Universitätsbibliothek versetzt worden.

Gedenktag. Der 25. Januar war der 100. Geburtstag des Volksdichters Christian Ludwig Wucke, der sich nicht nur als Thüringer Dialektdichter, sondern auch als Sagenforscher betätigte. Seine jetzt in zweiter Auflage in zwei Bänden vorliegenden „Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes und der Rhön“ enthalten 833 teilweise zum erstenmal veröffentlichte Sagenerzählungen, die er trotz seiner 1835 erfolgten Erblindung auf seinen meist ohne Führer unternommenen, der Erforschung der Sitten, Sagen, Märchen und Gebräuche geltenden Wanderungen im Gebiete der Werra und Rhön mit unermüdlichem Fleiße gesammelt hatte. Wucke starb am 1. Mai 1883 zu Salzungen an den Folgen eines Falles im Zimmer. Ein Basaltblock des Rhöngebirges bedeckt seinen Grabhügel.

Hessische Bücherschau.

Parochialänderung und Katholizitäts=Prinzip nach kurhessischem Kirchenrecht. Ein Gutachten. Zugleich ein Beitrag zur Rechtsgeschichte der Toleranz von Dr. jur. Ernst Heymann, Professor der Rechte in Marburg. Erweiterte Ausgabe. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1906.

Wenn sich die vorliegende Schrift als „erweiterte Ausgabe" einführt, so liegt darin die Verweisung auf eine bereits früher erschienene Arbeit desselben Herrn Verfassers. Diese entstand infolge eines besonderen Auftrags, welcher durch den vor zwei Jahren heftig entbrannten Streit um die kirchliche Stellung der Kasseler Vorortsgemeinden veranlaßt war. Die Entscheidung in diesem Streit, der mehrere Gutachten und Schriften über die schwebende Frage zeitigte, ist inzwischen erfolgt, indem durch gegenseitiges Entgegenkommen der Beteiligten und durch das Eingreifen des Herrn Ministers ein zunächst gangbarer Weg in die seligen Gefilde des Friedens gefunden und beschritten worden ist. Dennoch behält das Gutachten des Herrn Kirchenrechtlehrers unserer heimischen Hochschule auch in der vorliegenden Form der „erweiterten Ausgabe" bleibenden Wert dadurch, weil es dem wechselseitigen rechtlichen Verhältnis der evangelischen Kirchengemeinden im ehemaligen Kurhessen, wo es nicht zu einer allgemeinen Union der evangelischen Bekenntnisse gekommen ist, seine Untersuchung widmet. Hierdurch eröffnet die Schrift einen Blick auf ein interessantes Stück neuerer Territorialrechtsgeschichte und in Verbindung hiermit auf die allgemeine Rechtsentwickelung der Toleranz im 18. und 19. Jahrhundert. Die vielen eingestreuten geschichtlichen Angaben, ja Auszüge aus wichtigen Aktenstücken besonders des Landgrafen Karl und seines Sohnes, lassen auch den Freund hessischer Geschichte und nicht nur den Juristen beim Lesen der Schrift zu seinem Recht kommen. In gar manchem Leser wird, wenn er zur Seite 63 gelangt ist, bei der Erinnerung an die bekannten Streitigkeiten und an die in Fehde gestandenen evangelischen Konfessionen und Gemeinden der Wunsch aufsteigen, es möchte das Kriegsbeil dauernd begraben bleiben, „damit", wie die Berliner Schuhmacherbrüderschaft an die Kasseler am 28. März 1730 schreibt, „fried und einigkeit unter uns erhalten und wir uns brüderlich mit einander begehen möchten".

Gg. Wissemann.

Psychologie der Volksdichtung von Dr. Otto Böckel. Leipzig (B. G. Teubner) 1906. Geh. M. 7.—

Der Verfasser dieses ganz hervorragenden Buches hat sich schon vor zwanzig Jahren durch Herausgabe des von Elwert in Marburg verlegten bedeutenden Buches „Deutsche Volkslieder in Oberhessen" einen geachteten Namen gemacht. Im Vorwort schreibt Dr. Otto Böckel: „Von einem Lebenswerk sich zu trennen ist schwer, es ist, als sollten Adern zerrissen werden, die so lange das Werk mit seinem Schöpfer verbanden. Fast ein Vierteljahrhundert habe ich nun dem Volksliede nachgeforscht seit den Tagen, da ich als Student so manche liebe lange Nacht auf einsamen Wegen wanderte, um den bereits erlöschenden hessischen Volksgesang zu belauschen und zu erhalten, was sich noch irgend finden ließ. Wie oft habe ich, im finsteren Gehölz verirrt oder im Schneegestöber vom Wege abgekommen, Auslug gehalten nach dem Lichtlein, das mir den gesuchten Ort verraten sollte, und gehorcht, ob sich nicht fern, ganz fern die getragenen, schwermütigen, mehrstimmigen Klänge eines jener hessischen Volkslieder vernehmen ließen, denen ich so eifrig nachspürte. Es war ein einsam aber selig Wandern in den hoffnungsreichen Tagen blühender Jugend .... Viele, viele Jahre wurde ich später in der Welt umhergetrieben und dem Studium meiner jungen Jahre entfremdet. Ganz habe ich es freilich niemals vergessen können .... Aber es kommt im Leben unfehlbar ein Augenblick der Wende, wo die Haare ergrauen und die Seele bei sich selbst Einkehr hält. Und in diesen Zeiten, wo die Hoffnungen wie welke Blätter fallen, ward es mir ein Bedürfnis, zu den Studien zurückzukehren, die einst meine sonnigen Tage verklärt hatten. Es befiel mich wie Heimweh nach dem Volksliede ....."

Wahrlich, daß Böckel von echtem, tiefem Heimweh befallen war, geht aus seinem, mit voller Begeisterung geschriebenen, 432 Seiten langen Meisterwerke hervor. Es ist ganz unmöglich, nach irgend einer Seite hin das mit einem geradezu fabelhaften Fleiße gearbeitete Buch eingehend zu besprechen, weil die darin aufgespeicherte Wissenschaft oft einer einzigen Seite schon eine längere Besprechung sichern würde. Böckels „Psychologie der Volksdichtung" kann nicht warm genug jedem Freunde des Volksliedes, jedem germanistischen sowie alt= und neuphilologischen Studenten, jedem tief denkenden Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde, insbesondere jedem Universitätsprofessor und nicht zuletzt sämtlichen Bibliotheken Deutschlands empfohlen werden. Die einzelnen Abschnitte des Buches sind: 1. Der Ursprung des Volksgesangs. 2. Das Wesen der Volksdichtung. 3. Das Entstehen des Volksliedes. 4. Volksart und Volksdichtung. 5. Die Sprache der Volksdichtung. 6. Volkssänger. 7. Die Frauen und ihr Anteil am Volksgesang. 8. Die Totenklagen. 9. Stätten des Volksgesanges. 10. Lebensfähigkeit der Volksdichtung. 11. Wanderungen der Volkslieder. 12. Wettgesänge. 13. Wirkung des Volksgesanges. 14. Der Optimismus der Volksdichtung. 15. Mensch und Natur. 16. Das Gefühlsleben im Volksliede. 17. Humor und Spott in der Volksdichtung. 18. Geschichte und Volksdichtung. 19. Das Kriegslied. 20. Hochzeitslieder. 21. Das Verschwinden des Volksliedes. 22 Ausklang. — Da Dr. Böckel an vielen Stellen seiner „Psychologie" auch eingehender auf unsere engere hessische Heimat zurückkommt, sei die Anschaffung des Buches auch jedem Leser des „Hessenland" recht warm empfohlen.

Johann Lewalter.

Eingegangene Bücher usw.:

Heßler, Karl. Hessische Landes= und Volkskunde. Das ehemalige Kurhessen und das Hinterland am Ausgange des 19. Jahrhunderts. Bd. I. Hessische Landeskunde. 2. Hälfte. Mit einer Karte und zahlreichen Abbildungen. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1907. Kart. M. 11.—, geb. 12.—

Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775—1875 in der Königlichen National=Galerie Berlin 1906. Hrsg. vom Vorstand der deutschen Jahrhundertausstellung. Auswahl der hervorragendsten Bilder mit einleitendem Text von Hugo von Tschudi. München (Verlagsanstalt F. Bruckmann A.=G.) 1906. Preis M. 20.—

(Enthält u. a. die Reproduktion dreier Bilder unseres 1778 zu Kassel geborenen Landsmannes Martin Rohden, der anläßlich der Jahrhundertausstellung von dem norwegischen Maler Grönvold in Rom wieder entdeckt

und als einer der ersten Künstler mit modernem landschaftlichen Empfinden gefeiert wurde. Die Tischbeins sind in dem vorliegenden Werk mit fünf Reproduktionen vertreten, ferner sind zwei Gemälde unserer Kasseler Galerie wiedergegeben, die „Furt“ Wilhelm von Kobells und des 1769 zu Kassel geborenen Johann Erdmann Hummel „Osteria“ mit der Schaukel. Auch dieser, der sog. „Perspektiv-Hummel“, über den Major von und zu Löwenstein im vergangenen Jahr im Geschichtsverein zu Kassel eingehend berichtete, gehört zu denjenigen Künstlern, die auf der Jahrhundertausstellung außerordentlich hoch bewertet wurden.)

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. Hrsg. vom Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken. Berlin. I. Jahrgang. 3. Einzelpreis 40 Pfg.

Erwinia. Elsässische Blätter für deutsche Literatur. Straßburg i. E. XIV. Heft 4. Schriftleiter Georg Süß. Heft 50 Pfg., Jahr M. 5.—

Touristische Mitteilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck. Hrsg. von Dr. L. Lange. Jahrgang 14. Nr. 11.

Nassovia, Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde. Hrsg. von Dr. E. Spielmann. Wiesbaden. 8. Jahrgang. Nr. 7. Preis 30 Pf. Jahr M. 4.80.

Magazin für Literatur des In- und Auslandes. Hrsg. von Dr. Ed. Löwenthal 77. Jahrg. Nr. 4. Verlag Otto Dreyer, Berlin W. 57. Preis jährl. M. 6.—

Die Kinder an den Frühling. Lied für zwei Kinderstimmen oder zwei mittlere Singstimmen. Mit Pianoforte. Gedichtet und komponiert von Johann Lewalter. Op. 49. Berlin (Verlag von Ries & Erler). Preis M. 1.—

Engelhard, Karl. Heilwag, Eddische Lieder. Straßburg i. E. u. Leipzig (J. Singer, Hofbuchhandlung) 1907.

Sprüche des Hohen. Im freien Anschluß an das Hâva-Mâl von Karl Engelhard.

Personalien.

Verliehen: der Stern zum Roten Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub dem Oberpräsidenten von Windheim zu Kassel;

der Rote Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub dem Generalkommissions-Präsidenten von Baumbach-Amönau zu Kassel und dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg von Trott zu Solz zu Potsdam;

der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife dem Rittergutsbesitzer von Christen zu Werleshausen, und dem Geh. Archivrat, Archivdirektor Dr. Könnecke zu Marburg;

der Rote Adlerordenorden 4. Kl. dem Landrat von Beckerath zu Hanau, dem Museumsdirektor Dr. Boehlau zu Kassel, dem Forstmeister Gieße zu Fulda, dem Rechnungsrat Heide zu Kassel, dem Eisenbahndirektor Kirchhoff zu Fulda, dem Oberlandmesser Koehler, dem Amtsgerichtsrat Kremer, dem Hauptsteueramtsrendant Rechnungsrat Limprecht, dem Landgerichtsdirektor Dr. Meyer und dem Eisenbahn-Obergütervorsteher Rautenkranz zu Kassel, dem Pfarrer Vilmar zu Immenhausen, dem Regierungsrat Winter zu Kassel sowie dem Rechnungsrat Zibell zu Marburg;

der Königliche Kronenorden 2. Kl. mit dem Stern dem Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Präsidenten der Eisenbahndirektion Ulrich zu Kassel;

der Königliche Kronenorden 2. Kl. dem Geh. Justizrat Professor Dr. Enneccerus zu Marburg, dem Oberlandesgerichtspräsident von Hassel zu Kassel und dem Geh. Regierungsrat Professor Dr. Justi zu Marburg;

der Königliche Kronenorden 3. Kl. dem Regierungspräsidenten Grafen von Bernstorff zu Kassel;

der Königliche Kronenorden 4. Kl. dem Bahnmeister Forsthoff zu Melsungen, dem Fabrikanten Gundlach I zu Großalmerode, dem Bürgermeister Mettin zu Borken, sowie dem Eisenbahnbetriebssekretär Rivoir, dem Bankier Sichel, dem Eisenbahnsekretär Stribde und dem Rektor Weber zu Kassel;

der Adler der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern dem Gymnasialdirektor Dr. Braun zu Hanau;

die Rote Kreuzmedaille 2. Kl. dem Verwaltungsgerichtsdirektor Dr. jur. Piutti zu Kassel;

die Rote Kreuzmedaille 3. Kl. dem Schlosser Ehring, dem Oberst z. D. Feldt, der verw. Frau Eisenbahnsekretär Lauffer, geb. Henkel, und dem Sanitätsrat Dr. Weber zu Kassel, dem Kurdirektor von Grolmann zu Bad Nauheim, dem Kaufmann Schüßler zu Gersfeld sowie dem Metropolitan Weſſel zu Frankenberg; dem Hauptmann a. D. Graf von Rhoden zu Rotenburg a. F. die Kammerherrnwürde; dem Oberlehrer am Gymnasium zu Marburg Engel der Titel Professor.

Ernannt: Landgerichtsdirektor Barckhausen zu Kassel zum Landgerichtspräsidenten in Dortmund; Referendar Dr. Bähr zu Kassel zum Gerichtsassessor.

Versetzt: Bergrat Schornstein von Hattingen nach Kassel; Landrichter Redlich vom Landgericht I in Berlin nach Marburg.

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Artur Trost und Frau Tina, geb. Chartier (Kassel, 13. Januar); — eine Tochter: Dr. med. Theodor Hoepfner und Frau Henny, geb. Keßler (Holzappel, 15. Januar); Dr. med. G. Kehr und Frau Lina, geb. Preime (Hedemünden, 18. Januar); Dr. Hugo Riekes und Frau Agnes, geb. Batke (Kassel, 20. Januar); Oberlehrer Reinhard Paul und Frau Frieda, geb. Meyer (Kassel, 20. Januar); Chemiker Dr. Otto Siebert und Frau Margarete, geb. Contzen (Dessau, 20. Januar); Fabrikant Wilhelm Reinecke und Frau Augusta, geb. Bölke (Groß-Mahner bei Salzgitter, 22. Januar).

Gestorben: Lehrer Karl Ehlich, 60 Jahre alt (Caldern, 12. Januar); Mühlenbesitzer Ludwig Kördel, 81 Jahre alt (Niederkaufungen, 13. Januar); Konservator a. D. Friedrich Wagner (Marburg, 14. Januar); Kgl. Hegemeister a. D. August Liedtke (Marburg, 15. Januar); Frau Elise Schweitzer, geb Rathmann, Witwe des Bürgermeisters (Kassel-Bettenhausen, 17. Januar); Frau Marie Mannkopff, geb. Fischer, Gattin des Professors (Marburg, 18. Januar); Privatmann Adolph Waege, 91 Jahre alt (Kassel, 19. Januar); Frau Auguste Alsberg, geb. Hirschfeld, 59 Jahre alt (Kassel, 20. Januar); Kanzleirat Fritz Rück (Kassel, 21. Januar); Kanzleisekretär Adolf Dörner (Kassel, 21. Januar); Bürgermeister a. D. Heinrich Dreyer, 68 Jahre alt (Obernkirchen, 21. Januar); Frau Pfarrer Althainz, geb. Weber (Kirchhain, 22. Januar); Privatmann Rudolf Thomas, 76 Jahre alt (Rinteln, 23. Januar); Kgl. Revierförster a. D. Joseph Kind, 84 Jahre alt (Fulda, 23. Januar); Kgl. Hegemeister a. D. Heinrich Andreas, 82 Jahre alt (Wippershain bei Hersfeld, 24. Januar); Bürgermeister a. D. W. Requardt, 71 Jahre alt, (Möllenbeck, 24. Januar); Uhrmacher Otto Kochendörffer, 59 Jahre alt (Kassel, 26. Januar); Lehrer a. D. Karl Friedrich Bachmann (Kassel, 27. Januar).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 4. XXI. Jahrgang. Kassel, 16. Februar 1907.

Der alte Kampf.

Der alte Kampf, er hört nicht auf,
Der Kampf des Dunkels mit dem Lichte,
Die Finsterlinge Hauf an Hauf,
Sie bauen an der Weltgeschichte.

Gar emsig sind sie auch dabei,
Wie rühren flink sie Kell' und Hammer,
Ihr Mörtel ist kein loser Brei,
Und fest hält ihre Eisenklammer.

Die Leitern ragen hoch hinan,
Und aufwärts klimmen rastlos alle,
Nur selten solch ein Zimmermann
Bei seiner Arbeit kam zu Falle.

Zwar geht die Sage durch die Welt,
Es soll das Licht am Ende siegen,
Es soll die schwarze Schar zerschellt
Am Ende doch noch unterliegen.

Am Ende, wann zu Josaphat
Der große Reichstag wird gehalten,
Wann sie gesichtet wird die Saat —
Doch mittlerweile bleibt's beim Alten.

Wilhelm Bennecke †.

Lied der Nacht.

Wo die drei Tannen am Berghang stehn,
Ruht, wenn die Sterne am Himmel gehn,
Die Nacht auf ein Weilchen, ein Weilchen nur aus.
Und herüber klingt in mein horchendes Haus,
Mein horchendes Herz ein köstliches Lied,
Daß alle die Trauer des Tages flieht,
Von verflogener Hoffnung, von kommendem Glück . .
Und alle lauschen mit träumendem Blick,
Und alle beugen das Haupt nach vorn,
Zu trinken vom heimlichen Liederborn . . .

Bald horchen sie alle in sich hinein,
Als könnte es nur da drinnen sein,
Was so süßen, unendlichen Zauber bringt, —
Als wär' es die eigene Seele, die singt . . .
Sie lauschen noch immer,
und weit schon, weit,
Im schwarzen Kleide der Ewigkeit,
Schreitet die Nacht,
Lautlos und sacht. —

Kassel.

Valentin Traudt.

Dem Gedächtnis Wilhelm Benneckes.

Rede, gehalten von Hermann Blumenthal.

Wenn ein Mensch von uns scheidet, der unserm Herzen lieb und wert gewesen, dann tritt im Augenblick der Trennung noch einmal sein Charakter, mit dem was köstlich an ihm war, vor unsere Blicke; noch einmal erscheint jede Falte seines Wesens, jeder Zug seines Antlitzes, jede Regung seiner Eigenart vor uns, und wie wir ihn mit den Augen des Abschieds schauen, so klar gezeichnet, so scharf umrissen, also sahen wir ihn nie in unserm Leben.

Und als es, nun vor Jahresfrist, galt, Abschied zu nehmen von unserm Genossen, unserm Mitstreiter, unserm Freunde Wilhelm Bennecke, als wir, was sterblich an ihm gewesen, in die kühle Erde betteten, — „Saat, gesäet von Gott, dem Tage der Garben zu reifen" —, da erhob sich leuchtend und scharf umgrenzt seine edle Persönlichkeit vor unserm Blicke, die festzuhalten, im Geiste zu bewahren für und für und im Herzen, jeder von uns sich gelobte.

So steht er denn vor uns, der Mann mit den durchgeistigten Zügen und der abgeklärten Weltanschauung, oft etwas skeptisch, öfter noch etwas wehmütig, aber nie überrascht die Ereignisse der Welt betrachtend und seines Kreises, nachsichtig und duldsam, sich selbst regierend und zügelnd und den schwachen Körper meisternd nach Goethes Wort:

> Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
> Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt . . .
> Von der Gewalt, die alle Menschen bindet,
> Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

So sehen wir ihn vor uns, gefällig und diensteifrig, aufopfernd und wohlwollend, einen „Weisen nach antikem Zuschnitt, pflichtgehärtet, wie der karrarische Marmor des kategorischen Imperativs Immanuel Kants". Was die Religionen predigen an Ergebung in den Willen Gottes, was die Philosophie lehrt von der Unterordnung unter das Unvermeidliche, in der Abgeklärtheit und Ruhe seines Wesens verschmolz es zu schöner Einheit, so daß auf ihn Schillers prächtige Verse vollgiltige Anwendung finden, die in den „Künstlern" stehen:

> Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
> Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
> Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
> Mit freundlich dargebot'nem Busen
> Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.

Nicht immer war er so stoisch-philosophisch gestimmt gewesen; nicht immer hatte ihn diese an Resignation grenzende Ruhe erfüllt. Auch in ihm hatte es gegärt und gewühlt, und ab und zu hat er, im Sturm und Drang seiner Werdejahre, ganz kraftgenialisch sich gebärdet.

Über alles rege in ihm war schon in früher Jugend die Phantasie. Ob der Knabe mit selbst gefertigten und kolorierten Soldaten Schlachten und Paraden aufführte, ob er in späteren Jahren mit Theaterfiguren spielte, sein Geist vermochte ihm inmitten der rauhen Wirklichkeit stets eine eigene sonnigere Welt zu schaffen. Diese reiche, schaffende ungebärdige Phantasie, sie hat bei seinem Erstlingswerk, dem „Malerleben", Pate gestanden, sie hat ihm die Feder geführt, auf Kosten der Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Erzählung. Leiden und Freuden der Schaffenden werden mit einem frischen Humor geschildert, der nichts Gekünsteltes und nichts Epigonenhaftes an sich hat, die Bohême der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts tritt anschaulich vor uns hin, liebenswert selbst in ihren Fehlern, nach hohen Zielen strebend, durchgeistigt und kraftstrotzend. Wie hat sie sich seitdem in den wenigen Dezennien gewandelt! Sie ist verneinend geworden und eitel, unfähig und unfruchtbar, kokett und eine Mode für sich. Als Dingelstedt damals das Manuskript des „Malerlebens" gelesen hatte, erkannte er in lobenden Worten des jungen Dichters Talent warm an und verwies ihn auf Stoffe aus hessischer Geschichte und hessischem Volksleben. Es hätte wohl nicht dieses Rates bedurft, um Bennecke, der mit allen Fasern seines Herzens an seinem engern Vaterlande hing, zur Betätigung auf diesem Boden zu drängen. Einstweilen aber lag er noch in den Banden der literarhistorischen Erzählung.

Der Livländer Lenz, „einer der Vertreter jener wilden Genialität, die im Leben und Dichten nach Natur dürstete und dabei der fratzenhaften Unnatur gelegentlich nahe genug kam", hatte es dem Fünfundzwanzigjährigen angetan. Ihm galt sein folgendes Werk. Auch in ihm, im „Reinhold Lenz", läßt er seiner Phantasie die Zügel schießen. Auf Glaublichkeit und Folgerichtigkeit legt er nicht allzu großen Wert, eine einheitliche Haltung vermissen wir öfters; aber der stürmische Zug seines Geistes, der heiße Pulsschlag innigster Anteilnahme reißen uns mit sich fort. Wir sehen den jugendlichen Goethe seine Adlerschwingen üben, die holde Friederike von Sesenheim taucht vor uns auf, an Dorpat und Straßburg, Weimar und Moskau fliegen wir vorüber, bis der Held der Novelle im Wahnsinn verkommt.

Das gleiche Jahr sah auch einen Band „Gedichte" erscheinen. Auch hier zeigt sich in Inhalt und Form stürmischer Überschwang, auch hier offenbart sich das schrankenlose Walten einer reichen, farben-

frohen Phantasie. Dieser Pegasus ist nicht gewohnt, breit gebahnte Pfade zu gehen, er erhebt sich auf göttlichen Flügeln zu den Wolkenhöhen wahrer Poesie. Zeigt sich Bennecke hier der längst entschwundenen romantischen Schule wahlverwandt, so ist es besonders doch Einer, der einen nicht zu verkennenden Einfluß auf den Poeten ausgeübt: Heinrich Heine. An ihn gemahnt mancher weltschmerzliche Zug, der zu dem jugendlichen Antlitz gar nicht stimmen will, an ihn mancher anscheinend salopppe und doch so kunstvoll gereimte Vers, an ihn die oft hervortretende Lust an geistreicher Antithese. Eins aber scheidet ihn markant von dem ungezogenen Liebling der Grazien: Bennecke denkt zu hoch vom Weibe, um eine Verunglimpfung aussprechen zu können, zart- und feinsinnig verehrt und schätzt er die Frauen als des Schöpfers höchstes Meisterwerk. Zwar in seinen Gedichten fühlt er sich — und welcher deutsche Jüngling hätte das nicht mit ihm empfunden — von der Geliebten, von der ersten Jugendliebe verlassen. So trägt denn das Buch das Motto aus einer angeblichen Tragödie „Robert Unruh“:

Der Robert Unruh ist ein reicher Mann,
Er trägt Millionen Schmerzen in der Brust,
Doch haßt er sehr die andern reichen Leute,
Die außer Schmerzen auch noch Gold besitzen,
Und kämpft mit ihnen, seit er denken kann.
So 'n reicher Mann stahl ihm sein schönes Lieb,
Seitdem ist etwas wüst der Robert Unruh.

Und er singt:

Verachteter, was küssest Du den Stein
Vor ihres Hauses Tür im Mondenscheine,
Was soll die Trän', die Dir im Auge steht,
Was soll Dein Lied, das in dem Wind verweht?
Verachteter, das ist die Letzte nicht,
Die Dich verliebt macht in ihr schön' Gesicht —
Und dem Besitze mußt Du doch entsagen,
Hör' darum auf mit Deinen dummen Klagen!
Schneid' eine höhn'sche Miene, lache laut,
Recht höhnisch grell, daß selbst Dir davor graut,
Und such' im Kampfe mit des Lebens Nöten
Das holde Bildnis Deiner Lieb' zu töten.

Und im zweiten Teil der Sammlung spricht der weltschmerzlich angekränkelte Robert Unruh, mit dem der Dichter sich offenbar identifiziert, sogar in Heinescher, etwas frivoler Art:

Ich kann nicht singen, nicht küssen mehr,
Der Geist ist müde, das Herze leer,
In meinem Hirn das bischen Verstand
Das hat verzehrt der Liebesbrand.
O, gebt sie mir wieder die Jugendlust
Und das Weib dazu mit der schwellenden Brust,
Das Weib, das um den Verstand mich gebracht, —
O, gebt sie mir wieder — nur eine Nacht!

Aber dieses ganze Unglück ist teils selbstgewählte Maske, teils Autosuggestion. Er ist bald genesen, und zahlreiche markige, von Vaterlandsliebe erfüllte und naiv-lebensfrohe Gedichte hat er uns beschert, die hier und dort, in Anthologien und Zeitschriften verstreut, des Sammlers harren. Seinem Meister Heine aber ist er allezeit in Verehrung treu geblieben. Noch in den letzten Jahren sammelte er mit dem Bienenfleiß, der ihm eigen, alles was auf ihn Bezug hatte. Er beabsichtigte, mit dem gewaltigen Anekdotenmaterial, das er so erhielt, eine Retouche zu dem Bilde des gewaltigen Dichters zu geben, das so oft verzerrt uns geboten wird. Nun hat der Tod auch dies Beginnen mit manchem andern vereitelt. Nachdem er im folgenden Jahre die Erzählung „Zwei Herzen“ veröffentlicht hatte, beteiligte er sich eifrig an den von Oskar Blumenthal herausgegebenen „Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik“ und trat dann mit dem in flotten Trochäen geschriebenen „Wilhelmshöhe oder der Winterkasten“ hervor. Hier werden mit behaglichem Schmunzeln, mit goldenem herzerfreuenden Humor die Zeiten von der Erbauung der Kaskaden bis auf die Gegenwart kaleidoskopartig vorgeführt. Kasseler Eigenart und Besonderheit treten mit liebenswürdiger Selbstverspottung vor uns hin. Und dem allzu früh verschiedenen Maler Faust hat er ein leuchtend Denkmal gesetzt.

Hochbegabt und eigenartig
Schuf er farbenprächt'ge Werke,
Märchenhafte Frau'ngestalten
Leuchten sinnig aus dem Goldgrund.
Böcklein ziehen goldne Wagen,
Drinnen holde Kinder sitzen,
Blaue Mondscheinnächte zittern
Über goldbeschwingten Blumen.
Gold — jedoch in seiner Kunst nur
Lockte es ihn unaufhörlich,
Selbst der luft'ge grüne Wald
Schien ihm reizend nur im Goldton.

Das letzte größere Werk aus seiner Feder ist der zuerst in der „Romanzeitung“, später bei Otto Janke in Buchform erschienene „Revisor Morgelhahn“. Wir, die wir zur deutschen Revolution trotz mancher Ausschreitung dankbar aufblicken, weil sie uns die bürgerliche Freiheit gebracht, die wir in ihr den Anfang einer neuen, bessern Zeit erblicken, wir sind zuweilen versucht, bei diesem Blick hinter die Kulissen des Umsturzes den Dichter der Übertreibung, ja der Verzerrung anzuklagen. Dieser Revisor, der bald thronstürzend, bald tyrannendienerisch sich betätigt, der zuweilen heldisch, zuweilen feig, immer aber ein Philister ist, dünkt uns unwahrscheinlich. Und die Volkstribunen sehen, aus der Nähe geschaut, gar nicht effektvoll, mannhaft und ritterlich aus. Besser fast, als die Männer der Freiheit, kommt der Tyrann weg. Die großen Taten wirken, wenn die Entfernung fehlt, fast wie Alltäglichkeiten. Und doch, etwas Wahres scheint daran zu sein. Hat doch Funck-Brentano nachgewiesen, daß Gipfel- und Höhepunkt der großen französischen Revolution, der

noch jetzt in Frankreich als Nationalerinnerungstag begangene Bastillensturm, nichts mehr und nichts weniger war als eine Farce. Keine Schlacht, ein Schlachten, kein Sieg, eine brutale Vergewaltigung ohne Gefahr, ohne Mut, ohne Ritterlichkeit. So dürfen wir uns denn auch an dieser humorvollen, warmherzigen, zuweilen burlesken Schilderung erfreuen. Alt-Kassel mit seinen Originalen ersteht vor uns, voll Liebe gesehen, mit Meisterhand gezeichnet. Und wenn der Held der Erzählung in seiner Glanzleinwanduniform, befördert und durch ein Allerhöchstes Lächeln ausgezeichnet, Abschied von uns nimmt, da bedauern wir, daß er uns nicht ein Auf Wiedersehn! zuruft. Für das bedeutendste, ausgereifteste und auch spannendste der Werke Benneckes aber halte ich den Roman „Marien-Elend", der in seinem Nachlaß sich vorgefunden hat. Er führt seinen Titel nach dem bekannten Relief am Brink. Es ist ein Kasseler Roman, und Rücksichten auf Verwandte oder Freunde geschilderter Figuren haben Bennecke wahrscheinlich von der Veröffentlichung zurückgehalten. War er doch zeitlebens ein Mann feinsinniger Rücksichtnahme. Leben, Lieben, Leiden und Glück einer kleinen Kasseler Näherin stehen im Mittelpunkt der Erzählung. Aber auch das stolze Residenzschloß am Friedrichsplatz tut seine Pforten auf, der letzte Kurfürst und seine Gemahlin treten vor uns hin. Es ist etwas viel Romantik in der Erzählung. Zwei Entführungen, ein vergrabener Schatz, ein Duell, ein Mord. Aber trotz alledem empfinden wir: hier ist ein echter Dichter und dies ist wirklich das alte Kassel mit seinen Originalen, seiner kleinresidenzlichen Anmut. Die „Schlagdhasen" wie die Hofherren, die Näherin wie die Hofdamen, alle sind mit gleicher Liebe gezeichnet. Hier hat ein Dichter mit seinem Herzen gearbeitet. Und es wäre schade, wenn dieser Roman, der allerdings vor allem das Interesse unserer Vaterstadt wachruft, nicht an das Licht der Öffentlichkeit käme.

Ich will Sie nicht ermüden mit Aufzählung alles dessen, was Bennecke geschrieben. Nur darauf will ich noch hinweisen, daß er mehrere Operntexte verfaßt, von denen einige, wie „Wolframs Meisterwerk" und der „St. Annenquell", von Robert Ibener vertont, beifällig aufgenommen, über die Bretter schritten, andere noch des Komponisten harren. An zwei Seiten seines Schaffens kann ich aber nicht vorübergehen, weil sie für den Dichter und für den Menschen Bennecke bezeichnend sind: seine Eigenschaft als Redakteur des „Hessenland" und seine Kasseler Spaziergänge im „Tageblatt". — Das „Hessenland", das selbstlos und aufopfernd Liebe zur hessischen Heimat und seiner Geschichte pflegen will, ist so recht ein Blatt gewesen nach seinem Herzen. Mit welchem Fleiße, mit welcher liebenden Hingabe er sich seiner Aufgabe widmete, alle wissen es, die ihm nahe traten. Dem Blatte gehörte seine Zuneigung und sein Gedanke. Mit einer staunenswerten Gründlichkeit und Genauigkeit sah er jeden Artikel durch, ja er scheute sich nicht, um undeutliche Handschriften der Mitarbeiter vor Mißverständnissen der Setzer zu bewahren, lange Manuskripte sorgsam abzuschreiben. Von der gleichen Sorgsamkeit legt übrigens auch sein letztes Werk „Das Kasseler Hoftheater" Zeugnis ab, geradezu eine Fundgrube für jeden, der sich mit Theatergeschichte beschäftigt. Und wenn Edward Schröder im letzten Band der Zeitschrift des hessischen Geschichtsvereins nachweisen will, daß dieses Werk eines Nichtfachgenossen vor dem scharfen Auge eines historisch-philologisch prüfenden Universitätsprofessors nicht ganz bestehen könne, so hat er übersehen, daß Bennecke ausdrücklich abgelehnt hat, eine lückenlose Theatergeschichte bieten zu wollen. Was er wollte, ist ihm voll gelungen, er hat Beiträge zu einer solchen geliefert, schätzbare, wertvolle Bausteine herbeigetragen, kostbares Material vor dem Untergange gerettet und der Forschung nutzbar gemacht und auch der Unterhaltung gedient. — Und als Kasseler Spaziergänger ist er ja Ihnen allen bekannt. Was es heißt, jahraus jahrein allwöchentlich mit den Lesern einer Tageszeitung zu plaudern, welche Ansprüche an Wissen, geistige Spannkraft und Arbeitsfreudigkeit das stellt, — darüber sind sich die meisten, die wohlgefällig solche Plaudereien genießen, nicht klar. Nie verlor Bennecke die Geduld, nie den Gleichmut. Immer fand er in der reichen Schatzkammer seiner Kenntnisse und Erinnerungen etwas Neues, etwas Anmutiges, das er dem Leser bieten konnte. Er zwang mit seiner freundlich-belehrenden Art die Leser in seinen Bann und sogar zur Mitarbeit, und zahllos sind die Briefe, die dem Spaziergänger zugingen und die er sorgsam bewahrte.

So ist er denn dahingegangen! Und uns fließt der Dichter Bennecke und der Mensch zu einer unteilbaren Einheit zusammen. In beiden die so oft zutage tretende Liebe zur engeren Heimat, zur Scholle, wo die Wiege stand, in beiden der schwärmerische Hang zum Schönen und Guten, der Haß, ja der Ekel vor allem Häßlich-Gemeinen, die Begeisterung für die hohen Gestalten der deutschen Literatur.

Es scheint auf den ersten Blick seltsam, für welche Personen der Vergangenheit Bennecke eine besondere Vorliebe hatte. Da ist zuerst der unglückliche, in der Verkommenheit zugrunde gegangene Grabbe. Es ist wohl nicht allein das Gesetz des Kontrastes, das ihn zu dem Detmolder Kraftgenie führte. Grabbe hatte er im Überschwang, im Sturm und Drang seiner Jünglingsjahre geschätzt. Und wie der Mann sich in Treuen der längst entschwundenen Jugendliebe

erinnert, so dachte er Grabbes. Mit diesem stieg das lockende Bild der Jugend, mit ihren Verheißungen und Hoffnungen, mit ihren Plänen und ihrem Wagemut vor seiner Seele empor.

Und die andere Figur ist Casanova. Nicht jener, der aus schlechten und auf die Lüsternheit berechneten Auszügen bekannt, nicht berühmt, nein berüchtigt ist, sondern der wirkliche, von dem der Fürst von Ligne sagt: „Er ist ein Born von Gelehrsamkeit, aber er zitiert so oft Homer und Horaz, daß er sie einem verleiden kann. Seine geistreichen Wendungen, seine Witze sind gewürzt mit feinstem attischen Salz. Und so ist er würdig der Achtung und großen Freundschaft von seiten der sehr kleinen Zahl von Personen, die vor seinen Augen Gnade finden." Es ist das nicht allzu merkwürdig. Neben dem Interesse, das der Venetianer dem Literaturfreund allgemein einflößen wird, der sich nicht vor seinen Liebesgeschichten scheuend, ihn aufmerksam studiert, kommt noch etwas Persönliches, rein Individuelles. Trotz aller bürgerlichen Biederkeit und aller bürgerlichen Lebensgewohnheiten hatte Bennecke etwas, was an einen Gesellschaftsmenschen um die Wende des 19. Jahrhunderts gemahnte. Jabot, Spitzenmanschetten, gepudertes Haar hätten ihm sehr gut gestanden. Er hatte viel von der Skepsis, viel von der Empfindsamkeit jener Zeit an sich. Er konnte mit geistreichem Scherz das Leben betrachten und hatte für vieles, das anderen Schauer einflößte, ein mitleidig Lächeln. Er war ein petit marquis mit Rokokoanmut und starkem kleinresidenzlichen Einschuß. Das Milieu, in dem Aventuros sich so oft bewegte, gefiel ihm daher; es erregte seine Phantasie und beschäftigte seinen Geist. So hat er, wie in Parantese noch bemerkt sei, in jüngeren Jahren auch einen Operntext „Casanova" geschrieben, der durch eine seltsame Verkettung von Umständen nie aufgeführt ward. — Bennecke litt an dem Fluch des Epigonentums, an dem Widerstreit des Wollens und Vollbringens. „Manchen hab ich so gekannt. Nach den Wolken zog sein Streben, tief im Staube von der Hand in den Mund so mußt er leben. Eingepfercht und eingedorrt saß er zwischen Tür und Angel..." Er war keine Faustnatur, die der Erde Freuden überspringt. Eine Seite vom Charakter des Goetheschen Helden aber war auch ihm eigen: die frische, fröhliche Tätigkeit. Hätte er das Evangelium Johannis zu übersetzen gehabt, auch von ihm würde gelten:

> Auf einmal sah er Rat
> Und schrieb getrost: im Anfang war die Tat.

Ihm war Arbeit und Tätigkeit mit Atmen identisch, er fühlte und betätigte in seinem bescheidenen Kreise:

> Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

Und weil er sonder Ruhe und Rast zum Augenblick nicht sagen konnte, nicht sagen durfte:

> Verweile noch, du bist so schön,

so wird auch von ihm das schöne Wort gelten, mit dem die Engel Fausts Unsterbliches emportragen:

> Gerettet ist das edle Glied
> Der Geisterwelt vom Bösen,
> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen.
> Und hat an ihm die Liebe gar
> Von oben teilgenommen,
> Begegnet ihm die sel'ge Schar
> Mit herzlichem Willkommen.

Ja, „sie haben einen guten Mann begraben, doch uns war er mehr". Wir haben nicht nur den feingesinnten Künstler und Dichter verloren, uns schied ein Freund. Die „Freie Feder" war ihm vom Augenblick der Gründung bis zuletzt lieb und teuer. An jedem Vereinsabend erschien er hier, um in unserm Kreise, voll Anteil lauschend, hier und da ein gescheites Wort in die Debatte zu werfen, seine Belesenheit und seine Kenntnisse allen in selbstloser Gefälligkeit zur Verfügung zu stellen. Noch am Abend vor seinem Heimgang nahm er frohgemut an unserm gemeinschaftlichen Festmahl teil. Wir haben viel verloren. Doch „er war unser, mag das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen". Wir werden sein nie vergessen.

Und was einst Börne, um den dahingeschiedenen Jean Paul klagend, ausrief: Ein Stern ist untergegangen und ein hoher Priester ist gestorben, — auch auf unsern Freund können wir's anwenden. Wir wissen's wohl: kein Stern erster Größe erlosch, dessen Flammenlicht die Welt erleuchtete. Aber in dieses Sterns warmem Schein haben wir die uns lieb gewordenen Gestalten Robert Unruhs, der freundlichen Friederike, des grotesken Revisors, der anmutigen Denise und zahlreiche andere uns befreundete Figuren sich tummeln sehen. Er zeigte uns Welt und Menschen in eigenartigem bezaubernden Schimmer, und da sein Platz am Firmament nun leer ist, fühlen wir brennend den Schmerz um die Lücke. Und ein hoher Priester ist gestorben. Keiner, der im prunkvollen Gotteshaus weithin sichtbare Opferbrände entzündet. Aber auf dem heimischen Opferaltar hat er dem Genius deutscher Dichtung, dem Wahren und Schönen Opfer gebracht, die aus tiefstem Herzen geweiht waren. Mit schwererem literarischen Gepäck wird mancher auf die Nachwelt kommen. Aber wir alle, die ihn gekannt, wir, die wir ihm nahegestanden, die große Zahl derer, die seine Werke lieben, werden dem guten Manne, dem begabten, überzeugungsvollen Dichter ein dauernd Andenken wahren für und für. Und wenn wir in dieser Feierstunde, die seinem Andenken gilt, einen Flügelschlag verspüren seiner unsterblichen Seele, so dürfen wir sprechen: Have bona, have pia, have cara anima, gute, fromme, liebe Seele, sei gegrüßt.

Die althessische Rechtspflege im (heutigen) Kreise Witzenhausen.

Ein Bild der Justiz in der Landgrafschaft von W. Killmer.

(Fortsetzung.)

2. Partikularrecht.

Es erübrigt, die gerade in unserer Gegend so sehr verbreiteten Partikulargerichte oder Vogteien in Betrachtung zu ziehen. Scharf unterscheiden sie sich in vielen Punkten von den Einrichtungen der öffentlichen Rechtspflege, in andern sind sie diesen wieder nachgeahmt.

Das Vorhandensein einer Gruppe von Hügelgräbern am Hirschberg bei Sooden, die bei Witzenhausen gefundenen Bronzegegenstände ältester Art, ferner die Wallburgen Westerburg, Osterburg auf dem Rotenstein und das fälschlich sogenannte alte Römerlager auf dem Hirschberge bei Sooden, ebenfalls die Wehrgräben im Hegeberg dort, dann die kleine Beobachtungsschanze auf dem Liebenberge bei Unterrieden usw., das alles beweist, daß unsere Werralande schon in der frühesten Zeit besiedelt waren. Nun gab's bei den Germanen, auch bei den Katten nur Gemeindeeigentum, keinen Privatbesitz einzelner an Grund und Boden. Das ist mit der Seßhaftwerdung anders geworden. Im 5. und 6. Jahrhundert entstanden die zahlreichen Orte, deren Namen auf hausen (Heben-, Albs-, Bisch-, Witzen-, Wenders-, Hundels-, Hilgers-, Trubenhausen usw), auf dorf (Allendorf) und bach (Kammer-, Dohren-, Weißenbach) endigen. Von der merovingischen und karolingischen Geschichtsperiode (8. Jahrhundert) an entstanden aber erst die meisten Ansiedlungen, vor allem die auf rode, deren es in unserem Kreise mindestens zehn gibt. Mit den Franken kam ein ganz neues Siedlungssystem; sie erklärten einfach alles Land, dessen Grenzen die königlichen Beamten (forestarii oder Markscheider, Grenzbestimmer, daraus unsere Förster!) nicht besonders vermessen und festgesetzt hatten, für eine Einöde oder Wüste, ganz unbekümmert um die Rechte der bereits ansässigen Bevölkerung. (Siehe Dr. Lange in Heßlers Landeskunde). Volkland wurde nicht anerkannt. Jede dieser sogenannten Einöden gehörte schlankweg dem Frankenkönige, der stets erst ein beträchtliches Gebiet als Königsgut für sich aussondern ließ, wenn er — dies ist sein Verdienst — die Grenzen und alle Besitzverhältnisse neu regeln und dann zur Dörfer- und Klosterentstehung Land oder Wald an Ansiedler oder Mönche geben ließ oder zur Anweisung großer, sicher abgemessener Ländereien an verdiente Getreuen seine, dem öffentlichen Gericht nicht unterstellten Förster unter Führung eines dux (Herzogs) in die Lande sandte. Auch dem Gebiete zwischen der unteren Werra und Fulda sind so von Karl dem Großen feste Marken oder Grenzen gesetzt worden, die heute vielfach noch genau so liegen. Alle Ansiedler wurden auf diese Art dem Könige zinspflichtig, nur die bevorzugten oder beschenkten Großen und die Klöster nicht. Wen dann die Großen oder Mönche auf ihren Gütern ansiedelten, wer vor der fränkischen Wegnahme schon dort saß, der wurde ihr Vasall, im Verlaufe des Mittelalters ihr Leibeigner. Hörige waren und blieben auch die Bauern der reservierten Königshöfe, selbst wenn ihnen dies Gut gewaltsam konfisziert war. Königsgut waren aber z. B. der kaiserliche Hof Kassel an der Ahnamündung mit Einschluß des dazu gehörigen „Vorsts", das Dorf Uschlag, Dorf und Wald Oberkaufungen usw., Königsgut war auch der kaiserliche Hof Ermschwerd an der Werra, ferner Teile von Sooden, Hundelshausen, Witzenhausen, Gertenbach usw. Aus den großen, an bevorzugte Familien überlassenen Einzelbesitzungen ohne Zinspflicht, aber mit Servitutenlasten entstanden im Mittelalter die adligen Herrensitze mit den dazu gehörigen Dörfern leibeigner oder doch zu Frondiensten verpflichteter Bauern. Der Grund zu diesen Verhältnissen wurde schon von Karl dem Großen gelegt; Kriege, Fehden, Erbschaften und Kauf änderten aber nach und nach vieles. Die Vogteigerichtsbarkeit, die weiter unten erläutert wird, kam zu diesem Besitze.

Um von einzelnen Wandelungen oder Änderungen in diesen Zuständen abzusehen und die ganze Sache mehr summarisch anzuschauen, kann man feststellen, daß es im Mittelalter und z. T. bis zur Neuzeit im wesentlichen sieben Adelsfamilien und zwei Stifter sind, die im Kreise Witzenhausen für unsere Sache in Betracht kommen. Fangen wir mit A (d. i. Allendorf) an, so waren bis 1596 die Herren von Netra Lehnsinhaber von Allendorf und seinem Gerichte; wie sehr viel Grundbesitz bei uns (z. B. auch die Grafschaft Ziegenberg), gehörte dies einst dem reichen Kloster Fulda, das es den Landgrafen von Thüringen lehnte, von denen es im 13. Jahrhundert an die hessischen Landgrafen und dann — als Lehen — an die Herren von Netra kam. Nach 1596 übertrug man hier alle Gerichtsbarkeit dem Amte, d. i. dem Schultheißen und dem Rentmeister bei

dem früher selbständigen Stadtgerichte von Allendorf.

2. Die Herren von Rieden, seit 1438 die von Stockhausen und seit 1483 die Herren von Berlepsch, die schon als hessische und braunschweigisch-lüneburgische Lehnsleute seit 1369 auf der gleichnamigen Stammburg wohnten, besaßen und richteten das halbe Dorf Bischhausen, das Gut Fahrenbach und später auch Gertenbach, wie

3. die Herren von Berge bis 1613 auf Rückerode Vögte über Trubenhausen und Epterode waren. Diese Vogtei fiel dann an den Landgrafen von Hessen.

4. Die Herren von Bischofshausen, seit 1379 Inhaber der später zerstörten Burg und eines Gutes in Bischhausen, dann auf dem Gute Neuerode, herrschten und richteten hier und von 1438—1643 auch auf der Burg Altenstein über dies Gericht. Aber die peinliche Gerichtsbarkeit vom Gerichte Bischhausen und die von Altenstein gehörte natürlich dem Landgrafen, nach 1623 dem von Rotenburg oder seinem Gerichte in Witzenhausen.

5. Die Herren von Bodenhausen bewohnen seit 1434 die Burg Arnstein, ihnen gehörten einige Dörfer, z. B. Eichenberg, Ungsterode usw.

6. Die Herren von Buttlar besaßen seit 1486 Ziegenberg und Ziegenhagen, Teile einer früheren Grafschaft.

7. Die Herren von Hundelshausen wohnten und richteten seit 1363 in Harmuthsachsen. Es blieb die Vogteigerichtsbarkeit bis ins 18. Jahrhundert bestehen, wo man dann die einzelnen Amtstätigkeiten auf den landgräflichen Beamten übertrug, wie z. B. Harmuthsachsen dem Amte Lichtenau und (1732) die Vogtei Rückerode dem Beamten des Gerichts Ludwigstein, der für bestimmte Sachen auch in Witzenhausen, Hundelshausen, Weißenbach, Roßbach, Ellingerode, Oberrieden, Wendershausen und Kleinalmerode zuständig war.

Zu den sieben adligen Gerichten kam noch das Stift Paderborn, dem seit 1032 das Dorf Gertenbach im frühsten Mittelalter gehörte, und das Stift Kaufungen, dessen Vogt für Wickenrode zuständig war. Indes ist die Vogtei von Kaufungen schon 1297 dem Landgrafen von Hessen übergeben worden.

Zwei geographisch-geschichtliche Bemerkungen über das Gericht Allendorf und das Gericht Altenstein dürften hier am Platze sein, ehe das Wesen der Vogteien erläutert wird. Im Südosten unseres Kreises liegt die Stadt und das Gericht Allendorf a. d. Werra mit den dazu gehörigen Orten Sooden, dem ehemaligen Dorfe und den heutigen Höfen Weiden, dem einstigen Dorfe und heutigen Hofe Ahrenberg bei Sooden, Ellershausen a. d. Werra und dem an der oberen Walse im Osten ganz zwischen Wäldern versteckt liegenden, der Stadt Allendorf gehörigen Dorfe Vatterode. Nicht sehr weit von diesem Orte liegt etwa 6 km östlich von Allendorf und ganz in Wäldern verborgen die Ruine und unweit davon das Gut Altenstein, das die Herren von Bischofshausen 1753 der Landesherrschaft verkauften. Zum Gerichte Altenstein gehörte das Mutterkirchdorf Asbach (3 km östlich von Allendorf), ferner Sickenberg (im Nord-Osten von Allendorf), Weidenbach und — noch mehr in Bergwäldern im Osten versteckt — Hennigerode.

Nach dieser Aufzählung und Orientierung kann das Wesen der adligen Gerichte oder Vogteien klargelegt werden. Die Gerichtsbarkeit über die freien Rittergüter und dazu gehörigen Orte stand der Regel nach den Unterrichtern (Vögten) nicht zu, sondern den landgräflichen Regierungen und dem Samthofgerichte. Für ihre Person waren die Gutspächter dem Unterrichter unterworfen, aber in Sachen der Gutspacht wurden sie bei der Regierung belangt. Nur für die Hörigen und das Hausgesinde stand der Ritterschaft die gutsherrliche Gerichtsbarkeit zu, doch konnte der Kläger sich auch an die Regierung oder den herrschaftlichen Beamten wenden. Die Appellation gehörte immer vor die Regierung. So standen die Sachen im 18. Jahrhundert, und so waren sie von Rechts wegen. Im Mittelalter aber pflegten die Adligen oder ihre Vögte — teils mit, teils ohne Recht — größere Gewalt auszuüben, ganz abgesehen davon, daß noch im 17. Jahrhundert einzelnen Geschlechtern die peinliche Gerichtsbarkeit über viele Dörfer zustand; den Boyneburgern wurde sie z. B. nach 1602 samt der ganzen Ziviljustiz im Gerichte Germerode übertragen.

Die Bildung der Vogteien hing geschichtlich so zusammen. Wir sahen, daß schon die fränkischen Markscheider oder Förster im Berufe nur dem Rechtsspruche des Königs unterstanden. Später haben die hessischen Landgrafen dem Hofmarschalk über die geringen Hofbedienten, dem Kriegskollegium über die Soldaten, dem Konsistorium über die Geistlichen und die Sittenführung der Laien, dem Bergratskollegium über die Bergleute usw. bestimmte Richterfunktionen übertragen. Neben die Landesrechtspflege trat so eine besondere, die Partikulargerichtsbarkeit. Zu ihr gehört nun auch die, welche im Verlaufe des Mittelalters den Klöstern und Adligen über ihre Pächter, Zinsleute und Leibeignen entstand. Der Gutsherr selbst oder der von ihm ernannte Vogt durften ihre Leute bei rückständigem Zins oder Dienste pfänden, das Gepfändete verkaufen usw. Die Form des

Schöffengerichts wurde dabei gewahrt; nur Schöffen von gleichem Stande mit dem Angeklagten durften neben dem Vogte oder dem Gutsherrn zu Gericht sitzen. Gerade um dies Zusammensitzen mit leibeignen Schöffen zu vermeiden, hielt der Adlige vielfach einen Beamten, bis 1600 etwa Schultheiß, nachher Vogt oder Verwalter genannt, zur Ausübung seiner Gerichtsbarkeit, zum Beitreiben der Zinsen und Fronden. Dieser Vogt war keine vornehme Person, sondern gleichen Standes mit den Gutsleuten, oft aber auch ein freier Mann (etwa der Bürgermeister eines Nachbarortes oder ein Notar), der gegen Entgelt dem Gutsherrn diente, ja, im 18. Jahrhundert finden wir hier und da gebildete Amtsvögte als Ausüber der adligen Gerichtsbarkeit, und diese Beamten gehörten zur 9. Beamtenklasse mit täglich 1 Taler 5 Alb. 4 Hl. Reisediäten, während ein landgräflicher Amtmann (Schultheiß) zur 8. Beamtenklasse zählte mit täglich 1 Taler 10 Alb. 8 Hlr. Reisediäten. Auch hier verschwanden mit dem 30jährigen Kriege die Schöffengerichte meistens und „der Beamte" trat allein an deren Rechtsstelle, in der Regel aber der Adlige selbst. Nur für Rügesachen blieben zuweilen auch diese Schöffengerichte. Es war im Mittelalter nicht anders: wer ein Lehen empfing — und war dies nur ein Häuschen und ein Acker —, erkannte den „Herrn" zugleich als seinen Oberen an und war ihm untergeben. Bei gutsherrschaftlichen Vogteien handelte es sich nur um Güter, um Streit über Güter und Bagatellsachen, um persönliche Dinge nur bei Leibeignen. Diese Beschränkung legten sich die Adligen nicht immer auf, sondern walteten zuweilen selbstherrlich über alle Bewohner ihrer Dörfer. Dafür waren allerdings auch manche Gutsherrn vortreffliche Beschützer ihrer Bauern.

(Schluß folgt.)

Die Einweihung des Stadtbaues zu Kassel und die Gräfin von Reichenbach-Lessonitz.

Von Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf.

Aus vielen uns überlieferten Nachrichten und Schriften können wir entnehmen, daß unsere Kasseler Vorfahren von einer regen Lebensluft und Lebensfreudigkeit gar oft erfüllt waren, die sie nicht an die engen Grenzen der Häuslichkeit bannte, sondern zu reger Geselligkeit und lebhaftem Verkehr veranlaßte. Man bedurfte aber zu diesem Zwecke ausgiebiger Räume, um Festlichkeiten, Schmausereien und Tanzereien in größerem Umfange abhalten zu können, und vor allem liebte man vaterländische Feste, besonders den Geburtstag des Landesherrn, mit außergewöhnlichem Luxus und unter regster Beteiligung zu begehen. Die diesen Zwecken dienenden Bauten, deren hochragende Giebel und mächtige Portale noch heute viele Architekten mit Bewunderung erfüllen, wurden „Hochzeitshäuser" genannt und finden sich in vielen hessischen Städten. Auch die Stadt Kassel beschloß im Jahre 1421 ein solches zu erbauen und zwar an dem Ufer der Fulda an der sog. Schlagd in der Nähe des Rathauses und des alten Marktes. Aus diesem damals erbauten Hochzeitshause wurde im Laufe der Jahre unser, uns allen so lieber und werter „Stadtbau", der auf den alten „Kasseläner" noch immer eine größere Anziehungskraft als der moderne Stadtpark ausübt.

An diesem jetzt noch stehenden und fleißig benutzten Stadtbau sind drei Bauperioden deutlich zu unterscheiden. Das steinerne Geschoß sowie der halbrunde, mit Schießscharten versehene Turm, die beide auf der Schlagd stehen, sind die uns erhalten gebliebenen Teile aus dem Jahre 1421. Diese Teile des Stadtbaues sind ganz außerordentlich fest gebaut, und deren Mauerwerk trotzt den Jahrhunderten, die an diesem unzerstörbaren Gefüge bereits vorübergezogen sind. Der alte und einzige Eingang zum Hochzeitshause war vom Altmarkte und ist jetzt vermauert; ein anderer Eingang war nicht zu ermöglichen, da an der Stelle, an der jetzt die Straße zur Brücke führt, noch eine Reihe von Häusern stand. Da aber der obere Teil des Hochzeitshauses im Laufe der Zeit schadhaft und baufällig geworden war, so erbaute man, einer Angabe nach 1598, die oberen Stockwerke ganz neu; vom Hofe aus gesehen, macht dieser Neubau durch seine gefällige Holzarchitektur noch jetzt einen recht stattlichen Eindruck. Sehenswert ist im Innern dieses Neubaues noch ein mächtiges, in Stein gehauenes Kapitäl, das früher eine Säule krönte und mit einst farbig gewesenen Engelsköpfen und Blumengewinde verziert ist.

Als man im Jahre 1788 die Fuldabrücke zu bauen begann, wurden die oben erwähnten Häuser, die an das Hochzeitshaus grenzten und den Altmarkt abschlossen, niedergelegt, um Raum für die zur neuen Fuldabrücke führende Straße zu gewinnen. Wüst lagen nun an der Straße zur Fuldabrücke diese Bauplätze bis zum Jahre 1819, in dem man an die Erweiterung des Hochzeits-

hauses durch die Erbauung des großen Saales, der darunter liegenden Läden und der noch in Benutzung befindlichen Wirtschaftsräume ging. Den Neubau, der die alten Teile des Stadtbaues völlig nach der Straße zu verdeckte, krönte ein Turm mit Uhr.

Gelegentlich der Fertigstellung dieses Baues im Jahre 1820, dem man jetzt nach seiner Erbauerin, der Stadt, den Namen „Stadtbau" gab, beschloß man nun seitens der Stadt eine große Festlichkeit zu veranstalten, zu der auch der Kurprinz Wilhelm nebst seinem Hofstaat eingeladen wurde. Es ist eine bekannte und leider nicht wegzuleugnende Tatsache, daß der junge lebenslustige Fürst in höchst beklagenswerten Beziehungen zu einer Berlinerin, dem Fräulein Emilie Orttlöpp, stand, daß dieses Goldschmieds-Töchterlein ihm nach Kassel folgte und auf die spätere Regierung wie das Familienleben Wilhelms II. einen höchst bedauerlichen Einfluß ausübte. Die Bürgerschaft Kassels selbst stand auf seiten der legitimen Gemahlin, der Kurprinzessin Auguste, einer Tochter Friedrich Wilhelms II. von Preußen, und verurteilte das Verhältnis ihres Gemahls zu der schönen und einflußreichen Berlinerin auf das schärfste. Als man die feierliche Einweihung des großen Stadtbausaals plante und hierzu die Vorbereitungen traf, schien die Kasseler Bürgerschaft in Zweifel zu sein, ob man auch Madame Orttlöpp zu dieser Feier einladen solle oder nicht. Da man wußte, daß der Kurprinz das Erscheinen seiner schönen Favoritin unbedingt wünschte und man den hohen Herrn nicht gerade durch eine Nichteinladung der Dame kränken wollte, so griff man zu dem Ausweg, Madame Orttlöpp in einer wenig verbindlichen Form zu der städtischen Feierlichkeit einzuladen, weshalb man einen städtischen Laternenwärter und Lichterputzer des Theaters, namens Meyer, beauftragte, die Einladung zur Festlichkeit zu überbringen. Mit dieser wenig ehrenvollen und ehrerbietigen Form der Einladung war aber die schöne Emilie nicht zufrieden, sie war auf das tiefste empört und richtete an den Bürgermeister der Stadt Kassel Ludwig Stern bei dieser Gelegenheit einen mit zorniger Feder niedergeschriebenen Brief. Stern war bis zum Jahre 1822 Bürgermeister der Stadt Kassel, ein hochangesehener Mann und Schwiegersohn des Geheimen Kammerrats Steinbach. Gegen diesen Bürgermeister Stern machte nun Madame Orttlöpp ihrem Groll und ihrem Zorn in nachfolgendem Schreiben Luft, das mir durch die Güte eines lieben Verwandten im Original vorliegt und das folgendermaßen lautet:

„Euer Wohlgeboren

Schreiben habe ich unter dem heutigen dato richtig erhalten und würde mich von einer jeden ähnlichen Einladung geschmeichelt fühlen, wenn ich hier den Gegründeten Argwohn nicht heegen müßte, das diese Invitation blos auf Höhere Nachfrage entstanden wäre. Für eine Wohlgemeinte Invitation kann ich dieses unmöglich ansehen, da man den Auftrag dazu an einen Lichterputzer des Theaters gibt, indem meine Leute eines Theils gar nichts erwähnt haben, andern Theils der Abgeschickte seine Comission vor mehren Zeugen überbrachte. — Ich habe deßhalb nicht verfehlen können, die Anzeige von dieser — besondern — Höflichkeit an S. Hoheit den Kurprinzen zu machen, welche von der Art, wie ich mich hier Vorzugsweise behandelt sehen muß, zum Hoechsten erstaunt gewesen und die weiteren Erkundigungen einziehen wollen, woher der Faaden dieses Gespinstes wohl her genommen seyn mag; indem Se. Hoheit durchaus dem Gedanken keinen Raum geben wollen, daß die Idee dazu von Ihnen herkomen könnte und daß Zurücksetzungen einer Art ein Verhälltniß kroenen würde, welches S. Hoheit nur Glauben zu Meinem und dem Glück und der Zufriedenheit meiner Kinder geknüpft zu sehn.

Ich
verbleibe mit Achtung
E. Orttlöpp.

Cassel, d. 20. November (1820?)"

Übrigens scheint sich Madame Orttlöpp, die später zur Reichsgräfin von Reichenbach-Lessonitz erhoben wurde, doch insofern geirrt zu haben, als mir der Entwurf zu einem Entschuldigungsschreiben des Bürgermeisters Stern in dieser Angelegenheit vorliegt, aus welchem hervorgeht, daß er die Madame Orttlöpp persönlich eingeladen hat, diese nicht zu Hause getroffen und dann erst durch den Billeteur Meyer, mit welcher Titulatur jetzt der Lichterputzer erscheint, hat einladen lassen. Daß dieser sich allerdings in täppischer und wenig respektvoller Weise seines Auftrags entledigt hat, wird indirekt zugegeben.

So traurig und beklagenswert die Auffrischung jeder Erinnerung an die Gräfin Reichenbach-Lessonitz auch sein mag, so wenig zweckmäßig es auch sein mag, das Gedächtnis an diese kurhessische Passionsgeschichte aufs neue wachzurufen, so kann man doch geschichtliche Tatsachen nicht ableugnen und ist gezwungen, auch über Dinge zu berichten, die für die betreffenden Regenten gerade nicht schmeichelhaft gewesen sind. Der Byzantinismus ist eben ein Kraut, das in althessischen Zeiten nie und unter keinem Regenten geblüht hat, im Gegenteile hat das hessische Volk an seinen Herrschern fast immer

zu tadeln und zu nörgeln gehabt, und die Verherrlichung selbst wirklich hervorragender hessischer Fürsten hat sich bei unserm Volke leider nur in allzu bescheidenen Grenzen gehalten. Dem Hause Brabant ist deshalb niemals volle Gerechtigkeit zuteil geworden, indem man stets bestrebt war, die Lichtseiten dieses erlauchten Fürstenhauses nach Kräften zu verdunkeln, seine Schattenseiten aber möglichst weiten Kreisen bekannt zu geben. Licht und Schatten aber gleichmäßig zu verteilen, erfordert eine unparteiische Geschichtsschreibung, und so wird es unmöglich sein, die Gräfin Reichenbach und ihr unheilvolles Treiben von der Geschichte Wilhelms II. abzuschütteln. Der oben wiedergegebene Brief ist aber außerordentlich charakteristisch dafür, wie diese Dame ihre Stellung zum Kurprinzen und zur Bürgerschaft auffaßte, weshalb eine Bekanntgebung dieses Briefes sicher am Platze ist.

Die Kasseler Chronik des Johann Justus Escherich.

Mit Einleitung von Sanitätsrat Dr. med. Schwarzkopf und Anmerkungen von A. Woringer.

(Fortsetzung.)

1785 habe ich den 14. August auf des Herrn Landgrafen Geburtstag den besten Schuß aus Freyer Hand gehalten, habe gewonnen einen silbernen Löffel, gewogen 3 Lot 1½ Quentchen, auch Block gewonnen.[47])

1785 den 31. October hat unser Hr. Landgraff Friedrich 2. auf dem Schlosse zu Weissenstein des Mittags bey der Tafell Einen Schlagfluß bekommen, darauf sogleich gestorben[48]); ist den 3. Nov. des Abends um 10 Uhr in hölzernem Sarke von Weissenstein herunter gefahren worden. Ist ein Wagen mit 6 weißen Pferden. Den 8., 9. und 10. November auf dem Paradebette zu sehen gewesen für jedermann, hat in seiner Montur auf dem Paradebette gelegen, von dem Ersten Garde-Regiment die Montur[49]) angehabt. Den 14. ist das Begräbniß gewesen und das Begräbniß hat bestanden erstlich 12 St. Canonen, 4 Schwadronen Cavallerie und 2 Garde-Regimenter, ist in das geistliche Haus[50]) beigesetzt in ein Gewölbe; sein Sohn Wilhelm 9. ist selbst mit zur Leiche gegangen; des Mittags von 1 bis 2 Uhr auf einem Trauerwagen mit 8 Pferden; die Canons nebst den 3 Regimenter haben auf dem Friedrichsplatz 3 Mahl abgefeuert, die Cavallerie hat nicht gefeuert; 4 Generalleutnants haben bey dem Trauerwagen die Schlippe[51]) getragen als Jungken[52]), Bischhausen[53]), Wakenitz[54]) und Schlieffen.[55]) 8 Bediente haben die Pferde vor dem Trauerwagen geführt; ist 65 Jahr alt worden.

[47]) 1 Pfund = 500 Gramm hatte 30 Lot zu 4 Quentchen.

[48]) Dem Landgrafen soll in Italien von einer Wahrsagerin der Rat erteilt worden sein, er möge sich vor einem Truthahn hüten, durch einen solchen werde er sterben. An jenem 31. Oktober 1785 begrüßte nun Friedrich einen auf der Tafel erscheinenden Truthahn-Braten mit den fröhlichen Worten: „Sieh' da! unser Todesvogel!" Wenige Augenblicke darauf geriet ihm ein Bissen des Bratens in die Luftröhre und führte seinen alsbaldigen Erstickungstod herbei.

[49]) Blauer Rock, ziegelrote Aufschläge und Kragen mit Silber, gelbe Weste, weiße Hosen und Gamaschen.

[50]) Damalige Bezeichnung der katholischen Kirche am Friedrichsplatz.

[51]) d. h. die Zipfel des Leichentuchs,

[52]) Friedrich Christian Arnold von Jungken, genannt Münzer vom Mohrenstamm, war 1760 Leutnant in preußischen Diensten, trat 1760 als dritter Generaladjutant und Kapitän in der 1. Garde mit dem Range als Major in der Armee in hessische Dienste, rückte schnell auf, war 1785 Oberkämmerer, Kammerherr, Geheimer Staatsminister, Generaladjutant, Generalleutnant, Kommandeur der 1. Garde, Generalkriegskommissar, Ritter der Orden vom goldenen Löwen und Pour la vertu militaire. Nahm 1789 als Gouverneur von Rinteln seinen Abschied und starb nach 1806 auf seinem Gute Hiffe im Preußischen. Ihm gehörte das jetzige Residenzpalais am Friedrichsplatz.

[53]) Mordian Gustav Adolf Wilhelm von Bischhausen (v. Bischoffshausen), geboren 1726, trat 1745 in die hessische Armee ein, war 1785 Generalleutnant, Kommandeur des Karabinierregiments, Ritter der Orden vom goldenen Löwen und Pour la vertu militaire. Starb 22. Januar 1798 in Kassel und wurde auf seinem Gute Neuenrode begraben. Er verkaufte 24. September 1753 das Gericht Altenstein an der Werra an den Landgrafen Wilhelm VIII.

[54]) Wilhelm Dietrich von Wakenitz, geboren 2. August 1728 zu Boltenhagen in Schwedisch-Pommern, Sohn eines schwedischen Leutnants, trat 1741 in die preußische Garde ein, wurde 9. April 1744 Kornett in der Gardedukorps, erhielt 1745 für sein Benehmen bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) den Orden Pour le mérite, war bei Lowositz (1. Oktober 1756) Leutnant, erhielt nach der Kapitulation der Sachsen bei Pirna eine der neu errichteten Gardedukorps-Schwadronen. Schlachten bei Prag, Roßbach und Leuthen. Erhielt Januar 1758 die Führung des Regiments. Wurde nach der Schlacht bei Zorndorf (25. August 1758) mit Überspringung der Majorsstellung Oberstleutnant. Fiel nach dem Überfall bei Hochkirch (14. Oktober 1758) in Ungnade und erhielt deshalb nicht das Kommando der Gardedukorps, sondern wurde 3. März 1760 Oberst und Kommandeur des Kürassierregiments Markgraf Friedrich (Nr. 5). Er trat dies Kommando aber nicht an, sondern ging nach Berlin, wo er, wohl nicht ohne seine Absicht, 9. Oktober 1760 in russische Gefangenschaft fiel, aus der er im Februar 1762 zurückkehrte. Im Dezember desselben Jahres bat er um seine Entlassung, die er am 11. Dezember 1762 erhielt. Er trat nun 14. Juli 1763 als Generalmajor in hessische Dienste, war 1785 General-

1785 den 18. December ist in der Stadt Cassel wie auch im gantzen Lande Eine Leichenpredigt gehalten und ist das Personalia von der Kantzel abgelesen und ist Trauermusik gehalten.[56])

1786 den 8. Janr. des Morgens ist der Herr Landgraf Wilhelm d. 9. in der Brüderkirche gewesen, Herr Superintendent von Rothe[57]) hat gepredigt den Text Psalm 71, V. 17.[58])

1786 den 19. Febr. Ist ein baar Leute zum ersten mahl in der Catholischen Kirche copulirt worden, wie auch ein Kind getauft worden, welches das erste mal geschehen ist.

Den 11. Merz 1786 ist der Baumann in die Eisen kommen, sie ins Spinnhaus, die älteste Tochter auf 2 Jahr ins Zuchthaus.

Den 20. April 1786 ist die Wittwe Frau Landgräfin[59]) des Abends um 10 Uhr von Cassel weg und nach Hanau gezogen mit ihrem ganzen Hofstaat, wo die alte[60]) ihren Wittwensitz hatte.

Den 3. Juni 1786 Auf des Herrn Landgraf Wilhelm 9. Geburtstag, welcher der erste war, habe den besten Schuß gethan, aufgelegt 5½ Ringe schwarz. Ein Löffel, 4 Loth gewogen.

Den 21. August 1786 Ist der König von Preußen gestorben, Namens Friedricus.[61])

Den 30 Dezember 1786 Ist der Hofkellermeister Hemmerich[62]) arrediert worden und ist auf die Hauptwache gesetzt worden wegen Unterschleif des Weins.

1787 den 16. Janr. hat Landgraf Wilhelm der IX. in der Schönen Au den Anfang gemacht, die großen Hahnbuchen haben abhauen zu lassen.[63])

Den 26. Janr. 1787 Ist der Schlosser Moser von hier weggelaufen.

leutnant, Kommandeur des Regiments Gensdarmes, Geheimer Staats- und Finanzminister, Mitglied des Kriegskollegs, Oberamtmann zu Hersfeld, Vorsitzender der Kommerzienkommission daselbst, Ritter der Orden vom goldenen Löwen und Pour la vertu militaire. Er wurde 8. Mai 1789 auf sein Ansuchen mit einem Ruhegehalt von jährlich 1000 Taler verabschiedet. Er starb in Kassel am 9. Januar 1805 und wurde auf dem ehemaligen Militärfriedhof in der jetzigen Lutherstraße begraben, von wo am 16. August 1891 ein Detachement des Regiments der Gardeducorps unter Führung des Leutnants Freiherrn von der Lanken-Wakenitz seine Gebeine feierlich nach Potsdam überführte, wo sie in der Garnisonskirche beigesetzt wurden.

Ob er, wie erzählt wird, wirklich in der Schlacht bei Zorndorf gesagt hat: „Ich will nicht, daß eine Schlacht verloren geht, ohne daß die Gardeducorps angegriffen hat — ich attackiere" und durch seine darauf folgende Attacke die schon verlorene Schlacht gewonnen worden ist, muß nach dem Ergebnisse neuerer Forschungen (vgl. Allg. deutsche Biographie, Bd. 40, S. 635 ff.) als zweifelhaft bezeichnet werden. Daß er sich in der Schlacht sehr ausgezeichnet hat, ergibt sich aber immerhin aus seiner ungewöhnlichen Beförderung nach derselben.

[55]) Martin Ernst von Schlieffen, geboren 30. Oktober 1732 zu Pudenzig in Pommern, trat 1745 in das preußische Garnisonsregiment v. Bredow ein, aus dem er nach 4 Jahren in die Garde versetzt wurde. 1755 erkrankt, erhielt er statt einer erbetenen Urlaubsverlängerung den Abschied. Wieder genesen, trat er 1757 als Fähnrich im Regiment Isenburg in hessische Dienste. Infolge seiner hervorragenden Leistungen als Generalstabsoffizier im 7jährigen Kriege rückte er in 6 Jahren vom Fähnrich zum Generalmajor auf. 1785 war er Generalleutnant, Geheimer Staatsminister, Kommandeur der Gardeducorps, Mitglied des Kriegskollegs und des Generaldirektoriums, Oberamtmann zu Homberg, Ritter der Orden vom goldenen Löwen und Pour la vertu militaire. Ging 1789 in preußische Dienste als Generalleutnant und Kommandant von Wesel; erhielt den Orden vom schwarzen Adler. Nahm 1792 seinen Abschied und zog auf sein Gut Windhausen bei Kassel, wo er 15. September 1825 starb.

[56]) Zu Ehren des verstorbenen Landgrafen Friedrich II.

[57]) Siehe Anmerkung 6.

[58]) „Gott, Du hast mich von Jugend auf gelehrt; darum verkündige ich Deine Wunder."

[59]) Landgräfin Philippine, Witwe Friedrichs II.

[60]) Landgräfin Marie, die erste Gemahlin Friedrichs II.

[61]) Die Angabe ist unrichtig, Friedrich der Große starb am 17. August 1786.

[62]) Johann Konrad Hemmerich. Da er 1789 nicht mehr im Staatskalender erwähnt wird, hat die Untersuchung jedenfalls zu seiner Dienstentlassung geführt.

[63]) Es sind hier jedenfalls die hohen, steifen Hainbuchenhecken gemeint, die sich zu beiden Seiten der Hauptallee hinzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Ich will leben!

Tagebuchblätter eines Einsamen. Von Mary Holmquist, Kassel.

(Schluß.)

Berlin, November 1890.

Ich habe einige abkömmliche Sachen verkauft. Es mußte sein. Auch ein paar Bilder. Sehr billig. Das war schwer. Für Stolle & Ko. ist im Augenblick nichts zu liefern. Nun, die Uhr brauchte ich ja eigentlich nicht, da ich es immer von der Kreuzkirche deutlich schlagen hören kann. Wenn ich mich zum Fenster hinauslehne, kann ich sogar das Zifferblatt erkennen. Da vermisse ich meine Uhr kaum. Und ich bekam doch einige Mark dafür. Ich habe ein Bild fertig. „Das bittende Volk." Ich weiß, das deutsche Volk im allgemeinen ist nicht gerade ein bittendes Volk. Es bohrt sich mit den Ellbogen seinen Weg, wenn es sein muß. Und doch sind Tausende, die still vergehen müssen in schweren Qualen, weil sich kein Bröckchen der Erdengüter zu

ihnen verirrt. Die mit verzehrenden Augen nur das erflehen, was die anderen mißlaunig zerpflücken und entwerten, verfallen lassen. All die Reste, die nach ihrer Sattheit bleiben, die sie vergeuden, weil sie den Wert nicht kennen, den diese für die leiblich und geistig Hungernden haben.

Berlin, 20. Dez. 1890.

Bald Weihnachten! Es schneit.

Dies weiche, liebevolle Einhüllen in die weiße, flaumige Decke!

Draußen Schneelicht und Winterdunkel. Hier auf dem Tisch singt leise meine kleine Petroleumlampe. So sang die alte Lampe daheim in der altmodischen Wohnstube mit den großen, grünbezogenen Möbeln darin. Sie sang auch, wenn ich, wie so oft, als Sorgenkind meines Mütterchens krank im Bette lag und die Gute, Sorgsame abends saß und saß und mich behütete. Saß am Tisch oben im Zimmer und strickte und las dabei. Das zarte Klingen der Stricknadeln, dann und wann leises Umblättern der Seiten, und ganz selten der Hauch eines wehen Seufzers. Und ich starrte auf die Tapete an meinem Bett, bis die sich ewig wiederholenden rautenförmigen Arabesken in weiche, glatte, verschwommene Linien sich auflösten und mich der Schlummer in die Arme nahm. Dann sang die Lampe in meinen Traum, und die umgewandten Buchseiten knisterten im Traumgebilde als große, seidige, rosa Blütenblätter einer Wunderrose, die sich öffneten und falteten. Und ein feiner, süßer Duft wehte aus ihnen empor.

Ach, Mütterchen! — Wie lange schon gingest du von mir! —

Jetzt im Winter ist es recht kalt hier oben; neulich schaffte ich mir einen kleinen Kohlenvorrat an und Frau Biermann kachelt tüchtig ein Und doch zieht oft ein eisiger Hauch durchs Zimmer.

Ich habe jetzt mehr Herzbeängstigungen als im Sommer. Es ist ja aber nichts dagegen zu tun. Ich fürchte mich nur vor dem heiligen Abend. In der Einsamkeit ist er besonders dunkel gegen das frohe Licht in allen Fenstern. Und dann: arm, krank. — Voriges Jahr war Erwin bei mir. Es war hübsch. Still-friedlich. Ein winziges Bäumchen hatten wir und Punsch. Anregende Gespräche über alle uns bewegenden geistigen und künstlerischen Fragen. Und hochfliegende Pläne. Und ich war wohler damals. Diesmal werde ich allein sein. Bunge hat zwar wieder eine Feier in petto, aber der laute, flache Ton seines Kreises sagt mir nicht zu. Ob ich wohl von Agathe hören werde? — Ich habe in den letzten Wochen ziemlich viel verdient. Zu Weihnachten verschenkt ja jeder gern etwas Künstlerisches. Ach, diese Fächer alle. Und Stilleben auf Bestellung. Nach speziellen Wünschen zusammengestellt. Auch etwas Buchschmuck für das Gedichtbändchen eines jungen Menschen, der sich außer mit dicken Brillantringen und dem Nimbus des „reichen Jungen" noch mit dem Lorbeerreis des „Dichters" schmücken wollte. Ich habe, — ein seltener Fall! — in einem Schächtelchen dreißig Mark liegen. Übrig!! — Übrig heißt: sie sind noch vorhanden, nachdem Miete, Essen, Kohlen für den nächsten Monat bezahlt sind. Solch ein beruhigendes Gefühl. So muß es einem Rentier zu Mute sein, wenn er die Abendpfeife schmaucht und dabei die Blicke wohlgefällig auf dem gutgefüllten, gutverwahrten Arnheim ruhen läßt. —

Ich möchte jemanden eine Freude machen. Ein Wesen an die Brust drücken.

Berlin, Sylvester 1890—91.

Ich bin nicht mehr allein. Noch ein Herz klopft leise hier im Raum.

Am heiligen Abend ging ich fort, um mir etwas Abendbrot zu holen und auch ein Buch, das ich mir zu Weihnachten schenken wollte. Da fand ich in einer stillen Straße ein armseliges Ding von Katze, schwarz und weiß gefleckt. Es war mager zum Erbarmen und hinkte. Scheu kroch es an den Häusern entlang. Unstet. Ziellos. Ausgestoßen. Ich nahm das Tierchen auf. Es zitterte und kuschelte sich wie aufatmend in meinen Arm. Da nahm ich's mit.

Zu Hause gab ich ihm lauwarme Milch, und es lappte bebend vor Gier zwei Schälchen voll aus. Jetzt ist es so zutraulich wie ein Hund, läuft auf Schritt und Tritt hinter mir her und schaut mich treuherzig-dankbar an. Und ich selbst empfinde ein Trostgefühl durch die Gegenwart des kleinen, atmenden Lebewesens. Ich fürchte, es geht bergab mit mir. Gesundheitlich. Das Herzleiden hätte sich unter anderen äußeren Umständen vielleicht gebessert oder Stillstand gefunden. Aber so —? Nun, es ist eben nicht anders. Ich schreibe das ganz ruhig, indem ich denke, ob ich wohl den Frühling noch einmal erwachen sehen werde. Ja, — ganz ruhig, — im Augenblick. Aber oft, nachts, — strömt die heiße Angst über mich hin, die rasende Angst, daß meine Lebenstage gezählt seien, bald alles vorbei sein sollte. Und mit allen Fasern meines Seins klammere ich mich am Dasein fest. Ich will nicht fortmüssen! — Nicht hier von meiner Stube, meinen Bildern, meinen Sachen fort! Nur noch leben bleiben dürfen!! Warten! Sicher kommt noch eine Wendung zum Guten. Und ich werde gesund und kann arbeiten. Arbeiten! Großer Gott, daß man nicht über sein bischen Leben Gewalt hat! So laßt mir's doch! — Ob ich wirklich so krank bin?

Februar 1891.

Ich bin so schwach. Kann wenig schreiben, und es wäre mir doch eine Erleichterung, die Gedanken wenigstens dem Papier anzuvertrauen. „Freundchen“, die Katze, ist immer bei mir. Ich beneide sie um ihr ruhiges Herzschlagen. Aber ich habe sie lieb. — Gott, wenn du bist: — laß mich hier! Laß mich leben! Sei es elend, in Not und Schmerzen, — aber laß mir Jahre, Jahre noch, — oder — — Monate! — Jede Stunde möchte ich mit meinen Händen halten. Jedes Stäubchen, Sonne, Regen ist doch mein! Die Erde ist mein, — wenn — ich lebe! —

Ich presse die Katze, daß in ihren Augen Schmerzen stehen. Aber sie sieht mich treu, stumm an.

März 1891.

Nun muß es wohl draußen zu grünen beginnen. Ich liege hier und sehe nichts von allem. Frau Biermann versorgt mich recht fürsorglich. — Ich bin so müde. Immer müde. Auch im Denken. Wovon lebe ich nur? Ich hatte doch nicht so viel Geld erspart. Wenn ich Frau Biermann frage, gibt sie ausweichende Antworten. Ach, wie müde. — Und das Herz schlägt nicht mehr so rasend. Vielleicht ist das ein gutes Zeichen. Vielleicht ist diese totenhafte Müdigkeit ein Genesungszeichen nach der fiebernden, verzweifelten Unruhe. Vielleicht werde ich mich gesund schlafen.

„Freundchen“ liegt stundenlang regungslos neben mir, leise schnurrend. Das warme Körperchen drängt sich an mich und will mir den Trost der Anhänglichkeit bringen. — Ich bin ruhig. Matt. Habe wieder etwas Hoffnung. Ach, wenn ich denke, ich dürfte wieder auf einer Bank in der Sonne sitzen und Bäume sehen. — Wie war ich so stürmisch-begehrlich, noch vor kurzem. Forderte des Lebens höchste Luft. Und nun? Möchte ich nur die Gewißheit haben, den Frühling zu sehen. Atmen, Wärme fühlen, ganz still gute Menschen und kleine, drollige Tiere in ihrer unbewußten Lebensfreude beobachten und in mich selbst hineinsehen.

Nur auf einer Bank in der Sonne sitzen! Und grüne Blätter bewegen sich leise und spielend im sanft wehenden Frühlingswind.

Stille, einsame Plätzchen will ich suchen, damit ich „Freundchen“ einmal mit in die Sonne nehmen kann, auf dem Schoß halten und das weiche Fellchen streicheln. Der Trost meines Winters ist das Kätzchen gewesen. Ich bin ihm dankbar.

Jetzt schlägt das dumme Herz doch vernünftig, fast unmerklich, und quält mich nicht mehr. Nun will ich auch geduldig sein, will warten und mich schonen. — Wie ich mich auf die Sonne freue! —

* *
*

Ja, er sah die Sonne. Sah sie, wie keiner von uns sie je gesehn. Leise glitt er in ihre strahlenden Lebensfluten. Und unsere Sonne schien auf das Grab eines Schlummernden, dem das Bewußtsein des letzten, furchtbaren Losreißens erspart geblieben war.

Aus Heimat und Fremde.

Wilhelm Bennecke-Gedächtnisfeier. Bald nachdem die Kasseler Schriftstellervereinigung „Freie Feder“ einen wohlgelungenen „Preser-Abend“ veranstaltet hatte, beschloß sie, in der Reihe der von ihr beabsichtigten hessischen Dichterabende zunächst eine Bennecke-Feier folgen zu lassen. Niemand ahnte damals, daß der zu Feiernde sie selbst nicht mehr miterleben sollte und diese nunmehr, als sie am 31. Januar dieses Jahres zur Tat wurde, gleichzeitig zu einer Gedächtnisfeier des vor Jahresfrist Entschlafenen sich gestalten sollte. Noch nie sah die nur selten in die breitere Öffentlichkeit tretende „Freie Feder“ einen so zahlreichen Gästekreis bei sich, hatten sich doch fast 300 Zuhörer — unter ihnen General Eisentraut und der Intendant des Hoftheaters, Graf Bylandt-Rheydt — in den Sälen des Hotel Schirmer eingefunden. Im Mittelpunkt der Feier stand der in dieser Nummer wortgetreu wiedergegebene Vortrag Hermann Blumenthals, der in etwa halbstündiger freier Rede ein scharf umrissenes Charakterbild Wilhelm Benneckes entwarf und auch sein poetisches Schaffen einer ästhetischen Würdigung unterzog. Chefredakteur Max Müller, der einleitend Zweck und Bedeutung der Feier klargelegt hatte, suchte durch eine Reihe meisterhaft vorgetragener Proben den Zuhörern den Dichter Bennecke nahe zu bringen; wir hörten die Dichtungen „Totenmaske“, „Lumpensammler“, „Geliebte, in deinem Zimmer“, „Mariechen“, „Bothwell“ und „Oberst Emmerich“ und lernten in zwei Gedichten in Kasseler Mundart auch den prächtigen Humor Benneckes kennen. Unterbrochen wurden diese Darbietungen durch musikalische Einlagen, denen sämtlich Benneckesche Dichtungen zu Grunde lagen. Der Kgl. Opernsänger Robert Bartram sang aus Benneckes, von R. Ibener komponierter, einaktiger romantischer Oper „Wolframs Meisterwerk“ das Rezitativ und Arie

> Wie haben die Gebilde dieser Nacht
> Erinn'rungsvoll die Seele mir umfangen,

während Fräulein Kläre Frederking aus der gleichfalls von Ibener vertonten Oper „St. Annen-

quell" die Romanze „Ein Mägdlein hold mit Äuglein blau" zu Gehör brachte. Aus des Dichters komischer Oper „Der Spion" hatte Kapellmeister Dr. Beier eigens für diesen Abend das wuchtige „Türmerlied" komponiert, das vom Kgl. Opernsänger Ulrici gesungen wurde. Bei all diesen gesanglichen Darbietungen saßen die Komponisten selbst am Klavier. Die ganze Veranstaltung hinterließ einen nachhaltigen weihevollen Eindruck. Wenn an diesem Abend nicht nur manchem zum erstenmal das poetische Schaffen Wilhelm Benneckes in seiner Vielseitigkeit vor Augen geführt wurde, sondern auch dem engeren Freundeskreis das Bild des Entschlafenen wieder lebendig heraufgeführt wurde, so gebührt allen denen der Dank, die in einmütigem Zusammenwirken ihr künstlerisches Können uneigennützig in den Dienst dieser Dichterehrung gestellt hatten.

Hessischer Geschichtsverein. Den letzten wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des Geschichtsvereins zu Kassel beherrschte Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf mit einer Reihe von kleineren, gehaltvollen Vorträgen, die durch sehr reiches bildnerisches Material in dankenswerter Weise unterstützt wurden. Zunächst entrollte er vor den zahlreich versammelten Anwesenden ein anschauliches Bild eines Teiles des russischen Feldzuges 1812, und zwar an der Hand von Feldpostbriefen, die dem Redner im Original vorlagen. Einleitend wies er auf die furchtbaren Wunden hin, die dieser blutige Krieg auch dem hessischen Volke geschlagen habe, gab es doch nach dem Untergang der großen Armee allein im großelterlichen Hause des Vortragenden, in der in der Obersten Gasse gelegenen Sternapotheke, 4 Witwen und 17 Waisen. Zu den vom Kriegsunglück betroffenen Familien gehörte auch die des Kammerrats Steinbach, der, 1754 zu Kassel geboren, am 13. Dezember 1848 als Geheimer Ober-Finanzrat starb. Steinbach bewohnte das jetzt ein Gasthaus bildende Eckhaus Wilhelmshöher Allee und Sophienstraße, zu dem ein die östliche Seite der jetzigen oberen Sophienstraße einnehmender, auch im Adreßbuch von 1828 ausdrücklich aufgeführter Baumgarten gehörte. Eine Tochter Steinbachs war an den Bürgermeister von Kassel, Ludwig Stern, verheiratet, sein Sohn, Karl Steinbach, zog als Leutnant 1812 mit in den russischen Feldzug. Dank der tadellos organisierten französischen Feldpost, die, unter einem directeur de la poste stehend, jeder einzelnen Division zugeteilt war, gelangten seine Briefe richtig an ihre Kasseler Adresse. Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf verlas nun einen großen Teil dieser Briefe, deren erster Bernburg, 12. März 1812 datiert ist und die bis zur Schlacht bei Borodino reichten, in der Steinbach von der Todeskugel getroffen wurde. (Ein vor Jahren von Schwarzkopf im Geschichtsverein gehaltener eingehender Vortrag über diese Schlacht wurde seinerzeit auch ins Russische übersetzt.) Der Versammlung wurde auch der letzte, mit der Aufschrift „Retour. Ist tot" zurückgesandte Brief der Mutter an ihren Sohn vorgelegt, desgleichen der westfälische „Moniteur" vom 11. Oktober 1812, der einen Bericht über die Schlacht und eine Liste der Verwundeten und Toten brachte. General Eisentraut wies auf die Briefe von Loßbergs hin, die gleichfalls ein anschauliches Bild dieses Feldzuges ergeben, während Regierungsbaumeister Genth einen ihm zugehörigen kriegsgeschichtlich wichtigen Brief von Eugen Beauharnais vorlegte. Nachdem Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf hierauf einige aus dem Jahre 1850 stammende Nummern der bei Keil in Leipzig erschienenen „Spitzkugeln" vorgewiesen hatte, die vielfach in satirischer Weise kurhessische Verhältnisse und Persönlichkeiten behandeln, gab er, auf Nachrichten von Frau von Hanstein, einer früheren Hofdame der Prinzeß Karoline, fußend, einige Mitteilungen über das zu Schönfeld idyllisch verlaufene Leben dieser jüngsten, unvermählt gebliebenen Schwester des letzten Kurfürsten, in deren Besitz Schloß und Park Schönfeld nach dem Ableben der Kurfürstin Auguste gefallen war. Rechnungsrat Woringer erinnerte an die wiederholten, mit Recht vergeblichen Bemühungen Jérômes, von der hessischen Regierung eine Entschädigung für die von ihm in diesen Park hineingesteckten Unkosten herauszuschlagen. Ein weiterer aufschlußreicher Vortrag Schwarzkopfs über einen anläßlich der Einweihung des Stadtbausaales 1820 zwischen Madame Ortlöpp und Bürgermeister Stern, dem Vorgänger Schomburgs, gepflogenen Briefwechsel findet sich in wortgetreuer Wiedergabe in unserer Zeitschrift. Zum Schluß kam derselbe Redner nochmals auf die von ihm unlängst vorgezeigte Bleistiftzeichnung zurück, die eine Stammtischgesellschaft einer Altkasseler Weinstube darstellt. Nach Mitteilungen einer Tochter des Malers Arnold steht nunmehr fest, daß das Bild die Porträts des Hofrats Bunsen, dessen Bruders, des berühmten Chemikers Bunsen, der beiden Brüder Arnold und des Sekretärs Schwarzenberg enthält. Unterbrochen wurde die Reihe der Schwarzkopfschen Darbietungen durch interessante Mitteilungen General Eisentrauts, der darauf aufmerksam machte, daß die in den einschlägigen Werken über den 7 jährigen Krieg enthaltenen Verlustlisten wenig zuverlässig seien, was in ihrer beschleunigten und später dann nicht mehr berichtigten Aufstellung begründet sei. So sind beispielsweise in den auf die Schlacht bei Sandershausen — in

den zeitgenössischen Berichten heißt es vielfach Sangerhausen — bezüglichen Verlustlisten die Offiziere der Milizbataillone fast gar nicht erwähnt, obwohl eine Menge von ihnen fiel oder verwundet wurde. In dieser Schlacht wurde dem Leutnant Georg Louis von Schenk zu Schweinsberg durch eine Kanonenkugel nicht nur das ganze Vorderteil des Unterkiefers fortgerissen, sondern auch die benachbarten Knochenpartien zersplittert, so daß er sein Leben nur durch flüssige Nahrung und Anwendung eines künstlichen Kiefers fortfristen konnte. Nachdem ihm im französischen Lazarett zu Kassel eine vorzügliche Verpflegung zuteil geworden, wurde er zu seinem Vater nach Schweinsberg geschafft, von wo aus er am 19. Februar 1759 ein Gesuch um Pensionierung an den Landgrafen richtete, da er zu ferneren Kriegsdiensten untüchtig geworden war. Unterstützt wurde dieses Gesuch durch ein überaus human gehaltenes, vom 12. September 1758 datiertes Attest eines französischen Generalchirurgen. Aus einem Schreiben des Landgrafen vom 15. März 1759 an den Chef des Corps, den Grafen Isenburg, erfahren wir, daß dem Leutnant von Schenk eine für damalige Zeit nicht unbeträchtliche monatliche Pension von 12 Talern nebst dem Rittmeistercharakter erteilt worden war. An ein Thema des letzten Unterhaltungsabends anknüpfend teilte Geheimrat Friedberg mit, daß sich der volle Name der Familie von Schutzbar-Milchling bereits in einem Treysaer Landtagsabschied aus dem 16. Jahrhundert vorfindet. Im Laufe des Abends überreichte der Vorsitzende dem Ehrenmitglied des Vereins, Kanzleirat Neuber, mit anerkennenden Worten das Diplom. Überwiesen wurde dem Verein von einem Lauenburger Herrn ein Exemplar der „Waffen-Lieder der Bürger-Garde zu Kassel". Am 20. Februar wird der Geschichtsverein unter der mit einem Vortrag verbundenen Führung des Superintendenten Wissemann-Hofgeismar die Kasseler St. Martinskirche besichtigen.

Akademisches Bücheramt. Die „Marburger Freie Studentenschaft" ließ mit dem 1. Februar ein „akademisches Bücheramt" in Wirksamkeit treten. Nach den von den akademischen Behörden genehmigten Satzungen bezweckt diese Einrichtung, den Studierenden den Kauf wissenschaftlicher Werke zu erleichtern. Auch soll daneben der Kauf und Verkauf von antiquarischen Büchern, Kollegheften usw. vermittelt werden.

Säkularfeier. Die dritte Jahrhundertfeier der Landesuniversität Gießen findet vom 31. Juli bis 3. August statt.

Jubiläum. Am 18. Juli 1607 stiftete Philipp Ludwig II., Graf zu Hanau, die Hohe Landesschule zu Hanau, die anfänglich nur eine auf die Universität vorbereitende höhere Lateinschule war. Später wurde ihr ein akademischer Kursus angegliedert, zu kurfürstlich hessischer Zeit aber verlor sie ihren akademischen Teil wieder und wurde in ein Gymnasium verwandelt. Die 300jährige Wiederkehr der Gründung der Hanauer Hohen Landesschule, die bereits am 5. Februar 1607 durch Erlaß einer Subsidien-Anordnung in die Wege geleitet war, soll am Schlusse des kommenden Sommersemesters festlich begangen werden.

Dienstjubiläum. Geh. Justizrat Dr. Renner beging am 9. Februar sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Dem Jubilar, dem der König den Roten Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife und der Zahl 50 verlieh, wurden zahlreiche Glückwünsche, so von Mitgliedern des hessischen Fürstenhauses, von Vertretern des Oberlandes- und des Landgerichts, der Anwaltskammer usw. zuteil.

Todesfall. Am 6. Februar verschied zu Kassel im 80. Lebensjahr nach mehr als 50jähriger pädagogischer Tätigkeit der Rektor a. D. Karl Wilhelm Peter. Als Begründer und langjähriger Vorsitzender des hessischen Tierschutzvereins machte er sich durch eine große Anzahl von teilweise mit Preisen bedachten Schriften zur Förderung des Tierschutzes einen weitgeachteten Namen. Auch gehörte er mehr als dreißig Tierschutzvereinen als Ehrenmitglied an. Gemeinsam mit seinem Freunde Davin gab er ein hessisches Lesebuch für Volks- und höhere Schulen heraus. Peter war am 8. November 1827 zu Grebendorf bei Eschwege geboren, wurde 1882 Rektor der neugebildeten Vorschule in Kassel und beging 1900 sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Hessische Bücherschau.

Engelhard, Karl. Heilwag, Eddische Lieder. Straßburg i. E. und Leipzig (J. Singer, Hofbuchhandlung) 1907.

Engelhards Namen ist uns kein fremder. Seine früher hier besprochenen Gedichte, unter dem Titel „Weltkind", Gesänge des Lebens und der Liebe, gesammelt und im gleichen Verlage erschienen, erlebten in kurzer Zeit mehrere Auflagen und erregten lebhafte Anerkennung ob ihres starken, lebensbejahenden Empfindens und der kraftvollfeinen Formschönheit der Sprache.

In dem neuen Werke „Heilwag" bringt uns der Ver-

fasser Lieder der Edda in freier Umdichtung, vertrauterer Form. Die unvergängliche Blüte altisländischer Poesie und Mythe erstand am Herzen eines Dichters, der unserm Fühlen nahe steht, in verjüngter Gestalt.

Heilwag: geweihtes und heilendes Wasser, das in klaren Tropfen vom Welteschenwipfel rinnt, von Zweig zu Zweig, bis zur Erde, Felder und Menschen befruchtend. Einen verjüngenden Trank, Lebenswasser, findet der Dürstende in den Eddaliedern. Als Geleitwort ward ihnen Wodans Runenspruch gegeben:

Freu' dich, erfährst du sie!
Lausch' darauf, lernst du sie!
Nutz' es, vernahmst du sie!

Engelhards dichterische Beherrschung der Sprache, neben dem starken, frohen Temperament geben den mächtigen Göttersagen sprühendes Leben, den Versen eigenen Charakter. „Schwingtanz und Goldfreude", „Des Hammers Heimkunft", „Wandererlied", „Wodan bei Wabetrud", „Helge Hundingstöter" sind für die alltagsmüde Seele ein erfrischend-heilender Trunk. Nordisch, germanisch, jung ist der Geist des Buches, dem Reifen wie der Jugend Nutz und Labe. M. Ho.

Sprüche des Hohen. Im freien Anschluß an das Hāva-Māl von Karl Engelhard. Selbstverlag.

Soeben erschien noch ein Heftchen unter obigem Titel, eine Anzahl Weisheitssprüche enthaltend; knappe, packende Wahrheiten, anfeuernde Mahnungen, des Hohen (Odins) Wesen und Willen kündend. Ich möchte als würdigste Bewertung des ernsten, frohen, kleinen Buches Karl Engelhards eigne Eingangsworte hierhersetzen:

„Wodans Vermächtnis! Wollt es willig wahren!
Ich grub es für euch neu, fast angstbeklommen —
Das Feuer facht! Worin er aufgefahren,
Darin — o glaubt es, — wird er wiederkommen!

Und mit ihm Heil! Und mit ihm Segen, Segen!
Und Licht — bis in des Totenreiches Hallen!
Und Friede, Güte hier und allerwegen,
Und an den Menschenkindern Wohlgefallen."

Auch hier freudig besungene Lebenskraft, tief religiöses Erfassen des All-Göttlichen, hier wie in „Heilwag" die Erkenntnis der ewigen Liebe, der ewigen Wiederkehr des Lichtes, die in der Edda schon empfunden und symbolisiert wie im Evangelium. M. Ho.

Personalien.

Verliehen: dem Geh. Justizrat Dr. Renner zu Kassel der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Justizrat Dr. Jouvenal zu Kassel, dem Pfarrer Fischer zu Obernkirchen und dem Kreissekretär Loock zu Rinteln der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Telegraphensekretär Martin zu Kassel und dem Stiftssekretär Seggebruch zu Obernkirchen der Kgl. Kronenorden 4. Kl.; den Lehrern Gebhardt und Peters zu Obernkirchen der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern; dem Professor Schwarz am Kgl. Gymnasium zu Rinteln der Rang der Räte 4. Klasse; dem Regierungsassessor Dr. Rosenberg die Stelle eines Vorstandes bei dem Stempel- und Erbschaftsamt zu Kassel; dem Postmeister Schönknecht zu Witzenhausen bei seinem Scheiden aus dem Dienst der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Geh. Regierungsrat Dr. Michaelis zu Kassel zum Oberregierungsrat; Postrat Gieseke zu Kassel zum Oberpostdirektor in Köslin; Forstassessor Hohensee zu Fulda, Oberleutnant im Reitenden Feldjägerkorps, zum Oberförster in Osburg; Pfarrer extr. Ellenberg zu Treysa zum Pfarrer in Sebbeterode; Pfarrer Fenner zu Willershausen zum Pfarrer in Binsförth; Pfarrer extr. Rudolph zu Sontra zum Pfarrer in Ehlen; Pfarrer extr. Seelig zu Apelern zum Pfarrer in Oberlistingen; Sekretär Schneider beim Landkrankenhaus zu Fulda zum Landessekretär.

Versetzt: Amtsrichter Dr. Schultheis zu Amöneburg als Landrichter nach Kassel.

Verlobt: Dr. jur. Cornelius Freiherr Heyl zu Herrnsheim mit Ihrer Durchlaucht Prinzessin Mathilde zu Ysenburg und Büdingen.

Geboren: ein Sohn: Hauptmann v. Knoch und Frau Maria, geb. v. Meyerfeld (Kassel, 28. Januar); Apotheker Schmidt und Frau Berta, geb. Brökelmann (Rheda i. W., 2. Februar); Gasthofbesitzer Albert Mann und Frau Käthe, geb. Paulus (Kassel, 3. Februar); Dr. Stegmaier und Frau Paula, geb. Dittmar (Fulda, 6. Februar); Dr. med. Grosse und Frau, geb. v. Tronchin (Kassel, 10. Februar); — eine Tochter: Rechtsanwalt Rommel und Frau Amanda, geb. Bohne (Kassel, 5. Februar); Brauereibesitzer Paul Cramer und Frau Minna, geb. Arend (Schmalkalden, 5. Februar); Rechtsanwalt Pabst und Frau Elsbeth, geb. Matthaei (Kassel, 10. Februar).

Gestorben: Musikdirektor Professor Albert William Berg, 81 Jahre alt (Newyork, 2. Januar); Restaurateur Louis Jato, 55 Jahre alt (Columbus, O.); Kaufmann Karl Westermann (Kassel, 29. Januar); Fabrikant Wilhelm Seuster, 76 Jahre alt (Kassel, 31. Januar); Handelsschuldirektor a. D. August Daltrop (Kassel, 2. Februar); Eisenbahn-Stationsvorsteher a. D. Georg Schmelz, 68 Jahre alt (Kassel, 2. Februar); Kreisboniteur Louis Scheffer (Homberg, 2. Februar); Fabrikant Jakob Levisohn, 46 Jahre alt (Spangenberg, 2. Februar); Kgl. Forstmeister Hermann Paar, 56 Jahre alt (Kleve, 2. Februar); Hofgärtner Sauer (Wächtersbach, 4. Februar); Amtsanwalt a. D. Konrad Achenbach, 86 Jahre alt, wohl der älteste aktive Beamte in Preußen (Marburg, 4. Februar); verw. Frau Lehrer Friedrich, 62 Jahre alt (Möllenbeck, 4. Februar); Rektor a. D. Karl Wilhelm Peter, 79 Jahre alt (Kassel, 6. Februar); verw. Frau Franziska Müller, geb. des Coudres (Kassel, 6. Februar); Bürgermeister a. D. Gotthard Peil (Heskem, 9. Februar); Königl. Baurat Franz Greymann, 56 Jahre alt (Rotenburg, 10. Februar).

Wir gestatten uns darauf aufmerksam zu machen, daß laut Ankündigung in Nr. 24 des vorigen Jahrgangs der vierteljährliche Bezugspreis des „Hessenland" jetzt 1 Mark 65 Pfg. beträgt.

Der Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 5. XXI. Jahrgang. Kassel, 1. März 1907.

Aequinoktien!

Wie liebe ich den Frühlingssturm,
Der wild an allen Nerven rüttelt
Und neue, süße Jugendlust
Mit Wundermacht zu Tage schüttelt.

Da glüht noch einmal stark und groß
Der Leidenschaft geheimes Feuer
Und lacht und weint uns in den Schoß,
Ist Kind zugleich und Ungeheuer;

Ist Kraft und Schwäche, einerlei,
Kranksein und seligstes Genesen,
Ist Wonneluft und Qualenpein
Und alles, was es je gewesen!

So trägt wohl mancher lebenslang
Ein Stückchen Jugend tief im Herzen,
Das allemal zu Tag sich rang
Im Frühlings-Schüttelsturm des Märzen.

Marburg. **Emmy Luise Grotefend.**

Über den Doppelnamen Ulrichstein und Mulstein.

Von Dr. G. Schöner.

Im Zweigverein zu Kassel hielt im Jahre 1898 Kanzleirat Neuber einen Vortrag über die „Geschichte des Bergschlosses und Städtchens Ulrichstein am Vogelsberge“ und bemerkte dabei in der Einleitung: Woher der zweite Name für den Ort „Moles Stein“, später Mühlstein (Winckelmann, Wetterauer Geographus), herrührt, läßt sich schwer entscheiden.

Älteres und Neueres an Erklärungsversuchen bietet sich in nachstehender Aufreihung dar.

Professor Weigand, weiland in Gießen, bringt in dem Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde (Bd. VII, S. 299) auch diesen Doppelnamen, um sich mit ihm — gegenüber der älteren Deutung als Mühlstein weniger — auseinanderzusetzen; er sagt: der Name von Ulrichstein bei dem Volke Mullstein, 1489 Molestein, d. i. Molles-, Mollestein = Fels, auf welchem sich der Molch (mhd. mol und molle) aufhält.

Pfarrer Schaub (Kreisschulinspektor in Offenbach a. M.), z. Zt. in Ulrichstein angestellt, trägt im Schottener Kreisblatt des Jahres 1869 im wesentlichen die gleiche Wortmeinung als zutreffend vor.

W. W. von Cleberg bewegt sich in anderem Gleise, vgl. Heinrich Künzels Großherzogtum Hessen, 2. Aufl. von Friedrich Soldan, S. 640 f. An dem Ulrichsteiner Berg hütete weiland ein Hirtenknabe namens Ulrich Mull seine Ziegen. Eines Tages befreite er eine Schlange, auf die ein schwerer Stein gefallen war, von dieser Last. Kurz danach, als sie in den Berg verschwunden war, kam eine andere mit einer Krone auf dem Haupt daraus hervor, die zum Lohne dreimal über den Knaben hinhauchte, so daß sich sein Haar zu Gold wandelte. Aus diesem erlöste er nach und nach so viel, daß er sich eine Burg auf jenem Berge erbauen konnte. Die von U. Mull erbaute Feste stand noch lange nach dem Erlöschen seines Geschlechts und hielt mehrere Belagerungen aus. Im 15. Jahrhundert ernährten sich ihre Bewohner, wie ein großer Teil des niederen Adels vom Straßenraub. Deshalb zerstörte sie der Landgraf Heinrich I. von Hessen (1269—1308) nebst den unweit davon gelegenen Raubschlössern Petershain und Rudlos.

Einer Ulrichsteiner Schulklasse soll einstmals, wie dem Berichterstatter einer jener Schüler gelegentlich einer Fahrt in der Post über den Oberwald erzählte, von ihrem Lehrer mitgeteilt worden sein, das im Volksmund übliche Mulstein gehe auf einen ehedem dort ansässig gewesenen Gastwirt namens Mull zurück. Man müßte danach etwa an eine Einzelsiedlung denken, an ein Straßenwirtshaus; die Namensform Molestein ist bereits vor 4 Jahrhunderten auffindbar. In älteren Erzählungen finden wohl solche Einsiedeleien Erwähnung (vgl. Grimmelshausen, „Simplizissimus" für das 17. Jahrhundert, oder Johann Friedrich Voigts Leben, Abenteuer und Reisen, hrsg. von Martin Pfeifer, S. 243, für das 18. Jahrhundert), jegliche tatsächliche Grundlage geht diesem Berichte jedoch zweifellos ab. Ob einmal ein Wirt namens Mull oder Moll (aus dem Vollnamen Muotger etwa) wie er sich in Grünberg und Nidda vorfindet, dort gewohnt hat, beweist für unsere Sache natürlich gar nichts.

Jenem Mulsteiner Landsmann setzte Verfasser gegenwärtiger Skizze im Jahre 1890 bereits sogleich auseinander, welches der Hintergrund des fraglichen Doppelnamens sei; dieser wurde dann von ihm noch in der Darmstädter Zeitung weiterer Erläuterung unterzogen, jedoch nur ganz knapp.

Während nun in der Hessischen Pfarrbeschreibung von Otto Röschen (S. 183) das allein Richtige im allgemeinen nur einen zutreffenden Niederschlag erfährt, erweist sich die Ausführung von W. Sturmfels in seinem Werkchen „Die Ortsnamen Hessens" (S. 93) als auch im besonderen unbedingt zutreffend, nur daß der Mangel einer Quellengabe (d. i. der Darmstädter Zeitung) in dieser Arbeit nicht ganz zu befriedigen vermag; doch ist dies dort auch sonst gemeinhin anzugeben unterlassen.

Welches ist nun der wertvolle geschichtliche Boden zur Ausdeutung der volksmundartlichen Ortsnamenform und die andere Unterlage zur Feststellung des weiteren wichtigen Bestandteils, der bei der Schaffung, Zeugung des Worträtsels einen Baustein geliefert hat?

Vorbildlich bleibt in diesem Zusammenhang Weigands Verfahren, sofern er niemals die verbürgte geschichtliche Erscheinung, und demgemäß die zumeist ausschlaggebenden Wirklichkeiten zurückdrängt, wenn man auch darin zu weit gehen kann. Bei der Untersuchung des Ortsnamens Alsfeld taugt gerade die ältere Form nichts, genau so ist es mit den älteren Formen des Ortsnamens Gedern. Aber wenn Weigand die meist unantastbare älteste Schreibweise der von ihm oft eingehender untersuchten Ortsnamenformen unter die Lupe rückt, tut er mit Recht dar, daß das erstes Erfordernis ein für allemal bleiben muß.

Altes Urkundenmaterial aus dem Jahre 1400 gewährt die Ausdrucksweise „zume Ulrychesteine", aus dem Jahre 1489 zum ersten Male (?) ein Molestein. Im Volksmund heißt es mūlsdā^{n}. Wie aus dem langen ā bei Alsfeld (im Volksmund) auf eine Zusammenziehung geschlossen werden darf, so auch bei unserem Worte.

Der Ortsname Mottgers bei Fulda lautete in älterer Zeit zume Ottokares; Maßbruch tom Asbrocke (1341); Maspe tom Aspe (1400); Merkenfritz zume Erkinfridis; Meerholz zume Heroldis; Meidengesäß bei Gelnhausen angeblich zume Eidengesäß; Matzenrod zume Atzenrod; Meiches zume Eiches; Massiek = zum Assieke; Meiersfeld = tom Eggersfelde; Malmershaupt = tom Albertshope; Mossenberg = tom Offenberge; ebenso Schlangen aus 's Langen, um dies nebenbei anzufügen; Mottrichs = zum Otrichs ao. 1341; Mahlerts aus Adalhardes; Malges aus Adalgeres oder Adalgoz (?); Melpers aus Adalberts (?); Moppers aus Otbert? Müngers sicher aus Ingeramis. Der Flurname Meckerts in der Gemarkung Eschenrod (Vogelsberg) ist Zusammenschweißung aus „zu deme Eckhardis"; das geschlossene e in Meckerts blieb bei den älteren Eingesessenen, während jüngere bald dieses, bald das offene e verwenden, wie gleichzeitig erwähnenswert erscheint.

Nicht uninteressant ist die Volksetymologie bei dem Ortsnamen Metzlos. Dies sei in M—etzlos zu trennen. Letzterer Teil erinnere an die zahlreichen „Atzeln" (Elstern) dortiger Gegend.

Umgekehrt gestaltet sich aus dem ursprünglichen „auf dem Eresberg“ erst ganz neuerdings ein Neroberg (bei Wiesbaden).

Unabweisbar ist, daß bei jenen Bildungen mit vorweg vokalischem Anlaut eine Zusammenziehung dergestalt statt hatte, daß das m blieb und vor jenen Anlaut trat: eine Verschmelzung von Präposition und Geschlechtswort mit der Ortsbezeichnung. Vgl. den Aufsatz Mitzschkes in Weimar in der Germania (37. Jahrg., N. N. 25, 1892) und O. Preuß, Lippische Familiennamen usw.

Ähnlicher Beurteilung ist die Sprechweise des Vogelsbergs zu unterziehen: off'm lange nacr statt „auf dem langen Acker“; off'm ale nacr statt „auf dem alten Acker“. Nicht anders ist es mit der odenwälder Zusammenziehung (vgl. Niebergalls Datterich III, 8): Da ist kāⁿ Sternderleucht (— ⏑ ⏑) statt „da ist kein Stern, der leuchtet!“

Molestein entstand aus M—ole—stein und dies aus zume Ulricheßteine; ebenso das volksmundartliche mūlšdāⁿ.

Jenes o bezeugt frühe Namengebung vielleicht, gemäß der Form Odal—; oder ist ein irgendwelcher anderer Einfluß aus jüngerer Zeit anzunehmen? Vollständiger Beweis nach dieser dunkelsten Seite hin erweist sich erst als ausführbar, wenn weitere Unterlagen in den Vordergrund treten.

Zur genaueren Beweisführung noch, woher das M im Anlaut stammt, erheben wir aus gleichzeitigen Urkunden (vgl. Selecta iuris et historiarum tum anecdota tum iam edita sed rariora etc. 1739, ed. H. Chr. Senckenberg, S. 557 ff. aus den Jahren 1398 ff.) nachverzeichnete Formen des Ausdrucks:

Zu Lauterbach, zu Eppinstein, zu Frydeburg in Burg, zu Frankfurt, zu Eschenborn, zu Nassau, zu Grunenberg, zu Muthrichts, — zume Remboldes (Rimlos), zume Herbrachts (Herbstein), zum Keutz usw. in geradezu unbegrenzter Hülle und Fülle. Etwas veraltet freilich gebraucht man heutzutage bei Briefaufschriften an Behörden, an Adelige und andere die Präposition „zu“ statt der modernen „in“.

Molestein im Anlaut stellt den Rest eines „zum“ dar, keineswegs eines „auf dem“ oder „aufm“ oder „im“. Ausschlaggebend ist die beregte Zeit um 1400—1500. Gleichzeitige Tatsachen des gleichen Gebietes, in der nächsten Umgebung dazu, schließen jegliche Undeutlichkeit, Unsicherheit aus. In neuen Gestaltungen mag die Präposition eine anders geartete sein, für die bei den mehrerwähnten Ortsnamen ist es nur die nachgewiesene aus dem Jahre 1400. Vgl. hierzu das klassische Werk „Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden“ von Professor O. Heilig, S. 11.

Die althessische Rechtspflege im (heutigen) Kreise Witzenhausen.

Ein Bild der Justiz in der Landgrafschaft von W. Killmer.

(Schluß.)

3. Ein Rügegericht in Großalmerode.

Das Wesen der Rügegerichte erkennt man am besten, wenn der Verlauf eines solchen Gerichtstags in einem bestimmten Orte erzählt wird. Wir wählen dazu Großalmerode, weil der Zufall Akten dortiger Verhandlungen zur Hand gab. Geschichtlich sei voraus bemerkt, daß das Rügegericht von den „ungebotenen Dingen“, der freiwilligen Gerichtsbarkeit (Auflassungen, Verkäufe usw.), die den Zentgrafen oblag, herzuleiten ist. Landrichter oder -vögte hielten es nicht ab, sondern Unterrichter oder Beamte, Ober- oder Amtsschultheißen, Rentmeister usw. In den drei Kasseler Ämtern geschah das z. B. jedes halbes Jahr, besonders im Frühjahr und Herbste. —

Der von alters her feststehende Rügegerichtstermin im April war wieder einmal vom Beamten in Kassel, der Oberschultheiß hieß, für Großalmerode auf einen Tag bestimmt worden. Grebe Ruelberg hatte einen Brief erhalten, der etwa so lautete: „Nachdem zu Haltung des diesjährigen Frühlingsrügegerichts im Amte Großalmerode der nächste Dienstag anberaumt worden, so wird dem Greben hiermit befohlen, solches in der Gemeinde unterm öffentlichen Glockenschlage förderſamst bekannt zu machen und zugleich anzudeuten, daß nebst Lieferung der Sperlingsköpfe alle und jede Gemeindsmänner und Witweiber sodann zu früher Zeit um 7 Uhr bei 1 Gulden Strafe sich einfinden und dem Gerichte abwarten . . . . Der Grebe soll die Anzeigen des Stoppelhegers (Feldhüters), die Sterbefälle und Kaufkontrakte, das Verzeichnis der Feuerlöschgeräte, der Baumschule usw., deutlich in leserlicher Hand geschrieben, vorlegen.“

Am bestimmten Tage sah man den Greben mit der ganzen Dorfgemeinde früh den entsetzlich holperigen Weg zum Pfaffenberg hinanschreiten,

um den Oberschultheißen, dessen Aktuar und den Schreiber des Oberrentmeisters feierlich abzuholen. Grebe und Schöffen erschienen im Sonntagsrocke, alle Dorfbewohner waren geputzt, die ärmsten trugen doch wenigstens ihren besten blauen Kittel. Feierlicher Ernst lag auf den Mienen. Ein Mann mit verbissenem Gesichte folgte einsam den Gruppen der Dorfbewohner Sein Mütterlein — die gute Alte hatte das Gesangbuch mitgebracht, als ging's zur Kirche — suchte ihn mit den Worten zu trösten: „Mut, Junge, der gerechte Gott lebt noch, er wird dem Rechte schon zum Siege helfen." Aber noch grimmiger stierte der Mann vor sich hin und brummte: „Die irdischen Dinge werden nicht von Gott, sondern recht menschlich von Menschen gemacht und nicht 'mal immer von den gescheitesten. Da kann einem wohl bangen, Mutter." „Franz," sagte die betroffene Mutter, „so darf ein Christ nicht sprechen. Niemals ging früher zu deines Vaters Zeiten ein Pfad über unser Grundstück an der Trift. Aus Nachsicht erlaubten wir dem Pfarrer, darüber zu reiten, wenn er rasch nach Epterode wollte. Nun kann das Gericht ihm und den anderen unmöglich ein Recht zu diesem Pfade zubilligen, und du hast ihn ganz mit Recht zugesperrt. Du sollst sehn, der gerechte Gott lebt noch." Allein Herr Franz schüttelte ungläubig und zornig den Kopf. Der Baumschulwärter Gundlach ging hinter beiden her, hörte schweigend die Unterhaltung und nickte unwillkürlich zu Franzens Bemerkung; auch er mußte in dieser Welt üble Erfahrungen gesammelt haben. Dem war auch so. Dieser einsilbige, fleißige Mann übte lediglich seine Pflicht aus, pflegte seine Bäumlein und kümmerte sich nie um das Treiben müßiger Leute; er mied das Wirtshaus, konnte lesen und las gern Bücher, haßte es auch, seine doch so tiefe Religiosität durch äußerliches Getue, fleißiges Kirchenlaufen und frömmelnde Redensarten zu zeigen. Beim Verkauf der Bäumchen ließ er sich nie zum Schaden der Gemeinde beeinflussen, und das brachte ihm die Feindschaft des wohlhabenden Gemeindeältesten X. ein, der ganz naiv Bevorzugung, beste Qualität und geringste Bezahlung erwartet hatte. Dieser Selbstsüchtling sprach im Dorfe abfällig von dem Baumschulwärter, und das genügte, um einen Schwarm von Mitbürgern zu dem gleichen Mißurteil zu bringen. Jetzt wollten Einflußreiche ihn ums Ämtlein bringen, an dem er mit ganzer Seele hing, eben weil ein Stück seines besten Ichs in der blühenden Baumschule steckte. Gundlach zweifelte nicht, daß auch hier das Unrecht triumphieren würde; er hatte es ja vor Jahren erlebt, daß ihn das Rügegericht mit außerordentlicher Härte zur höchsten Geldstrafe verurteilte, weil er infolge schwerer Provozierung im Zorne scharfe Worte einem Manne gab, der ihn jahrelang unerhört schikaniert und zuletzt aufs boshafteste geärgert hatte. Der boshafte Gegner ging mit Lob, der gereizte und deshalb nur halb schuldige Gundlach ging mit unverhältnismäßig großem Nachteil aus der Sache hervor. Jetzt urteilte er über die weltlichen Dinge wie Franz. Und aus einem anderen Gesichtspunkte sahen auch einige der letzten Gruppe der Ortsbewohner dem kommenden Gerichte aufgeregt entgegen. Holz hatten diese Familien im herrschaftlichen Walde gestohlen, einige aber nicht aus Übermut, sondern aus nacktester Not. Darum hielten sie sich zur Übeltat berechtigt, ahnten aber, daß das Gericht anders dachte.

Die Beamten kamen, erwiderten huldreich den Gruß und ließen sich von der Gemeinde vors Dorfwirtshaus geleiten. Dort war des Greben Amtsstube. Nun läuteten die Kirchenglocken das Gericht ein. Dann hielt der Oberschultheiß eine kurze Ansprache unter freiem Himmel, wobei alle andächtig lauschten, ohne daß jemand den wortreichen Sermon erfaßte, und nachher verlas der Büttel die Dorfmannschaft. Dabei nahmen 2 Förster die verordnete Zahl von Sperlingsköpfen den Leuten ab. Jetzt begab sich das Gericht in die Amtsstube, wo die Verhandlungen begannen. Zuerst nahm der Rentschreiber die Ein- und Abzugsgelder, dann die Zinsen in Empfang. Darauf verlas der Aktuar die beantragten Rügen. Jeder Fall ward einzeln besprochen; mündlich wurde und kurz verhandelt. Als Zeuge gegen Franz erschien der alte Pfarrer, der beschwor, er sei schon seit 20 Jahren über das nun mit Holz abgesperrte Grundstück geritten, und darum sei der Pfad öffentlich, auch kämen die Laudenbacher Leute diesen Weg herab, wenn sie einkaufen wollten. Das geschah allerdings, aber nur alle Jubeljahre einmal. Nach diesem Zeugnisse verurteilen Schultheiß und Schöffen den armen Franz zu 5 Taler Strafe und befahlen ihm, das Sperrholz zu entfernen. „Ist denn kein Gott mehr im Himmel?" jammerte vergeblich das Mütterlein. Dann erfolgte die Verurteilung der Beleidigungen, der Holzfrevler und der Felddiebe. Ein unverbesserlicher Dieb wurde zu 20 Hieben und zu eintägiger Ausstellung im Drillerhäuschen an der Fuldabrücke in Kassel verdammt. So wurde alle Gerechtigkeit erfüllt.

War das Gericht besorgt, so ging's an die Besetzung der Gemeindeämter. Grebe, Dorfältester, Nachtwächter, Feldhüter, Straßenwart, Holzhauer usw., alle behielten unbeanstandet ihr Amt. Nur gegen den Baumschulaufseher Gundlach erhoben sich unbestimmte Klagen, an denen sich

besonders der Dorfälteste X. beteiligte. Der Schultheiß verlangte greifbare Tatsachen. Man tat aber so, als wollte man diese lieber rücksichtsvoll verschweigen und redete bloß immer, das Vertrauen sei weg. Auf des Beamten Frage: „Tut Gundlach seine Schuldigkeit?" antworteten der Grebe und die Ältesten mit zögerndem Ja. Nur der Verkauf der Stämmchen würde ihm besser entzogen, meinte jener Dorfälteste. „Gut", dekretierte der Herr Schultheiß, „dann bleibt der Mann Baumschulwärter mit 3 Taler Jahreshonorar, den Verkauf der Stämmchen aber übernimmt der Älteste X. und bekommt dafür den 1 Taler, den Gundlach jetzt weniger erhält." — So geschah's.

Nach vollbrachtem Tagewerke kam die Atzung der Gerichtsherrn im Grebenhause. Die Frau Grebe speiste alle Beamten für 7 ½ Taler Gemeindegeld, auch Pferde und Kutscher des Schultheißenwagens wurden versorgt.

Schlußbemerkung: Nicht die Rügegerichte, nicht die Zent- und Schöffengerichte sind in der Hauptsache die Wurzeln des heutigen Gerichtswesens, weit mehr als diese fora legte die Entstehung und die Verbreitung sogenannter Schiedsgerichte in der Mitte des 15. Jahrhunderts den Grund zu den modernen Verhältnissen. Frei gewählte, gewöhnlich aus den höheren Ständen zusammengesetzte Höfe, die „in Güte" Prozesse entscheiden sollten, waren dies. Schon im 15. Jahrhundert auch wurden in den kleinen Städten die herrschaftlichen Schultheißen oder die Rentmänner freiwillig und oft als Vergleichsinstanz verwendet. Daraus wuchs die heutige Zivilgerichtsbarkeit hervor. Die Strafrechtspflege ging ihre eigenen Wege und, wie jeder weiß, nicht immer richtige.

(Nach Koppen und nach Stölzels „Entwicklung des gelehrten Richtertums").

Die Kasseler Chronik des Johann Justus Escherich.

Mit Einleitung von Sanitätsrat Dr. med. Schwarzkopf und Anmerkungen von A. Woringer.

(Fortsetzung.)

Den 15. Febr. 1787 sind 2 Regimenter, nehmlich die 3. Garde und das Leib-Füsilierregiment nach Bückeburg und da Besitz genommen. Der Herr Landgraf hat die Regimenter selbst zur Stadt hinausgeführt. Den 30. April sind die Regimenter wieder zurückgekommen. Auf Befehl des Keysers hat Herr Landgraf die Truppen wieder zurücknehmen müssen und haben nichts ausgerichtet.[64])

1787 den 16. May den Tag vor Christi Himmelfarth des Nachts um 11 Uhr ist das Comedien-Haus und des Schuhmachers Hanger (?) Haus abgebrandt, wie auch etliche Häuser sehr beschediget; des Riemermachers Hauß ist auch abgebrand.[65])

1787 den 18. July ist der Herr Oberhofprediger Vilmar[66]) in der großen Kirche durch die Herrn Metropolitans zum Superintendenten gewählt worden, den 20. ist derselbe durch den Herrn Superintendenten Nolte[67]) von Allendorf als Superintendente vorgestellt worden. Herr Pfarrer Pister[68]) hat gepredigt den Psalm 119, V. 33.[69]) Die Herrn *Geistlichen sind im Neuen Bau*[70]) *gespeist worden.*

1787 Vom 14. bis 18. September ist zu Goettingen das 50jährige Jubiläum gefeyert worden; ist die Universität 50 Jahre gewesen und wird mein Sohn Heinrich sein dagewesen und haben den Feierlichkeiten zugesehen.

1788 den 15. April hat der Posamentier Koch[71]) das Patent als Major bei der Schützenkompagnie erhalten.

1788 den 5. May ist der Anfang zur Neuen Voldebrücke[72]) gemacht worden, nehmlich angefangen, den Grund beim Jägerhaus[73]) zu graben, den 12. May ist der erste Pfahl eingerammelt worden.

1788 den 28. und 29. Oktober hat Monsieur Gläßner und Jungfrau Staubesand Hochzeit

---

[64]) Als Graf Philipp Ernst von Schaumburg-Lippe gestorben war, bestritt Landgraf Wilhelm IX. als Lehnsherr dem Nachfolger die Sukzessionsfähigkeit, weil dieser ein Enkel des Grafen Friedrich Ernst von der Lippe-Alverdissen aus seiner Ehe mit der neuerdings wieder vielgenannten Philippine von Friesenhausen war. Die hessischen Truppen besetzten das Land bis auf den im Steinhuder Meer gelegenen Wilhelmsstein. Da der Kaiser und die Könige von Preußen und England sich auf Seite der Schaumburg-Lipper stellten, auch das Reichshofgericht schon 1754 die Nachkommen aus der Ehe des Grafen Friedrich Ernst mit dem Fräulein von Friesenhausen als sukzessionsfähig anerkannt hatte, mußte der Landgraf seine Annektierungspläne aufgeben.

[65]) Das Komödienhaus befand sich am Schloßplatz an Stelle der jetzigen Scheelschen Buchdruckerei.

[66]) Oberhofprediger und Konsistorialrat Friedrich Karl Leopold Vilmar.

[67]) Johannes Nolte, Superintendent am Fulda- und Werrastrom und Metropolitan der Klasse Allendorf.

[68]) Johann Christian Pfister, Metropolitan und erster Pfarrer der Unterneustädter Gemeinde.

[69]) „Zeige mir, Herr, den Weg Deiner Rechte, daß ich sie bewahre bis ans Ende."

[70]) Der jetzige Stadtbau.

[71]) Christoph Koch war Major im Schützenbataillon der Stadt Kassel, das aber vom Oberstleutnant Forstrat Quentel kommandiert wurde.

[72]) Die heute noch stehende Fuldabrücke (Wilhelmsbrücke).

[73]) Das heutige Kastell in der Unterneustadt.

gehalten, eine Bierhochzeit, dieselbe war auf dem Brink in der Frau Lompen ihrem Hauß. Herr Rath Appelius hat die Verrichtung gethan.

Anno 1787 Im Monat Aprill ist der Anfang zum neuen Hochfürstlichen Schloßflügel auf dem Weisenstein, wenn man von Cassel hinaufsieht, linker Hand, der Anfang zum Bauen gemacht worden.[74])

Den 23. Janr. 1789 ist die Volte[75]) aufgangen, aber das Eis hat sich über der Voltebrücke[76]) gestellt bis über das Dielenhaus. Die Volte war ausgetreten und ist über die Herrenwiesen[77]) gangen. Den 26. Abends um 10 Uhr ist das Eis abgangen.

1789 Im Monath July und August ist in Frankreich, besonders in Paris, so eine Revolte gewesen: wie Niemalen in dem Königreich gewesen ist. Die Bürger haben gegen den Adelstand gefochten und gegen ihren König. Der Bürgerstand hat die Oberhand behalten und der Adelstand hat flüchten müssen. Den 14. July ist dieses angangen.

[74]) Das hier stehende Gebäude wurde 1787 niedergerissen und der jetzige Flügel durch du Ry erbaut. Dieser Flügel stand mit dem später erbauten Mittelgebäude anfangs nicht in Verbindung.

[75]) Fulda.

[76]) Die frühere Fuldabrücke, deren Pfeiler jetzt als Eisbrecher dienen.

[77]) Die Herrenwiesen liegen südwestlich des Fußwegs nach der Waldau.

(Schluß folgt.)

Der Einzug der Deutschen in Paris am 1. März 1871.

Eine Erinnerung von Fritz Maurer, vormals einjährig-freiwilligem Unteroffizier der 2. Kompagnie des 2 Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88.

Unter den wenigen Glücklichen, denen es beschieden war, heute vor 36 Jahren den Einzug in Paris mitzumachen und den Verlauf desselben beobachten zu können, befand auch ich mich, und ich will die Eindrücke jener Tage an der Hand einiger Notizen und soweit sie noch in meiner Erinnerung leben, hier niederschreiben.

Endlich war der Tag herangekommen, der unsere Sehnsucht stillen sollte und uns die Gewißheit brachte, daß wir nicht in die Heimat zurückkehren würden, ohne zuvor den Parisern, die sich so oft zu uns herausbemüht hatten, einen Gegenbesuch gemacht zu haben. Unser Bataillon erhielt den Befehl, schon vor dem feierlichen Einzug der hierzu bestimmten 30 000 Mann, zur Aufrechterhaltung der Ordnung einzurücken und den betreffenden Stadtteil zu besetzen. Alle Mühen und Strapazen waren vergessen, die von der langen Belagerungszeit abgegriffenen und abgeschabten Uniformen wurden gründlich gereinigt und nach Möglichkeit in Stand gesetzt und der Brotbeutel gewaschen.

Dienstag, den 28. Februar, gegen 11 Uhr vormittags verließen wir Chaville, das während der Belagerung das Kantonnementsquartier der 42. Brigade gewesen war, und marschierten über Sèvres und St. Cloud nach Rueil, wo wir gegen 2 Uhr nachmittags ankamen. Die Quartiere waren etwas beengt, da wir sie mit einem hier liegenden Gardelandwehr-Bataillon teilen mußten. Um so froher zogen wir deshalb am andern Morgen über Nanterre und Courbevoye zu der Straße, die über Neuilly in fast schnurgerader Linie in die Mitte von Paris führt.

Um 8 Uhr marschierte das Bataillon in Angriffskolonne formiert, die 2. Kompagnie mit einer Schwadron des 2. hessischen Husaren-Regiments Nr. 14 an der Tete, über den Pont de Neuilly, und um 9½ Uhr zogen wir am Arc de triomphe vorüber. Dieses in der ersten Kaiserzeit nach dem Titusbogen in Rom angelegte Bauwerk war noch mit den Gerüsten und Brettverschlägen bekleidet, die man zum Schutz gegen unsere Granaten angebracht hatte. Vor unserm Einzug hatten sich die guten Pariser noch den Scherz geleistet, den Durchgang des Denkmals mit einer etwa einen halben Meter hohen Reihe von Steinen zu sperren, was indessen den Rittmeister von Colomb (nach anderen Leutnant von Uslar) nicht abhielt, mit einigen Husaren durch den Triumphbogen und über das Hindernis hinwegzusetzen*). Die Steine wurden selbstverständlich noch vor dem Einzug der uns folgenden und sich inzwischen in dem Bois de Boulogne versammelnden Truppen beseitigt.

Ohne Störung, es war noch sehr wenig belebt auf den Straßen und alle Fenster und Kaufläden waren geschlossen, durchzogen wir die Champs Elysées bis zum Palais de l'industrie, wo wir Halt

*) Rechnungsrat Woringer teilt uns hierzu mit: Die ersten Truppen, die am 1. März 1871 in Paris einrückten, waren die 1. Schwadron 2. Hess. Husaren-Regiments Nr. 14 und 1. Bataillon 2. Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88. Den Truppen weit voraus ritten Rittmeister v. Colomb und Trompeter Ital (jetzt Obersteuereinnehmer in Gelnhausen). Beide kletterten mit ihren Pferden über die im Triumphbogen aufgeworfene Barrikade. (Darüber springen war nicht möglich.) In einiger Entfernung folgte der 3. Zug Hess. Husarenregiments Nr. 14 unter Leutnant v. Bernhardi. Bernhardi und mehrere Leute seines Zugs passierten ebenfalls den Bogen, der Rest des Zugs und die Infanterie umgingen ihn. Genauere Angaben: Kasseler Tageblatt vom 1. März 1896.

machten und die Gewehre zusammensetzten, ohne jedoch das Gepäck abzulegen.

Nach und nach versammelte sich die Pariser Jugend, dann Männer mit der Bluse, endlich auch besser gekleidete Herren und schließlich auch mehrere Damen, die ungeniert an uns herantraten und uns von oben bis unten betrachteten. Als diese anfingen, mit uns zu sprechen, wurden sie von den Männern zurückgerissen und bedroht. Einer von ihnen erging es aber gar schlecht, als sie nochmals ein Gespräch anknüpfte. In kürzerer Zeit, als man es erzählen kann, waren der Bedauernswerten die Kleider vom Leibe gerissen, so daß sie buchstäblich im Hemd vor uns stand. Als dann der Ruf „à la Seine“ ertönte, rannte sie wie ein gehetztes Reh mitten unter uns, die Hände ringend und uns um Schutz anflehend. Wir schoben sie nach einem andern Ende hin, hielten die Verfolger zurück und ließen sie entwischen, von dem Halloh des Janhagels begleitet. Dann trat ein alter, wohl mindestens achtzigjähriger Veteran mit der Elbemedaille an uns heran, um uns mitzuteilen, daß er bei „Lipzik“ mitgewesen wäre. Um ihn gegen etwaige Roheiten des Volkes zu schützen, antworteten wir ihm nicht, allein wir konnten dem armen Teufel nicht helfen. Im Nu war er von zwei jungen Burschen, die seine Anrede gehört hatten, von uns weggerissen, an jedem Arm gefaßt und im Laufschritt fortgeführt, so daß ihm bald Hut und Stock entfielen. In der Ferne sahen wir ihn wie tot niederstürzen und kein Glied mehr regen. Die immer mehr und mehr sich ansammelnden und uns umringenden Menschen entzogen den hilflos Daliegenden bald unsern Blicken. Die Wut des Pöbels brach immer mehr durch, indem jeder, der sich uns näherte und einige deutsche Brocken hinwarf oder Kognak an uns verkaufen wollte, mit Straßenkot beworfen oder sonst mißhandelt wurde. Wenn man etwa erwartet hatte, wir würden uns dabei einmischen und als Beschützer der deutsch sprechenden Leute auftreten, damit es womöglich zu einem Handgemenge kommen möchte, dessen Folgen unter Umständen nicht abzusehen waren, so hatte man sich gründlich verrechnet. Wir verhielten uns ganz ruhig und wurden deshalb auch am folgenden Tage vom General von Kameke, der als Kommandant des von uns besetzten Stadtteils mit eingezogen war, wegen unserer guten Haltung belobt. Als das Volk uns immer mehr auf den Hals rückte, wurden Posten ausgestellt, die es schnell in ehrerbietiger Ferne hielten. Hier und da wurde bei dieser Gelegenheit auch wohl ein Puff ausgeteilt, wenn den Weisungen zum Zurücktreten nicht alsbald Folge geleistet wurde, indessen dabei die Ruhe nicht weiter gestört. Da das Tragen des Gepäcks auf die Dauer ermüdete, so lagerten wir uns um die aufgestellten Gewehre herum, was dem Ganzen ein biwakähnliches Aussehen gab. Die Aufregung hatte sich inzwischen ganz gelegt und man unterhielt sich angelegentlichst mit einander, neugierig uns betrachtend und unsere Ausrüstung und Uniformierung kritisierend.

Endlich gegen 2 Uhr zog die bayerische Infanterie unter den Klängen der Musik und mit fliegenden Fahnen ein, vom Volk mit Geschrei und Pfeifen empfangen. Es wurden die Rufe laut: „à bas Bismarck!“ „Vive la république!“ „Vive la France!“ usw. Als aber die Kanonen kamen, da wurde es ruhig, wie zuvor. Es folgten weitere Truppen vom 11., 6. und 5. preußischen Korps, und bald sah man in den Champs Elysées nur noch Soldaten. Bataillon folgte auf Bataillon, Schwadron auf Schwadron und Geschütz auf Geschütz. Nach und nach trennten sich die verschiedenen Truppenkörper und bezogen teils Quartiere bei den Bürgern oder in öffentlichen Gebäuden, teils Biwaks, die Geschütze wurden aufgestellt und gegen die von uns nicht besetzten Stadtteile gerichtet.

Die drei ersten Kompagnien unseres Bataillons wurden im Cirque de l'impératrice untergebracht, während die vierte die Wache der Kommandantur im Palais der Königin von Spanien abgab und unter freiem Himmel biwakierte. Kaum hatten wir uns im Zirkus notdürftig eingerichtet und das Gepäck abgelegt, als wir uns an die Bereitung des längst ersehnten Mittagsmahles machten. Bald brannten vor dem Gebäude in den Anlagen die flackernden Feuer, um die sich die neugierigen Pariser scharten und zuschauten, wie wir Hammelfleisch, Reis und Erbswurst kochten. Letztere war ihnen ganz unbekannt, und sie aßen sie roh, wenn man ihnen ein Stück verehrte. Indessen konnte das sonst so gute Gericht, so genossen, ihren Beifall nicht finden.

Als das für das Feuer gelieferte Holz nicht ausreichte, holten wir uns aus dem Zirkus die kleinen niedlichen, aus einem Brett und zwei Klötzchen gefertigten Fußbänke, auf die französische Damen ihre Füßchen zu setzen pflegten. Während ganze Haufen dieser vorläufig überflüssig gewordenen Ausstattungsgegenstände im Feuer verschwanden, flammte der Zorn des Pariser wiederum auf und mehrere wohlgekleidete Herren gaben ihrer Entrüstung in Worten Ausdruck. Auf unser Ersuchen, uns doch anderes Holz zur Verfügung zu stellen, zuckten sie die Achseln und traten wieder in die Menge zurück, die sich nach und nach wieder beruhigte und nun über das, was sie soeben noch so erregt hatte, Witze machte. Die Hoffnung, einen oder den anderen Bissen vom Mahle zu erhalten, trug wohl hauptsächlich hierzu mit bei. Nachdem wir gesättigt waren, reichten

wir dann auch unsere Feldkessel mit den Resten denen hin, die bis dahin das Verschwinden jedes Bissens in unserem Munde mit einer gewissen Sorge verfolgt hatten. Und nun schmeckte auch die Erbswurstsuppe ganz vortrefflich, Feldkessel und Löffel wurden so sauber abgegessen und abgeleckt, daß man bei deren Abwäsche nicht viel zu tun hatte. In diesem Augenblick waren wir alle die besten Freunde.

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 6. Februar fand die fünfte Sitzung des Marburger Hessischen Geschichtsvereins statt. Zu Beginn derselben regte der Vorsitzende, Generalleutnant Beß, zu Vorschlägen für die im Sommerhalbjahr stattfindenden Vorträge an. Sodann hielt Landgerichtsrat Heer einen Vortrag über die Stiftung der deutschen Burschenschaft in Marburg. Das Quellenmaterial zu diesem Thema ist äußerst gering. Hauptsächlich stützte sich der Vortrag auf die älteste Verfassungsurkunde der Teutonia in Halle von 1814 und der Jenaischen Burschenschaft. Ziel und Wesen der Burschenschaft in dieser Zeit lassen sich kurz zusammenfassen: Das Wohl des deutschen Vaterlandes, das als höchstes Gesetz gilt, zu fördern, soll der Student durch geistige und leibliche Ausbildung sich befleißigen. Das Wohl des Vaterlandes erheischt dessen Einheit, welche die Studenten durch Hintansetzung aller territorialen und sonstigen Unterschiede, sowie durch Zusammenschluß zu einer großen, alle ehrenhaften deutschen Studenten umfassenden Verbindung herbeizuführen helfen sollen.

Zur Zeit der westfälischen Zwischenherrschaft bestanden in Marburg drei Landsmannschaften: Rhenania, Hassia, Guestphalia, die sich im großen und ganzen aus den drei Länderbezirken rekrutierten, in die man mit Blei und Lineal die Welt geteilt hatte. Aber die Zeiten wurden immer ernster: das große Völkerringen hatte begonnen und mit einem glänzenden Siege der Verbündeten über den Welteroberer Napoleon einen vorläufigen Abschluß gefunden. Da war es natürlich, daß diejenigen Studenten, die sich an diesem schweren Waffengange beteiligt hatten — die Marburger hatten bis auf 58 sämtlich auf dem Felde der Ehre gekämpft! — sich in anfangslosem, dann immer fester sich gestaltendem Kreise zusammenfanden, aus dem etwa 1815 eine in ihren Einrichtungen den Studentenorden des 18. Jahrhunderts ähnliche Verbindung hervorging, die sich „teutscher Bruderbund" oder auch „teutscher Bund" nannte. Ihre Ziele hatten viel Ähnlichkeit mit denen der späteren Burschenschaft, und es ist wohl auch nicht zufällig, daß in ihrem Kreise, angeregt durch die Vorgänge in Halle und Jena im Sommer 1816, das Bestreben hervortrat, eine Burschenschaft zu stiften. Unterstützt wurde dieses durch einige von auswärts gekommene Studenten. Auch die Professoren verhielten sich nicht ganz ablehnend. Die widerstrebenden Landsmannschaften wurden im August 1816 wenigstens formell aufgelöst, und es konstituierte sich nun am 3. Dezember desselben Jahres eine allgemeine deutsche Burschenschaft nach dem Vorbild von Halle, meist Teutonia genannt, mit den Farben hellblau-rot-hellblau. Sie strebt danach, an Stelle von territorialen Verbindungen eine nationale Gemeinschaft herzustellen, schränkt das bis zur Rauferei ausgeartete Duell ein, läßt es nur in wirklichen Ehrenhändeln zu und zieht der Großsprecherei und Großtuerei, die nur allzu sehr die studentischen Kreise ergriffen hatte, Schranken. Ihre Chiffre war V. C. F. T. (= vivat circulus fratrum teutonorum) oder V. F. T. M. (= vivant fratres teutonici Marburgenses), ihr Wahlspruch: constantia et libertas. Sie umfaßte 82 Mitglieder, d. h. nahezu die Hälfte der damaligen Studentenschaft Marburgs. Mit ihrer Gründung ging der Bruderbund ein, dessen Mitglieder sich der neuen Studentenschaft anschlossen. Anders die landsmannschaftliche Partei. Sie bekämpfte aufs heftigste die neue Verbindung, bis die argen Reibereien Ende Februar 1817 eine Untersuchung gegen die Landsmannschaften zur Folge hatten, deren Mitglieder sich verpflichten mußten, keiner geheimen Verbindung wieder beizutreten. Aber allmählich brach sich auch unter diesen durch den gemeinsamen Kampf gegen die Teutonia verbündeten Landsmannschaftern der Einheitsgedanke Bahn, dessen Verfechter hier Karl Bernhardi war, und am 6. September 1817 vereinigten sie sich zu einer Gegenburschenschaft, der Antiteutonia, allgemein Germania genannt, zunächst unter Beibehaltung ihrer Sonderstellung. Ihr Zirkel war eine Verflechtung der Zirkel der drei Landsmannschaften, ihr Wahlspruch: Ehre, Freiheit, Vaterland. Die einst sich heftig bekämpften, sah man nun mehr und mehr Hand in Hand gehn. Ungefähr 20 Mitglieder der Marburger Teutonen und Germanen nahmen am Wartburgfeste teil. Der hier viel besprochene Gedanke einer allgemeinen Einigung kam schließlich zum Durchbruch und zwar infolge eines Streites der Studenten mit der über alle Maßen kurzsichtigen akademischen Behörde der da=

maligen Zeit. Die Studenten lehnten sich nämlich gelegentlich des am 31. Oktober 1817 begangenen Reformationsfestes gegen die Anordnungen des Senats über die Art ihrer Beteiligung am Festzug auf. Deshalb wurden 6 Führer der Studenten relegiert, diese Relegation aber vom Kurfürsten aufgehoben. Die Rückkehr der Relegierten wurde eine Art Siegeszug des freien deutschen Studenten über den zopfigen Bürokratismus der Universitätsbehörde. Mit Jubel holte man die Verwiesenen ein, und bei dem am Abend des 10. November 1817 gefeierten Kommerse erfolgte die allgemeine Versöhnung der Parteien. Nach Überwindung mancher formaler und bürokratischer Schwierigkeiten wurde am 13. Januar 1818 eine neue Germania mit den Farben schwarz-weiß-rot gestiftet. Die Landsmannschaften und die Teutonia hatten sich aufgelöst, aber der Wunsch dieser, eine allgemeine öffentliche Verbindung zu gründen, drang nicht durch. Die neue Verbindung war vielmehr eine geheime engere, welche die gesamte vereinigte Studentenschaft leitete und sich allmählich zu einer allgemeinen Vereinigung auswachsen sollte. Aber das Werk, das so schön begonnen, sollte nicht von langer Dauer sein; es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht! Schon im Herbste 1818 sagte sich ein beträchtlicher Teil der Studenten los und gründete wieder zwei landsmannschaftliche Verbindungen, die Hessen und die Westfalen. Wieder kam es zu heftigen Reibereien. Da gelang es der Burschenschaft auf einer allgemeinen Studentenversammlung, von der die Landsmannschaften allerdings fern blieben, den größten Teil der übrigen Studenten zu gewinnen, und so konstituierte sich am 16. Januar 1819 die Germania als öffentliche und allgemeine Burschenschaft. Die Landsmannschaften gingen nunmehr wohl auseinander, aber dennoch sollte die Burschenschaft nicht langen Bestand haben. Am 23. März 1819 ließ der unselige Sand sich zu dem verhängnisvollen Morde Kotzebues in Mannheim hinreißen. Das war Wasser auf die reaktionäre Mühle Metternichs, dem die freiheitliche weimarische Verfassung schon lange ein Greuel war. Der leider nur allzu nachgiebige König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ließ sich von ihm umstimmen, und durch seine Beihilfe gelang es in Karlsbad über den Kopf des Bundestages hinweg die einschneidendsten reaktionären Maßregeln durchzusetzen, die der Freiheit der Universitäten mit einem Schlage ein Ende machte. Am 20. September 1819 waren die sogenannten Karlsbader Beschlüsse angenommen, und am 3. November mußte sich die neue Burschenschaft auflösen in der Hoffnung auf bessere Zeiten, in der sie wieder aufleben würde. Wohl sind sie gekommen, aber erst ein halbes Menschenalter und mehr nach dieser Zeit, die ohne Frage für die akademische Freiheit eine der unseligsten war.

Dr. H. F.

Zu Beginn der letzten Monatsversammlung des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel, wies der Vorsitzende, General Eisentraut, zunächst auf die öffentlich ergangene Bitte des mit der Herausgabe der „hessischen Bau- und Kunstdenkmäler" beauftragten Oberbibliothekars Dr. Brunner hin, ihn namentlich durch Mitteilung mehr oder weniger verborgener Gegenstände der Kleinkunst zu unterstützen. — Herr Kochendörffer überwies dem Verein die Originalzeichnung eines von seinen Großeltern gestifteten Fensters, das sich 60 Jahre hindurch im Chor der St. Martinskirche, hinter dem Philippsdenkmal befand, 1902 aber als schadhaft durch ein neues Fenster ersetzt wurde. — Hierauf nahm Direktor Henkel das Wort zu einem auf den umfassensten Studien beruhenden Vortrag über „den Kaiserlichen Heerführer im 30jährigen Krieg, Hans Rudolf v. Bredow, den Stammvater der aussterbenden Grafen von Breda in Österreich". Redner ging aus von einer der hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Familiengeschichte, der im Halleschen Waisenhaus 1885 gedruckten mehrbändigen „Geschichte des Geschlechts v. Bredow", das über die fälschlich behaupteten Beziehungen dieses Geschlechts zu Breda als seiner ursprünglichen Heimat gründlich aufräumte. Name und Geschichte der Familie waren stets mit dem noch jetzt in ihrem Besitz befindlichen Dorfe Bredow verbunden. Wie so oft, so hat auch hier der Ort seinem Besitzer den Namen gegeben. Das Dorf erscheint urkundlich bereits 1209, während das erste Familienmitglied erst 1251 erwähnt wird. Die Bredows gehörten gleich den Quitzows und anderen zu denjenigen Geschlechtern Brandenburgs, die für sich den Ruhm in Anspruch nahmen, eher in der Mark gewesen zu sein als die Hohenzollern. 1335 wurden sie mit Schloß, Stadt und Land Friesack belehnt, und noch heute besteht das Haus Friesack als älteste Linie des Geschlechts. Zu Beginn des 30jährigen Krieges traten drei Bredows in den Kaiserlichen Dienst. Hans Rudolf (ursprünglich Ludolf), 1595 geboren, war der bedeutendste unter ihnen und machte sich als ausgezeichneter Avantgardeführer einen Namen. Ursprünglich in sachsen-altenburgischen Diensten stehend, wandte er sich 1615 nach Österreich und nahm am Friaulschen Krieg teil, in dem ja auch Wallenstein als Führer eines Kürassierregiments sein Glück begründete. Nachdem er unter Tilly in der Schlacht am weißen Berge mitgefochten, kam er im weiteren Verlauf des Krieges mit der Ligue nach Westfalen, wo er die Bekanntschaft seiner späteren Gemahlin machte. Eingehend wurde

seine Teilnahme in den Schlachten bei Lutter am Barenberge, bei Lützen und bei der Eroberung Magdeburgs geschildert; darauf unterzog der Vortragende seine kriegerische Tätigkeit in Hessen, wie sie sich aus den vorhandenen Geschichtswerken ergibt, einer gründlichen kritischen Untersuchung, die manches, was bisher als historisch feststand, fallen lassen mußte. Hans Rudolf von Bredow fiel am 25. November 1640 bei dem Versuch, die Festung Ziegenhain zu nehmen, im Kampfe gegen den durch 800 Kasselsche Reiter und die Ziegenhainer Schützengilde unterstützten Reinhold von Rosen bei Riebelsdorf, woran noch heute zwei Denkmäler im freien Felde erinnern. Die auf Tradition beruhende Annahme, daß der 75jährige Metzgermeister Velten Muhly den Kaiserlichen General niederstreckte, ist nach eingehenden Untersuchungen Henkels nicht mehr zu halten. Auch das heute noch im Rathause zu Ziegenhain aufbewahrte sechs Fuß lange „Breda-Schwert" kann auf diese Bezeichnung keinen Anspruch machen; es ist etwa 150 Jahre älter und erweist sich gewissermaßen als Gegenstück zu jener zu Elgershausen aufbewahrten Trommel, die einst Landgraf Moritz der dortigen Schützengilde verliehen haben soll, die aber, als einem hannoverschen Regiment im 7jährigen Krieg angehörend, etwa 150 Jahre jünger datiert werden muß. Der Vortrag fand den ungeteilten Beifall der Zuhörer und zeitigte am Schlusse noch eine durch Superintendent Wolff angeregte kürzere Diskussion, der die historische Rettung der Tat Velten Muhlys aufrecht zu erhalten suchte. — Die am 20. Februar vom Verein veranstaltete Zusammenkunft in der St. Martinskirche war überaus zahlreich besucht. In freiem Vortrag gab Superintendent Wissemann aus Hofgeismar ein eindrucksvolles Bild der Geschichte der St. Martinskirche bis in die neuste Zeit hinein und sodann eine Beschreibung dieser selbst und ihrer Sehenswürdigkeiten. Im Anschluß hieran fand unter Führung des Redners eine Besichtigung der Kirche statt.

* * *

Zu den in Nr. 4 des Hessenland erwähnten Mitteilungen des Herrn General Eisentraut über die schwere Verwundung eines hessischen Leutnants Schenck zu Schweinsberg in dem Gefecht bei Sandershausen erhalten wir von dem Urenkel eines Bruders des Blessierten einige weitere Mitteilungen:

In der betreffenden Familie Schenck — der vom Unterhofe zu Niederofleiden bei Schweinsberg — hat sich die Kunde von der Verwundung erhalten. Eine silberne Platte habe das zerschmetterte Kinn ersetzt. Die Ernährung des bedauernswerten Invaliden sei besonders schwierig gewesen. Rittmeister Schenck starb erst am 24. Januar 1768, 10 Jahre nach seiner Verwundung, an Auszehrung. Eine Tafel in der Kirche zu Niederofleiden, über der auch sein Degen aufgehängt ist, bewahrt sein Andenken. Er hieß übrigens Karl Wilhelm Georg, (sein Name in den Akten ist also unrichtig eingetragen) und stand 1758 beim Kavallerieregiment Prüschenk (später v. Wolf und dann v. Diemar)

Verein für hessische Volkskunde. Die Februarsitzung des Vereins für hessische Volkskunde und Mundartenforschung wurde eingeleitet durch einen Vortrag des Architekten Wenzel-Wilhelmshöhe über alte Dorfbefestigungen, insbesondere über die zur Verteidigung hergerichteten Kirchen in Hessen. Architekt Wenzel hat die meisten Kreise unseres Regierungsbezirkes bereits auf diese Befestigungen hin untersucht und bis jetzt etwa 100 in der einen oder anderen Weise befestigte Kirchen feststellen können. Das meiste muß hier durch Autopsie geschehen, da das urkundliche Material über Kirchhofsbelagerungen und -befestigungen ein sehr dürftiges ist. Diese befestigten Kirchen bildeten die Zitadelle des Ortes; nach Einnahme der Ortsbefestigung bildeten die Kirchen ein neues, das Hauptkindernis. Der Ursprung der befestigten Kirchhöfe geht auf die germanischen Ringwälle zurück, die ähnlichen Zwecken dienten. Aber auch nach der romanischen Zeit sind solche Wehranlagen anzutreffen. Die sehr aufschlußreichen Mitteilungen dieses Vortrages wurden durch viele von dem Redner selbst angefertigte Zeichnungen sehr anschaulich illustriert. Oberlehrer Pfaff-Hofgeismar sprach hierauf über „die Meierschaften in Hofgeismar als agrarischer Überrest aus dem späteren Mittelalter," von denen zwei bereits 965 genannt werden. Sie sind jedenfalls als Gemeinheiten ausgegangener Orte anzusprechen und finden ihr einziges Gegenstück in den mindestens 500 Jahre alten Zierenberger Brüderschaften. Wir werden die Darstellungen Pfaffs, die um so bemerkenswerter sind, als für die hessische Agrargeschichte so gut wie gar keine Vorstudien vorliegen, in einer der nächsten Nummern des „Hessenland" im Wortlaut wiedergeben. — Im Laufe des Abends kam eine Reihe von Provinzialismen aus früheren Jahrhunderten zur Sprache. Außerdem wurde der Versammlung Dr. Willi Peßlers hervorragendes Werk, „das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung," vorgelegt, das auch dem sächsischen Hessengau eine ausführliche Beschreibung mit z. T. ganz neuen Aufschlüssen widmet.

Niederhessischer Touristenverein. Am 19. Februar hielt Superintendent Wissemann-

Hofgeismar vor einer dichtgedrängten Zuhörerschaft einen Vortag über den Reinhardswald, dessen Bedeutung in Natur, Sage, Geschichte und Kunst in erschöpfender und höchst fesselnder Weise dargelegt wurde.

Hochschulnachrichten. Marburg: Der ord. Professor und Direktor der chirurgischen Klinik, Geh. Medizinalrat Dr. med. Ernst Küster tritt mit dem 1. April 1907 vom Lehramt zurück. — Staatsrechtslehrer Professor Schücking erhielt vom Fürsten von Lippe für sein Eintreten für die Rechte des Hauses Biesterfeld eine zur Erinnerung an den Lippeschen Thronfolgestreit geprägte goldene Denkmünze. — Gießen: Der ord. Professor und Direktor der medizinischen Klinik, Geh. Medizinalrat Dr. Friedrich Moritz tritt mit dem 1. April 1907 aus dem Staatsdienst. — Bei der, wie schon erwähnt, zu Ende des Sommersemesters stattfindenden 300jährigen Stiftungsfeier der Alma mater Ludoviciana, zu der Staat und Universität umfassende Vorbereitungen treffen, findet auch die Einweihung der neuen Festaula, sowie der neu erbauten Augen- und der chirurgischen Klinik statt. Auch das noch im Bau begriffene neue Gießener Theater soll bei diesem Anlaß eröffnet werden. — Die erste deutsche Apothekerin, die im März in die Königliche Hofapotheke zu Potsdam eintreten wird, studierte in Gießen Pharmazie.

Vortrag. Ober-Telegraphenassistent Bruns veranstaltet am 15. März im großen Saale des Palaisrestaurant zu Kassel einen Lichtbilder-Abend, an dem er „Wanderungen durch Niederhessen" vorführen wird. Der Vortrag wurde am 23. November v. J. vor Mitgliedern und Gästen des Niederhessischen Touristenvereins gehalten und fand bei den Besuchern sehr beifällige Aufnahme. Ein Teil des sehr reichhaltigen Lichtbildermaterials — 150 Aufnahmen von geschichtlich bemerkenswerten und touristisch viel besuchten Orten — wurde auf der Deutschen Photographen-Ausstellung in Kassel im Sommer 1904 durch die Verleihung eines dritten Vereinspreises ausgezeichnet und auch bei engeren Wettbewerben prämiiert.

Todesfälle. Der am 17. Februar zu Marburg verstorbene Geh. Rat und ordentliche Professor der vergleichenden Grammatik und germanistischen Philologie Dr. Ferdinand Justi entstammte einer alten, seit dem 16. Jahrhundert dort ansässigen Marburger Familie. Er war ein Enkel des als Philosoph und Schriftsteller bekannten Superintendenten Justi und wurde am 2. Juni 1837 als Sohn des Pfarrers Justi zu Marburg geboren. Im Jahre 1861 habilitierte er sich an der dortigen Universität, wurde 1865 außerordentlicher Professor und am 9. Januar 1869 zum ordentlichen Professor ernannt. Die Liebe zu seiner Vaterstadt und zum Hessenlande ließ ihn mehrfach ehrenvolle Berufungen an auswärtige Universitäten ablehnen. Aus der fast endlosen Zahl seiner Werke seien nur hier hervorgehoben: Handbuch der Zendsprache (Gekrönte Preisschrift), 1864. Kurdische Grammatik (Gekrönte Preisschrift), 1880. Er schrieb u. a. ferner: „Über die Urzeit der Indogermanen" (Raumers Histor. Taschenb. 1862). „Über das eddische Lied von Fiölsvidr (Benfeys Orient und Occident 1864). „Babylon" (Ausl. 1866). „Über vergleichende Mythologie" (Magazin f. d. Lit. d. Auslandes 1869). „Über die zoroastrische Religion" (Ausland 1870). „Über die Religion des Buddha" (Ausland 1871). „Theben in Ägypten" (Globus 1872). „Eine Heerschau des Xerxes" (Raumers Histor. Taschenb. 1874). „Beschreibung des Rathauses in Marburg" (Zeitschrift f. Hess. Geschichte 1876). Zu Onckens „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" schrieb er die Geschichte des alten Persien, in Grotes „Allgemeine Weltgeschichte" die Geschichte der orientalischen Völker im Altertum. Auch die historische Kommission für Hessen und Waldeck verliert in ihm ein tatkräftiges Mitglied; sein „Hessisches Trachtenbuch" (1903, 1905) ist als einer der schätzenswertesten Beiträge zur heimatlichen Forschung zu betrachten. — Im hohen Alter von 85 Jahren starb am 19. Februar in seiner Vaterstadt Kassel der Kgl. preußische Oberstabsarzt a. D. Dr. Georg Friedrich Wilhelm Bäumler. Geboren am 29. September 1821 als ältester Sohn des Leibarztes des Kurprinzen und Mitregenten, des Geh. Hofrates und Generalstabsarztes Dr. Bäumler, studierte er nach Absolvierung des Kasseler Gymnasiums zu Göttingen und Berlin Medizin, promovierte 1844, trat 1845 in das 1. Kurhessische Infanterie-Regiment als Kompagniewundarzt ein, als welcher er am Feldzug gegen Dänemark teilnahm. Den Feldzug gegen Preußen machte er im Kurhessischen Schützenbataillon mit, dem er seit 1861 als Stabs- und Bataillonsarzt angehörte. 1866 trat er in preußische Dienste über, wurde der reitenden Abteilung des Hessischen Feld-Artillerie-Regiments als Stabs- und Abteilungsarzt zugeteilt und war in Fulda und Fritzlar tätig. Als Stabsarzt bei der Kolonnenabteilung des 11. Armeekorps machte er die Schlachten bei Weißenburg, Wörth und Sedan, sowie die Belagerungen von Metz und Paris mit. Ein rheumatisches Leiden, das er sich in den Laufgräben von Metz geholt, zwang ihn nach dem Feldzuge bald, seinen Abschied zu nehmen. Er zog nach Horas bei Fulda und siedelte dann nach Kassel über. — Am 23. Februar

verschied der Oberlehrer am städtischen Realgymnasium Professor Dr. Valentin Kramm im Alter von 62 Jahren. Kramm war 1844 zu Fulda geboren, studierte zu Marburg Mathematik, Physik und beschreibende Naturwissenschaften, promovierte 1867 und bestand im selben Jahre das Examen pro facultate docendi. Nach fünfjähriger Tätigkeit zu Marburg siedelte er nach Kassel über, wurde 1879 zum Oberlehrer befördert und erhielt 1893 den Charakter als Professor. Mehr als 34 Jahre gehörte er dem Lehrerkollegium des städtischen Realgymnasiums an. Seine zahlreichen Schüler werden das Gedächtnis des streng gerechten, eifrig auf ihre Förderung bedachten schlichten Mannes, der über ein reiches Wissen verfügte, in Ehren halten.

Musikalisches.

Lewalter, Johann op. 48. „Das Herz", Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung (Ausgabe für hohe und tiefe Stimme) in Fund D. Verlag von Ries & Erler, Berlin. M. 1,50.

— —. op. 49. „Die Kinder an den Frühling", Lied für zwei Kinderstimmen oder zwei mittlere Singstimmen mit Klavierbegleitung. Verlag von Ries & Erler, Berlin M. 1.—

Seinen bisher erschienen zahlreichen Kompositionen ließ Johann Lewalter wieder zwei Lieder folgen, deren ersterem „Das Herz", eine reizende, neckische Dichtung Paul Heidelbachs, als Text unterliegt. Das entzückende Gedicht Heidelbachs hatte schon vor einigen Jahren in dem früheren zweiten Kapellmeister des Kasseler Hoftheaters Theodor Müngersdorf einen geschickten Tonsetzer gefunden, der für das Frau Justizrat Dr. Harnier gewidmete Lied ein äußerst wirkungsvolles musikalisches Gewand zu schaffen gewußt. Dem literarischen Jahrbuch „Hessische Heimat" vom Jahre 1902 war es als musikalische Beigabe angeheftet. Lewalter hat seine dem Kunstmaler Wilhelm Thielmann zugeeignete Tondichtung echt volkstümlich gehalten. Durch den an den Dudelsack erinnernden, fortwährend tönenden Baß in der reinen Quinte, wodurch wohl auch das Klopfen des Herzchens angedeutet sein soll, erhält die Komposition etwas Ländlich-Sittliches, Natürliches. Die Melodie ist einfach und sofort zu Ohr und Herzen gehend. Die Anschaffung dieses Liedes kann sehr warm empfohlen werden. Das andere Lied, ein Duett für Kinder oder mittlere Singstimmen, ist unseres Erachtens für Familie und Schule gedacht. Die Kinder, die es singen, werden ihre helle Freude daran haben. Am Schluß des Zwiegesanges können auch Tanzschritte gemacht werden, so daß das Liedchen sich unter Umständen auch als Reigengesang einbürgern könnte. Jedenfalls hat Lewalter den echten volksmäßigen Ton in der Melodie gefunden, der die Kinderseele jauchzen macht. Man merkt aus Dichtung und Komposition, die dem Kantor und Lehrer Philipp Gild gewidmet ist, daß sich der Verfasser in seinem Leben eingehend mit dem Volkslied und besonders mit dem Kinderlied beschäftigt hat. Schulen und Familien werden durch die Anschaffung des Duettes gewiß Vorteil haben.

M. B.

Personalien.

Verliehen: dem am 1 Februar in den Ruhestand getretenen Oberregierungsrat Landgrebe der Kgl. Kronenorden 2. Kl. sowie das Fürstlich Waldeckische Verdienstkreuz 2. Kl.; dem Sekretär Deißmann bei der Strafanstalt in Ziegenhain die Inspektorstelle bei derselben Anstalt.

Ernannt: Regierungsrat Loewe aus Kassel zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat bei der Oberrechnungskammer; die Referendare Funk, Dr. Lorsch und Dr. Rocholl zu Gerichtsassessoren.

Versetzt: Amtsrichter Dr. Schwartze in Eschwege als Landrichter an das Landgericht in Frankfurt a. M.

Überwiesen: der Gerichtsassessor Kleykamp dem Amtsgericht in Rinteln; der Strafanstaltsdirektor Heilsberg von Wohlau nach Kassel-W zum 1. April d. J.

In den Adelstand erhoben: Generaladjutant des Großherzogs von Hessen, Hofmarschall von Westerweller.

Geboren: ein Sohn: Buchhändler A. Funk und Frau Grete, geb. Nahr (Marburg, 18. Februar); Pfarrer Martin Scheele und Frau Lisa, geb. Stippich (Kassel 21. Februar); Zollsekretär Oskar Badenhausen und Frau Helene, geb. Schirg (Emden, 26. Februar); eine Tochter: Inspektor Georg Knyrim und Frau Amely, geb. Urban (Kassel, 16. Februar); Regierungsassessor Kleine und Frau Änne, geb. Schröder (Hannover 19. Februar); Landmesser Hasselmann und Frau, geb. Stauß (Marburg, 20. Februar); Landmesser Riebeling und Frau Lina, geb. Thonas (Marburg, 23. Februar).

Gestorben: Kaufmann Gustav Badenhausen, 67 Jahre alt (Newyork, 2. Februar); Frau Lehrer Anna Elisabeth Müller, geb. Hormel (Marburg, 12. Februar); Frau Lehrer Elisabeth Hilberg, geb. Ruth, 54 Jahre alt (Wehrda, 13. Februar); Elisabeth Freifrau Schenk zu Schweinsberg, geb. v. Lehsten, Witwe des Kurhess. Generalmajors Ludwig Freiherrn Schenk zu Schweinsberg, 77 Jahre alt (Kassel, 16. Februar); prakt. Arzt Dr. med. W. Funk, 31 Jahre alt (Marburg, 16. Februar); Frau Professor Wiskemann, 88 Jahre alt (Fulda, 24. Februar); Professor Dr. Ferdinand Justi, 69 Jahre alt (Marburg, 17. Februar); Oberstabsarzt a. D. Dr. med. Georg Bäumler, 85 Jahre alt (Kassel, 19. Februar); Frau Amöne Schubart, geb. Schwebes, Witwe des Oberbibliothekars Dr phil. Schubart, 90 Jahre alt (Kassel, 18. Februar); Kgl. Steuereinnehmer Georg Bezzenberger, 45 Jahre alt (Schweinsberg, 21. Februar); Kgl. Baurat Franz Tophof, 59 Jahre alt (Fulda, 21. Februar); Kgl. Baurat, Direktor Heinrich Grimke (Kassel, 22. Februar); Oberlehrer Professor Dr. Valentin Kramm, 62 Jahre alt (Kassel, 23. Februar); Oberst und Regimentskommandeur Freiherr Stein zu Nord- und Ostheim (Rostock, 23. Februar); Fräulein Emmi Keerl (Kassel, 25. Februar); Frau Marie Hein, geb. Losch, Witwe des Dr. med. Friedrich Hein, 80 Jahre alt (Kassel, 25. Februar); Geh. Justizrat Rudolf von Schirp, 75 Jahre alt (Wiesbaden, 26. Februar); Obersekretär a. D. Heinrich Simon, 77 Jahre alt (Kassel, 27. Februar); Fabrikant Georg Luckhard, 67 Jahre alt (Kassel, 27. Februar).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 6. XXI. Jahrgang. Kassel, 18. März 1907.

Komm!

Komm,
Laß dich führen an der lieben Hand
Auf uns'rer Berge süß verschwieg'nen Höh'n,
Daß wir des Tages letztes Sonnenglück
In weiter Waldnacht noch verglühen seh'n.
Komm!

Komm,
Noch zu schauen in das ferne Reich,
Eh' seine Pforte jäh in Nacht zerfließt,
Daß in die bange, kampfzerwühlte Brust
Sich süßen Friedens linde Labung gießt.
Komm!

Dann laß uns wieder wandern still nach Haus,
Am Bach hin laß uns träumend talwärts geh'n,
Daß wir der Sterne mildes Hoffnungslicht
Aus seiner Seele leuchten seh'n.
Komm!

Kassel.

Valentin Traudt.

Am Wasser.

Still an dem Wasser liegen und lauschen
Und mit den Wellen Zwiesprache tauschen
Tu ich so gern:
Sehe die Fluten gehen und kommen,
Kaum ich ihr leises Raunen vernommen,
Sind sie schon fern.

Sehe des Mondes silbernes Gleiten
Auf den kräuselnden Wellenspreiten,
Lockend es blinkt.
Kommen die Nebel leise gezogen,
Und das freundliche Licht auf den Wogen
Ins Dunkel versinkt.

Ist wie die Hoffnung im Menschenleben,
Die uns der Augenblick lächelnd gegeben,
Uns glücklich gemacht.
Kaum sie begonnen, die fröhlichen Stunden,
Sind sie in Harm und Fährnis entschwunden,
Wie Traum zur Nacht.

Kassel.

F. A. Rahles.

Die Kirche St. Johannes des Täufers in der Burg Krukenberg bei Helmarshausen.

Von F. Pfaff.

Über dem steilen Südhang des schmalen Bergrückens, den die untere Diemel vor ihrer Einmündung in die Weser umfließt, ragen die stattlichen Trümmer der Burg Krukenberg empor, die im Anfang des 13. Jahrhunderts vom Stift Helmarshausen erbaut wurde.[1]) Sie erschien Engelbert dem Heiligen, dem erfolgreichen Vertreter der Machtansprüche des Erzstifts Köln, wichtig genug, um sich im Jahre 1220 die eine Hälfte von der Abtei, der sie gehörte, abtreten zu lassen; diese warf sich, um ihre Unabhängigkeit gegenüber dem nahen Paderborn zu wahren, dem entfernten Köln in die Arme. Die Nachfolger Engelberts setzten seine Politik fort, und länger als ein Jahrhundert hat Köln den vorgeschobenen Posten an der Weser behauptet.

Die Burg Krukenberg hat von jeher ein besonderes Interesse erregt und zwar nicht nur wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung, ihrer Lage und der Größe der erhaltenen Reste, sondern auch wegen der baulichen Eigentümlichkeiten. Es sei gestattet, darauf hinzuweisen, daß Krukenberg der eigentliche und richtige Name der Burg ist, der in den Urkunden niemals anders erscheint. Der niedersächsische Sprachgebrauch hält zwar die Wörter Berg und Burg durchaus nicht streng auseinander, so daß viele Höhen als Burg bezeichnet werden, obgleich niemals eine Befestigung auf ihnen vorhanden gewesen ist, aber die feste Überlieferung muß doch in jedem Falle entscheiden.

Jedem Sachverständigen, der die Burg aufsucht, muß die Burgkirche durch ihre Größe und ihren eigentümlichen Grundriß auffallen, eine Rotunde von 13,5 Meter Durchmesser mit vier Kreuzarmen, die einstmals mit Tonnengewölben eingedeckt waren. Obgleich heute nur auf der Südseite noch wesentliche Teile des Mauerwerks stehen, ist der Eindruck des Erhaltenen doch imposant; wie sehr aber noch vor 300 Jahren dieser Bau das Gesamtbild der Burg beherrschte, ist aus Dilichs Federzeichnung zu ersehen, obgleich auch dieser die Burg schon im Zustand des Verfalls sah. Hin und wieder tritt die Behauptung auf, daß die Kirche als Nachbildung der Grabeskirche zu Jerusalem entstanden sei. Vielleicht liegt hier nur eine Verwechselung vor. Der bekannte Bischof Meinwerk von Paderborn sandte im Jahre 1032 den Abt Wino von Helmarshausen nach Jerusalem, um von dort eine Abbildung der Grabeskirche zu holen, nach der er die Kirche des Klosters Busdorf in Paderborn zu erbauen gedachte.[2]) Schon vor zwei Menschenaltern hat der Bauinspektor v. Lassaulx, der zuerst eine genaue Beschreibung der Ruine und einen Riß geliefert hat[3]), die Grundform der Kirche als einzig in ihrer Art bezeichnet; aus ihrem Baustil und der unverhältnismäßigen Größe, die es unmöglich macht, sie als Burgkapelle zu bezeichnen, zog er den Schluß, daß sie erheblich älter sein müsse als die um sie herum aufgeführte Burg, für die man vielleicht einen anderen Platz gewählt hätte, wenn nicht die als Wehrbau verwendbare Kirche schon vorhanden gewesen wäre. Diese Annahme wurde bestätigt durch eine Aktennotiz aus dem 16. Jahrhundert, die der Spürsinn Landaus aus einem undatierten, die Rechte Paderborns an der Abtei verfechtenden Schriftstück hervorgezogen hat[4]), die aber auch Falckenheiner schon bekannt war.[5]) Sie lautet: „Volgentß jm Jar M. C. XXVI hat Bischoff Henrich zu Paderborn die Capell zum Crockhenberg erbawet vnd haben vmb die Zeit die Bischoff zu Paderbornn viel großer merglicher Gabe dem Closter getan." Eine Bemerkung am Rande gibt vom Standpunkt des Klosters die Beweggründe des Bischofs an: „etliche Gaben hat er gethan ratione Voti, item auch die Kapellane." Da Landau voraussetzte, daß dem Verfasser des Aktenstücks eine Urkunde vorgelegen haben müsse, so sah er den Beweis als erbracht an, daß v. Lassaulx richtig geschlossen hatte, die Kirche mithin etwa hundert Jahre älter war als die Burg; zugleich äußerte er die Vermutung, die Kirche müsse im Jahre 1126 vollendet gewesen sein und jene Urkunde habe sich auf den Akt der Einweihung bezogen.

Dies alles erhält eine sichere Grundlage durch das, was der um die Geschichte Westfalens hochverdiente Wilmans aus einem fast unleserlichen

---

[1]) Die herrschende Ansicht, die Burg sei von Engelbert erbaut, mit dem das Stift eben wegen dieses Baues in Zwist geraten wäre, ist irrig; sie ist vom Stift angelegt, über das der Bischof von Paderborn deshalb die Strafe der Exkommunikation verfügte. Vgl. Westfälisches Urkundenb. IV Nr. 138, V Nr. 321.

[2]) Schaten, Annal. Paderborn. I p. 489.

[3]) Wigands Archiv für Geschichte und Altertumskunde Westfalens VII, 1, S. 87—89.

[4]) Landau, Die Geschichte der Burg Krukenberg, S. 9.

[5]) Hdschr. Bd. VIII. Bibliothek des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel.

Urkundenauszug beigebracht hat.[6]) Aus diesem Bruchstück ergibt sich mit voller Klarheit folgender Vorgang. Heinrich von Werl, Bischof von Paderborn, hatte das Gelübde getan, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen und die nötigen Mittel bereits zusammengebracht. Aber die Geistlichen seines Kapitels waren mit diesem Plan nicht einverstanden, sondern schlugen ihm vor, das Geld anstatt zu einer Pilgerfahrt lieber zu einem Kirchenbau zu verwenden. Er befolgte ihren Rat und errichtete auf dem Berge, der über dem Kloster Helmarshausen liegt, ein Gotteshaus zu Ehren St. Johannes des Täufers (ecclesiam in honore S. Johannis Baptiste in monte qui eminet Helmwardensi coenobio). Die Beweggründe für diese Freigiebigkeit sind nicht schwer zu erraten. Obgleich die Benediktinerabtei Helmarshausen auf Grund der kaiserlichen und päpstlichen Privilegien, mit denen sie begabt war, eine Reichsabtei sein sollte wie das benachbarte ältere Corvey, hatte König Heinrich II. entgegen seiner eigenen Verbriefung vom Jahre 1003 dem Drängen des unermüdlichen Bittstellers Meinwerk nachgegeben und das junge Stift im Jahre 1017 dem Bistum Paderborn einverleibt. Es war ein Grundsatz seiner Politik, der vom Standpunkt des Reichsoberhaupts gerechtfertigt erscheint, die minder leistungsfähigen reichsunmittelbaren Stifter, die dem Reich nichts nützen konnten, an größere anzuschließen; auch das altberühmte reiche Corvey entging nur mit Mühe diesem Schicksal. Der Bischof trug sich sogar mit dem Plan, das kaum eingerichtete Stift mit einer Klostergründung, die er in der Feste Warburg beabsichtigte, zu vereinigen. Dazu kam es nun doch nicht, das Stift aber fügte sich nur mit Widerstreben in die ihm auferlegte Unterordnung. Wie Heinrich II. ohne Bedenken das feierliche Versprechen seines Vorgängers Otto III. gebrochen hatte, so konnte sein eigener Nachfolger sich auch wohl entschließen, seine Verfügungen aufzuheben, da, wie sein Beispiel lehrt, die Akte des Vorgängers durchaus nicht immer den Nachfolger verpflichteten. Deshalb waren die Paderborner Bischöfe zwei Jahrhunderte hindurch eifrig bemüht, die Abtei Helmarshausen durch Gunsterweisungen, Wohltaten und Geschenke an sich zu ketten. So fügte Bischof Heinrich, als der Bischof Siward von Minden im Jahre 1126 die neuerbaute Basilika einweihte, zu dem, was er schon getan hatte, für sein und seines Sprengels Seelenheilung reiche Landschenkungen hinzu. Einer seiner Ministerialen namens Rothulf, wohnhaft in Thiertmaressen (Dettmarsen oder Deppenhöfe südlich von Peckelsheim) hatte die Waffen gegen ihn ergriffen und war vor Gericht geladen, aber nicht erschienen; daraufhin wurde ihm sein Lehngut aberkannt, er wurde in den Bann getan und erschlagen. Das ledig gewordene Gut schenkte der Bischof dem Abt Reinbold für sein Stift, ferner $2\frac{1}{2}$ Hufen Land in Horhusen (Niedermarsberg) und 9 Hufen in dem Ort Helmgabissen, dessen Lage sich nicht feststellen läßt, der aber vermutlich in der Nähe von Warburg zu suchen ist. Unter den Zeugen, welche die Schenkungsurkunde unterschrieben, befinden sich der Stiftsvogt Graf Siegfried, der letzte männliche Sproß aus dem Geschlecht der Grafen von Nordheim, sowie die Grafen Reinold von Dassel und Konrad von Eberschütz, dessen Geschlecht später in den Besitz der Burg Schöneberg kam und sich nach dieser nannte.

Wurde durch jenen Urkundenauszug das, was man betreffs der Entstehung der Kirche angenommen hatte, bekräftigt und ergänzt, so kann man, auf ihm fußend, einen Schritt rückwärts tun, um nachzuweisen, daß dies nicht die erste Kirche war, die auf dem Krukenberg stand. Die Abtei, die sich bei ihrer Gründung im Jahre 997 unter den Schutz des Apostels Petrus gestellt hatte, bedurfte dringend noch eines eigenen Patrons, wie ihn Corvey in dem heiligen Vitus besaß. Durch den bewährten Ruf der Heiligkeit und durch körperliche Gegenwart, welche die Wunderkraft verbürgte, sollte er die Scharen der Gläubigen anziehen und dem Stift zu Ansehen, Besitz und Macht verhelfen. Thietmar, der sechste in der Reihe der Äbte, machte es sich zur Lebensaufgabe, seinem Stift zu einem Schutzheiligen zu verhelfen.[7]) Nachdem er mit seinem Konvent und dem Bischof von Paderborn Rat gepflogen hatte, wandte er sich zuerst im Jahre 1105 brieflich an den Erzbischof Bruno von Trier, dessen uralter Bischofssitz die reichste Fundgrube für Reliquien jeder Art war. Er empfing auch einiges, gelangte aber mit seinem Hauptwunsche nicht zum Ziel. Mit sächsischer Hartnäckigkeit drang Thietmar weiter in den Erzbischof, als er im folgenden Jahre auf einer Synode in Guastalla mit ihm zusammentraf, und empfing hier die Versicherung, man werde sein Begehren in wohlwollende Erwägung ziehen. Um das Eisen zu schmieden, reiste der Abt am 25. März 1107 mit zwei Mönchen nach Trier; er war fest entschlossen, nicht vom Platze zu weichen, bis er seinen Zweck erreicht hätte.

[6]) Westfälisches Urkundenbuch. Additamenta von Wilmans Nr. 34.

[7]) Translatio S. Modoaldi. Monum. Germ. SS. XII p. 284 squ.

Zwar versuchte man es auch jetzt mit Hinhalten und Ausflüchten, doch schließlich siegte die Beharrlichkeit, und Thietmar erhielt die Wahl zwischen den Heiligen weiland Erzbischöfen Modoald, Abrunculus und Bonosus. Nachdem er sich aufs sorgfältigste nach den Verdiensten jedes einzelnen erkundigt hatte, entschied er sich für den heiligen Modoald, obgleich man ihm lieber einen von den andern gegeben hätte. Auch sonst wußte er sich noch so viele Reliquien zu verschaffen, daß er später andern davon mitteilen konnte. Nun hielt ihn nichts mehr in Trier. Am 15. April, dem zweiten Osterfeiertag, machte er sich mit dem schwer erkämpften Schatz auf den Weg und wurde nach jeder Tagereise von seinen Brüdern vom Benediktinerorden mit feierlicher Gastfreundschaft aufgenommen, so in den bekannten Klöstern St. Maximin zu Prüm, St. Pantaleon in Köln und Abdinghof in Paderborn.

Am elften Tag seiner Reise traf er bei Deisel, eine Wegstunde von dem heimatlichen Kloster, mit seinen Mönchen zusammen; die Reste des Schutzheiligen wurden zunächst in die Kirche Johannes des Täufers gebracht. Der folgende Tag, der 26. April, wurde ein Festtag für das umliegende Sachsenland. Eine gewaltige Menge von Geistlichen und Weltlichen fand sich bei der Kirche ein, darunter auch der Abt von Corvey mit dem Schrein, der die Reste des heiligen Vitus enthielt. Thietmar selbst nahm die Bahre auf seine Schulter, und nun stieg der Zug zum Kloster hinab mit den Kreuzen, Fahnen und brennenden Kerzen, umwallt von Weihrauchwolken, indem das stille Tal von den Wechselgesängen der andachtvollen Menge widerhallte. In der Klosterkirche, die der Jungfrau Maria und dem Apostel Petrus geweiht war, wurde die Bahre auf den Altar gesetzt, der Abt trat vor ihn, erstattete Bericht über den neuen Schutzheiligen aus dem sonnigen Moseltal und erteilte den Ablaß. Jeder der Anwesenden, der nach Rang und Vermögen dazu verpflichtet war, beeilte sich, eine Gabe darzubringen, auch Gold und Edelsteine wurden gespendet, um den Reliquienschrein würdig schmücken zu können. Es war 9 Uhr morgens, als dies geschah.

Bald drang das Geschrei von der Wundertätigkeit des Heiligen weithin in das Land, der nicht nur Krankheiten bannte, sondern auch der Gewalt des Feuers Einhalt tat. Denn als einst in Hofgeismar, damals noch einem Dorf, ein Feuer auskam, das den Ort zum größten Teil in Asche legte, wandte sich eine alte Frau, die eine Hütte an dem Saum des Dorfes bewohnte, an den heiligen Modoald und tat ihm ein Gelöbnis. Die Flammen konnten nun ihrer Hütte nichts anhaben. Als die übrigen Einwohner das Mittel erfuhren, das sie angewandt hatte, stimmten sie laut den Lobgesang des Heiligen an, worauf das Feuer erlosch.[8]) Länger als 400 Jahre hatte der heilige Modoald in Helmarshausen seine Ruhestätte; erst als der letzte Abt und seine Mönche den evangelischen Glauben annahmen und, aus dem Stift verjagt, an Philipp dem Großmütigen einen Rückhalt fanden, führte der Bischof Erich seine Reste und die anderen Reliquien nach Paderborn hinweg.

Als Karl der Große den Winter 797/98 im nahen Herstelle verbrachte und die Verhältnisse des endgiltig unterworfenen Sachsenlandes ordnete, verpflanzte er viele Sachsen in fränkisches Gebiet und zog ihren Grundbesitz als Königsgut ein. Die deutschen Könige wurden seine Erben und erschöpften dies Reichsgut durch Vergabungen. So schenkte Otto I. der edlen Frau Helmburg aus jenem Gut unter anderm einen Hof in dem Dorf Helmarshausen, das zum erstenmal in seiner Urkunde vom Jahre 944 erwähnt wird.[9]) Daher wird es auch alter Reichsbesitz gewesen sein, mit dem Graf Eckard von Reinhausen die von ihm gegründete Abtei im Jahre 997 ausstattete.

Auf jenen Winteraufenthalt Karls ist auch die Abgrenzung der Taufkirchen des bekehrten Engern zurückzuführen. Drängt sich nun hier nicht der Gedanke auf, daß damals oder nicht lange nachher auf der alten Kult- und Gerichtsstätte des Krukenbergs, wo noch im Jahre 1360 ein Freistuhl der Feme errichtet wurde, die erste Johanniskirche erbaut ist? Voll Verständis bequemte sich die Kirche der Fassungsgabe des Volkes an, das in seinem zäh festhaltenden Sinn keine Brücke vom Übermenschentum seiner Götterwelt zum Opfertod des Gekreuzigten finden konnte. Wo am Sonnwendtage dem Sieger Baldur zu Ehren die Feuer emporlohten und die Jugend in freudigem Rausch über die Flammen sprang, auf diesen Höhen erhoben sich die Kirchen zu Ehren des Täufers, der dem Herrn den Weg bereitet, und ihm wurde Baldurs froher Tag zugeeignet, den heute noch die katholische Kirche so feierlich begeht. Um in den Grenzen Hessens zu bleiben, so steht auf dem Johannisberg bei Nauheim der Turm einer uralten Kirche, die auf Bonifatius zurückgeführt wird; im Dorf Johannesberg bei Fulda weihte Abt Radgar dem Täufer im Jahre 811 ein Mönchskloster, und auf dem Johannes-

[8]) Miracula S. Modoaldi. Monum. Germ. SS. XII p. 313.

[9]) Monum. German. Dipl. reg. I No. 57. curtem I in villa Helmerateshusa vocata.

berg bei Hersfeld errichtete Abt Arnold eine nach ihm benannte Propstei. Unter diesen Umständen muß es fast wunder nehmen, daß nicht auch bei Helmarshausen der auf keltischen Ursprung zurückgeführte Krukenberg unter dem Einfluß des Christentums zu einem Johannisberg umgewandelt worden ist.

Aus Hessens französischer Besetzung in 1807.

Von Professor Wippermann.

Den im Hefte vom 2. Oktober 1906 wieder in Erinnerung gebrachten verschiedenen behördlichen Erlassen aus November und Dezember 1806, den ersten Monaten der damaligen französischen Besetzung Kurhessens, werden hiermit einige weitere solcher Erlasse aus dem ersten Drittel des Jahres 1807 angeschlossen.

Die erste dieser Urkunden ist ein vom Generalgouverneur von Hessen, Lagrange, bekannt gemachter Erlaß Napoleons aus dem kaiserlichen Hauptquartier zu Warschau vom 5. Januar 1807. Hiernach sollte „die dem Kurfürstentum Hessen-Kassel auferlegte Kriegssteuer durch Abtragung derjenigen Kapitalien bezahlt werden, welche die Einwohner des Landes dem Kurfürsten als Darlehen schuldig sind“. Fällige Kapitalien und die davon verfallenen, vor dem Einmarsche der französischen Truppen in das Hessen-Kasselsche Gebiet nicht abgetragenen Zinsen sollten von den Schuldnern vor dem 10. Februar bezahlt werden. Die Schuldner von nicht fälligen Kapitalien sollten gehalten sein, sich davon frei zu machen, und in Ansehung dieser neuen ihnen auferlegten Verbindlichkeit sollten sie eines Nachlasses sich zu erfreuen haben. Nach Artikel 5 des Erlasses sollten „die Landstände von Hessen und die Rentkammer von Hanau berechtigt sein, alle jene Maßregeln zu ergreifen, die sie für schicklich halten, um sich von ihrem Anteile der Schuld zu entladen, welchen sie zufolge der gegenwärtigen Verfügungen zu bezahlen haben“. Artikel 8 lautete: „Unser Major-General, der Kriegs-Minister, Unser General-Intendant der Armee und der eroberten Länder und Unser General-Administrator der Finanzen sind beauftragt, das gegenwärtige Dekret in Vollzug zu setzen.“ Unterzeichnet: Napoleon. Auf Befehl des Kaisers der Minister Staats-Sekretaire Hugo Maret.

Die von den kurfürstlichen Geheimräten v. Waitz und v. Baumbach am 28. Dezember 1806 an die hessischen Soldaten gerichtete Mahnung ist wohl im allgemeinen befolgt worden, sie hat aber doch nicht verhindert, daß am 16. Januar 1807 die „Militär-Commission im Kurfürstentum Hessen-Cassel im Namen des Kaisers und Königs“ ein Todesurteil fällte „über den ehemaligen Sergeanten unter den hessischen Truppen Namens Jakob Schumman, seit dem Austritte aus den Diensten des Kurfürsten Schreiber von Profession, zu Eschwege gebürtig, 41 Jahre alt, beschuldigt einer von den Urhebern und Anstiftern des Aufstands zu sein, welcher zu Eschwege und in der umliegenden Gegend statt hatte“. Nach der Vernehmung des Angeklagten erklärte die Militär-Kommission ihn einstimmig als Teilnehmer an einer bewaffneten Zusammenrottung schuldig und verurteilte ihn nach Tit. 8, Art. 4 des Gesetzes vom 21. Brumaire des Jahres 5 zum Tode. Als Mitglieder der Kommission haben unterzeichnet: Audibert, Unterleutnant; Bonenfant, Lt.; Daventure, Kapit.; Seguenaud, Batall.-Chef; Rabbe, Oberst, Präsident; Duchemin, Kapit. Refer.; Chaulandy, Greffier. Vorstehende Angaben sind einem der 600 Plakate entnommen, die damals in Hessen amtlich verteilt wurden. Die Hinrichtung hat im Bellevuegarten zu Kassel stattgefunden, wie der Maler Müller in seinem Werke „Kassel seit 70 Jahren“ (Kassel 1876) Bd. 1, S. 7 zugleich mit der Bemerkung berichtet, daß die Militärbehörde sich um die Beerdigung nicht bekümmert habe.*)

Wenige Tage hiernach, am 19. Januar, machten jene beiden kurfürstlichen Geheimräte ein Schreiben des Kurfürsten aus Schleswig vom 13. Januar 1807 bekannt, wonach er die mahnenden Erlasse derselben vom 28. und 30. Dezember 1806 so zweckmäßig findet, „daß Ich nicht umhin kann, Ihnen darüber Mein besonderes Wohlgefallen zu bezeigen und solche auch hierdurch förmlich zu bestätigen, auch Ihnen noch weiter zu empfehlen, mit unermüdetem Eifer für das Beste des Landes ferner zu sorgen“. Daran knüpften die Geheimräte den Ausdruck der Zuversicht, „daß sowohl die hessischen Soldaten, als übrige Einwohner des Landes sich nach dem Willen des Kurfürsten ferner ruhig verhalten, die durch die gegenwärtige Zeitumstände herbey geführte mancherley Beschwerlichkeiten geduldig ertragen und eine baldige Verbesserung ihrer Lage der Vorsehung getrost anheimstellen werden“. Diese ganze Ansprache ist ebenfalls in vielen Exemplaren, deren eins uns hier

*) Vgl. „Hessenland“ 1907, Nr. 2, Seite 23.
Die Redaktion.

gleichfalls vorlag, und zwar ohne allen Einspruch der fremden Machthaber verbreitet worden.

Großes Zutrauen und viele Freundlichkeit spricht aus einer veröffentlichten Ansprache, die der Oberstleutnant Blondel de Bellebrougue am 21. Januar 1807 zu Witzenhausen an die dortigen Einwohner erließ und in der er ihnen mitteilte, daß der Marschall Berthier, Prinz von Neuchatel und Valengin, ihm durch Erlaß aus Warschau aufgetragen habe, die Kommandantschaft von Göttingen mit der von Witzenhausen und Heiligenstadt, also einer preußischen Stadt, zu vertauschen. Damit verband er eine besondere Ansprache an die „Dignes habitants de la Hesse“. Er sei nur gekommen, sagte er, mit Gedanken des Friedens und mit dem Wunsche, möglichst zu trösten, er werde die Unterdrückten stützen, die Witwen und Waisen trösten. Er hoffe, seinem erhabenen Herrn, Napoleon dem Großen, nur ein Zeugnis vom lobenswerten Betragen der Bewohner Hessens ablegen zu können.

Unterm 18. Februar 1807 erging in Kassel eine Proklamation des Generalgouverneurs Lagrange an die „Bewohner und Soldaten von Hessen“, welche lautete:

„Die meisten unter euch haben sich dem Aufruhr hingegeben; sie haben Unruhen erregt; noch mehr — sie haben es gewagt, den Waffen Sr. Majestät des Kaisers Hohn zu sprechen. Zu Hersfeld wurde ein Soldat gemeuchelmordet. Bewohner und Soldaten! Se. Kaiserl. Majestät wurden über dieses Betragen aufgebracht. Welche Mittel, welche Verwegenheit hattet ihr, eine vorsätzliche Beschimpfung Ihrer überall siegreichen Waffen zu wagen? Sie haben verordnet, daß die Stadt Hersfeld verbrannt werden soll; jene von Eschwege würde das nämliche Schicksal gehabt haben, wenn sie sich nicht beeifert hätte, die Strafbaren auszuliefern, welche mit ihrem Blute die Schuld bezahlt haben, die ihr zur Last fiel, weil sie einen Aufstand in ihren Mauern duldete. Thoren! sehet nun, zu welchem Resultate eure Wagstücke führten: es ist das Verderben und der bey mehrern unter euch gerecht und nothwendig gewordene Tod, während dem eine noch größere Anzahl nach Frankreich geschickt wird, um dort bis zum Frieden in Gefangenschaft zu bleiben. Schließet aus diesen Maßregeln, was für weit strengere auf euch warten, wenn man in Zukunft noch einige unter euch fände, die es wagen würden, sich ähnlichen Frevelthaten zu überlassen. Rechnet nicht mehr auf euren Fürsten; er und sein Haus haben aufgehört zu regieren. Dies ist eine Wahrheit, die ich euch schon angekündigt habe, und die ich euch heute noch einmal bekräftige. Einwohner, die ihr während diesen Unruhen ruhig geblieben seyd, an euch ist es zu fühlen, welcher Gefahr euer Vaterland ausgesetzt war. Wachet für die pünktliche Vollziehung aller vorgeschriebenen Maaßregeln, damit es bey der ihm wiedergegebenen Ruhe gesichert ist. Das Land ist entwaffnet worden: jedes Individuum, welches, aus Verachtung gegen diesen Befehl, Waffen verheimlichet oder versteckt halten würde, wird auf der Stelle arretirt und erschossen; die Urheber von Zusammenrottirungen, diejenigen, die es wagen, die Glocken zum förmlichen Auflaufe zu läuten, kurz alle diejenigen, die die gesetzliche Macht des jetzigen Gouvernements sowie die der Beamten oder anderer mit der Vollstreckung seiner Befehle beauftragten Magistratspersonen einen Augenblick nicht anerkennen würden, werden mit der nämlichen Strafe belegt.“

Am 9. Februar wurden in Kassel die Hessischen Landstände versammelt, um über die Bezahlung ihrer Schulden zu beraten, nachdem dem Lande durch Dekret Napoleons vom 15. Oktober 1806 eine Kriegssteuer von 6 Millionen Francs auferlegt war. Bezüglich ihres nunmehrigen Versuchs einer freiwilligen inländischen Anleihe erließ nun „Hessische Landesregierung“ am 7. März 1807 eine Proklamation, in der es hieß, „die gegenwärtig versammelten Deputirten von Prälaten, Rittern und Landschaft“ wünschen gegen landständische Obligationen ein Kapital zu 5 % aufzunehmen, das „durch die nach wie vor ausgeschrieben werdenden Petri- und Martini-Steuern wieder abgetragen wird“. Man versehe sich daher zu jedem „Bewohner und Unterthan von Hessen, weß Standes und Würden er auch sein möge, welcher sich im Stande befindet, etwas zu verleihen, daß er den Drang der Umstände wohl beherzigen und, mit Anhänglichkeit an das Vaterland, zu diesem dringend erforderlichem Anlehen freywillig nach Vermögen beytragen werde“, damit ein gezwungenes Anlehen mit geringeren Zinsen vermieden werde. Allen Beamten werde daher hiermit befohlen, in ihren Bezirken zu ermitteln, welche längstens binnen drei Wochen vorzuschießende Summen zu erwarten seien, für die ½ % gutgetan werden solle.

Aber schon am 19. März macht „der Kais. Kön. Landtags-Commissär in Hessen“, Reinhard, auf Befehl des Generalgouverneurs bekannt, daß das Mittel der freiwilligen Anleihe „zu sehr ins Weite hinausgehe“, als daß es ausführbar gewesen wäre, und daß deshalb die Landstände am 12. März „das Budget eines gezwungenen Anlehns, zu dem alle Bewohner und Stiftungen Hessens beytragen sollten,“ beschlossen hätten. Zur Empfehlung dieses Mit-

tels fügte der Landtags-Kommissar hinzu: „Die Hessische Landstände finden hier ihren schönsten Beruf, indem sie sich der Pflichten entledigen, die ihnen als Vätern des hessischen Volks obliegen, und dies Volk, weit entfernt, seinen wahrhaften Vorteil zu mißkennen, wird ihren Bemühungen gern mit jeder Unterstützung entgegenkommen. Die Gewährleistung, welche das Kais. Dekret v. 5. Jan. in Ansehung der von den Ständen zu übernehmenden Verbindlichkeiten ihnen zusichert, gründet sich auf französische Treue und Biederkeit." Es handele sich nicht um „eine würkliche Contribution", sondern um ein verzinsliches Darlehn „von 1300 Tausend Rthr.". Allen Gemeinheiten und Ämtern werde nachdrücklichst empfohlen, die schnellsten Mittel zu ergreifen, nötigenfalls die Quoten zu erborgen; sie seien solidarisch schuldig bei sonst unvermeidlicher Beitreibung der auf einmal zahlbaren 12-jährigen Landessteuer von jedem einzelnen Einwohner. Die Saumseligen würden durch Zulegung von Truppen, ja durch Aushebung von Geiseln bestraft werden. „Die Kapitalisten in Hessen" müßten binnen drei Tagen ihre Kapitalien angeben, von denen sie dann mit 12²/₅ % beizutragen hätten; bei unwahren Angaben müßten sie dreifach beitragen. Dieses Anlehn, wenn schon gezwungen, „müsse das größte Zutrauen einflößen".

In einer besonderen Proklamation, unterschrieben „Aus der Landes-Regierung", wurde am 18. März allen Gemeinden die einstweilige Anschaffung einer Summe Geldes für das Anlehn aufgegeben und mitgeteilt, daß „erforderlichenfalls von dem Kais. franz. Gouvernement der Consens zur Verpfändung der Gemeinheiten zugesichert" sei Endlich machte der Landtags-Kommissar am 25. April bekannt, daß das Konsistorium die 12000 Rthr., auf die der Beitrag der Kirchen-Kasten und milden Stiftungen zum Anlehn in der Eile abgeschätzt sei, auf die Kirchen- und Armen-Fonds habe repartieren lassen. Daran schloß sich eine Warnung vor fernerer Langsamheit und „Widerspenstigkeit". — Im übrigen liegt aus dieser Okkupationszeit nur eine Reihe von öffentlichen Erlassen der „Hessischen Landesregierung" vor, die unbedeutendere Dinge betreffen und sämtlich den Eingang tragen: „Unsern gnädigen und günstigen Gruß zuvor, Ehrsamer, guter Gönner!", während es am Schluß regelmäßig heißt: „In dessen Vorsehung bleiben Wir Euch gnädig und günstig geneigt." In einem dieser Erlasse vom 6. April wird gesagt, das Kais. franz. Gouvernement habe bis jetzt noch niemandem die Erlaubnis zum Fruchtverkaufe außer Landes gegeben; es werde daher aufgegeben, keine Erlaubnisscheine zur Frucht-Exportation anzuerkennen, die nicht vom General-Gouverneur oder vom General-Intendanten Martellière unterzeichnet seien. — Fernere Auszüge aus den zahlreichen Proklamationen sind nicht nötig, die bisherigen geben hinreichend ein Bild der Zustände in Hessens Franzosenzeit vor Gründung des Königreichs Westfalen.

Der Hutzelsonntag in Buchonien.

Von A. Pabst, Fulda.

Zu den fröhlichen Festen, die sich, wenn auch ihrer ursprünglichen Bedeutung beraubt, aus dem Heidentume zu uns gerettet haben, gehören besonders noch die mit den Bergfeuern verbundenen Feiern. In Süd- wie in Norddeutschland, ja über die Grenzen Deutschlands hinaus in Österreich und Skandinavien finden sich noch solche Freudenfeste, an denen auf Bergen und Höhen unter Jubel und Gesängen mächtige Scheiterhaufen angezündet werden. Je nach der Jahreszeit, in der sie abgebrannt werden, erscheinen sie als Weihnachts-, Neujahrs-, Oster-, Mai- und Johannisfeuer. Tragen sie auch in den verschiedenen Gegenden ganz verschiedene Namen, und fallen sie oft in den verschiedenen Teilen Deutschlands nicht auf den nämlichen Tag, so haben sie doch ganz gleichen Ursprung. Es wurde in ihnen die Winters-, Frühjahrs- und Sommersonnenwende gefeiert.

Der strahlende Weihnachtsbaum ist der wenn auch spärliche Rest der heidnischen Julfeuer, der späteren Weihnachtsfeuer, die in der Zeit der winterlichen Sonnenwende zum Himmel emporloderten und heute noch in Schweden abgebrannt werden. Ebenso ist ein Überbleibsel derselben der bei den Sachsen in Siebenbürgen übliche „Chräftklooz" (auch Chräftrühnen und Chräftgrumpes genannt). Früher ist auch an der Eifel und Mosel als „Christbrand" ein „Christblock" gebräuchlich gewesen, wie aus einem alten Weistum hervorgeht, nach dem „ein iglicher schaffen da gesessen zu Winnackten ein Foder Holzes oder ein Winnachtsploch" zu geben schuldig war (cfr. J. Grimm, Deutsche Weistümer 2. 302).

In den Johannisfeuern auf Johannitag, die sich noch in sehr vielen Gegenden Deutschlands erhalten haben, wurde die sommerliche Umkehr feierlich be-

gangen. Insbesondere huldigten unsere Vorfahren aber der Sitte von Feuerbränden auf den Bergen zur Zeit der Frühjahrssonnenwende. Wenn der grüne Lenz seinen siegreichen Einzug ins Land hielt, zündeten die alten Deutschen in allen Gauen voll frohen Frühlingsübermutes der Lichtgottheit zu Ehren, welche die langersehnte Sonnenwärme der Erde wiedergebracht hatte, auf den heimischen Bergesgipfeln und Gebirgskuppen ihre hochaufgetürmten Holzstöße an. Diesen Bergfeuern verdanken die vielerorts vorkommenden Mai- und Osterfeuer, das „Fackelaschwinge" in Vorarlberg, das Verbrennen der Winterburg in der Eifel am ersten Fastsonntag (Burgsonntag), der „Funkentag" in Oberschwaben, die Funkenfeuer auf den Vorbergen der Alpen und andere Feuerbrände ihren Ursprung, ebenso auch die Hutzelfeuer am ersten Sonntag in der Fastenzeit (Hutzelsonntag) im ehemaligen Buchenlande.

In früherer Zeit waren in der alten Buchenlandschaft auch Johannisfeuer üblich, so namentlich in der Gegend der Milseburg noch in jüngerer Zeit. Nach Dr. Josef Schneiders „Buchonia" (4. Bd. S. 17. Fulda 1828) kamen in der Stadt Fulda am Johannistage ehedem die Nachbarn auf dem Hitzenplane (einer früheren Sackgasse, die von der Schulstraße abzweigte und durch die Verlängerung der Bahnhofstraße verschwunden ist), in der Lengsfelder und anderen Gassen beim Johannisfeuer zusammen, und zwar in sog. Johannishütten. Das Feuer hatte sich vom freien Felde in diese Hütten zurückgezogen. Jetzt aber flammen nur noch am Hutzelsonntage im früheren Buchonien Sonnenwendfeuer zum nächtlichen Himmel empor.

Mancher Gebrauch bei diesen Hutzelfeuern erinnert noch an den altheidnischen Naturdienst, wie z. B., daß man brennende Fackeln aus Stroh (sog. Bläsen) schwingend um die Saatfelder herumläuft, besonders aber das „Hutzelrädermachen", da das Rad das Symbol der Sonne bei unseren Vorfahren gewesen ist. Die Sitte, brennende Räder die Berge herabzurollen, findet oder fand sich auch anderorts, z. B. in den Moselgegenden. Auch die komische Figur des „Hutzelmanns" (zwei kreuzweise zusammengebundene Stangen mit einem Kopfe aus Stroh, die dem Holzgerüst aufgesetzt werden) versinnbildet den Winter, den man im Heidentume personifizierte und unter wildem Lärm austrieb oder verbrannte. In ähnlicher Weise führte man in Seiburg bei Reps in Siebenbürgen unter Johlen einen Strohmann herum, der den machtlosen gefangenen Winter darstellte, und den man mit Hohn und Spott überhäufte. Noch in anderen Gegenden werden Fastnachtspuppen aus Stroh und Reisig verbrannt oder auch als der „Tod" ins Wasser geworfen.

Ihren Namen verdanken die alten buchonischen Höhenfeuer den Hutzeln, d. h. den gedörrten Apfel- und Birnschnitzen, die an diesem Tage als besondere Festtagsspeise verzehrt werden. Im Herbste zuvor werden die Obstschnitzen auf einem geflochtenen Siebe im Backofen gedörrt. Den ganzen Winter hindurch werden sie sorgsam in einem Sacke oder sonstwo, geschützt gegen Ungeziefer, in der Speisekammer aufbewahrt, bis der Hutzelsonntag herankommt. Dann werden sie aufgekocht mit Kreppeln gemeinschaftlich von kleineren und größeren Gruppen der Dorfbewohner verspeist. Am Tage der Feier ziehen auch Schuljungen im Dorfe herum und „haischen" an den Türen der „dicken" Bauern Hutzeln, sowie Eier und Würste, wobei sie folgende eigenartige Liedchen singen:

„Hutzelstielje, Hutzelstielje
Macht mer Feuer in 'n Ofe,
Stoßt mer net die Kachel i,
Sonst träuft 's mer in die Stobe [1]),
Von der Stobe bis in 'n Ärn [2]).
Die klenne Maje honn ich gern,
Die grosse noch viel lieber.
Hutzel hin, Hutzel her,
Hutzel wern gesode
Mit den dicke Knote.
Gat mer die Hutzel mit dem Stiel,
Olle Weiber gitt 's gar viel,
Jonge noch viel me."

„Zom Silljes, gall' Ärbes [3])
Mit Hutzebrüh geschmälzt,
Wollt en ons kei Hutzel gä,
Soll auch der Baum kei Birn' mehr troa.
Gat ons die Hutzel mit dem Stiel,
Es senner onser gar zu viel,
Hutzel hin, Hutzel her,
Gat ons die bäste Hutzel her."

---

[1]) Oder auch: „Es räucht mer in de Stobe." In den alten Kachelöfen war zwischen Wand und Ofen ein Topf mit Wasser für das Vieh oder zum Waschen eingemauert. Wurde die Kachel umgestoßen, so kam nicht nur Rauch, sondern auch Wasser in die Stube.

[2]) Hausflur.

[3]) „Zom Silljes (Silches usw)" wird verschieden gedeutet. Dr. Josef Schneider erklärt es in der „Buchonia" Bd. 4, S. 18, als „zur Sülze gelbe Erbsen"; Pfarrer Leopold Höhl in seinem Rhönspiegel (2. Auflage 1892 S. 150) hat an dieser Stelle nur „Ziljes" und meint, es wäre gleich „Sieblos", einem Dörfchen bei Abtsroda, das hier spottweise zitiert werde. Ebenso gut könnte aber auch „Silges" bei Hünfeld hier spottweise angeführt sein. Jedenfalls ist es soviel wie „Zum Geselchten", ähnlich wie in Ober- und Niederösterreich für Dörrfleisch mit gelben Erbsen „Zum Gselchten" mit Weglassung des ersten „e" gesagt wird.

(Auf Seite 11 des Jahrganges 1890 des „Hessenland" befindet sich eine Skizze von F. U. in Schmalkalden, in der sehr ergötzlich erzählt wird, wie ein als Küster in Notre Dame in Paris angestellter Deutscher von Fuldaern, die sich von ihm die Kirche zeigen lassen, durch seine Bekanntschaft mit diesem Versanfang als Landsmann erkannt wird. D. Red.)

Auch für die Spende der Eier und Würste hat man besondere Sprüche. Sie lauten:

„Dönge im Käller [4])
Steht ä Korb voll Eier.
Gat ons de frésche
Loßt de olle wesche;"

und

„Dobe im Ferscht [5])
Hänge de lange Werscht,
Dobe im Schornstei',
Hänge de olle Säubei',
Gat ons de lange,
Loßt de korze hange."

Wie beliebt die Feuerbrände auf den Bergen noch immer beim Rhönvolke sind, zeigt uns, daß man in mehreren Orten der Rhön den hundertjährigen Todestag unseres großen Dichterfürsten Schiller (9. Mai 1905) durch Abbrennen von zahlreichen Höhenfeuern verherrlichte. Aber auch in anderen Gegenden Deutschlands läßt man oft zur besonderen Verherrlichung einer Feier von einer nahegelegenen Bergspitze aus ein Freudenfeuer zum dunkeln Abendhimmel emporlodern. So erinnere ich mich, daß im Juni 1904 anläßlich einer studentischen Feier österreichischer technischer Hochschüler zu Darmstadt zur Abendzeit auf der in der Nähe von Michelsstadt gelegenen Adalbertshöhe nach einer auf den alten deutschen Brauch von Bergfeuern hinweisenden Rede eines Studenten ein gewaltiger Scheiterhaufen in Flammen gesetzt und ein auf hoher Stange hängender Strohkranz angezündet wurde. Als das Feuer dann am Verlöschen war, sprangen Burschen und Mädchen aus der Umgebung durch das verglimmende Feuer.

[4]) oder: Dobe uf der Däus (= Boden).
[5]) oberster Bodenteil.

Die Kasseler Chronik des Johann Justus Escherich.

Mit Einleitung von Sanitätsrat Dr. med. Schwarzkopf und Anmerkungen von A. Woringer.
(Schluß.)

1789 den 15. Nov. Ist der Herr Metropolitan Pister [78]) bei der Brüdergemeinde als Erster Prediger von Herrn Superintendenten Vilmar [79]) der gemeine vorgestellt worden.

1789 Ende Nov. ist der Erste Pfeiler zur Voltebrücke bei der Schlacht fertig geworden. 1792 im Monat .... [80]) ist der erste Bogen an dem Neuen Bau fertig geworden. Den 9. Juli 1793 sind die anderen 2 Bogen fertig worden.

1789 den 18. Febr. ist die Ertzherzogin Elisabeth gestorben, sie war geboren 21. April 1707 und vermählt am 6. Januar 1788; ist alt worden 23 Jahr.

Am 20. Febr. 90 Morgens 6 Uhr Ist der Kaiser Josephus II. mit Todt abgegangen; war gebohren 13. Merz 1741, den 20. Merz 1764 zum römischen Kaiser gewählt und 10. April auch gekrönt und am 8. August 1785 bestieg er den durch Hintritt seines Herrn Vatters Franz I. hochseligen Andenkens erledigten Keyserthron. Joseph II. ist alt worden 49 Jahr.

1791 den 9. Nov. Ist der Herr Regiments-Feldscheer Alhausen durch eine Stafette nach Manheim berufen zu dem Herrn Director Hubert, welcher schwer krank.

1792 den 30. Janr. Ist das hiesige Garde-Grenadier-Regm. von hier nach Ziegenhayn und Marburg ausgerückt; bei Rheinfels kommen 4000 hessische Truppen zu stehen, um einen Carton [81]) zu ziehen auf der hessischen Krentze [82]) gegen die Franzosen.

1792 Ist den 28. Febr. der Kaiser Leopolt der 2te krank geworden und am Donnerstag den 1. Mertz gestorben, alt geworden 44 Jahr 10 M.

1793 den 13. Merz auf einen Sonntag des Morgens um 6 Uhr ist die erste Garde nebst dem Leibregiment und 20 Mann von der Gardeducorps und Herr Regimentsfeldscheer Alhausen [83]) nach dem Rhein marschirt, in die Graffschaft Katzenellenbogen.

1792 den 14. Juli ist Frantz II. zum Keyser in Frankfurth gekrönt worden.

1792 den 14. Oktob. Hat Fridrich Biermann mit Jungfrau Magdalene Raaben zu Carlshafen Hochzeit gehalten. Der Herr Pfarrer Havig [84]) hat dieselben copulirt, ist auf ein Pferd geritten kommen.

[78]) Siehe Anmerkung 68.
[79]) Siehe Anmerkung 66.
[80]) Lücke im Original.

[81]) Kordon.
[82]) Grenze. Hessen-Kassel besaß auf dem linken Rheinufer die Festung Rheinfels und die Bürgermeisterei Pfalzfeld. Landgraf Wilhelm IX. hatte sich Österreich und Preußen in ihrem Vorgehen gegen Frankreich angeschlossen, das zu dem unglücklichen Feldzug 1792 in der Champagne führte. Es muß auffallen, daß der Eroberung Frankfurts durch die Hessen am 2. Dezember 1792, die in ganz Deutschland großes Aufsehen machte, gar keine Erwähnung geschieht.
[83]) Trotz dem unfreundlichen Empfang in Münden (siehe oben zum Jahre 1784) scheint Ahlhausen doch in großem Ansehen bei dem Chronikschreiber gestanden zu haben.
[84]) Eberhard Wilhelm Habicht, Prediger der lutherischen Gemeinde zu Karlshafen.

NB. Der Herr Pfarrer hatte ein böses Bein, daß er nicht gehen konnte. 22 Personen waren auf der Hochzeit.

1793 den 21. Jan. Ist Ludwig der 16. König von Frankreich auf ein Schavot öffentlich enthauptet worden. Den 10. May 1774 hat er die Regierung angetreten; er war den 23. August 1754 gebohren; ist durch eine Köpfmaschine hingerichtet worden, heißt Guillotine.

1793 den 10. Juni Sind 4000 Mann Hessen nach Brabant marschirt; bestanden die Regimenter aus 2 Bataillons Garde, 2. Bats. Loßberg und 1 Regt. Schantarmen[85]); den 17. sind noch 4000 nach Braband marschirt, 2 Bat. Erbprinz, 2 Bat. Kospoth, 2 Komp. Jäger, 1 Regt. Carabiniers Cavallerie nebst dazu gehörigen Canonen, auch Lazareth und Feldapotheken.[86])

1793 im Monat Mertz haben die deutschen Völker Maintz bloquirt, im Monat May haben sie die förmliche Belagerung angefangen, nehmlich keyserliche, preußische, Sachsen, Hessen, Hessen-Darmstädtische wie auch Pfälzer Truppen. Den 23. Juli haben die Franzosen capitulirt und die Stadt übergeben an den König von Preußen. Die Franzosen haben einen freyen Abzug erhalten.[87])

1793 ist die Königin von Frankreich auch durch die Caliotine[88]) ums Leben gebracht worden.

1794 den 3. Juny hat der Landgraf Wilhelm IX. an die beiden neuen Schützen-Compagnien 2 neue Fahnen geschenkt, eine weiße, eine blaue ohne Jahreszahl. Auch 4 neue Trometen; auch erhielten alle 4 Compagnien die Freiheit, eine jede einen besten Mann.[89])

1794 den 26. October zog der Herr Landgraf mit dem Rest des Militärs nach dem Rhein[90]) und noch an dem nehmlichen Tage zogen die Schützen auf die Wache an allen Thoren, besetzten aber vom dritten Tage an nur das Schloß und Frankfurter Thor; die Wachen endigten am 31. October.

1757 den 13. Juli sind die Franzosen Vorposten in Cassel kommen, den 15. Juli sind die Franzosen durch Cassel marschirt und auf dem Forst campirt, den 21. Juli sind sie in Cassel einquartirt und den 21. May 1758 sind sie wieder aus Cassel marschirt.[91])

1758 auf den Sonntag den 23. July sind die Franzosen um 11 Uhr, die Vorposten in Cassel kommen; um 1 Uhr ist eine Colonne durch Cassel marschirt und auf dem Sangershäuser Berge ist eine Badalje geschehen und der Printz Ysenburg ist zurückgeschlagen.[92])

1759 auf den Montag den 11. Juny des Morgens früh um 3 Uhr sind die Vorposten von den Franzosen zum dritten Mahl in Cassel kommen.[93])

1759 auf den Sonnabend den 18. August seyn die französischen Armeen vor Cassel, haben cambired die große bei Rodenditmer, die kleine bei Cassel und sein die zwei Armeen auf Marburg marschirt.[94])

Dieses Büchlein ist mir lieb,
wer mir's nimbt, der ist Dieb,
Es muß seyn Herr oder Knecht,
so steht ihm der Kalgen[95]) recht.

Da kommen die raben,
Die wollen ihn bekraben[96]),
Da kommen die Finken
und bringen ihm zu trinken,

---

[85]) Kavallerieregiment Gensdarmes.

[86]) Landgraf Wilhelm IX. hatte 8000 Mann gegen Frankreich in englischen Sold gegeben. Nach v. Ditfurth, „Die Hessen in den Feldzügen von 1793 2c.", rückte am 10. Juni 1793 aus die 1. Division unter Generalleutnant v. Wurmb, bestehend aus dem Grenadierbataillon v. Wurmb, den Infanterie-Regimentern Prinz Karl und v. Loßberg, dem Regiment Gensdarmes; am 17. die 2. Division unter Generalleutnant v. Buttlar, bestehend aus dem Grenadierbataillon v. Eschwege, den Infanterie-Regimentern Erbprinz und v. Kospoth, dem Jägerbataillon, dem Regiment Karabiniers und dem Regiment Prinz Friedrich-Dragoner.

[87]) Die Hessen unter Generalleutnant von Biesenrodt lagen vor Kastel. Die Division bestand aus dem Grenadierbataillon v. Eschwege, den Regimentern Gardegrenadiere und Leibregiment, dem Regiment Leibdragoner und der erforderlichen Artillerie.

[88]) Guillotine.

[89]) Der beste Schütze jeder Kompagnie war für das Jahr, in dem er den besten Schuß getan, steuerfrei.

[90]) Zum Entsatz der bedrohten Festung Rheinfels, die aber vor Eintreffen des Entsatzheeres bereits von den hessischen Truppen geräumt wurde.

[91]) Die französischen Armeen unter Marschall d'Estrées und Marschall Duc de Richelieu marschierten nach Hannover durch. Nachdem sie vom Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Rückzug nach Wesel genötigt waren, zog auch die Besatzung von Kassel unter Duc de Broglio ab.

[92]) Das für die hessischen Truppen unter Prinz Kasimir von Isenburg so ruhmreiche Gefecht auf dem Sandershäuser Berg.

[93]) Nach der für die verbündeten Truppen ungünstigen Schlacht bei Bergen (13. April 1759) gingen die Franzosen wieder vor, wurden aber am 1. August 1759 bei Minden geschlagen.

[94]) Auf dem Rückzug von Minden. Rotenditmer sprachgebräuchlich für Rothenditmold. — Es muß auffallen, daß die Belagerungen Kassels in den Jahren 1761 und 1762 keine Erwähnung gefunden haben.

[95]) Galgen.

[96]) begraben.

da kommen die Meisen
und wollen ihn besch......[97])
Wan ich dieses nicht habe recht geschrieben,
so ist die Kunst in der Feder geblieben.
Johann Justus Escherich.
Cassel, d. 18. Juny 1755.

[97]) Ähnliche Verse findet man schon im Mittelalter in den Büchern. Ein sehr beliebter derartiger Vers möge hier Platz finden:

Hic liber est mein,
Ideo nomen meum scripsi drein,
Si vis hunc librum stehlen,
Pendebis an der Kehlen,
Tunc veniunt die Raben
Et volunt tibi oculos ausgraben,
Tunc clamabis ach, ach, ach!
Ubique tibi recte geschach.

Der Einzug der Deutschen in Paris am 1. März 1871.

Eine Erinnerung von Fritz Maurer, vormals einjährig-freiwilligem Unteroffizier der 2. Kompagnie des 2 Nassauischen Infanterie-Regiments Nr. 88.

(Schluß.)

Die noch übrige Zeit des Tages ergingen wir uns in den schönen Champs Elysées, stolz in dem Gedanken, daß es uns vergönnt war, da zu wandeln, wo auch unsere Großväter im Anfange des Jahrhunderts zweimal ihren Einzug gehalten hatten.

Wie eilig es die Franzosen damit gehabt, jede äußere Erinnerung an das zweite Kaiserreich zu vernichten, sah man daran, daß an der Außenwand des Zirkus die Worte „de l'impératrice" und der kaiserliche Adler ausgebrochen waren. Die innere Einrichtung dieses Gebäudes war nicht besonders elegant und mein Lager, wenn auch im ersten Rang und auf einigen Strohhalmen, recht unbequem. Denn die Bänke waren so schmal, daß man nicht darauf liegen konnte und deshalb, auf dem Fußboden und zum Teil unter den Bänken liegend, seinen Körper dem Kreisumfange der Zirkusbrüstung anpassen mußte. Es war ein miserabeles Lager, und kaum graute der Tag, der 2. März, so erhoben wir uns, um unsere Glieder zu recken und durch Waschen zu erfrischen. Dann wurde Kaffee gekocht und, nachdem dieser genossen, in Kompagnie angetreten, um zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten ausgeführt zu werden. Wir besuchten den Place de la Concorde mit dem Obelisk von Luxor und den Städtestatuen, von denen Straßburg und Metz mit schwarzem Flor umhangen waren. Der Eingang zu den Tuilerien war gesperrt und der Pont des Invalides auf Anordnung des Gouverneurs von Paris, General Vinoy, durch französische Soldaten besetzt, sodaß wir bald wieder nach unserm Quartier zurückkehrten. Im Laufe des Nachmittags zogen noch verschiedene Regimenter ein, und vor dem Palais de l'Industrie spielten abwechselnd bayerische und preußische Musikkorps zu Ehren des Generals von Kameke, der daselbst einquartiert war. Gegen 3 Uhr nachmittags kam der Befehl, daß die Stadt am 3. März von den Deutschen wieder geräumt werde und wir für die kurze Zeit unser recht unbequemes Quartier behalten sollten. Die Franzosen hatten sich mit dem Austausch der Urkunden über die Friedenspräliminarien besonders beeilt, um unsern unliebsamen und verhaßten Besuch recht bald wieder los zu werden. Diese Nachricht war uns gar nicht angenehm, denn wir hatten auf ein besseres Quartier und einen längeren Aufenthalt in der Stadt gehofft.

Da die Versorgung mit Kognak eine sehr mäßige und dem Durst wenig angepaßte war, so faßte ich den Entschluß, mich auf alle Fälle in den Besitz von einigen Flaschen Wein zu setzen. Diesen auszuführen, war allerdings nicht so leicht, denn der Pariser gab uns in diesem Stadtteil absolut nichts, und so unternahm ich denn auf eigene Faust und ganz allein eine Expedition in eine der benachbarten nicht besetzten Straßen. Diese war wie ausgestorben, alle Fenster, Türen und Läden waren auch hier geschlossen. Bei der nächsten Ecke bog ich in eine Seitenstraße, wo sich zwar auch keine Menschen zeigten, aber doch hier und da Türen und Fenster der Gebäude offen standen. Da traf ich denn auf einen kleinen Laden mit Weinkneipe. Rasch entschlossen öffnete ich die Tür, trat an den Ladentisch, ergriff zwei Flaschen mit Rotwein, legte das bereit gehaltene und auf meine Frage von der Verkäuferin geforderte Geld auf den Tisch und war im Nu wieder auf der Straße. In demselben Augenblick aber erhoben sich die Gäste, die mich durch eine Glastür vom Nebenzimmer aus beobachtet hatten, und stürmten ergrimmt und unter Wutgeheul hinter mir her. Für alle Fälle zog ich den Säbel und trat mit den Flaschen im andern Arm eiligst den Rückzug an, den Verfolgern, die des Guten bereits zu viel getan, bald aus den Augen entschwindend. Etwas ängstlich war mir aber doch nach der Affäre, denn wenn mein Tun weiter bekannt geworden wäre, so hätte ich heute dieser Erinnerung noch eine weitere, höchst wahrscheinlich weniger angenehme beizufügen. Der Wein war übrigens recht gut und fand den Beifall derer, die ihn tranken und absolut wissen

wollten, woher ich ihn bezogen hätte. Das blieb jedoch für längere Zeit mein Geheimnis, denn leichtsinnig hatte ich doch durch Überschreiten der Demarkationslinie gehandelt.

Abends 7 Uhr wurde von sämtlichen Tambouren und Musikkorps des 6. Armeekorps ein großer Zapfenstreich ausgeführt, der indessen nicht ganz programmäßig verlief. Ganze Trupps von Franzosen gaben sich nämlich Mühe, durch lautes Schimpfen, Pfeifen und Geschrei die Musik zu stören. Irgend ein Wort mußte dabei das Zartgefühl eines biederen Bayern sehr verletzt haben, denn plötzlich lag seine Hand in ihrer ganzen natürlichen Breite auf der Wange eines Franzosen. Als er nun umringt wurde und sich nicht helfen konnte, da zogen wir, die zunächst stehenden preußischen Soldaten, unsere Säbel und schlugen mit der flachen Klinge fest darauf los, wobei schließlich noch hinzukommende Bayern eine ganz außerordentliche Tätigkeit entwickelten, so daß die Störenfriede bald Fersengeld gaben. Sobald die Musik die „Wacht am Rhein" oder „Ich bin ein Preuße" spielte, hörte man die Lieder von tausend und abertausend Stimmen singen, so daß die Fensterscheiben der nächsten Häuser von dem Schall der deutschen Gesänge erzitterten.

Am Morgen des 3. März verließ unser Bataillon den Cirque de l'impératrice und stellte sich in der Avenue des Champs Elysées, dem Palais de l'Industrie gegenüber auf, wo sich auch die übrigen Truppen sammelten. Der Ausmarsch begann um 9 Uhr und erfolgte fast genau in derselben Reihenfolge, wie der Einzug. Die Bayern hatten wiederum die Tête, an diese schloß sich unser Bataillon an, das jedoch, nachdem es diesmal den Arc de triomphe passiert hatte, abschwenkte und an der Avenue de l'impératrice Aufstellung nahm, um jeder etwaigen Störung des weiteren Vorbeimarschs entgegenzutreten.

Außerdem stand in der Nähe des Triumphbogens eine abgeprotzte Batterie zu sechs Geschützen, die gegen die Avenue des Champs Elysées, die Avenue de Joséphine und die Avenue de Friedland gerichtet waren.

Die uns folgenden preußischen Regimenter, die bis dahin noch in der Stadt geblieben waren, marschierten an uns mit fliegenden Fahnen und Standarten und unter den rauschenden Klängen der „Wacht am Rhein" und der preußischen Nationalhymne vorüber; sobald aber ein Bataillon oder eine Schwadron oder Batterie den Triumphbogen passierte, erschallte ein dreifaches lautes Hurrah. Nur wer des Königs Rock getragen, kennt die Gefühle, die dabei unsere Brust durchzogen.

Alle diese Truppen marschierten durch die Avenue de la grande armée über den Pont de Neuilly zurück. Unsere Kompagnie, die von der Infanterie Paris zuerst betreten hatte, zog nun nach Einschwenken der Batterie als letzte wieder ab, und die Schwadron hessischer Husaren, die mit uns an der Tete eingerückt war, schloß sich unserm Bataillon als Arrièregarde an.

Unser Weg führte durch das berühmte Boulogner Wäldchen, in dem an mehreren Stellen fast alle Bäume gefällt waren, über Boulogne, Bilancourt und Sèvres nach Chaville. Dort war meine erste Sorge, den Lorbeerzweig, den ich beim Einrücken in Paris gepflückt und am Helm getragen, sorgfältig zu verpacken und für den Rückmarsch in die Heimat aufzubewahren. Es ist mir auch gelungen, ihn heimzubringen, und während ich dies schreibe, fällt mein Blick auf den Zeugen glorreicher Tage. Er zeigt nicht mehr die alte Fülle, denn ein wunderbares Geschick hat ihm in den verflossenen Jahren mitgespielt. Ich glaubte ihn, so lange ich noch kein eigenes ständiges Heim hatte, im Vaterhaus in einem Schranke sicher verwahrt. Als ich aber nach Jahr und Tag mal wieder in die Heimat zurückkehrte und meinen Lorbeer suchte, da mußte ich erfahren, daß die pietätlosen Hände der Köchin meines Vaters ihn gerupft hatten, wenn es galt, die Sauce zu einem Ragout schmackhaft zu machen.

Sic transit gloria mundi.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 4. März hielt der Geschichtsverein zu Kassel seinen diesmonatlichen Herrenabend ab. Kanzleirat Neuber brachte das mit großem Fleiß gesammelte, ziemlich dürftige Material über die Geschichte des ehemaligen Hofverwaltungsgebäudes, der jetzigen Kriegsschule, vor und zog gleichzeitig die angrenzenden Gebäude, so das Naturalienkabinett, die Kolonnaden, das Komödienhaus usw. in den Kreis seiner historischen Betrachtung. Im Anschluß hieran teilte Rechnungsrat Woringer mit, daß das Häuschen des Kunsthändlers Botinelli, das an der Stelle des Papinbrunnens stand, später am Wilhelmshöher Tor als Gartenhaus wieder aufgebaut wurde und dort bis vor einer Reihe von Jahren gestanden hat. Der Vorsitzende, General Eisentraut, machte sodann folgende geschäftliche Mitteilungen. Der Oberpräsident unserer Provinz, Exzellenz von Windheim, will Heinrich Naumanns kürzlich erschienenes Buch „Vom Heimatacker" in einer beträchtlichen

Anzahl von Exemplaren den Volksbibliotheken der Provinz überweisen und hat auch den Verein auf dieses treffliche Werkchen aufmerksam gemacht. In den von der Römisch-Germanischen Kommission des Kaiserlichen Archäologischen Instituts herausgegebenen „Berichten über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschungen im Jahre 1905" befindet sich auch ein vorläufiger Bericht des Museumsdirektors Dr. Boehlau über die Ausgrabungen auf der Altenburg bei Niedenstein und die Eisentrautsche Spezialkarte des Ausgrabungsgeländes. Wiederholt werden die Vereinsmitglieder gebeten, die so wichtige, von Oberbibliothekar Dr. Brunner in Angriff genommene Herausgabe der „Kunstdenkmäler im Bezirk Kassel" tatkräftig durch Hinweise zu unterstützen. Sodann legt der Vorsitzende eine Sauvegarde vor, die 1763 vom Marschall Turenne zwei Herren von Karben in Wetzlar ausgestellt und von ihm eigenhändig unterschrieben wurde. Rechnungsrat Woringer verliest hierauf die Lebenserinnerungen des Tapetenfabrikanten und Kommerzienrats Arnold, die sich vorwiegend auf die westfälische Zeit und den Pariser Aufenthalt Arnolds erstrecken. Diese recht aufschlußreichen Memoiren wurden aus Anlaß eines kürzlich gehaltenen Schwarzkopfschen Vortrages dem Verein vom Hofmaler Arnold in Weimar übersandt und werden demnächst in unserer Zeitschrift zum Abdruck kommen. General Eisentraut macht die erfreuliche Mitteilung, daß noch in diesem Monat hier in Kassel eine durch Professor Dr. Conwentz in Danzig veranlaßte Kommissionsberatung über den Schutz der in unserem Bezirk gelegenen Naturdenkmäler stattfinden wird; sie soll namentlich auch der Landesaufnahme Vorschläge zur Eintragung bemerkenswerter Punkte machen. Lehrer Horwitz berichtete über die Schicksale eines ehemaligen Leutnants in der westfälischen Armee, namens Grünthal, dem gleich vielen anderen Israeliten nach der Rückkehr des Kurfürsten der Aufenthalt in Hessen verleidet wurde und der deshalb nach Haiti auswanderte; hier wurde er Inspektor der Königlichen Haustruppen und später wegen seiner Verdienste in den Grafenstand erhoben. Bemerkenswert war die Mitteilung, daß sich auch andere Kasselaner, so der Oberstleutnant Trost und der Architekt Neuber, damals auf Haiti befanden. Dem zu Marburg verstorbenen Professor Ferdinand Justi widmete Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf folgenden Nachruf:

Unerbittlich schreitet der Tod, dieser Schrecken der Menschheit, durch alle Lande, und seine Sichel rafft erbarmungslos selbst die edelsten und besten Männer hinweg, Männer, deren Leben und Wirken vom reichsten Segen gekrönt war und deren Heimgang von ihren Zeitgenossen auf das tiefste und schmerzlichste beklagt wird. Ein schwerer Schlag hat deshalb unsere engere Heimat betroffen, und mit aufrichtigem Schmerze hat der engere Kreis der Gelehrten wie der weitere Kreis unserer Landsleute die Kunde vernommen, daß Professor Ferdinand Justi zu Marburg von einem jähen Tode ereilt wurde, und daß dieser hervorragende Mensch und Gelehrte den ihn hochschätzenden akademischen Kreisen, seiner ihm in Liebe zugetanen Familie, zahlreichen Freunden und Schülern durch ein tückisches Leiden entrissen wurde

Mit welchem Erfolge Ferdinand Justi das schwierige Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaften sich zu eigen gemacht hat, welche verdienstvollen Forschungen er für die Sanskrit- und Zentsprache angestellt hat, wie er die Sprache der Perser und insbesondere den wunderbaren Quell der Dichtungen dieses Volkes uns erschlossen hat, welche Aufschlüsse über die Vorzeit der Indogermanen durch seine umfassenden Studien gewonnen wurden, mag dahin gestellt bleiben und von berufenerer Feder geschildert werden. Uns ist Justi lieb und wert durch seine Liebe und Anhänglichkeit zur hessischen Heimat, in welcher seine Wiege gestanden hat, in welcher er glückliche und gesegnete Tage verlebt hat, und in welcher dereinst im ewigen Schlafe zu ruhen sein heißester Wunsch gewesen ist.

An den stillen Ufern der Lahn, in dem trauten Marburg wurde Ferdinand Justi am 23. Juni 1837 geboren. Hier hat er die sonnigen und glücklichen Tage der Kindheit verlebt und hier ist er unter den bedeutungsvollen Eindrücken eines von landschaftlicher Schönheit umrahmten mittelalterlichen Städtebildes herangewachsen, und schon frühzeitig hat er alle die Vorzüge, die der Aufenthalt und das Leben in einer Universitätsstadt mit sich bringt, in sich aufgenommen. Dauernd blieben diese Eindrücke, und so ist denn Justi als Student und akademischer Lehrer gern zu der durch St. Elisabeths Wirken und Walten geweihten Stätte zurückgekehrt, und am Fuße des alten Landgrafenschlosses hat auch der finstere Fürst der Schatten den hochverdienten Gelehrten aus einer beneidenswerten wissenschaftlichen Stellung und glänzenden Verhältnissen herausgerissen.

Ernste Frömmigkeit, altväterliche Einfachheit und Lauterkeit der Gesinnung waren Eigenschaften, die den althessischen Pfarrhäusern Jahrhunderte hindurch eigentümlich waren und hier gepflegt wurden. Auch in dem alten, durch seine gothische Architektur wie den von ihm in das Gießer Tal gewährten Fernblick höchst bemerkenswerten Pfarrhause am lutherischen Kirchhofe, in dem sog. Kärner, war dieser stillwirkende Geist stets heimisch gewesen, und seit 1720 hatten in diesen altehrwürdigen Räumen nur Mitglieder der Familie Justi in ununterbrochener Reihenfolge als Seelsorger ihrer Gemeinde gewohnt und ihres Amtes treu gewaltet. Noch früher aber finden wir ihre Vorfahren als Pfarrer zu Marburg tätig, und im 16. Jahrhundert waren bereits Angehörige dieser Familie als Superintendenten in Marburg ansässig. Würde, liebevoller Ernst, stille Duldung wie gründliches Wissen hatten in ihnen gewissermaßen sich hier von Generation zu Generation fortgeerbt. Der Vater unseres Ferdinand Justi war 1800 geboren und 1825 bereits Pfarrer an der lutherischen Pfarrkirche geworden, dessen Vater aber, 1846 als Professor der Theologie gestorben, ist der unvergeßliche Herausgeber der Denkwürdigkeiten und beste Geschichtsschreiber von St. Elisabeth und dem herrlichen Gotteshause geworden. Daß aber der Enkel eines solchen Mannes in den gleichen Bahnen hessischer Heimatliebe und Forschung wandeln würde, war zu erwarten, und so sind wir dem Enkel wie dem Großvater zu gleichem Danke für die gehaltvollen Anregungen verpflichtet, die wir ihren auf hessische Geschichte und Landeskunde bezüglichen Schriften und Arbeiten verdanken.

Ein schönes Vermächtnis von dauerndem Werte und hoher Schönheit hat uns der heimgegangene Gelehrte und Forscher hinterlassen, indem er die hessischen Volkstrachten in und um Marburg mit liebender Sorgfalt gesammelt und in wahrhaft mustergiltiger und vollendeter Form uns überliefert hat. Es ist dies selbstverständlich eine Arbeit, reich an Mühen, aber reich auch an Erfolg gewesen, von einem Erfolge, der allerdings auf idealem Gebiete liegt und keinen metallischen Beigeschmack hat. Das Justische Trachtenbuch ist ein Werk geworden, das in unserm materiellen und oberflächlichen Zeitalter nur sehr geringe buchhändlerische Verbreitung gefunden hat, und nur wenige Bilder dieser hessischen Volkstrachten schmücken leider die Wände unserer hessischen Bürger- und Bauernhäuser, die durch Öldruckbilder der bösesten Sorte den Niedergang der heimatlichen Kunst und den Mangel jedes künstlerischen Verständnisses in unserm Volke uns nur leider zu häufig offenbaren. Um so dankbarer können wir der Frau Geheimrat Henschel sein, daß diese durch einen namhaften Zuschuß die Herausgabe des Werkes überhaupt ermöglicht hat und sich damit um die Pflege und Verbreitung der hessischen Heimatkunde ein hohes Verdienst erworben hat.

Das herrliche Trachtenbuch Ferdinand Justis, das außerhalb Hessens leider eine größere Verbreitung gefunden hat als in unserer Heimat, in der das Gefühl für althergebrachte Trachten, Sitten und Gebräuche in bedenklichster Weise schwindet, mag uns aber ein leuchtendes Denkmal an einen der besten Söhne des Hessenlandes bleiben, dessen Gedächtnis der hessische Geschichtsverein stets in hohen Ehren halten wird.

Zum Schluß weist Bibliothekar Dr. Lange an der Hand eines Schriftstückes und anknüpfend an den Vortrag Direktor Henkels über den kaiserlichen General v. Bredow nach, daß der vielgenannte Velten Muhly gar kein Ziegenhainer Bürger, sondern ein hessischer Offizier war; dieses Schriftstück, durch das die Henkelsche Beweisführung noch weiterhin gestützt wird, befindet sich im Besitz eines Ziegenhainer Bürgers und stellt die Reinschrift einer Rechnung dar, die ein Ziegenhainer Rentmeister 1652 dem Landgrafen Wilhelm von Hessen zustellte; sie zeigt übrigens dasselbe Schema, das noch heute für die Behörden vorgeschrieben ist. In ihr werden zwei geschichtlich bekannte Männer genannt, „Valtin Muly“ und Heinz von Lüders. Velten Muhly wird hier als Wachtmeister aufgeführt, an einer anderen Stelle wird ein Kapitän Muhly genannt, der zweifellos mit eben diesem Wachtmeister identisch ist. Es erhellt also hieraus, daß Velten Muhly dem landgräflichen Heere angehörte. — Als Geschenk gingen dem Verein vom Oberarzt Dr. Has einige Familienwappen und Exlibris zu, ferner von Antiquar Schüßler ein Brief des letzten Kurfürsten an seinen in Leipzig studierenden Sohn, den Prinzen Karl von Hanau; er ist datiert vom 10. März 1860 und läßt die bekannten antisemitischen Neigungen des Kurfürsten erkennen.

Georg Wilhelm Schenk zu Schweinsberg. Der im Gefecht bei Sandershausen gefallene hessische Leutnant Schenk zu Schweinsberg, über den General Eisentraut im Geschichtsverein berichtet hatte, war in unserm Referat (Nr. 4, Seite 59) irrtümlich Georg Louis von Schenk benannt worden, worauf in Nr. 5, Seite 70 Bezug genommen wird. General Eisentraut teilt uns hierzu noch mit, daß der von ihm richtig wiedergegebene Name dieses Offiziers nach dessen eigener Unterschrift vom 19. Februar 1759 Georg Wilhelm Schenk lautete; im Stammbuch der Hessischen Ritterschaft von Buttlar stehe er verzeichnet als: Karl Georg Wilhelm, Hess. Cassel. Rittmeister, geb. 25. II. 1734, gest. 24. I. 1768 an seinen Wunden.

Universitäts-Nachrichten. Marburg: Am 10. März wurde in der medizinischen Klinik eine lebensgroße, von Professor Stoeving-Berlin geschaffene Bronzebüste des früheren langjährigen Leiters dieser Anstalt, des Geheimen Medizinalrats Prof. Dr. Mannkopf, in dessen Anwesenheit enthüllt. — Als Amtsnachfolger des am 1. April zurücktretenden Direktors der chirurgischen Klinik, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ernst Küster ist der seitherige Direktor der chirurgischen Poliklinik, Prof. Dr. Küttner ausersehen. — Prof. Lic. theol. Dr. phil. Georg Wobbermin hat den Ruf als ordentlicher Professor an die Breslauer evangelisch-theologische Fakultät angenommen. — Der Privatdozent und Abteilungsvorsteher am Institut für Hygiene und experimentelle Therapie Dr. Paul Römer wurde zum Professor ernannt. — Am 2. März habilitierte sich Dr. med. Wilhelm Danielsen mit einer Antrittsvorlesung über „Die Chirurgie der Speiseröhre“. — Gießen: Der außerordentliche Professor für Altes Testament an der Berliner Universität, Dr. theol. Hermann Gunkel, ist zum ordentlichen Professor in der evangelisch-theologischen Fakultät ernannt worden. Er tritt hier an Stelle des Geheimen Kirchenrats Prof. Bernhard Stade.

Schloß Spangenberg. Das Spangenberger Schloß wird vom 1. Oktober 1907 ab eine königliche Forstschule in sich aufnehmen und etwa 50—60 Forstschülern, einem Forstassessor, einem Forstlehrer und einem Ökonomen Aufenthalt gewähren. Aus diesem Grunde ist in den diesjährigen preußischen Etat eine Bausumme von etwa 100 000 Mk. in Ausgabe gestellt. Das Schloß wird in umfangreicher Weise neu ausgebaut werden; so wird der Rittersaal in einen Speisesaal umgewandelt u. s. w. Die alten Wandmalereien, die Bet-Kapelle, das Weihbecken bleiben bestehen, auch die reizvollen alten Öfen werden wieder vollständig aufgestellt werden. Der Fremdenverkehr soll bis zur Zug-

brücke unbehindert bleiben, und die Innenräume können zu bestimmten Stunden noch besichtigt werden. Weiterhin läßt die Stadt von dem Forstorte Glasebach aus eine Wasserleitung sowie eine fahrbare Straße nach dem Schlosse hinauf anlegen. Die Forstschule wird der Leitung des Oberförsters Linck unterstellt werden. So ist denn die Burg in eine neue Phase einer wechselreichen Geschichte getreten.

Anfang April d. J. werden übrigens gerade 40 Jahre verflossen sein, daß die zum Teil im Dienste ergraute Wachtmannschaft der alten Bergfeste unter Führung ihres Majors Gissot zum letzten Male zu einer Revue zusammentrat; seitdem gab es keine „Garnison Spangenberg" mehr. Zur Erinnerung an diese letzte Revue (die auch in dem Werkchen von Frau Anna Bölke, geb. Gissot, eingehend beschrieben ist) verfaßte ein geborener Spangenberger, Herr Adolf Siebert zu Gelsenkirchen, nachstehendes Gedicht, das er uns übersandte:

Die letzte Revue.

Was wogt dort so stürmisch um Söller und Gitter,
Um Türme und Zinnen der uralten Burg? —
Es jagen die Geister der Burgherrn und Ritter
Auf knöchernen Rappen die Lüfte hindurch!
Als ging es zum Kampfe für Rechte und Ehr' —
Zu zieh'n auf die Pürsch mit Armbrust und Speer.

Doch nein, siehe drüben! Hin über die Brücke
Huscht Ritter an Ritter hinaus wie der Blitz;
Dort unter die Linde, mit wehmüt'gem Blicke
Führt alle und stellt sie in Reihen der „Schütz".
Zur Rechten hält jeder sein Leuen-Panier —
So bilden die Recken ein Ehrenspalier.

Doch wehe! Schon kündigt mit ehernem Munde
Die Glocke den Geistern vermeintliches Recht,
Schon endet ihr Walten — „es schlug ihre Stunde" —
Nicht duldet sie länger ein stärk'res Geschlecht!
Zurück zu den Grüften, zu Paaren gereiht,
Zieh'n alle, als gelt's einem letzten Geleit.

Und draußen am Walle die Esche und Linde,
Wo einst bei Gelagen der Becher erklang,
Sie klagen und stöhnen vereint mit dem Winde,
Als hielten sie just einen Totengesang.
Und Glockengewimmer, noch zitternd vom Schlag,
Tönt leise wie Grabesgeläut' hinten nach.

Was will dieses Wogen, so schauerlich stöhnend,
Als sei es ein Löwe, der sterbend noch heult?!
Wem gilt dieses Wimmern, so flehentlich tönend,
Warum sind die Geister hierher wohl geeilt?!
Da löst sich das Rätsel — vergrämt zieht durchs Tor
Zur letzten Revue die Burgwache vor.

Doch seltsam, die Wache trägt stumm und mit Würde
Mit Farben und Wappen geschmückt einen Sarg.
Dumpf wirbelt die Trommel voran dieser Bürde,
Und manch eine Träne im Auge sich barg.
Im Sarge geborgen auf Lorbeer und Kranz
Ruh'n Szepter und Krone von einstigem Glanz.

Da steh'n nun zur letzten Revue die Getreuen,
Noch einmal ertönt es: „Gewehr präsentiert!"
Dann trennt sie ein Aar von dem Schwur auf den Leuen.
Vollstreckt ist ein Urteil, vom Schicksal diktiert.
Und wieder herrscht Stille; die Wache zieht ab —
Dort trägt sie ein Landesgepränge zu Grab'.

Vom Felsen blickt einsam, verlassen hernieder
Die Burg über Täler und Flur und Gefild,
Sie wartet noch immer, — als kehrte sie wieder,
Die Wache mit Banner rot-weiß und dem Schild.
Getrost! — Bei den Geistern verblichener Macht
Hält sie nun bei Szepter und Krone Wacht!

Erinnerungsfeier. Am 21. Februar 1807 wurden auf dem großen Werdchen an der Werra von den Franzosen fünf Hessen aus Eschwege und der Umgegend erschossen, die sich an dem Aufstand gegen die Fremdherrschaft beteiligt hatten. Es waren dies: Elias Pfannkuchen, J. G. Schäfer, Cornelius Bachmann, Joh. Hupfeld und Heinrich Sommermann. Das 1893 zu ihrer Ehrung in den Eschweger Anlagen errichtete Denkmal, das einen aus Sandstein gehauenen trauernden Löwen darstellt, trug aus Anlaß der 100jährigen Wiederkehr dieses Tages reichen Flaggenschmuck in den hessischen Landesfarben.

Kölner Blumenspiele. Papst Pius X. hat für das beste der bei den Kölner Blumenspielen am 5. Mai d. J. einlaufenden deutschen Gedichte auf die heilige Elisabeth ein Kruzifix als Ehrenpreis gestiftet.

„Heimstatt". Seit einiger Zeit läßt der bekannte Gelnhäuser Dialektdichter Carl Heinz Hill in zwangloser Folge als Beilage zur „Gelnhäuser Zeitung" die „Heimstatt, Blätter für Literatur, Mundart- und Heimatpflege" erscheinen. Die am 1. März erschienene Nr. 3 dieses dankbar zu begrüßenden Unternehmens ist ausschließlich den Manen des am 18. März 1806 zu Kassel geborenen und am 3. April 1889 zu Gelnhausen verstorbenen bekannten Schriftstellers Armand (Friedrich August Strubberg) gewidmet. Es enthält außer einem Gedicht C. H. Hills auf Strubbergs 100jährigen Geburtstag eine eingehende Biographie dieses Schriftstellers, die sich auf persönliche Erinnerungen des Herausgebers, auf Mitteilungen der Allgemeinen Deutschen Biographie, Wilhelm Benneckes und Frau Jeanette Bramers im „Hessenland" stützen.

Ausgrabungen. Im kommenden Sommer wird sich Museumsdirektor Dr. Böhlau nach Unterrieden begeben, um auf dem an der Landstraße nach Eichenberg zu gelegenen Urnenfeld Ausgrabungen vornehmen zu lassen.

Volksliedersammlung. Die soeben erschienene auf Veranlassung des deutschen Kaisers herausgegebene Volksliedersammlung enthält auch vier hessische Lieder, die der bekannten Sammlung des

Musiklehrers und Komponisten Johann Lewalter in Kassel entnommen sind. Es sind dies folgende Stücke: 1. „Schwiegereltern, die muß man lieben" (Schön ist die Jugend). 2. „Der Jäger in dem grünen Wald". 3. „Die Reise nach Jütland". 4. „Des Morgens zwischen drei'n und vieren". Daß auch das hessische Volkslied auf diese Weise in dem neuen Sammelwerk zur Geltung gekommen ist, ist Kapellmeister Dr. Franz Beier vom Kasseler Hoftheater zu danken, der der in Berlin tagenden Kommission als Mitglied angehörte.

Naturdenkmalpflege. Der Staatliche Kommissar für Naturdenkmalpflege hielt vor kurzem in der deutschen Kolonialschule zu Witzenhausen einen Vortrag über die Erhaltung der Naturdenkmäler, besonders in den Kolonien. Kurz zuvor sprach er in der Forstakademie zu Münden über die Pflege der Naturdenkmäler im Walde.

Todesfälle. Mit dem zu Eschwege verstorbenen Amtsgerichtsrat a. D. Scheffer ist ein alter kurhessischer Jurist dahingegangen, der einer althessischen Beamtenfamilie entstammte. Er war der Sohn des kurhessischen Ministers Scheffer zu Kassel, war Amtsgerichtsrat in Veckerhagen und Amöneburg und kam 1887 an das Amtsgericht zu Eschwege. Bei Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches im Jahre 1900 trat er in den Ruhestand. Scheffer, der mit großer Liebe an seiner hessischen Heimat hing, erfreute sich in seiner Amtsführung bei arm und reich großer Achtung und Hochschätzung. — Am 27. Februar starb zu Graz der 1812 zu Volkmarsen geborene Germanist Theodor Vernaleken, ein Schüler und Freund Jakob Grimms und Uhlands. Er gab neben einer „Deutschen Schulgrammatik" und einer „Deutschen Syntax" u. a. auch „Alpensagen" und „Österreichische Kinder- und Hausmärchen" heraus.*) — Am 8. März starb zu Wien im 85. Lebensjahr der K. K. Feldmarschall-Leutnant a. D. Otto Freiherr von Scholley, ein Stiefsohn des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen und somit auch ein Stiefbruder des Fürsten Heinrich von Hanau. Die beiden Söhne der Gemahlin des Kurfürsten, der Fürstin von Hanau, aus ihrer ersten Ehe mit dem preußischen Rittmeister Lehmann in Bonn waren bekanntlich zu Freiherren von Scholley erhoben worden. Otto Freiherr von Scholley war vermählt mit Hedwig von Münchhausen, einer Schwester der zweiten Gattin des kurhessischen Ministers Hassenpflug.

*) Vgl. A. Gild, Theodor Vernaleken, ein hessischer Kämpfer für Deutschtum und Schule in der Ostmark, „Hessenland" 1904, S. 235 ff.

Personalien.

Verliehen: dem Professor Gerland in Straßburg das Kommandeurkreuz des Ordens der Italienischen Krone; dem demnächst in den Ruhestand tretenden Oberlehrer Professor Dr. Wintzer zu Marburg der Rote Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: Landrichter Dr. Schultheis in Kassel zum Landgerichtsrat.

Übertragen: dem Ober-Postkassenbuchhalter Arnold in Chemnitz die Kassiererstelle bei der Ober-Postkasse in Kassel.

Versetzt: Regierungsbaumeister des Hochbaufachs Kaufmann von Diez a. d. Lahn nach Schmalkalden.

In den **Ruhestand** versetzt: die Pfarrer Dr. Gustav Schöner zu Eschenrod, Dekanat Schotten, und Theodor Vigelius zu Steinfurt, Dekanat Friedberg, vom 1. März 1907; Ober-Postkassenkassierer Ernesti in Kassel unter Verleihung des Charakters als Rechnungsrat.

Entlassen: der Gerichtsassessor Stern infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Amtsgerichte und dem Landgerichte in Düsseldorf.

Geboren: ein Sohn: Regierungsassessor von Helmolt und Frau Elisabeth, geb. von Altenbockum (Gumbinnen, 3. März); Gerichtsassessor Dr. Goltz und Frau Carola, geb. Rau (Kassel, 9. März); Pfarrer Ernst Fuchs und Frau Helene, geb. Wissemann (Hofgeismar, 13. März).

Gestorben: Farmer Konrad Schaumlöffel, 87 Jahre alt (Logansport, Ind.); Frau Rebekka Koch, geb. Guthardt, 54 Jahre alt (Pitcairn, Pa.); Frau Kanzleirat Natalie von Schutzbar, gen. Milchling, geb. Schmidtmann, 63 Jahre alt (Fulda, 28. Februar); Kaufmann Karl Bindernagel (Gelnhausen, 28. Februar); Oberzahlmeister August Wagner, 45 Jahre alt (Kassel, 2. März); Brauereibesitzer Oswald Sondergeld, 54 Jahre alt (Hofbieber, 4. März); Rentner Karl Francke, 74 Jahre alt (Kassel, 5. März); Frau Luise Koppen, geb. von Loßberg, 78 Jahre alt (Kassel, 6. März); Feldmarschalleutnant a. D. Otto Freiherr von Scholley, 84 Jahre alt (Wien, 8. März); Frau Agnes von Trott zu Solz, geb. von Trott zu Solz, Witwe des Kammerherrn, Obervorstehers Bodo von Trott zu Solz, 79 Jahre alt (Nentershausen, 8. März); Amtsgerichtsrat a. D. Wilhelm Scheffer, 72 Jahre alt (Eschwege, 8. März); Rentner Konrad Dietz, 76 Jahre alt (Lispenhausen, 9. März); Rentner Hermann Bluhm, 82 Jahre alt (Großenwieden, 10. März); Frau Wilhelmine von Gehren, geb. von Gehren, Witwe des Landrats Geh. Regierungsrats Otto von Gehren, 70 Jahre alt (Kassel, 10. März); Frau Marie Römer, geb. Heyer, 48 Jahre alt (Kassel, 10. März); Tierarzt Albert Bokemüller (Kassel, 10. März); Eisenbahnwerkstättenvorsteher a. D. August Müller, 68 Jahre alt (Kassel, 11. März); Rentner Christian Eissengarthen, 68 Jahre alt (Kassel, 12. März); Kantor a. D. Friedrich Schönewald, 70 Jahre alt (Kassel, 13. März); Gutsbesitzer H. A. Döring, 69 Jahre alt (Altenstädt, 13. März); Frau Julie Lotz, geb. Gundelach, Witwe des Geh. Regierungsrats Dr. Franz Lotz, 74 Jahre alt (Kassel, 13. März).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 7. XXI. Jahrgang. Kassel, 3. April 1907.

Sonne.

Und lastet der Himmel in stumpfem Grau
Über den Dächern, den Gassen,
Als sei ein Märchen sein singendes Blau
Und die Welt im Dämmer verlassen:
Ich sehe die Sonne!

Und wollen die Sorgen mit schwerer Wucht
Das Herz mir zusammenpressen,
Dann schnell nur ein Spältlein Hoffnung gesucht,
Nicht träge und mutlos gesessen!
Ich schaffe mir Sonne!

Ich schaffe mir Sonne in dunkler Nacht
Und Sterne aus Grabestiefen;
Mich führt ein Leuchten im drohendsten Schacht,
Ich wecke die Strahlen, die schliefen!
Ich schaffe mir Sonne!

Ich lasse mir nicht von widriger Not
Die Freude des Lebens zerdrücken!
Auf meines Willens und Schaffens Gebot
Wird Sonne durch Wolken blicken!
Ich schaffe mir Sonne!

Kassel. **Mary Holmquist.**

Frühlingspsalm.

Kommt herzu aus der Finsternis,
Das neue Licht ward geboren!

Trinket, trinkt, daß eure Seele gesunde
Und euer Mund von Jubel überfließe!

Ich weiß euer Weh,
Denn eure Tränen tropften auf meine Hand.

Auf meinem Herzen lag euer Gebresten.
Der Fluch der Finsternis drang zu meinem Ohre.

Eure Klageseufzer sind eingeschrieben in das Leidbuch des Lebens.
Gezählt sind alle eure Sorgensteine.

Des Schmerzes ist genug.
Die Freude harret vor der Tür.

Ausgießen will ich des Lichtes lachende Fülle über euren gramgebeugten Häuptern.
Des freuet euch und singet.

Badet euch in der sonnigen Helle des Tages.
Laßt euch umspielen von seinem wohligen Wellenschlage.

Dann spannt eure Segel aus:
Silberschwäne schwimmen schon herzu, euren Kahn zu zieh'n.

Stimmet eure Lauten!
Ersinnet ein neues Lied!

Verkündet des Lichtes Sieg mit Lachen!
Eure Lippen sagen: Gelobt sei das Licht!

Gelobt sei der Wecker des himmlischen Wunders!
Hallelujah, hallelujah, hallelujah!

Kassel. **H. Bertelmann.**

Beiträge zur Schwälmer Namenkunde.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

Benutzte Literatur.

a) Ungedruckte Quellen:

1. Urkunden der Stadt Ziegenhain von 1532 an (meist Kaufbriefe).
2. Salbuch von Stadt und Amt Ziegenhain von 1555.
3. Gerichtsbücher des Amts Ziegenhain von 1576 bis 1744.
4. Frucht- und Viktualienrechnung des Amts Ziegenhain von 1635.
5. Wasenberger Kirchenbücher von 1572 an bis 1713.

b) Gedruckte Quellen:

1. Socin, Mittelhochd. Namenbuch. Basel 1903.
2. Preuß, Die lippischen Familiennamen. Detmold, 2. Aufl. 1887.
3. Schütte, Braunschweiger Personennamen aus Urkunden des 12. bis 14. Jahrhunderts. Braunschweig (Progr.) 1901.
4. Seppeler, Die Familiennamen Bocholts. Mit Berücksichtigung der Umgegend für das 14. Jahrhundert. Bocholt 1905 u. 1906 (Progr.)
5. Becker, Die deutschen Geschlechtsnamen. Basel 1864 (Progr.)
6. Kleemann, Die Familiennamen Quedlinburgs und der Umgegend. Quedlinburg 1891.
7. Heintze, Die deutschen Familiennamen. Halle 1903. 2. Aufl.
8. Vilmar, Deutsches Namenbüchlein. 5. Aufl. Marburg 1880.
9. Steub, Die oberdeutschen Familiennamen. München 1870.

I. Die ältere Namengebung (1555—1744).

Wie überall auf dem Lande, so ist es auch auf der Schwalm seit Jahrhunderten Sitte, die Dorfbewohner, sei es um verschiedene Familien gleichen Namens auseinanderzuhalten, sei es um auffallende Tätigkeit, geistige und körperliche Gebrechen zu geißeln, sei es auch aus Bequemlichkeitsgründen, mit Beinamen zu belegen, die sich oft schon von Großvaters oder noch früheren Zeiten her auf ein und dieselbe Familie vererbt haben. Diese Namen, die wir als „Dorfnamen" bezeichnen wollen, sind wohl zu unterscheiden von den eigentlichen Geschlechts- oder Familiennamen, die als Schreib- oder Unterschriftsnamen im 15. und 16. Jahrhundert auf dem Lande amtlich eingeführt wurden, aber bis heutigen Tages noch nicht recht heimisch geworden sind. Denn unter dem „Dorfnamen" kennt heute auf der Schwalm einen Bauern jedes Kind, unter dem Schreibnamen oft ein Erwachsener kaum. Ja, es soll unter älteren Leuten noch bis vor kurzem vorgekommen sein (zumal unter solchen, die nicht schreiben gelernt hatten), daß sie ihren eigenen Geschlechtsnamen nicht kannten, und ähnlich verhält es sich noch heute mit Kindern, besonders wenn sie noch nicht schulpflichtig sind. Jedenfalls darf man sicher sein, auf die Frage: „Wie heißt du denn?" nicht den Geschlechtsnamen, sondern den Dorfnamen zu erfahren, denn der Schwälmer Bauer unterscheidet streng „heißen" und „sich schreiben". So wird man auf die Frage nach dem Namen eines Ortskindes die Antwort erhalten: „hä schraibd sich Georg Heinrich Schmidt, awər mər heesən Maisdərsch Jerjə" (weil der Vater Maurermeister ist) usw.

Daher fragt ein Bauer einen Städter, dessen Namen er wissen will, sehr richtig: „Wie schreiben Sie sich?" nicht: „Wie heißen Sie", weil er nicht den Beinamen oder Vornamen, sondern den Geschlechtsnamen kennen lernen will. Vilmar in seinem (übrigens heute längst überholten) „Deutschen Namenbüchlein" ist im Irrtum, wenn er behauptet, daß die Geschlechtsnamen zuerst als Schreibnamen aufgekommen wären, d. h. daß Geschäftsleute zur sicheren Unterscheidung und Verhütung von Verwechslungen sich einen Unterschriftnamen gewählt hätten. Zahlreiche ältere Urkunden mit dem stereotypen „qui vocatur" „gnant" oder „dictus", wie Niclas gnant Schneider (1555), beweisen im Gegenteil, daß die Namen, die später meist zu Geschlechtsnamen wurden, schon längst in der Leute Mund lebendig waren, ehe sie in den Urkunden dem Taufnamen hinzugeschrieben wurden. Genau wie heute noch, war es auch damals schon auf dem Lande. Nicht der Namensträger wählte sich einen Namen, sondern der Volksmund benannte ihn nach der landläufigen Art, die heute noch üblich ist überall da, wo unverfälschtes Volkstum herrscht. Diese Benennungen hafteten um so fester, je treffender die Person oder Familie dadurch gekennzeichnet wurde und je eifriger sie sich dagegen sträubte, wie das bei den sogenannten Spitz- oder Übernamen oft der Fall war.

Wie der Hang zum Konservativen ein Hauptcharakterzug unseres Bauerntums ist, so hielt man an dieser volkstümlichen Namengebung noch lange Zeit fest, nachdem die Familiennamen beim Adel und in den Städten schon längst eingeführt waren. Erst im 15. und 16., ja teilweise im 17. Jahrhundert werden sie auf dem Lande fest[1]), aber überall finden wir den ersten Anfang der Geschlechtsnamen in landläufigen Bezeichnungen, bald hergenommen vom Hof und Besitz, vom Beruf, von der Lage der Wohnung, von Spitznamen und am häufigsten von dem Taufnamen oder Zunamen der Eltern, Großeltern, Paten usw.

[1]) Bei den Friesen und Juden erst im 18. Jahrhundert.

Diese letztere Gattung, die heute wohl noch die verbreitetste auf dem Dorfe ist, scheint uns zugleich die älteste zu sein. Dabei wird der Familienname oder der Vaters- oder Muttername, der in der Regel im Genetiv steht, was namentlich bei folgenden langen Taufnamen der Fall ist, stets diesem vorangestellt. Dieser wird meist in der Kurz- oder Koseform gebraucht. So finden sich im Salbuch von Stadt und Amt Ziegenhain vom Jahre 1555 vielfach noch volkstümliche Benennungen wie Strauchs Heintz (statt Heinrich Strauch), Weitzels Heintz, Schneiders George, Ludwigs Hans, Lotzen Johann, Metzen Hans, Wagners Kurt, Awels Conrat, Bawrs Henne, Emmerichs Jungehenn, Lentzen Henne, Hueben Heintz, Tieln Heintz, Dams Junghen, ferner zur Bezeichnung eines metronymischen Verhältnisses Barben Hans (d. h. Johannes, dessen Mutter oder Großmutter Barbara heißt), Mergen Hans (Nachkomme der Margarethe), Nesen Claus (Nachkomme der Agnes), der Gele Heintz (Nachkomme der Gela) usw. Eine Art Kompromißverfahren findet statt, wenn sich der Familienname im Genetiv erhalten hat, aber hinter dem Taufnamen steht: Anna Curts (hieraus ist der heute auf der Schwalm sehr verbreitete Familienname Kurz [2]) entstanden, in der volkstümlichen Benennung „Kurzen Anna“ steckt durch Mißverständnis doppelter — starker und schwacher — Genetiv), Valten Jakobs, Keine Oelings, Adam Moeln, Hench Meys von Niderngrinzpach (1576, aber 1555 noch Meys Henne), Elsa Kesingers (woraus nach Abfall des s der heutige Familienname Kessinger und Kayssinger geworden ist) usw. Vielfach kommt Unsicherheit in der Schreibung vor, indem der Name bald in amtlicher, bald in volkstümlicher Form sich findet: Giesen Henne neben Henne Giesen, Weigants Henne neben Henne Weigants und Henne Weigant, Hoßen Heintz neben Hans Hoße und Curt Hoes, (hieraus entstand der heutige Name Hoos), Schnelle Adam neben Henrich Schnel und Heinrich Schnelle, Deies Henne neben Bastian Deies, Heinz Rueln neben Hans Ruell (1555) bezw. Ruhl (1605), Treina Weitzels neben Treina Weitzel, Herman Leischeit neben Gela Lischeits, ähnlich die Zunamen Lotzenn neben Lotze und Lotz, Schauchwerts (1576) neben Schauchwert (1555), Korelle neben Korell, Krause neben Kraus, Zeiße neben Zeiß, Schützs neben Schütz, Schutz usw. Hierher gehören auch Schwankungen wie Hennchen Boden neben Johan Bode, Heiner Cunrat neben Heiner Curt, Cunrat Diele neben Curt Dielle aus Romershausen (1555), Curt Seil neben Cunrat Seil aus Ascherode (1555), Engelhart Brunßel neben Engel Brunßel (1555), Bender Henne neben Benders Hans, wo bald die Koseform, bald der Ruf- bezw. Vollname beim Taufnamen erscheint. Wer Bauer war, also einen Hof besaß, wurde in der Regel nach dem Zunamen des Vaters benannt, daher es sich erklärt, daß die zahlreichen Hofnamen, die seit Generationen sich forterben und an dem Hofe haften bleiben, selbst wenn der Besitzer wechselt, zumeist nach Personen benannt sind. Wer nicht Bauer war, also in der Regel nicht alteingesessen war, wurde nach seiner Tätigkeit, sei es Amt und Würde, Handels- oder Gewerbetätigkeit, auffallenden Kennzeichen und Gewohnheiten oder nach seiner Herkunft benannt.

Sonst auch zeigen sich noch vielfach Spuren der ländlichen Familienbezeichnung neben der behördlichen. Als ein Mittelding zwischen beiden sind die urkundlichen Eintragungen mit dem Zusatz „genant“ aufzufassen, eine Sitte, die sich bis zum heutigen Tage noch hie und da erhalten hat (vgl. Schutzbar genannt Milchling u. a.) Dieser Brauch lehrt uns, daß die betreffenden Träger eines Dorfnamens sich selbst einen Namen wählten, der aber so wenig im Dorf bekannt war, daß man bei amtlichen Eintragungen sich verpflichtet fühlte, der Sicherheit halber noch den Beinamen hinzuzufügen. Hier trat der Fall ein, den Vilmar als allgemein gebräuchlich hinstellt, daß man sich einen Schreibnamen wählte, den man vor Amt oder Gericht gebrauchte, während der ursprüngliche Beiname im mündlichen lebendigen Gebrauch blieb. Solche Namen sind: Heinrich Monich gnant Gruebenheintz (1555), Curt Sumpff gnant Mergen Curt (1555), Henne Fenner gnant Haen (1555), Henne Deuthorn gnant Weitzel (1555), Heintz Herdt gnant Dietzel (1555), Sneiderhenne gnant Kauffmann (1555 Cüntz Michel gnandt Pfeifer (1555), Jakob Haen gnant Reibling (1555), Henne Iben gnant Cuntzell (1555), der ein ander Mal (1555) als Cuntzell Henne und der Junge Cuntzelhenne vorkommt, Henne Korel genant Monich (1555), Thomas Henne genant Weiner (1555), Eckhart Schuchwert gnant Scheibe (1555), Henne Eucke gnant Opffermann (1555), Hans Knoch gnant der gleinmoller zu Niderngrentzenbach (1555), der Kuhirt zu Treysa Scheide Martin gnant (1671), Curt Durr der Hutsch genant (1603), Duer Henne gnant Dueringk (1555). Dieses letzte Beispiel gewährt zugleich uns einen interessanten Einblick in die Bildung der Patronymika auf —ing. Weitere Belege sind Hans Duhering (1555), Hans Doeringk von Schönborn (1555), Petter Döring

[2]) Vgl. ähnlich Schütte a. a. O. S. 14 bezüglich des Braunschweiger Familiennamens Grotecors.

(1605). Die beliebte Erklärung des Namens „Döring" als „Thüringen" wird dadurch angezweifelt, denn „Döring" ist, wenigstens in diesem Falle, wohl nichts anderes als der Sohn des Dürren (mhd.: dure). Vgl. auch Ludwigk Dur (1610), Hartman Dur (1610), Curt Dur (1610). Ob Hans Jacob Döringer (1706–24) eine Weiterbildung zu Döring ist oder den Thüringer bezeichnet, wage ich nicht zu entscheiden.

Ein anderes interessantes Beispiel der Bildung von Patronymiken auf —ing liefert der heute noch sehr verbreitete Schwälmer Familienname Riebeling aus dem in älteren Urkunden oft vorkommenden Vornamen Reibel (ahd. Ric-bald, zu got. reiks, mhd. riche, lat. rex). 1555 wird im Salbuch von Ziegenhain ein Henne Reibling zu Zelle genannt, im selben Jahr ein Jakob Haen gnant Reibling, Bürger zu Ziegenhain, Sander Reibling aus Nidderngrinzebach, Magnus und Henne Reibling aus Zella, 1610 ein Curt Ribling von Rellshausen. Außer diesen beiden Schreibungen findet sich noch die Schreibung Reiblingk, Reiblingck (1555), Rieblingk, Riblingk, Reilling (1576—84), Riebling (1634, 1665), Rübling (1740—44).

Neben der Endung —ing und der genetivischen Bildung diente auch die Endung —er dazu, um ein patronymisches Verhältnis anzudeuten. Doch scheint diese Bildungsweise im 16. Jahrhundert noch nicht fest gewesen zu sein, denn es finden sich nebeneinander Joh. Printz zu Zella (1635) neben Joh. Printzer, Joes Geisell (1635) neben Joh. Geißeler und Elsabeth Geißel, Hans Gruß (1635) neben Henn Gruesener, Heinckel Heck (1635) neben Hecker, Hanns Granntz von Segertshausen (1635) neben Peter Grantzer (1634), Caspar Pang (1576–84) von Neukirchen neben Caspar Panger, Hans Hübner von Schrexpach neben Hueben Heintz (1555)[3]), ähnlich Dickhaut neben Dickhauter (1671—1705), Schrodt neben Schröder, Kohl neben Koler, Koeler, Maus neben Maußer. Doch scheint, nach dem heutigen Stand der Schwälmer Familiennamen zu urteilen, diese Bildung schon früh wieder aufgegeben zu sein. Beibehalten ist sie u. a. in dem heute noch erhaltenen Familiennamen Glintzer, der früher als Glunz (Heinz Glunz von Gungelshausen 1576–84) vorkommt, daneben schon 1555 als Gluntzer, 1610 als Clüntzer, 1635 als Glintzer, 1669 als Gluntzer, 1740—44 als Glunz und Glintzer.

Hatte man noch keinen festen Familiennamen angenommen — die Bürgerlisten enthalten bis ins 17. und 18. Jahrhundert hinein Bezeichnungen, die nur als provisorische Familiennamen anzusehen sind — so wurde zum Rufnamen ein passender Zusatz gemacht, um eine Verwechslung mit gleichnamigen zu vermeiden. Der so entstandene Name wurde dann später vielfach als Geschlechtsname oder Vorname beibehalten (vgl. Gutberlet, Schmidtkunz, Jungclaus u. a.) Solche Bezeichnungen sind Klein Hans (1590), Großhans (1591), Gaul Raus (1610), Zeuch Henne (1555), Greben Hen (1635), Möhln Hen (1635), Bomhans (1610), Kohlhans (1610), Göberhans, Schefferhenne, der lame Henne, Althenne, Cleinhenne, Sneiderhenne, Kuchenhenne, Schmithenn, Junghenne, Groppenhenne, Gebürshenne (= Bauernhenne)[4]), Hamel Henne, Mergen Henne, der alt Bierhenne (zu Bero wie Bierwirt zu Berward[5]), Cuntzelhenne, Cleinheintz, Gruebenheintz, Bierheintz (cf. Bierhenne), Juden Curt, Klein Curt, Hof Curt, Schoen Curt, Schmit Cuntz, Schulmartha von Zella, Kloster Henche von Treyß, Jung Kinna, Jung Keina, Jungels, Jungelsa usw. Zuweilen kam es auch vor, daß der unterscheidende Zusatz zum Geschlechtsnamen wurde. So findet sich Bierhenne neben Henne Behr und Jungehenne Beher, Bierheintz neben Heintz Behr der Alt, der Junge Bornhenne neben Hen Born (und Lotz Bornhennchen), Bulnhenne (d. h. der am „Bühel" wohnenden Henne) neben Henne Buln, Moeln Stark neben Adam Moeln, Cuntzelhenne neben Henne Iben gnant Cuntzell u. a. m., oder es trat noch die Endung —man als Koseform oder zur Verdeutlichung hinzu, z. B. Opffer Enders (1589), Opffer Curt (1635—69) neben Andreas Oppermann (1634—69), Jungehenne Beher neben Henne Bierman der Junge (1555), Eymer Mergen neben Merga Eymermanns (1555), Asmus Henne neben Hans Assmann (1555), Hen Born neben Lips Bornmann (1576) und Adolf Bornmann (1740), Henne Buhln neben Joh. Buhlmann (1671) usw.

Ein solcher Zusatz wurde besonders beliebt, um Familiennamen, die von Gewerbtätigkeiten herrühren, zu unterscheiden, insonderheit die verschiedenen Besitzer von Mühlen. So gab es 1576 auf der Schwalm einen Heinmöller, Braumöller, Weidenmüller, Rauchmöller, Eisenmöller, Hardtmöller (=Waldmüller), Schlagmöller, Hopfenmoller oder Hoppenmoller, Steinmoler, Eichenmöller 1592) usw. Dieser letztere Name war 1580 noch nicht festgeworden, denn der Besitzer wird im Wasenberger Kirchenbuch noch als Henrich aus der Eichenmöhl bezeichnet. 1665 lautet der Name Eichenmüller. Andererseits heißt es 1635 Hans

[3]) Dieses Beispiel zeigt deutlich die Gleichwertigkeit der —er-Bildungen mit den Genetivbildungen. Vgl. auch Preuß, Die lippischen Familiennamen² S. 15 ff.

[4]) Identisch mit dem heutigen Namen Burhenne.

[5]) Vgl. auch Martenn Biermay.

Dietzel der jünger von der Horßmöhlenn [6]) (die heutige Horschmühle bei Treysa). Denn es kam auch vor, daß der Name des ersten Besitzers der Mühle den Namen gab und durch Generationen hindurch erhalten blieb, auch wenn der Besitzer wechselte, genau wie es bei den Hofnamen der Fall war. So ist die Klinckermühle bei Loshausen nach einer Familie Klunck benannt — 1555 findet sich im Salbuch von Ziegenhain ein Johannes Klunck aus Florshain — und der Besitzer heißt in den Urkunden schlechthin der Klinckmüller. [7])

[6]) Vermutlich steckt darin der Familienname Horst. Ältere Schreibungen sind mir noch nicht vorgekommen.

[7]) So 1635 (Frucht- und Viktualienrechnung des Amts Ziegenhain): George Klinckmüllers erben von der muhlen auf der Loißhauser gemein.

Seltener kommt die Bezeichnung „Müller" ohne Zusatz als Familienname vor, wie Eckhart Moller (1555), Jorge der Molner (1576), usw. Gewöhnlich steht dann die Herkunft (Hennchen Möller von Florshain, Ludwig Moller von Nellshausen), oder sonst ein Zusatz dabei, z. B der altemöller von Zell (1605), Hans Knoch gnannt der gleinmoller zu Niderngrentzenbach (1555), Heintz Korel der Müller (1555) usw.

Nächstdem spielt das Schmiedehandwerk eine große Rolle in der Bildung von Familiennamen. Wigant Schaerschmit (1555), Curt Scherschmitt (1576), Ewelt Brunkschmit (1555), Hammerschmit (1555), des hegerschmitts frauw (1705), der gaßenschmit (1610), Paul Waltschmit (1610), Braunschmidt (1635) usw.

(Fortsetzung folgt.)

Der Feldzug des Regiments Bose in den Karolinas im Jahre 1781.

Eine Episode aus der hessischen Kriegsgeschichte von Major Freiherrn v. Dalwigk.

Die Kämpfe der hessischen Truppen in englischem Solde gegen die nordamerikanische Revolution haben von jeher das lebhafteste Interesse erregt, nicht nur wegen der Neuheit und Eigenart des außereuropäischen Kriegsschauplatzes, sondern auch wegen der ausgezeichneten Haltung der Truppen während ihres langjährigen Aufenthaltes in dem fremden Erdteile, die ihnen das Lob aller einsichtigen Militärs verschaffte.

Leider gibt es über diese Ereignisse noch keine zusammenfassende Darstellung, bei der alle einschlägigen Druckwerke von Bedeutung und alle Akten benutzt worden wären. Das bekannte Werk von Eelking, „Die deutschen Hülfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege" (Hannover 1863), das übrigens den Verlauf der Feldzüge recht unklar und vor allem unübersichtlich schildert, führt zwar eine ganze Reihe ungedruckter hessischer Quellen an, es fehlen aber darunter:

1. Journal vom Hess. Corps in Amerika unter dem comm. General v. Heister, 1776 bis Juni 1777;
2. Relationes vom nordamerikanischen Kriege. Band I—V;
3. Die Tagebücher der Regimenter Trümbach (später Bose), Alt-Loßberg und Leib-, und des Grenadierbataillons Block (später Lengerke);
4. Das Order-Buch des Regiments Mirbach (später Jung-Loßberg) vom 10. März 1777 bis 24. Juni 1780;

sämtlich im Staatsarchiv zu Marburg, die ganz wesentliche Aufschlüsse über die meisten Begebenheiten enthalten. Auch hat Eelking die im Kriegsarchiv des großen Generalstabes zu Berlin ruhenden hessischen Akten, die zu seiner Zeit meines Wissens der kurfürstlichen Generaladjutantur gehörten, nicht gekannt. Ihr Inhalt betrifft allerdings hauptsächlich Personalien, z. T. aber auch Berichte anderer Art. Ferner sind seitdem die wertvollen amerikanischen Werke von Carrington (Battles of the American Revolution 1775-81) und dem Botschafter in Berlin, Charlemagne Tower (Life of Lafayette) erschienen, die auf amtlichen Quellen beruhen und zugleich sichere Grundlagen für die Topographie des ganzen Kriegsschauplatzes wie der einzelnen Kampffelder liefern, die bisher vollkommen fehlten.[1])

Das von Verschuer bearbeitete Werk Lowells, „Die Hessen und die andern Hilfstruppen im Kriege Großbritanniens gegen Amerika" (Braunschweig und Leipzig 1901) ist zwar wohl auf zuverlässigen amerikanischen Berichten aufgebaut, krankt aber in bezug auf die hessischen Quellen an demselben Mangel wie das Eelkingsche Buch[2]), und der kleine Vortrag des Oberst von Werthern über dasselbe Thema („Die hessischen Hülfstruppen" usw., Kassel 1895) ist nichts als ein Auszug aus Eelking und anderen älteren Werken

[1]) Besonders in dem Eelkingschen Buche fehlt bedauerlicherweise jede Karte.

[2]) Die Skizzen bei Lowell sind sehr mangelhaft.

Die neueste Erscheinung über jenen denkwürdigen Krieg, „Die amerikanische Revolution 1775—83" von Albert Pfister (Stuttgart und Berlin 1904), vertritt im wesentlichen den amerikanischen Standpunkt, kennt ebenfalls die von mir angeführten hessischen Quellen nicht und stellt die Mehrzahl der Gefechte m. E. unrichtig dar.

Die von mir verfaßte, wahrscheinlich demnächst erscheinende „Geschichte der kurhessischen und waldeckischen Stammtruppen des Inf.-Rgts. v. Wittich (3. Kurhess. Nr. 83) von 1681—1866"[3]) wird zum ersten Male die Erlebnisse der althessischen Infanterieregimenter Trümbach (Bose), Mirbach (Jung-Loßberg) und Prinz Karl in diesem Kriege nach allen bisher zugänglichen Quellen bringen, so daß in vielen Zügen eine von der bisherigen Auffassung abweichende Darstellung entsteht.

Als Beispiel gebe ich die Erzählung von der Teilnahme des tapferen Regiments Bose an dem strapazenreichen Feldzuge in den Karolinas, einem der bemerkenswertesten Abschnitte.

Wir befinden uns beinahe am Ende des Krieges. Seit Frankreich den Kongreß als kriegführende Macht anerkannt und mit ihm ein Bündnis geschlossen hatte, dem bald auch Spanien beitrat, waren die Engländer kaum noch in der Lage, entscheidende Schläge auf dem Lande zu führen. Um sich wenigstens die reichen Hülfsquellen der südlichen Kolonien, wo sie auch mehr Anhänger als in den Nordstaaten zählten, zu sichern, unternahmen sie mehrere, anfangs mit Erfolg gekrönte Züge nach Georgia und den beiden Karolinas. Der letzte dieser Züge, der mit der unglücklichen Kapitulation von Yorktown endigte, gab den Stoff zu den nachfolgenden Zeilen.

Das Kriegsjahr 1781 und das Ende des Krieges.

Ich beginne die Darstellung der Ereignisse dieses Jahres mit der Schilderung des ruhmvollen Zuges des Regiments Bose nach Virginien und Süd-Karolina, der z. T. noch in das Jahr 1780 fällt.

Das Regiment wurde am 6. Oktober 1780 in einer Stärke von 14 Offizieren, 519 Mann[4]), 2 Geschützen, 8 Wagen und 22 Pferden in vier Fahrzeuge verladen, blieb aber noch vor Anker liegen, bis die andern Truppen eingeschifft waren. Führer des Detachements war Generalmajor Leslie. Die andern Truppen waren: 3 Bataillone englische Garde, Regiment 82 (Bergschotten), Regiment 84, Watsons und Fennings Korps (Amerikaner), 100 Jäger, 50 Dragoner und 1 Detachement englische Artillerie.

Am 17. Oktober segelte die Transportflotte von Sandy-Hook nach Newport-News an der Mündung des James-River (Virginien). Hier landete am 23. Oberstleutnant du Buy mit 400 Mann (6 Offizieren und 161 Mann vom Regiment Bose) und 1 Dreipfünder, besetzte Hampton, wo einige Gefangene gemacht wurden, zerstörte ein hölzernes Fort, in dem sich mehrere Geschütze vorfanden, und verbrannte Schiffe und Vorräte. In der Nacht zum 24. blieb das Kommando unter dem Gewehr außerhalb der Stadt, jeden Augenblick eines Überfalls gewärtig. Es geschah aber nichts, und am andern Morgen bestieg die kleine Schar die Bote und fuhr zur Flotte zurück.

„Bei dieser ganzen Expedition", schreibt du Buy an den Hauptmann Marquard, „ist nicht ein Schuß gefallen — dabei kann man alt werden! Nicht ein Haus oder Häuschen ist verbrannt worden, und die Einwohner bedankten sich wegen unerwarteter guter Ordnung"[5]).

Generalmajor Leslie rühmte in seinem Bericht an Clinton ganz besonders den Oberstleutnant du Buy und erteilte auch dem Regiment v. Bose das Lob der besten Ordnung und Disziplin, dahingegen von den Engländern verschiedentlich grobe Exzesse begangen wären.[6])

Leslie sollte anfangs in Virginien bleiben und dort einen Waffenplatz am Elisabeth-River einrichten. Nach der Niederlage von Kings Mountains (s. unten) aber forderte Cornwallis ihn auf, nach Süd-Karolina zu kommen, worauf Leslie am 22. November die Fahrt nach Charleston antrat[7]), wo er, durch widrige Winde aufgehalten, erst am 13. Dezember eintraf. Unterwegs war die Pferdeschaluppe des Regiments Bose von den Amerikanern genommen, die Tiere ins Wasser geworfen worden; der Wagenmeister und die vier Knechte hatten sich „ranzioniert", die Regimentsgeschütze waren aber nun ohne Bespannung.

In Charleston fand Leslie den Befehl Cornwallis vor, sofort den Vormarsch anzutreten und

[3]) Etwaige Bestellungen auf dieses Buch nimmt die Redaktion entgegen. Voraussichtlicher Preis nicht über Mk. 7.50.

[4]) Es fehlten also 7 Offiziere und 88 Mann an der Sollstärke. Man muß aber in Betracht ziehen, daß bei dieser die Artilleristen nicht mitgerechnet sind, während sie bei obiger Iststärke offenbar inbegriffen sind. Oberstleutnant v. Münchhausen war wegen Krankheit in New-York geblieben.

[5]) Du Buy an Marquard, 30. Okt. (Relationes III.)

[6]) Knyphausen an den Landgrafen. 15. Dez. (Ebenda.)

[7]) Kapp, Leben Strubes (S. 354) behauptet, Leslie habe bei Portsmouth heftigen Widerstand durch die Truppen Mühlenbergs (eines Milizenführers deutscher Abkunft) gefunden. Davon wissen die hessischen Akten und Tagebücher nichts. Ganz falsch ist die Behauptung, daß Leslie am 25. November mit seinem Detachement nach New-York zurückgekehrt sei.

sich zwischen Greenes Detachement und dessen aus Virginien heranrückende Verstärkungen zu werfen.

So brach denn die kleine Schar, das 82. und 84. Regiment und die unbespannten Geschütze des Regiments Bose in Charleston zurücklassend, nach Camden (175 km Luftlinie von Charleston) auf. Das Regiment Bose hatte bis hierher noch keinen Kranken.[8])

„Ein Föhrenwald, wohin du ostwärts siehst,
Ein Föhrenwald, durch den du westwärts ziehst,
Im Norden Föhren sich zum Himmel strecken,
Von Süden Föhren ihre Äste recken."

So besingt ein amerikanischer Dichter die Gegend, durch die jetzt die Engländer und Hessen zogen, und die noch heute zu zwei Dritteln von Föhren bedeckt ist.

In Nord- und Süd-Karolina hatte Generalleutnant Cornwallis nach dem Abzuge Clintons mit dem größeren Teile des Korps (31. Mai 1780) erst gegen den prahlerischen Gates, dann gegen Greene mit Vorteil gekämpft. Allein nachdem Oberst Fergusson bei Kings-Mountain (an der Grenze von Nord- und Süd-Karolina, westlich der Straße Yorkville-Lincolnton) mit einer starken Abteilung von Provinzialen von den Amerikanern vernichtet worden war, verzichtete Cornwallis vorläufig auf die Eroberung von Nord-Karolina und vereinigte sich am 18. Januar am Turkey-Creek, einem Nebenflusse des Broad-River, mit Leslie. Die Engländer hatten zwei räumlich getrennte feindliche Korps gegenüber, die von Morgan und Greene kommandiert wurden. Cornwallis warf sich nun zunächst auf jenen, der sich aber dem Stoße durch seine Schnelligkeit entzog, und, als die Engländer den Catawbafluß erreichten (30. Januar), ihnen den Übergang verwehrte.[9])

An demselben Tage erschien Greene, der seinen Truppen vorangeeilt war, nachdem er das Kommando dem General Huyer übergeben hatte, im Lager Morgans.

Cornwallis erzwang am 1. Februar den Übergang an einer anderen Stelle, die nur General Davidson mit einigen Milizen verteidigte. Davidson fiel, außer ihm wurden noch etwa 20 Mann getötet und 40 gefangen genommen; aber auch die Engländer verloren etwa 40 Mann an Toten und Verwundeten.

[8]) Generalmajor v. Bischhausen blieb in Charleston zurück und begab sich später nach New-York, um das Leibregiment zu übernehmen, infolgedessen führte Oberstleutnant du Buy das Regiment Bose.

[9]) Um den Marsch zu beschleunigen, verbrannte Cornwallis am 27. Januar alle Fahrzeuge der großen Bagage, im ganzen 150 Stück, und lud das Gepäck auf Pferde. (du Buy an Knyphausen, 18. April 1781. Relationes IV).

Greene marschierte jetzt nach Salisbury und überschritt dann den Yadkin; Cornwallis folgte ihm, vermochte aber nicht, den Übergang über den angeschwollenen Fluß zu erzwingen. Die englische Garde-Brigade und das Regiment Bose bestanden ein kurzes Gefecht mit der Arrieregarde des Feindes und machten einige Gefangene, verloren aber auch 12 Tote und Verwundete.

Stark erschöpft machten die Engländer einen zweitägigen Halt (4. und 5. Februar) und überschritten dann weiter oberhalb den Yadkin. Dadurch hatte Greene Zeit gewonnen, Morgans Truppen mit dem Hauptkorps zu vereinigen. Er verfügte aber auch jetzt erst über 2036 Mann, darunter 1426 Reguläre.[10]) Über 630 km hatten die Scharen Leslies in 33 Tagen auf sandigen Wegen, durch Moräste und angeschwollene Flüsse zurückgelegt. Indisches Korn, nur mit Steinen zermalmt, war der Unterhalt der Soldaten. Und immer noch kein Erfolg!

Der englische General wollte nun das nördliche Ufer des Roanoke vor seinem Gegner erreichen und ihm so den Rückzug abschneiden. Aber als er am Dan-River (so heißt der Roanoke in seinem oberen Lauf) ankam, fand er das andere Ufer von den unermüdlichen Amerikanern so stark besetzt, daß er keinen Angriff wagte und nach Hillsboro zurückging. Hier befand er sich mitten in einer königlich gesinnten Gegend und konnte deren Hülfsquellen ausnutzen.

Eine Zeit lang standen sich beide Gegner am Haw-River, wie damals der obere Lauf des Cape Fear-River hieß, untätig gegenüber, bis Greene, der erhebliche Verstärkungen erhalten hatte, zum Angriff überging.

Aber auch Cornwallis hatte um dieselbe Zeit den Entschluß gefaßt, seiner bedenklichen Lage durch einen kühnen Schlag ein Ende zu machen.

Am 15. März trafen die beiden Detachements bei Guilford-Courthouse auf einander.[11]) Die Engländer und Hessen waren nur noch 1875 Mann (einschließlich Offiziere) stark, die Amerikaner verfügten über 4444 Mann, darunter 1651 Continentale.[12])

[10]) Carrington, S. 552.

[11]) Diesen Ort habe ich bis jetzt auf keiner Karte finden können; die maßstablose Skizze bei Lowell rechne ich nicht als solche. Die Grafschaft Guilford liegt im Quellgebiet des Deep- und des Haw-River, ihr Hauptort ist Greensboro, dort wird auch das Gerichtshaus gelegen haben.

[12]) Carrington, S. 556. Die Truppen Cornwallis waren 2 Garde-Regimenter (Bataillone), 1 Grenadier-Kompagnie der Garde, das 23. (Royal Walish), 33., 71. Regiment, Regiment Bose, Jäger, Tarletons Freiwilligenkorps, Artillerie, (2 Dreipfünder, 4 Sechspfünder).

Gefecht bei Guilford-Courthouse, 15. März 1781.

Die Amerikaner hatten sich in drei Linien zu beiden Seiten der Straße von Salisbury nach Guilford-Courthouse aufgestellt, die erste am Rande eines Waldes, die zweite etwa 300 Yards (274,2 m) dahinter, die dritte in der Hauptstellung auf einer Hügelkette. Fast der ganze Kampf fand in einem so dichten Walde statt, daß die Briten kaum von ihren Bajonetten Gebrauch machen konnten. Cornwallis ließ nach Überschreitung eines kleinen Flußlaufes zwei Kolonnen formieren, deren erste aus dem 71. Regiment (im vordersten Treffen), dem Regiment Bose (im zweiten Treffen) und I. Garde (Reserve) bestand, während die zweite aus II. Garde, der Grenadier-Kompagnie der Garde, dem 23. und dem 33. Regiment zusammengesetzt war[13]). Tarletons Dragoner folgten hinter der Mitte auf der großen Straße, die Jäger deckten den linken Flügel der Artillerie, die ebenfalls auf der Straße vorging.

Das 71. Regiment durchschritt den Wald und marschierte auf, da jetzt der Feind (Campbells Riflemen und die Legion leichter Infanterie) vor ihm erschien, während der linke Flügel die unzuverlässige Nord-Karolina-Miliz, die zum Teil aus zwangsweise Ausgehobenen bestand, fast ohne Kampf in die Flucht jagte. Um die Front zu verlängern, setzte du Buy sich mit dem Regiment Bose rechts neben das Regiment 71; die Garde folgte hinter seinem rechten Flügel. In dieser Ordnung ging die rechte Kolonne, nachdem „Dornister und alles, was dem Soldat incommod ist", abgelegt war, weiter vor, kletterte durch eine mit tiefem Wasser angefüllte Schlucht, übersprang Gräben und Zäune und griff trotz aller Hindernisse den hinter einem Weizenfeld aufmarschierten Feind an. Dieser gab einmal sein Feuer ab, dann zerstreute er sich, um aus sicherer Stellung hinter Bäumen, Steinwällen und anderen Deckungen seine Schüsse abzugeben.

Inzwischen hatte I. Garde das Regiment Bose rechts verlängert; Regiment 71 war aber bei der Verfolgung des Feindes soweit links geraten, daß zwischen ihm und du Buys Regiment eine Lücke von $1^1/_2$ km entstand[14]). Dieses benutzte der Feind sofort, „entourirte unsere linke Flanke und kam uns in den Rücken, daß ich obligirt war, die zwei Compagnieen des linken Flügels rechtsumkehrt machen zu lassen, um unsere Flanque und Rücken zu defendieren[15]). Das 1. Bataillon Garde, dessen rechter Flügel ebenwohl flanquirt wurde, verlor aber viel Leute und ein wenig terrain. In dieser extremitaet avancirte ich mit denen drey Compagnieen des rechten Flügels, welches der Garde Zeit gab, sich zu formiren und zu avanciren".

Aber noch immer blieb die Lage des Regiments Bose und der Garde bedenklich, bis Tarletons Dragoner auf Befehl des Lord Cornwallis herbeikamen und die Riflemen in die Flucht jagten.

Unterdessen hatte der linke Flügel zwar auch die zweite Linie des Feindes über den Haufen geworfen, aber gegen die dritte, die ausschließlich aus Linientruppen zusammengesetzt war, bis jetzt keine Erfolge erzielen können. Besonders zeichnete sich hierbei das 1. Regiment Maryland aus, das zweimal den Anlauf des Gegners mit dem Bajonett abwies. Jetzt ließ Cornwallis aber das I. Bataillon Garde vom rechten Flügel heranholen, und es gelang den vereinten Bemühungen aller britischen Bataillone, die Hauptstellung Greenes zu nehmen, dessen Truppen sich angeblich in guter Ordnung nach den Eisenwerken am Troublesome Creek, einem Zuflusse des Haw-River, zurückzogen.

Das Regiment Bose verlor:

Tot: 3 Unteroffiziere, 8 Mann. Verwundet: 5 Offiziere, 5 Unteroffiziere, 56 Mann. Vermißt: 1 Unteroffizier, 2 Mann. Im ganzen: 5 Offiziere, 9 Unteroffiziere und 66 Mann[16]).

Die verwundeten Offiziere waren die Kapitäne v. Wilmowsky (Alex. Georg, gestorben am 6. April) und Eigenbrod, die Leutnants Schwaner und v. Geyso, Fähnrich v. Trott (gestorben am 10. April).

Wenn man auch den geringen Wert eines großen Teils der amerikanischen Truppen berücksichtigen muß, so bleibt das Gefecht bei Guilford-Courthouse doch immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Regiments Bose, dessen ausgezeichnete Haltung allgemeine Anerkennung fand. Besonders wurde auch der Führer des Regiments, Oberstleutnant du Buy, im Tagesbefehl des englischen Generals belobt.

---

[13]) Das 23. Regiment oder „Welsh fusiliers" trug seit der Schlacht bei Minden diesen Namen in seinen Fahnen. Es zeichnete sich auch in diesem Kriege stets durch Tapferkeit aus.

[14]) Das 71. Regiment hatte die anfängliche Richtung nach N., im Anschluß an II. Garde, beibehalten, während das Regiment Bose und I. Garde in Verfolgung des Feindes die Richtung NO. eingeschlagen hatten.

[15]) „Die amerikanischen Riflemen fochten jetzt auf dem von ihnen bevorzugten Gelände, und ihre Fechtweise war von großem Nachteil für die Hessen und die Garden, ohne daß sie selbst große Verluste erlitten." (Carrington, S. 562.)

[16]) Die Ausrückestärke des Regiments Bose betrug am 15. März 12 Offiziere, 35 Unteroffiziere, 274 Mann, der Verlust also 27 %. Die englische Gardebrigade, die 16 Offiziere, 460 Mann stark war, büßte 40 Tote (3 Offiziere), 187 Verwundete (6 Offiziere) und 9 Vermißte ein, zusammen 236 Mann (9 Offiziere) oder beinahe 50 %.

Landgraf Friedrich schrieb am 13. September 1781 an Generalleutnant v. Knyphausen:

„Unter den einberichteten Neuigkeiten sind Mir die vom Wohlverhalten des Regiments v. Bose unter Anführung des Oberstleutnants du Puy und gleichmäßig von dem des Capitains Ewald vom Jäger-Corps ungemein angenehm zu erhalten gewesen. Der Herr Generalleutnant wolle deswegen sowohl dem vorerwähnten Regiment als auch dem Oberstleutnant du Puy Meine ausnehmende Zufriedenheit unter Versicherung Meiner ganz besonderen Huld und Gnade bezeugen und solches bei Ausgebung der Parole öffentlich bekannt machen."

Die Nacht nach dem Gefecht war für die Verwundeten schrecklich. Es regnete in Strömen, und man hatte kein Obdach. Die große Bagage mit den Zelten, die am Tage vorher unter Bedeckung durch das Nord-Karolina-Korps und 100 Kommandierte 30 km zurückgeschickt worden war, traf erst um 2 Uhr morgens im Lager ein.

Cornwallis gewann jedoch wenig oder nichts durch diesen Sieg. Er fand keine Lebensmittel in der Grafschaft Guilford; auch war sein Detachement durch die großen Verluste zu sehr zusammengeschmolzen. Er beschloß daher, sich über Croß-Creek (jetzt Fayetteville, 150 km südöstlich Greensboro) längs des schiffbaren Cape-Fear-River nach Wilmington zurückzuziehen.

Sowie man den Fluß erreicht hatte, wurden die Schwerverwundeten (vom Regiment Bose Leutnant v. Trott, 2 Unteroffiziere und 13 Mann) und später auch die Leichtverwundeten in Kähne verladen und auf dem Wasser weitergeschafft.

Am 14. April erreichte das Detachement Wilmington, wo sich ein Magazin und eine kleine, aus Rekonvaleszenten verschiedener Regimenter gebildete Besatzung befand.

Die Truppen des Lord Cornwallis hatten bis dahin rund 900 englische Meilen oder 1400 km zurückgelegt. Wenn es auch auf diesem Riesenmarsche öfters Ruhepausen von mehreren Tagen gab, so fand doch meistens erst am vierten, fünften, gar am neunten Tage ein Rasttag statt. Vom 6. bis 16. Februar legten sie 283 km in elf Tagen ohne Ruhetag zurück.

Das ganze Detachement hatte schon lange keine Schuhe mehr, die hauptsächlich beim Durchwaten der zahllosen Flüsse (Creeks) unbrauchbar geworden waren. Viele hatten sich aus Kuhhäuten eine notdürftige Fußbekleidung verfertigt.

„Eine wahre Beschreibung von unserer gemachten Campagne," berichtet du Buy, „was die Leute darinnen sowohl an Hunger, als an anderen Beschwerlichkeiten ausgestanden, ist nicht wohl zu machen, selbige würde romanhaft lauten."

Vom Kasseler Hoftheater.

Vom Hoftheater gilt auch heute noch das, was in unserm *letzten Bericht* gesagt wurde: *Da die Gastspiele noch in* Permanenz und zahlreiche eingespielte Künstler auf dem Sprunge sind, uns zu verlassen, ist es billig, über Weg und Ziel der Leitung einstweilen das Urteil zu vertagen. Daß kräftiges Wollen häufig hervortritt und künstlerisches Feingefühl vielfach sich geltend macht, erfüllt mit einer gewissen Zuversichtlichkeit. — An Novitäten war die Berichtsperiode arm und — trotzdem zu reich. Denn gern hätten wir Klitschers „Kochstubenten" vermißt. Daß der Mensch ein Produkt seines Milieus ist, darauf hat Goethe schon hingewiesen. Nicht nur seine Gewohnheiten, seine Lebensanschauung, auch sein Charakter, sein ganzes inneres Selbst wird beeinflußt, gebildet von seiner Umgebung. Diese Einheit zwischen Persönlichkeit und Umwelt, die Besonderheit, die in einzelnen Klassen und Berufen das Milieu erzeugt, bildet denn auch seit Jahrzehnten für das ernste Drama wie das Lustspiel ein oft in Angriff genommenes Problem. Wir haben Offiziers-, Arbeiter-, Literaten- und Künstlerstücke gehabt. Wenn aber jemand ein bestimmtes Milieu nur deshalb auf die Bühne stellt, weil er es für theatralisch wirksam hält, und es mit Dutzendmenschen ohne eigene Physiognomie bevölkert, wenn ihm die Dekoration wichtiger ist als die agierenden Personen und die Handlung selbst, — dann lehnt selbst der geduldige Kasseler Theaterabonnent das Stück ab. Im Klitscherschen Falle soll Interesse und Heiterkeit durch die Kochschule geweckt werden. Offenbar hat sich der Dichter gesagt: Offizierskasino, Redaktionsstube, ja sogar die Zuchthauszelle war schon öfters da. Junge Damen beim Kochunterricht aber sind noch nicht auf der Bühne belauscht worden. Da wird man staunen! Und lachen. — einerlei was vorgeht! Und mit Fug und Recht hat der Lieferant der Kücheneinrichtung in den Zeitungen seinen Anteil an den Lorbeeren des Dichters verlangt. Vor der Aufführung. Nachher gab es keine zu verteilen. Herr Hertzer hatte das Stück, — von dem der Autor, dessen Zwerchfell offenbar leicht zu erschüttern ist, merkwürdigerweise behauptet, es sei ein „lustig Spiel", — mit Hingabe und Geschmack inszeniert. Schade um sein und der Künstler, — von denen wir Herrn Kothe und Fräulein Berka hervorheben, — redliches Mühen!

Die zweite Novität — man gab sie als Festspiel zu des Kaisers Geburtstag — sucht mit anderen, kaum künstlerischeren Mitteln zu wirken. Im „Kaisertag in Nürnberg" von Hahn zeigt sich Friedrich Barbarossa von einer Seite, von der man ihn in der Schule nicht kennen lernt. Zwar seinen langen roten Bart hat er beibehalten, aber das Prophezeien hat er zugelernt. Mit markiger Stimme verkündet er Deutschlands Größe unter hohenzollernscher Führung. Wäre die Aufführung nicht schon zwei Tage nach den Reichstagswahlen gewesen, er hätte vielleicht auch deren Ausfall geweissagt. Es gilt eben von solchen Stücken das Wort:

„Und fällt dir kein wirksamer Aktschluß ein,
„So mußt du: es lebe der Kaiser schrein!"

Was dem Dichter — dem, als einem Österreicher die Begeisterung für preußisch-deutsches Wesen doppelt hoch

anzurechnen ist — an Ingenium fehlt, hat er durch Begeisterung ersetzt, und wo einmal die Poesie zu Ende ging, kam eben zur rechten Zeit die tönende Zeitungsphrase. Aber ein Gutes hatte das Stück. Es gab der Regie — Herrn Hertzer — Gelegenheit, Bühnenbilder von zauberischem Reiz zu zeigen, farbig bewegt, sorgfältig abgetönt, eindrucksvoll und höchster Anerkennung wert. Herr Bohnée gab den Kaiser mit würdevoller Hoheit, mit begeisterter Heimatsliebe, mit markigem Ausdruck. Außer ihm sei noch der finstere Gebhardus des Herrn Stiewe und der ritterliche junge Zollern des Herrn Wolfram rühmend genannt.

Auch der Neueinstudierung der „Meisterschüssel“ hatte sich die Regie liebevoll angenommen. Das Stück selbst zeigt in hübscher Umrahmung den bekannten Treppenwitz der Weltgeschichte, die Geschichtslüge von dem Verhalten des Kaisers Max gegen Dürer in dessen Atelier. Es ist anspruchslos in netten Versen geschrieben, seine Intrige ist durchsichtig, seine Handlung nicht aufregend, ein Stück, das allen Backfischen wohl gefällt. Herr Kothe gab den jungen verliebten Ritter mit gewohnter Liebenswürdigkeit, Herr Friedrich war ein vortrefflicher Dürer, und Herr Jürgensen spielte den hinterlistigen Schützlermeister mit scharfer Charakteristik und wirksamster Natürlichkeit.

Als größte Aufgabe, die in den letzten Monaten Regie und Darstellern sich bot, ist unzweifelhaft „Richard der Dritte“ von Shakespeare anzusehen. Es ist wahr, Schiller schreibt an Goethe: „... Ich bin nun nach Beendigung Richard des Dritten mit einem wahren Staunen erfüllt. Es ist dieses Stück eine der erhabensten Tragödien, die ich kenne. ... Alles ist energisch darin und groß, nichts Gemeinmenschliches stört die rein ästhetische Rührung, und es ist gleichsam die reine Form des Tragisch-Furchtbaren, was man genießt. Eine hohe Nemesis waltet durch das Stück in allen Gestalten von Anfang bis zu Ende.“ Es ist durchaus möglich, daß dieser Eindruck, den Schiller durch die Lektüre gewann, sich — wenn auch vielleicht nicht mit der gleichen Stärke — auch bei der Aufführung geltend machen würde, gäbe man, — wie es Schiller am Schlusse des Briefes wünscht, — die den Krieg der roten und der weißen Rose behandelnden Dramen als Zyklus hintereinander. Als Tragödie für sich, losgelöst aus dem Zusammenhang, weckt es zuviel des Abscheues und des Grausens. Nur wenn der Träger der Titelrolle uns einen weit das Menschenmaß überragenden Dämon zeigen kann, nur wenn er in infernalischer Tücke, in schrankenlosem Egoismus, in skrupellosem Üben des Entsetzlichsten weit übers Irdische hinauswächst, kann das Stück mit der eindringlichen Gewalt der echten Tragödie wirken. Hier hatte man die Titelrolle Herrn Bohnée anvertraut. Dieser ist ein vortrefflicher Heldendarsteller. Weshalb man ihm diese schärffste Charakterrolle gab, wissen wir nicht. Wissen es, nachdem wir ihn gesehen, so wenig wie vorher. Herr Bohnée hatte die Fehler seiner Vorzüge. Das Heldische der letzten Szenen gelang ihm sehr gut. Aber das ist doch nur etwas Sekundäres. Das Gigantisch-Teuflische, die abgrundtiefe Heuchelei kam nicht zum glaubhaften Ausdruck. Unter der Maske des Bösewichts blickten immer die Züge des Helden hervor, wie durch die Stimme des Schurken der heldische Unterton hörbar war. Sogar die Maske wirkte unnatürlich. Dieser Richard schien seines Buckels noch immer nicht gewöhnt. Das alles soll für Herrn Bohnée, dessen Darstellung in zahlreichen Momenten künstlerisches Feingefühl und Treffsicherheit bewies, kein Vorwurf sein. Nicht alle können alles. Aber die Leitung hätte das bedenken müssen. Überhaupt stand die Aufführung, — der Referent sah die dritte, am Besuch der früheren war er verhindert, — unter keinem guten Stern. Das ganze Tempo war so schleppend, so gedehnt wie möglich, — sehr zum Schaden der Wirkung. Eine ganze Anzahl Nebenrollen waren unzureichend. Der Humor der beiden Mörder des Clarence hatte nicht eine Spur des Dämonischen. Die jungen Königssöhne waren so banal wie möglich, die Margarethe bei weitem nicht hart und eindrucksvoll genug. Von allen Nebenfiguren, — denn neben Richard treten ja alle weit zurück, — seien nur einige erwähnt. Da war die Elisabeth der Frau Kothe-Haacke, eine prächtige Figur voll Blut und Leben (daß Frau Kothe sich nicht der Öchelhäuserschen, oft widerlegten Auffassung anschloß, wonach sie in der letzten Unterredung Richard täusche, erscheint uns berechtigt und erfreulich), da war die vortreffliche Anna des Fräulein Berka, die eindringliche Herzogin von York des Fräulein Griebe. Herr Friedrich als König Eduard war von starker Wirkung, Herr Jürgensen machte aus dem Buckingham eine ganz außerordentlich scharf gezeichnete, künstlerisch vollendete Figur, Herr Kothe war ein rührender Clarence. Herr Wolfram gab den Richard ritterlich und heldenhaft. Doch blieb von seiner Rede, — wie übrigens auch von der vieler anderer Darsteller, — ein gut Teil unverständlich. Die Regie, Herr Hertzer, hatte mit Umsicht ihres Amtes gewaltet. Um so auffälliger wirkte einzelnes Mißlungene. So wenn Clarences Kerker unverschlossen blieb, und die Mörder einfach die Tür öffneten, um einzutreten. So die helle freundliche Stimmung, die über diesem Kerker überhaupt lagerte. So wenn die Lords, im Gefolge Richards bei seiner Unterredung mit Elisabeth allzu eng aufeinander gedrängt, — (ließe man die Szene an einem Hügelabhang spielen, wäre das leicht zu vermeiden) — nur allzu sehr erkennen ließen, wie sie sich langweilen. Wenn bei dem Kampf der Hauptpersonen im Vordergrund ein Dutzend Kämpfer, die die feindlichen Heere repräsentieren sollen, springend und hüpfend hin und her laufen, so erregt das nur Heiterkeit. Kann man keine größeren Truppenmassen ins Feld stellen, so lasse man sie in Gottes Namen ganz weg.

Von Herrn Derichs mit Geschmack und Geschick neu inszeniert, feierte auch die „Puppenfee“ ihre Auferstehung und bot Frl. Cordialy (die den Tambour gab) Gelegenheit, ihre Anmut, ihre Grazie, ihre Tanzkunst in hellstem Lichte zu zeigen. Die Puppenfee selber hatte aufgehört, Hauptperson zu sein. Sie wurde von Frl. Brunow gegeben. Warum, wissen wir nicht. Denn Frl. Brunow kann nicht tanzen und hat das auch nicht nötig. Frl. Croneberg war eine temperamentvolle, graziöse Spanierin.

In der Oper ward eine Novität „Hans der Fahnenträger“ von Gustav Dippe gegeben. Der Komponist meidet ausgefahrene Gleise, er stellt dem Orchester große und dankenswerte Aufgaben, er weiß in wirkungsvoller Weise für Stimmungen und Gefühle charakteristischen Ausdruck zu finden. Unter der hingebenden Leitung des Herrn Dr. Beier sprach denn auch die Oper sehr an. Herr Weltlinger sang und spielte die Titelrolle mit bestem Gelingen, Frl. Schuster verkörperte die Irmgard vortrefflich. Der Komponist und mit ihm Herr Dr. Beier und Herr Hertzer, der das Stück sehr hübsch inszeniert hatte, wurde mehrfach an die Rampe gerufen. —

Im Schauspiel wie in der Oper hatte die Intendanz je einen berühmten Gast gewonnen. Frau Anna Willig spielte die „Maria Stuart“ und die „Iphigenie“ und zeigte sich wieder einmal als Künstlerin von mächtiger eigener Individualität, die den tiefen Gehalt der Rollen auszuschöpfen versteht. Frau Aino Acté von der Großen Oper in Paris entzückte als Margarethe durch die Großzügigkeit ihrer Darstellung, durch ihre herrliche, prächtig geschulte Stimme. Für die Ermöglichung dieser Gastspiele wird jeder Kunstfreund der Intendanz Dank wissen.

H. Blumenthal.

Die Kündigung.

(Eine Stallgeschichte von der Diemel.) Von H. Bertelmann.

I.

Der Frijenhöwer war eben vom Frühstückstisch aufgestanden. Weil er vom Grasmähen müde war, wollte er sich gerade auf dem Sofa ein wenig ausstrecken. Da kam sein achtjähriger Philipp hereingepoltert: „Vatter, use Ella weltert [1]) sik äwer [2])! Ik gleiwe, et het widder de Kulik!"

Ärgerlich raffte sich der Bauer auf; „Düt söll mik wunnern, af he me widder den Klei [3]) ganz'e foort [4]) het!" und rannte hinaus.

Ein Blick über die Krippe bestätigte die Vermutung seines Jungen. „Da sall doch 'n Gewitter rin slan! Nei, nei — so watt! Nu hawe ik dat dem Dunnerwedder schon so vill ma seggt; he söll dat laten. Je, proste Maltiet! He deut [5]) et nie, he deut et nie!"

Der Bauer war in den Stall getreten. Er klopfte das Tier an den Hals. „Kumm Ella, kumm, stand up — ho hopp — hoho! O kumm, kumm!"

Das zitternde Tier ließ sich bewegen, aufzustehn, warf sich aber nach einer Weile wieder zu Boden und wälzte sich verzweifelt auf dem Rücken.

Der Junge schrie: „Achott, Vatter, mot use Ella sterwen?"

„Si stille, Junge, wi willt me ma wat injiwen [6])."

Schon oft war das Tier von der Krankheit befallen worden. Der Bauer wußte, was er da zu tun hatte. Als er zur Küche eilte, die nötige Mixtur zu bereiten, rief er dem Jungen zu: „Blief du da un rop [7]) et ollzen [8]) mal an."

Der Bauer trat gerade mit der Flasche aus der Haustür in den Hof, als Hannes, der Knecht, mit einem frischen Fuder Grünfutter zum Tore hereinkutschierte.

Der Bauer hob ihm seine Faust entgegen. „Du Satan! Wat heft'e widder'e macht!"

Hannes zeigte ein verblüfftes Gesicht, als er die Flasche sah. Er warf die Zügel aus der Hand und rutschte vom Wagen. „Wat is denn laus?"

„Hi kumm mal rin", befahl der Bauer. „Wenn't jetz verloren geiht, denn kast du't betahlen. Hunnert ma schicket et ni, dat ik di seggt hawe: Foor den Klei nie ganz! Nu heft et doch widdereban."

Hannes sah über die Krippe. Das Tier wand sich in seinen Schmerzen. „Dat wet ik ni, wie dat to geiht! — Ik hawe kinnen ganzen Klei innesmitten. Hi kucket doch, af Ji wat finget!" Er spähte in der Krippe und Raufe umher. — „Wieset [8]) mi enen Halm!"

[1]) wälzt. [2]) aber. [3]) Klee. [4]) gefüttert. [5]) tut. [6]) eingeben. [7]) ruf. [8]) manchmal. [8]) Zeigt.

Der Philipp war da auch flink bei der Hand. „Nä, ik finge niks."

„Wenn't olles im Balge het, denn witte nau wat fingen? — Hi, kumm un help!" [9])

Die beiden quälten das Tier mit Gewalt und guten Worten auf die Beine und zwangen ihm die Arznei ein. Schwer fiel es wieder hin und schnob wild.

Hannes stand sinnend da. „Vellichte het de Dürr upe stahn un't het sik silwest [10]) wat von der Dell'elanget."

„Dat kann sin, Vatter," warf der Junge dazwischen.

„Witet nu von dinem Buckele afschübbeln, ni!"

„Afschübbeln, Häre? — Davon is kinne Rede. Ik hawe kinne Schuld."

„So'n Unverstand," knurrte der Bauer weiter, „bist nu schon 'n alt Kärel un makest nau sowat! We smit dem Veh denn dat Foorwerk nau ganz in? Kin Mensche. So alle Moden! Wenn du dat ni laten kast —."

Hannes zitterte. Er reckte sich hoch und hatte die Faust geballt: „Häre, wenn Ji mi ni gleiwen willt, denn latet dat bliewen! — Äwer denn is Michel — mine Tit [11]) rüm!"

Hannes machte mit der Faust eine energische Bewegung zur Erde, als hätte er ein Band entzweigeschnitten, wandte sich um und ging zur Stalltür hinaus.

Der Bauer ließ vor Schrecken die leere Flasche fallen und sah ihm verwundert nach. Erst wußte er gar nichts zu sagen, so sehr hatte ihn das Wort überrascht. Aber dann rief er ihm doch noch nach: „Ik si's gären tefridden. — Gang nam Düwele!"

Der Junge sah starr von einem zum andern. Als er des Vaters Erregung merkte, schlich er sich an ihn heran, faßte seine Hand und sagte in weinerlichem Tone: „Vatter, mene Ji [12]) usen Hannes? Nei, Vatter, he sall ni weggahn, de sall bi us bliewen."

„Lat mik gahn!" Damit schleuderte er den Jungen von sich, der heulend an die Wand flog und dann hinauseilte.

Gegen Mittag, als sich noch keine Besserung zeigte, erhielt das Tier die zweite Portion. Als auch dann keine Wirkung erfolgte, mußte Hannes anspannen und den Tierarzt aus der Stadt herbeiholen.

Es war schon Nacht, als der eintraf. „Nichts mehr zu wollen — das Tier ist verloren." Das war das Ergebnis der Untersuchung.

[9]) hilf. [10]) selbst. [11]) Zeit. [12]) meint Ihr

Der Bauer hatte das schon vorher gewußt, denn er merkte, wie das Tier nach und nach den Widerstand aufgab.

Als der Tierarzt gegangen war, versammelte sich die ganze Familie im Stalle. Das spärliche Laternenlicht beleuchtete die schweigende Gruppe. Der Junge saß, die Hände über dem Knie verschlungen, zusammengekauert auf der Krippe. Hannes kniete neben dem sterbenden Tiere am Boden, seinen Hals unablässig streichelnd. Der Bauer lehnte gesenkten Hauptes an der Wand. Im Hintergrunde standen seine Frau und die Magd. Jede Zuckung des Tieres, jeder schwere Atemzug wurde von dem einen oder anderen mit einem Seufzer oder einem „Ach'ott" begleitet. Noch einmal warf das gequälte Tier die Beine in die Luft, noch einmal ein langes Stöhnen — dann streckte es sich und sein Atem stand still. Die Frau ging hinaus und fuhr mit der Schürze über die Augen; die Magd folgte ihr schweigend.

Philipp schaute seinen Vater an, der regungslos an der Wand lehnte. Die beängstigende Stille drängte ihm die Frage auf die Lippen: „Is nu use Ella daut?"

Hannes fing an laut zu schluchzen.

Da raffte der Bauer seinen Jungen von der Krippe und trug ihn ins Haus.

Und Hannes erhob sich und machte die Tür zu. Nun war er allein. Er kauerte neben dem toten Tiere nieder und umklammerte seinen Hals.

„Ella — Ella!" — Tränen erstickten seine Stimme. Sein Kopf ruhte lange an dem Halse.

„Ik si kinne Schuld. Du wes' et. — Wat hes'te nur 'emacht! — Ach'ott, ach'ott! Nu bis'te weg[13])! — Nu mot ik auch gahn. — Dat is nu goe. — Mit dem Jungen is kin Utkommen, nei! Dt Alle, jo, dat war'n anger Mann! Der horte enen doch an. Äwer düsse[14])! De wet olles better, olles better! Nei, ik gah!" —

Er erhob sich, holte die trübe Laterne herab und leuchtete noch einmal um den Leichnam. Seine rauhe Hand fuhr über den langen Rücken. Er stand stille und schüttelte den Kopf. Darauf hing er die Laterne wieder auf und trat aus dem Stalle in die Futterstätte, wo neben dem Futterkasten sein Bett stand. Auf den Rand sank er ermüdet nieder, den Kopf nachdenklich in die Hände gestützt.

Im verflossenen Maimond war er fünfzig alt geworden. Davon lagen achtundzwanzig zwischen diesen vier Wänden. Unwillkürlich sah er in das immer trüber werdende Licht und kraulte sich in dem schon grau schimmernden Backenbarte. Achtundzwanzig Jahre! — Er versuchte weiter vorwärts zu denken. Aber der schwere Balken der Decke schien mit seinem scharfen Schatten einen dicken Strich durch seine Gedanken zu machen. — Er kam über diesen Stall nicht hinaus. —

Wie die Katze, das wärmegewohnte Tier, nicht durch den Schnee mag, sondern gern die Pfoten wieder zurückzieht, um im Hause zu bleiben, so widerstrebten die Gedanken des Hannes, über die Schwelle zu schreiten, kehrten vielmehr angsterfüllt zurück. —

Er war eingemimert. Irgend ein Geräusch weckte ihn wieder. Aufspringend eilte er an die Krippe, an Ellas Platz. Das Licht war erloschen. Er fühlte im Dunkeln, er tastete. — Plötzlich kehrte sein Bewußtsein wieder. Er mußte geträumt haben. — —

Früh stand der Bauer im Stalle: „De Schinger[15]) sall't ni hawen. Wi willt't in usem Howe[16]) begraben.

Und Hannes grub das Grab. Hinter dem Backofen unter der alten Eiche, wo die Nußhecke war.

Der Philipp sah zu.

„Hannes, staht de Güle am jüngesten Dage auk widder up?" —

„Warüme fragest'e dana?"

„Wenn se auk widder läbendig wärd, dann mot use Ella in'n Himmel kommen."

„Wieso?"

„Du hes doch jümmer' esegqt, use Ella, dat wör dat frömmeste Deer im Dorpe. Un we fromm is, de kömmet doch in'n Himmel, dat is doch klar." —

Hannes stieß die Grabschippe fest in den Boden und richtete sich auf: „Use Ella war fromm," nachdenklich nickte er, „dat kast'e wall sägen!" —

„Kam'me im Himmele auk in de Diemele rien[17])?" —

„Frag nie so alwern, Junge, bu[18]) wet ik dat! Da gang na'm Pastore!" —

Hannes setzte seine Arbeit fort.

„Is de schon im Himmele west?"

„Dat wall ni, äwer he wet doch Bescheid ümme so wat."

„Wenn't da ne Diemele jewe, dann könnte ik am Enge auk nau ma up user Ella rien, wenn ik eher[19]) mal nin komme. West'e, so'n Sunnabend Abend!"

„Im Himmele, Junge, wärd wall dat Rien[20]) upeheiren[21]), da geiht olles te Fote[22])." —

Der Junge warf sich ungeduldig in das Gras, legte sich auf den Bauch, stützte den Kopf in beide Hände und starrte dem Werke des Knechtes zu.

Nach einer Weile sagte er leise: „Hannes, use Trineken säget, du wöst weggahn. Warüme denn? Du sast[23]) bi us bliewen!"

[13]) tot. [14]) dieser.

[15]) Abdecker. [16]) Garten. [17]) reiten. [18]) wie. [19]) erst. [20]) Reiten. [21]) aufhören. [22]) zu Fuß. [23]) sollst.

Unwillig stieß Hannes die Schippe in das lockere Erdreich. „Din Vatter is schuld. Dat late ik mi ni gefallen! Jk hawe use Ella ni daut'e foort. Wat kann ik derto, wenn de Dürr upestahn het!" —

„Min Modder het dat auk'esegt. Se glöffte[24]) dat ni, dat du ganzen Klei foort heddest." —

Sichtlich erfreut hörte Hannes das Wort des Jungen. In dem Augenblick kam der Bauer, um zu sehen, wie weit die Arbeit gediehen sei, und jagte den Knaben davon.

Die Mittagglocke läutete gerade, wie sie das Tier in das Grab legten. Nachbarmänner halfen dabei. Philipp verfolgte jede Erdscholle.

Als die Männer sich entfernt hatten, holte er aus dem anstoßenden Gemüsegarten einen Blumenstrauß und pflanzte ihn auf das Grab. —

II.

Am Abend vor Michaelis saß Hannes wieder auf dem Bettrande, und es wollte kein Schlaf kommen. Er hätte das nicht geglaubt! So ein Eckkopf! Konnte der ihm nicht das Maul gönnen! Er wäre ja geblieben, herzensgern! Nur sollte der Herr sagen, daß er ihm unrecht getan. — Er sollte die Ella tot gefüttert haben! Er — das gute Tier! — Er hatte sich erhoben und ging vor der Krippe hin und her. — Niemand im Hause glaubte es, das wußte er. Aber er hatte keinen Zeugen. — Nun sollte er weg —, um nichts, um gar nichts, — weg aus diesem Hause, wo er seine beste Kraft vertan? — Sollte er denn gute Worte geben? — Er war ja beinahe noch einmal so alt, wie sein Herr. — Nein, das wollte er nicht. Der sollte wissen, daß man auch seine Ehre hat. — Und wie hatte er ihn die ganze letzte Zeit behandelt? Kein freundlich Wort, zum Erntefest blieb der übliche Taler aus. Hatte er das in diesem Hause verdient? —

Die alte Jule scharrte. Er blieb stehen, griff in die Krippe und streichelte die Stirn.

„Moren, Jule, gah ik, moren. We wärd nu dine Füllens grautten[25])? — Teine[26]) sid dat wall ewest! — West 'et nau, Jule, vörr ses Jahren, wi use Karline na Haselhusen friggede[27]), un wi den Brutwagen fahren hat. De Blomen am Koppe un Bängere[28]) — dat war wat! — Wi fahrt kinnen Brutwagen mei!" —

Die neidische Fanny suchte seine schmeichelnde Hand.

„Du, wat wit du denn? Du warst auk derbi, jo, binäwen gingest'e. Un du west nau mei! Du warst derbi, wi use alle Hus afebrannt is. Twe Jahr warst'e kumme alt, un 'n Blasenkopp derbi. Du wost nie rut ut'm Füre. Jk hawe dik ruteritten, süs wörst'e verschröjet[29])."

Nun wurden auch die beiden jungen Tiere wach.

„Ji konnt stille sien. Mit Juch hawe ik niks im Schille." Er dachte daran, wie ihm im verflossenen Frühjahr die beiden durchgegangen waren. Dabei kam er zu Falle, und die Walze hatte ihm den rechten Fuß gequetscht.

„Den scheiwen Pauten[30]) nomme ik nu von Juch tom Andenken midde." —

Er gab ihnen allen Futter ein und suchte die Bettstatt wieder auf. Er legte sich um, stand wieder auf, ging durch die Futterstätte, um wieder auf dem Bettrande zu landen.

Die achtundzwanzig Jahre traten aus dem Dunkel. Jhm war, als fasse er sie mit seinen beiden Händen. Zwei Pferde hatte damals der Alte gehabt. Nun waren es fünf.

Mit jedem Jahr war die Ackerzahl gewachsen. Jedes Jahr gab es mehr Garben einzubringen. Der nun Herr hier war, den hatte er als Jungen herumlaufen sehn, grad wie jetzt den Philipp. War auch zu ihm gekommen, genau wie der Philipp, daß er ihm das Pfeifen zwischen den Daumen, oder das Schnalzen, oder ein lustig Lied beibringen sollte. — Einmal war er krank gewesen, damals wie die böse Halskrankheit soviele Kinder mitnahm. Wie manche Nacht war er da über den Berg gewandert durch Wind und Wetter und Schnee und Eis, bald zum Arzt, bald zur Apotheke! Mit dem Alten hatte er gebangt um den Jungen. Die Angst und die Sorge um den ließen ihn damals nicht schlafen. Und heute! — — Ja, diese Nacht ließ er ihn wieder keine Ruhe finden. —

Die Müdigkeit hatte ihn doch bezwungen. Aber beim ersten Hahnschrei schoß er empor, tauchte seine Hände in den Wasserstein und machte sich ein wenig frisch. Dann besorgte er seine Morgenarbeit und ging in den Garten.

Als die Dämmerung leise ihre Flügel hob, ließ sie einen dichten Nebel zurück, der neckisch ein Ding dem anderen verhüllte. Über Ellas Grabe war Gras gewachsen. Hannes stampfte darauf herum, und halblaut brummte er: „Ella, ik gah nu auk weg. Gott mag witen, wohün!" Es fröstelte ihn, und er schlich in den Stall, um noch einmal unter die Decke zu kriechen.

Es dauerte aber nicht lange, da kam die Magd und pochte zum Kaffee. Er antwortete nicht.

Darauf kam die Frau, öffnete die Tür und hieß ihn sofort herbeikommen. Er sagte: „Jo, jo, gliek[31])." Aber es blieb bei dem Sprechen.

Nicht lange, da kam der Philipp. Weil aber der Hannes sich stellte, als ob er schliefe, kletterte

---

[24]) glaubte. [25]) großziehen. [26]) Zehn. [27]) heiratete. [28]) Bänder.

[29]) verbrannt. [30]) schiefen Fuß. [31]) gleich.

Philipp zu ihm ins Bett, umklammerte seinen Hals und sagte: „Hannes, warüme kömmest'e ni?"

Mit geschlossenen Augen erwiderte Hannes: „Wat sall ik drinne don? Wie heirt ni mei binene"[32]).

„Du sast ni weggahn, mine Modder will dat auk ni hawen."

Da machte er die Augen auf. „Wat dine Modder säget, dat gelt hi ni. Wenn't din Vatter seggt hädde, dat wör wat anger. Wat säget de?"

„Dat wet ik ni."

In dem Augenblick stand er da beim Futterkasten.

„Wat de säget? wit du witen, du Sturrkopp du?"

„Dat fraget sik, we von us beiden de Sturrkopp is." Bei den Worten fuhr Hannes in die Höhe. Unwillkürlich umschlangen seine Arme den Jungen, daß er nun auf seinem Schoße saß.

„Nu mak kinne Fisematenten un kumm rin!"

„So kann ik ni rin kommen, nei, so ni."

„Wi sall ik dat verstahn?"

Hannes sah seinen Herrn gar wunderlich an, und als er Philipps Hände an seinem Halse fühlte, konnte er sich nicht mehr halten.

Die Tränen rannen, und unter Heulen rief er: „Süh, so hawe ik dik auk up der Slippe hat, du wit dat ni mei witen. — Dat deut auk niks. — Äwer wahr iset, du kamest na mi, wenn du 'ne Pipesape[33]) hawen wost, odder wenn ik di vom Rüterborn[34]) vertellen moßte. Un nu sall ik gahn — mit Schimp un Schanne?"

„Du Alwerjahn! We het dik gahn? Hest silwest upesmiten[35]). Wegen mi kaste bliewen."

Da ließ ihn der Philipp los, und nun stand er vor dem Bett.

„Je, dat is oll got genog. Wie is dat äwer mit der Ella?"

Die Frau stand in der Tür. „Alwernheit, Hannes, du bis ni schuld, dat het ewig de Kulik hat un wör doch dranne kaputegahn."

Da faßte ihn sein Herr am Arm: „Nu si widder got, Hannes, dat Ella lat rugen[36]), du kriegest et ni up dine Rekenunge[37]). Nu lat us Kaffee drinken!"

Da ging Hannes hinter seinem Herrn her und die Frau folgte mit dem Jungen. Und als die Magd aus der Hintertür den Zug so feierlich still daherkommen sah, schlug sie in die Hände und rief erfreut: „Un he bliewet! Ik hawet gliekeseggt."

Dann tranken sie Kaffee und die Frau holte den Kuchen herbei, der für den Sonntag bestimmt war. Nachher aber meinte der Hannes zur Magd, so gut habe ihm in den achtundzwanzig Jahren noch keinmal der Kaffee geschmeckt.

[32]) beieinander.

[33]) Schalmei. [34]) Ritterbrunnen (ein sagenhaftes Wasser). [35]) gekündigt. [36]) ruhen. [37]) Rechnung.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Die am 25. März abgehaltene Monatsversammlung des Geschichtsvereins zu Kassel leitete der Vorsitzende, General **Eisentraut**, mit einigen geschäftlichen Mitteilungen ein. Ein Herrenabend wird im April nicht stattfinden, dagegen noch eine öffentliche Monatsversammlung mit zwei Vorträgen. Xylograph Rosenzweig hat dem Verein eine ältere Abbildung des Hof-Verwaltungsgebäudes überwiesen. Über „**Franz Dingelstedt als Marburger Korpsstudent in den Jahren 1831—1834**" sprach sodann Sanitätsrat Dr. **Schwarzkopf**. Dingelstedt, der 1814 geborene Sohn des Klostervogtes zu Rinteln, bezog im Frühjahr 1831 die Universität Rinteln, um dem Wunsche seines Vaters folgend Theologie zu studieren; er selbst hatte wenig Neigung, dermaleinst ein braver Landpfarrer zu werden, seine Neigung war schon früh auf die Bühne gerichtet, die ihm höher stand als die Kanzel, so daß die in den Kollegs ausgestreuten theologischen Samenkörner bei ihm auf einen recht unfruchtbaren Boden fielen. Der Redner wies auch auf den damals bestehenden seichten Rationalismus hin, der weder zu erwärmen noch Bedenken zu beseitigen vermochte; auch sprach er die (wohl anfechtbare) Hypothese aus, daß Dingelstedt der Theologie vielleicht doch treu geblieben wäre, wenn er das Glück gehabt hätte, einen Vilmar zum Lehrer zu haben. Gleich nach seiner Ankunft in Marburg sprang Dingelstedt beim Korps „Schaumburgia" ein, das sich eben damals auftat und acht Semester hindurch bestand. Die Korps hatten damals noch den Charakter der Landsmannschaft bewahrt, und auch die „Schaumburgia" ergänzte sich zumeist aus Angehörigen der Grafschaft Schaumburg. Neben seinem ehemaligen Schulfreund Vogel, mit dem er auch in Marburg im Hause des Metzgers Brauer auf der Wettergasse wohnte, standen Dingelstedt besonders Hartmann und Friedrich Oetker nahe, obgleich dieser bereits als Brandfuchs aus Gesundheitsrücksichten wieder austrat. Die Kneipe der „Schaumburgia" befand sich im Wirtshaus zum Schützenpfuhl, jenem bekannten „Wirtshaus an der Lahn". Bei einer Korpshatze mit den Teutonen auf dem „bunten

Kitzel" erhielt Dingelstedt seine erste Abfuhr, und die dadurch erfolgte Blutentziehung soll nach der damaligen Meinung der Ärzte, wie Dingelstedts Freund Julius Rodenberg erzählt, äußerst günstig auf seinen kranken Lungenflügel gewirkt haben. Über den im Korps herrschenden Kommunismus berichtet Dingelstedt launig in seinem Gedicht „Extrapost" (Bd. I, S. 98):

„Fand sich der Eine just verlumpt
Und mit der Welt zerfallen,
So ward des And'ren Rock gepumpt,
Und alle paßten Allen."

Recht erheiternd wirkten einige vom Redner mit Humor geschilderte studentische „Spritzen" in die Marburger Umgegend. Bemerkenswert waren die näheren Angaben über eine tiefere Neigung Dingelstedts, bei dem sonst auch in der Liebe an jedem ersten des Monats ein Wechsel eintrat, zu Leonore Treffert, einer zur Frieseschen Wandertruppe gehörenden Schauspielerin, die in den Marburger Professorenfamilien verkehrte. 1832 bestieg Dingelstedt, 18jährig, versuchsweise die Kanzel in der kleinen gotischen Kapelle am Ausgang der Vorstadt Weidenhausen und predigte über Eph. 4, 3—6. Außer dieser sind auch noch einige andere Predigten aufbewahrt, die er später seiner Tochter Susanna zur Konfirmation verehrte. 1834 stieg er ins Examen und bestand cum laude. Etwa 30 Jahre später, nachdem er längst zu Ruhm und Ansehen gelangt war, suchte Dingelstedt in Begleitung eines Dieners die alten Stätten seiner Marburger Studentenzeit wieder auf. Am Schlusse seines Vortrages, der in eine elegische Verurteilung des übertriebenen Luxus im heutigen Korpsleben ausklang, hob Redner noch besonders hervor, daß es ihm bei seinen Darbietungen auch darum zu tun gewesen sei, ein Bild des damaligen Marburger Studentenlebens zu geben. Daß ihm dies in anschaulicher Weise gelungen war, bezeugte der Beifall der Zuhörer. Oberbibliothekar Dr. Brunner teilte dann noch mit, daß im nächsten Jahr der 100jährige Geburtstag Ernst Kochs, des Dichters des „Prinz Rosa Stranin", festlich begangen werden solle; er legte der Versammlung ein in Privatbesitz befindliches Ölporträt vor, das der Tradition nach ein Jugendbildnis dieses Dichters darstellt.

Verein für hessische Volkskunde. Die Märzsitzung des Vereins für hessische Volkskunde und Mundartenforschung wurde durch den Vorsitzenden, Oberbibliothekar Dr. Brunner, eröffnet, der u. a. ein Dankschreiben des in Anerkennung seiner Verdienste um den Verein zum Ehrenmitglied ernannten Professor Wolff verlas, des Vorsitzenden der Berliner Vereinigung geborener Hessen; in diesem Schreiben wird namentlich der Freude über die Begründung des in der Heimat der Brüder Grimm langersehnten und durchaus notwendigen Vereins Ausdruck gegeben. Hierauf hielt Bibliotheksekretär Jakobi den angekündigten Vortrag über die „Sitten und Gebräuche der Rhönbewohner". Als Sohn eines in der Vorderrhön bediensteten Oberförsters hatte er reichlich Gelegenheit, Land und Leute in der Rhön zu beobachten und hat diese eigenen Beobachtungen teilweise noch durch eingezogene Mitteilungen, namentlich über die jetzigen Gebräuche in der Rhön, ergänzt. Einleitend wies er darauf hin, daß die in der Abgeschlossenheit entwickelten Eigentümlichkeiten durch die moderne Entwickelung im Entschwinden begriffen sind; ins Land kommende Fremde, aber auch die Aus- und Einwanderung der Stammesmitglieder selbst geben Veranlassung, Althergebrachtes zu vertilgen; auch Militär und Schule arbeiten, namentlich beim Verschwinden der Mundarten, mit. Redner schilderte nun zunächst, wie der Rhöner arbeitet und erwirbt. Die Rhön war und ist ein armes Land, wenn auch durch die Einführung der Eisenbahn eine bessere Verwertung der Produktion ermöglicht wurde. Als Erwerb des Rhöners steht die Landwirtschaft oben an, und der Viehstand hat sich neuerdings sehr gehoben. Fast in jedem Haus befanden sich früher ein bis drei Webstühle, und in Damast- und Bildweberei wurde an manchen Orten Hervorragendes geleistet. Neben der Weberei beschäftigt sich der Rhöner vielfach mit Holzarbeiten. Interessant ist die Herstellung von Wetterbrettern, durch die das Haus wie durch einen Holzpanzer gegen die Witterung geschützt wird; neuerdings verlangt allerdings auf hessischer Seite die Feuerversicherung für jedes mit Bretterverschalung versehene Haus eine höhere Versicherungsprämie. Auch eine mehr künstlerische Beschäftigung findet man vielfach an, wie ja den Gebirgsbewohnern überhaupt ein gewisser natürlicher Kunstsinn eigen ist (Bildschnitzerei). Als Musiker zogen die Rhöner oft familienweise in die Welt, und mancher Rhöner ist auf diesem Gebiet zu Ruhm gelangt. Hier sind zwei Schüler Louis Spohrs zu nennen, H. J. Wassermann, der als Musikdirektor in Zürich starb, und August Kömpel, der die berühmte Geige des Meisters erbte; er war von 1852 an etatsmäßig als Mitglied des kurfürstlichen Hoforchesters angestellt, wirkte später als Professor am Gewandhaus zu Leipzig und dann als Hofkonzertmeister in Leipzig. Rhönmusikanten holten sich in New-York, Antwerpen, Baden-Baden, Petersburg und an vielen anderen Orten Lorbeeren. Eine Hauptpflegestätte der Musik war damals Eckweisbach. Wenn auch noch heute jedes größere Dorf seine Kapelle hat, so kann doch von einer eigentlichen Kunstmusik keine Rede mehr sein. Der

Vortragende ging dann zu einer eingehenden Beantwortung der Fragen über: Wie wohnt, ißt und trinkt man, und wie kleidet man sich in der Rhön. Charakteristische Hausinschriften wurden mitgeteilt und schließlich der in der Rhön vorherrschende fränkisch-hennebergische Dialekt in seinen Haupteigentümlichkeiten gekennzeichnet. Die Zuhörer nahmen den mit eminentem Fleiß ausgearbeiteten anschaulichen Vortrag mit dankbarem Beifall auf. Eine ganze Anzahl von Gebrauchsgegenständen wurde vorgeführt und auch eine schmackhafte Probe des in der Rhön mit einem Zusatz von Kartoffeln bereiteten Brotes gegeben. Gewissermaßen ergänzend zu diesem Vortrag, dessen zweiter Teil sich vornehmlich den kirchlichen und weltlichen Rhönfesten zuwenden wird, sprach dann Oberlehrer Dr. Fuckel über die „Besiedelung und die Bergnamen der Rhön"; er ging dabei aus von einigen neuerdings erschienenen Werken, die in einer wissenschaftlich durchaus unbegründeten Keltomanie es an jeglichem Verständnis für den durchaus germanischen Ursprung der Flur- und Wegnamen in der Rhön fehlen ließen. Beide Vorträge weckten eine lebhafte Diskussion.

Hochschulnachrichten. Marburg: Der außerordentliche Professor Dr. med. Oskar de la Camp, der seit Ostern 1906 an der Universität wirkte, hat einen Ruf als ordentlicher Professor und Direktor der medizinischen Poliklinik der Universität Erlangen angenommen. Er tritt dort an Professor Dr. Fritz Voits Stelle. — Professor Dr. Paul Römer begibt sich nach Buenos-Aires, um Schutzimpfungs- und Heilversuche gegen die Tuberkulose durchzuführen. — Dem Kreisarzt und Geh. Med.-Rat Karl Heinrich Otto Lambert in Melsungen wurde aus Anlaß seines am 11. März erfolgten 50jährigen Doktorjubiläums von der medizinischen Fakultät das Diplom erneuert. — Gießen: Die Universität ernannte den Regierungsrat i. P. Georg Roth wegen seiner Verdienste um die botanische Wissenschaft zum Ehrendoktor.

Altertumsforschung. Die dritte Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung, dem auch unser Hessischer Geschichtsverein angehört, findet am 4. und 5. April 1907 in Bremen und Geestemünde statt. Folgende Vorträge werden gehalten: Professor Dr. Dragendorff-Frankfurt a. M.: Ergebnis der Ausgrabungen bei Oberaden. Professor Dr. Koepp-Münster: Ergebnis der Ausgrabungen bei Haltern im Jahre 1906. (Prätorium im Großen Kastell, porta praetoria, Offiziersquartier.) Prof. Dr. Schuchhardt-Hannover: Die Entwicklung der Grabkultur Nordwestdeutschlands von Christi Geburt bis auf Karl den Großen. Nach einem vorbereitenden Vortrag Professor Dr. Schuchhardts findet am 5. April Ausflug nach den Ringwällen und Gräbern bei Sievern statt.

Todesfall. Am 20. März verstarb zu Kassel an einer Lungenentzündung der 1849 in Fritzlar geborene Justizrat Konrad Israel, ein sehr bekannter und geschätzter hessischer Jurist, der auf eine fast 30jährige Praxis zurückblicken konnte.

Personalien.

Verliehen: Sr. Exzellenz dem Oberpräsidenten von Windheim das Waldecksche Verdienstkreuz 1. Klasse; dem Lehrer Konze zu Berge, Kreis Homberg, der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern.

Ernannt: Landrat Geh. Regierungsrat v. Negelein in Marburg und Hauptmann a. D. Rittergutsbesitzer Wilhelm v. Meien auf Exten bei Rinteln zu Ehrenrittern des Johanniterordens; Oberlandesgerichtsrat Schröder zu Hamm zum Landgerichtsdirektor in Kassel; die Amtsrichter Lappe in Rosenthal und Eden in Wanfried zu Amtsgerichtsräten; Rechtsanwalt Dr. Pfeiffer in Fulda zum Kgl. Notar; die Referendare Grebe und Olszewski zu Kassel zu Gerichtsassessoren; wissenschaftlicher Hilfslehrer Otto Schieck am Kgl. Gymnasium zu Fulda zum Oberlehrer am Goethe-Gymnasium zu Frankfurt; Zollpraktikant C. H. Hill zum Steuersekretär am Kgl. Hauptsteueramt zu Biebrich.

Versetzt: Regierungsbaumeister Achand von Fulda nach Breslau; Regierungsbaumeister Petri von Fulda nach Saarbrücken; Steuersekretär Moritz Lutze in Krefeld als Obergrenzkontrolleur nach Wilhelmsbrück, Provinz Posen.

Entlassen: der Gerichtsassessor Dr. Alfred Grünebaum aus dem Justizdienste infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgericht in Frankfurt a. M.; der Gerichtsassessor Dr. Rocholl aus dem Justizdienste infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgerichte in Kassel.

Geboren: ein Sohn: Apotheker Stolle und Frau Gertrud, geb. Reise (Marburg, 16. März); Kgl. Eisenbahn-Betriebssekretär Oswald Angersbach und Frau Elisabeth, geb. Fenner (Kassel, März); Dr. med. Wilhelm Heil und Frau Helene, geb. Rexerodt (Kassel, 18. März); Rechtsanwalt Hermann Dedekind und Frau Charlotte, geb. Maurach (Braunschweig, 20. März); Pfarrer Dr. Trute und Frau Frida, geb. Klaunig (Gersfeld, 23. März); Zahnarzt Henze und Frau Rose, geb. Paquin (Kassel, 27. März); — eine Tochter: Kaufmann Karl Ohldach und Frau Elisabeth, geb. Mende (Kassel, 17. März).

Gestorben: Kaiserlicher Regierungsarzt Dr. Max Martin, 29 Jahre alt (Anecho in Togo); Kaufmann Ludwig Eubell (Großalmerode, 15. März); Fräulein Auguste Mumm, 74 Jahre alt (Kassel, 18. März); Justizrat Konrad Israël, 57 Jahre alt (Kassel, 20. März); Frau Irma Erbe, geb. Rocholl (Hamburg, 21. März); Königl. Baurat a. D. Eduard Reusing (Kassel, 22. März); Brauereidirektor Arnold Sumpf (Kassel, 23. März); Fabrikant Karl Wilhelm Paack, 44 Jahre alt (Kassel, 24. März); Baumeister Gustav Neumann, 64 Jahre alt (Kassel, 24. März); Frau Mathilde Beß, geb. v. Bodenhausen, Wwe. des Metropolitans (Kassel, 25. März).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 8. XXI. Jahrgang. Kassel, 17. April 1907.

Aus der Ferne.

Von einer Blüte nahm mein Leben
Das bischen Sonne, was es braucht;
Ihr Schimmer hat im Niederschweben
Mein einsam Herz in Glück getaucht.

Ein fernes Licht durchglüht die Tage
Und läßt vergessen mich die Nacht, —
Ein heimatwarmes Sehnen trage
Ich durch die fremde, kalte Pracht.

Geht oft durch meiner Stunden Beben
Ein Zittern welt- und daseinsschwer:
Dann schickt ein fernes Blütenleben
Mir alte, liebe Grüße her.

Und läuten hör' ich alle Glocken,
Mein Herze pocht und stürmt und wallt,
Und meine Lippe glückerschrocken
Nur einen Namen selig lallt. — —

München. **Gustav Adolf Müller.**

Wenn ich von dir scheiden soll.

Wie ein Beter will ich stehn
Und dir stumm die Hände küssen.
Nur nicht von dir lassen müssen!
Wie ein Beter will ich stehn.

Alles will ich ja ertragen,
Alle Lust und alle Pein;
Aber bei dir, bei dir sein!
Alles will ich ja ertragen.

Wenn ich von dir scheiden soll,
Sterben Sterne, die nun funkeln,
Und mein Leben liegt im Dunkeln,
Wenn ich von dir scheiden soll.

Berlin. **Henri du Fais.**

Der Liebe Zauber.

Der Liebe Zauber fühl' ich hell,
Wenn du mir nahst, du süßes Kind,
Weil deine Augen ja der Quell
Für alle meine Träume sind.
Und, ach, dein Mund, er ist die Stätte,
Wo all' ich meine Wünsche bette!

Kassel. **Max Müller.**

Einrichtung und Geist der landgräflich hessischen Landesverwaltung in der Neuzeit.*)

Historische Studie von W. Killmer.

Das waldreiche hessische Bergland zeigte der nahenden Neuzeit auf einer Grundfläche von etwa 7650 qkm (136 Quadratmeilen) an 200000, seit 1265 zu einem Volke geeinte Menschen, die von 1373 an ein reichsunmittelbares Staatswesen bildeten. Dies macht in unsern Tagen den größten Teil des Regierungsbezirks Kassel aus. Damals war diesem Gebiete noch das heutige Großherzogtum Hessen angefügt, allerdings nur bis 1567, in welchem Jahre sogar das Marburger Land, das bereits von 1458 bis 1500 selbständig gewesen war, wieder auf 37 Jahre (bis 1604!) abgesondert wurde. In dieser kurzen Zeit hatte die Landgrafschaft Hessen-Kassel, deren Verwaltung unsre Betrachtung gilt, auf ihren 6100 qkm rund 150000 Einwohner, Kassel nahe an 5000. Im wesentlichen werden wir uns im folgenden nur mit jenen 200000 Menschen zu beschäftigen haben, die sich um 1500 nach Stammesart und Geschichte, durch mehr als 200jähriges Sichaneinandergewöhnen und Wechselliebe als ein Ganzes fühlten und sich materiell oder geistig, zuweilen in beiderlei Weise an diesem Staatsganzen beteiligten. Das Hessenvolk fand sich in räumlich nicht allzu entfernten Grenzen, wurde bis 1803 von einem Landgrafen regiert und wohnte in den fünf Flußgebieten an der Diemel, Fulda, Werra, Edder, Schwalm und Lahn. Noch gehörten um 1500 die Abteien Hersfeld und Fulda, jene bis 1648 und diese sogar bis 1816, nicht zu unserer Landgrafschaft, ebensowenig der 1648 erworbene Kreis Rinteln, auch die kurmainzischen Ämter Fritzlar—Naumburg—Volkmarsen—Amöneburg kamen erst 1803, die Grafschaft Hanau-Minzenberg 1736 in die Hände unsres Landgrafen. Daraus folgt für unsre Betrachtung, daß sich die Aufmerksamkeit wesentlich nur auf Niederhessen und das Marburger Land, wenig auf Hersfeld und Rinteln, noch weniger auf Hanau und kaum auf die kurmainzischen Ämter und Fulda zu richten hat.

Bekanntlich strebte das Deutsche Reich am Ende des 15. Jahrhunderts ernstlich nach Landfrieden und Rechtssicherheit; 1495 wurde das Reichskammergericht eingesetzt. In Hessen zeichneten manche Ereignisse mit markigen Strichen den Beginn der neueren Geschichte. Ludwig der Friedsame (1413—1458) hatte energisch und erfolgreich angefangen, den ewigen Ritterfehden mit ihren Greueln und Verwüstungen nach und nach ein sicheres Ende zu bereiten. Dem Räuberleben des Adels ward ein wirksames Halt geboten, und die übelsten Burgen lagen bereits in Trümmern. Der tüchtige Landgraf, der Erbe der Grafschaft Ziegenhain, unterwarf sich selbst in seinem Streite mit der Stadt Kassel dem Richterspruche der Landstände. Seinen Geheimen Rat, im Grunde also sich machte er im übrigen zum Oberrichter im Lande, schonte dabei aber die herkömmliche Rechtspflege, die bei uns ihre wesentlichsten Züge bis 1806 behielt. Die geistlichen Sendgerichte wurden beseitigt. Unter den Nachfolgern Ludwigs ragten viele durch Tüchtigkeit über andere Landesherren ihrer Zeit empor, fast alle haben auch im Geiste jenes Ahnherrn die Landgrafschaft streng nach Recht und Gerechtigkeit regiert. Jedes evangelische Kirchlein im Lande, jedes ehemalige Kloster erinnert die Nachwelt an den großmütigen Philipp, der sein Land sicher und segensreich durch die Stürme der Reformation führte. Renthof, Marstall, Zeughaus in Kassel sind noch jetzt Fingerzeige auf den weisen Wilhelm IV. Die Aue an der Fulda, der Herkules auf dem Habichtswalde und viel anderes rufen das Andenken an Karl, der Hessen in einen neuzeitlich eingerichteten Staat verwandelte, wach. Fast jeder Landesherr hinterließ sichtbare Spuren seines Tuns. Indes, nicht das Streben und Treiben der Landgrafen an sich soll uns ja beschäftigen, nur die Landesverwaltung und ihre Organe fassen wir ins Auge.

Seit dem Beginne der Neuzeit nahm die Landesverwaltung einen ziemlich gesicherten Gang. Der geeinte Volksverband in Hessen erhielt immer mehr Festigkeit und damit Dauer, der Verkehr erleichterte sich, die Sicherung der Landesgrenzen war möglich geworden. Eine zentrale Staatsmacht gab den öffentlichen Verfügungen wirklich Nachdruck, verbürgte Rechtssicherheit und Selbständigkeit des gesellschaftlichen Organismus, der Staat heißt. Unabhängigkeit von Kaiser und Reich, Unabhängigkeit von den althergebrachten Landständen, dieser Reichseinrichtung im engeren Lande, hat das Landgrafentum damals noch lange nicht erreicht, die Unabhängigkeit vom Reichsgericht z. B. erst 1742, und die fast vollständige Souveränität bekanntlich 1648. Mit jenen Beschränkungen bestand der hessische Staat für sich, in eigener

*) Benutzt wurden: die Sammlung hessischer Landesordnungen, die Geschichtswerke von Rommel und von Stamford-Röth, dann Stölzel, „Entwicklung des gelehrten Richtertums“, Kopp, „Landesverfassung“.

Selbständigkeit. Inwiefern er nun seine eigene Macht geschützt hat und daneben das Recht der Einzelnen, inwiefern er mit seinen physischen und geistigen Gewaltmitteln eine Gleichgewichtsstütze fürs Ganze war, gute Gesetze und Verwaltungsmaßregeln planvoll und nützlich bot und ausführte, die Sonderzwecke inkorporierter Gesellschaftskörper, die Bestrebungen und Leistungen der Untertanen vernünftig förderte oder hemmte, dem Ganzen unschädliche Freiheiten gab und andere im notwendigen Interesse des Ganzen nahm, inwiefern unser Staatsverband den Wechselverkehr seiner Gesellschaftselemente, das Gesamtleben unter Zurückdrängung unberechtigter Sonderbestrebungen förderte: insofern hat er seine Aufgabe erfüllt oder — nicht erfüllt, wo er's fehlen ließ. Die historischen Tatsachen werden beides zeigen.

Das Fundament, auf dem sich das landgräflich hessische Staatsgebäude auch in der Neuzeit aufbaute, war natürlich die mittelalterliche Lehnsverfassung, die schließlich bei uns erst 1832 mit der Ablösung der Grundlasten ihr Ende fand. Seit Kaiser Friedrich II. (vor 1240) die einstigen Statthalter im Reiche, die nunmehr als Fürsten mit Königsrechten oder Regalien ausgerüsteten Landesherren anerkannte und so gleichsam privilegierte, legte er auch in Hessen indirekt den Grund zum landesherrschaftlichen Lehnswesen, und die oberen Lehnsherren wurden 1373 die Landgrafen. Daneben gab's freilich auch in Hessen noch bis zum Beginne der Neuzeit und später reichsunmittelbare, auch geistliche Lehen, und der Adel, selbst Lehnsherr seiner Hintersassen, hat noch lange seine Reichsunmittelbarkeit in Lehenssachen durch Festhalten an seiner Steuerfreiheit dokumentiert, wie er auch für seine Dörfer die Patrimonialgerichtsbarkeit bis 1806 behielt. Städte und Dörfer mit ihrem Grund und Boden waren sonst landgräfliche Lehen. Aber es gab immer freie Lehnnehmer unter den Orten und einzelnen Bauern und daneben Hörige; jene zahlten nur Hufenzins, lieferten Schlachtvieh in die herrschaftliche Küche und leisteten Hand- oder Spanndienste usw., während diese beim Tode des Familienhaupts das „Besthaupt" oder die „tote Hand", d. i. das beste Stück Vieh der Herrschaft liefern mußten und dabei gemessene und ungemessene Dienste zu verrichten hatten. Der Adel hatte seine Hörigen ganz in der Gewalt, weil er auch ihr Richter war. Von diesem Hintergrunde hebt sich nun die Landesverwaltung, die betrachtet werden soll, ab, immer freilich innig an die erwähnten Tatsachen gebunden.

Zunächst redeten die Stände in der Neuzeit von Reichs wegen noch sehr in der Landesverwaltung der Fürsten mit. Vom Ende des 30-jährigen Kriegs an aber bildete sich die absolute Monarchie aus und erscheint im 18. Jahrhundert in voller Macht. Das nötigt, unser Betrachtungsobjekt in zwei ziemlich verschiedene Perioden zu zerlegen. Anders waren die Aufgaben und der Geist der Verwaltung von 1500 bis etwa 1648 als in der Zeit von 1648—1806, obschon wichtige Dinge bei uns ihren gleichmäßigen Gang immer behielten.

I. Der Ständestaat.

Zwei Seelen hatte der Ständestaat in seiner Brust: den Landgrafen und den Landtag. Jener konnte nur die Kriegshoheit und die Vertretung des Staats nach außen, die Verwaltungs- und Gerichtsjustiz, die Gesetzgebung hierfür, die Landgrafen- und Vogteibeden, Grundzinsen, kurz, die Regalien sein eigen nennen, die Steuerbewilligung und -verwaltung hing ganz von den Ständen ab, die sich oft als unabhängige Gewalt dem Fürsten gegenüberstellten und an sich einseitig aus Standesherren (Prälaten, Rittern) und Stadtbürgermeistern zusammengesetzt waren; sachkundige Vertreter der wirklichen Gewerbetreibenden, Landwirte, Händler zu Rate zu ziehen, daran dachte damals niemand, am wenigsten die Stände, die Nebenregierung. Die einheitliche Staatsgewalt fehlte.

A. Die Stände.

Mit den Landständen sah's so aus. Durch Reichs- und Landesverfassung in ihrer Unabhängigkeit und Wirksamkeit, auch der Anteilnahme an der Landesverwaltung eingerichtet und geschützt, setzten sie sich aus 3 Gruppen zusammen: Prälaten, Adel und Städte, die in Hessen auch die Landschaft oder Bauernschaft, die Ämter und Dörfer ihres Gerichtsbezirks repräsentierten. Als Prälaten saßen nach der Reformation der Landkomtur, die Vertreter der Universität Marburg und die der einst geistlichen, nunmehr adeligen Stifter im Landtage. Die Bürgermeister der meisten Städte im Lande und alle Ritter versammelten sich früher, später bildeten nur ihre Vertreter, der „enge Ausschuß", seltener alle Berechtigte den Landtag. Als Versammlungsort galt meistens Treysa, bis 1654 aber nicht selten auch Maden, wo man unter freiem Himmel tagte, später versammelten sich die Landstände in Kassel, indes war dann ihre Bedeutung schon stark im Schwinden begriffen. Die Klagen der Stände über des Landgrafen Regierung nahmen von Tagung zu Tagung zu, und allzu häufig berief der Fürst diese Versammlung nicht ein. Die Regierungsantwort auf Beschwerden oder der Landtagsabschied eines Treysaer Landtags wird am besten das Wesen dieser Verhandlungen zeigen. Man hat

dort die Wahl der Trankſteuererheber vorgenommen, ferner Beiträge zu den Kammerſchulden oder zu einem Wohnhauſe des Landgrafen, weiter eine Reichshilfe mit ſo und ſoviel Gulden beſchloſſen, dann Beſchwerde darüber geführt, daß der Landgraf die an ſich genommenen Kloſtergüter nicht verſteuere, ferner über die Steigerung des Salzpreiſes durch die Sodener Pfänner geklagt, ſchließlich ſich über die Einmiſchung der landgräflichen Beamten ins Patrimonialgerichtsgebiet beſchwert. Auf dieſes hin klagte die Regierung wieder über unerhörte Behandlung von Gerichtsuntertanen durch Adelige. Daneben beſchwerte ſich der Adel über Heranziehung zum Maſtgelde uſw. — Man erſieht aus ſolchen Verhandlungen, daß der Adel den Landesherrn, der doch den Löwenanteil gewonnener Kloſtergüter zu Kulturzwecken verwandte, in Steuerſachen faſt als Privatmann betrachtete, eiferſüchtig über ſeine Privilegien wachte und ſelbſt in landesherrſchaftlichen Wäldern kein Maſtgeld zahlen wollte. Mit Freuden ſtellt man Opferwilligkeit fürs Reich und für die Schulden des Landgrafen feſt. Ganz vermißt werden die Erwähnung und Berückſichtigung von Kulturaufgaben, obſchon ſeit dem 15. Jahrhundert die Landesverwaltungen manche aufnahmen; Landgraf Philipp hat die Kirchenreformation zuerſt ohne Hilfe des Adels und der Stände überhaupt erfolgreich in Gang gebracht. Auch für Kriegszwecke überließ man ſpäter, vor dem 30=jährigen Kriege, die Anwerbung eines Söldnerheeres dem Landgrafen mehr als Privatunternehmung. Bekanntlich hat in Heſſen Moritz der Gelehrte — allerdings infolge des Widerſtandes der Ritterſchaft nur ſtückweiſe — die allgemeine Heerpflicht 1600 eingeführt; jeder mußte vom 16. bis zum 45. Lebensjahre, mit Ausnahme der Pfarrer, Lehrer und Unabkömmlichen im ſogenannten Landausſchuß (4 Regimenter Miliz=Truppen!), dienen, und an Sonntagen wurde nachmittags geübt. Wie angedeutet, entzogen ſich die Adeligen mit ihren Hinterſaſſen dieſer Pflicht, zahlten auch nicht dazu. Und doch war das herkömmliche Aufgebot der Ritterſchaft, der Ritterkampf an ſich, die Zuhilfenahme der ſtädtiſchen Schützengilden längſt nicht mehr zeitgemäß. Indes brauchten ja die Ritter von Reichswegen nur ihren Reiterdienſt dem Vaterlande zur Verfügung zu ſtellen, Geldſteuern nicht zu bezahlen; ihre Rechte und ihr ganzes Standesweſen wurzelten in der Zeit vor dem 15. Jahrhundert, ehe die Geldwirtſchaft aufkam. Freiwillig haben ſie gegen ſchriftliche Vorſichtsmaßregeln zum Schutze gegen künftige Steuern dem Landgrafen Philipp nach eignem Ermeſſen Geld zum Türkenkriege Karls V. gegeben. 1576 iſt ihnen die Steuerfreiheit für den Landſitz mit lebendem und totem Inventar, für Harniſch, Ackergeräte und Hausrat auf dem Treyſaer Landtage ausdrücklich garantiert worden, während der damalige Abſchied allen die Beſteuerung von Gütern, Renten und Zinſen im Lande nach Selbſteinſchätzung unter Handgelöbnis an Eidesſtatt auferlegte. Des Adels Hinterſaſſen wurden beſteuert. Dank jener ſogenannten Tafelfreiheit zahlten die Ritter nur freiwillig Steuern, wenn ſie wollten, waren aber im Landtage zuweilen um ſo leichter für Bewilligung von Steuern zu bewegen, die bloß die Städte und Ämter im 16. Jahrhundert — bei außergewöhnlichen Gelegenheiten zu zahlen hatten. Für gewöhnlich kam der Landesherr mit den Regalien und wenigen indirekten Steuern aus, dem Weinzolle und der Trankſteuer, zu der ſeit 1591 auch die Ritterſchaft beitrug. Erſt 1770 iſt die Tafelfreiheit des Adels aufgehoben worden, ſeine übrigen Vorrechte verſchwanden 1806. Vom 16. bis faſt zum 19. Jahrhundert beſtand die Steuerfreiheit. Die letzte hochherzige und bedeutende Steuerbewilligung der Stände geſchah 1619 auf dem Landtage in Marburg; man gab dem hart bedrängten Moritz 300000 Gulden. Söldnertruppen konnten damit bezahlt werden.

So ſtanden die Steuerſachen in dieſem Zeitraume, in dem die Landſtände mitregierten, und doch faſt alle weſentlichen Aufgaben der Neuzeit, die Verbeſſerung der Verwaltung durch Benutzung der im Aufſteigen begriffenen geiſtigen Bildung zum Teil, die Sicherung der Finanzen auf neuer, durch die Geldwirtſchaft bedingter Grundlage auch zum Teil, die Neuordnung des mittelalterlichen Kriegs= und Gerichtsweſens ganz, die Umwandlung eines bloß Recht= und Machtſtaats in einen ſolchen mit Wohlfahrtszwecken oder einigen Kulturaufgaben, die Schaffung eines zeitgemäßen Beamtenſtandes zum Teil, die Sorge für Verkehrsweſen und Straßenbau, für Münzweſen und Bergbau, für Polizei und Sittenzucht, Geſinde= und Armenweſen, Schulen uſw. gelaſſen dem Landgrafen und ſeinen Beamten überließen. Ein manchmal nützliches Inſtitut ging 1663 aus den adeligen Standesherren hervor, die ſogenannten Landräte, den heutigen Staatsräten ähnlich. Sie wurden Hedwig Sophie als Vormundshilfe beigegeben und ſpäter ihres Rats wegen bei außerordentlichen Angelegenheiten von der Regierung verſammelt, bekamen auch, von den Rittern der Strombezirke gewählt, einen beſtimmten Landbezirk, den ſie beaufſichtigten, bis dieſe Stellen 1798 aufgehoben, die noch vorhandenen 8 Landräte (von 11) aber penſioniert wurden. Mit dieſen gelegentlichen, dem Adelſtande entnommenen Ratgebern, denen man erſt am

3. März 1775 eine dauernde und präzisierte Aufgabe — nämlich die, alle Dorfkontributionsrechnungen, auch für die Orte der adeligen Gerichtsbezirke abzuhören — stellte, darf die Körperschaft nicht verwechselt werden, die man seit 1609 den Geheimen Rat nennt und die mit dem Landesherrn regelrecht Rat pflegte. Sie heißt am Ende des 18. Jahrhunderts das Geheim-Ministerium oder die Minister. Entstanden ist der Geheime Rat aus den Vertrauten (speciales oder familiares), die schon unter Heinrich I. eine gewisse öffentliche Verantwortung trugen. Vor allem gehörte der die ganze Regierung leitende Kanzler dazu. Man darf aber den Geheimen Rat nicht mit dem „heimlichen" oder consiliarius, d. i. mit dem Geheimschreiber des Fürsten verwechseln. Mit dem Titel Geheimrat wird übrigens auch 1580 eine Einzelperson erwähnt, Hans von Berlepsch, der 1549 in Marburg studierte. Der Hofmarschall hatte damals noch keine gelehrte Bildung.

B. Die landgräfliche Landesverwaltung.

Die landgräflichen Behörden waren auf folgende Art organisiert. Regiert wurde Hessen vom Landesherrn und im Anfang unseres Zeitabschnittes von zwei Oberbehörden:

a) der Kanzlei, die auch Regierungskanzlei oder, seit 1613, schlicht Regierung genannt worden ist,

b) der Rentkammer, später Kriegs- und Domänenkammer, auch Oberrentkammer genannt.

Im 16. Jahrhundert gab es eine hessische Kanzlei bloß in Kassel und Marburg, dann hatte die Rotenburger Fürstenlinie zwei Kanzleien (Rotenburg und St. Goar), in Stadthagen arbeitete die Kanzlei des Grafen von Schaumburg, in Wächtersbach die des Fürsten von Isenburg, in Hersfeld die des dortigen Abts, während noch je eine in Fulda und Hanau bestand und in hessischen Zeiten blieb; aber nur in Kassel, Marburg und Hanau bestanden dann später Vollregierungen, die auch zugleich Lehnhöfe und -kammern waren. Nebenbei sei bemerkt, daß diese Kanzleien in Kassel, Marburg (seit 1500!), Hanau (seit 1677!) — seit 1743 unter dem Oberappellationsgericht Kassel — bis 1821 auch Obergerichte waren. Der Marschalk, der noch 1400 Richtertätigkeit ausübte, blieb später nur Richter der landgräflichen Dienst- und Lehnleute, wurde aber im übrigen Mitglied der Kanzlei. Die damaligen Regierungen bildeten eine Vereinigung von dem, was wir heut Regierung und was wir Landgericht nennen. Seit Wilhelm IV., d. h. seit Errichtung des Samt-Revisions- oder Oberappellationsgericht (1569) in Kassel, erst recht seit Errichtung des Oberappellationsgerichts 1742 bildeten die Kanzleien für Bürgerliche die zweite Instanz. Doch sehen wir vom Gerichte ab. Als Präsident der Regierung oder Kanzlei hat in Hessen bis zur Katastrophe 1806 immer ein Adliger amtiert, die Geschäftsleitung blieb indes fast immer dem bürgerlichen Juristen. Der Kanzler, der Vorsteher der Regierung, hatte alle Urkunden des Fürstenhauses und des Staats, alle Lehnsbriefe usw. zu beglaubigen und galt als Oberhaupt der Justiz. Unter Philipp dem Großmütigen bekam er 80 Gulden, unter den Söhnen jenes Landgrafen schon 200 Gulden Gehalt, genau so viel, wie der Statthalter, der den Fürsten in dessen Abwesenheit vertrat, z. B. fast immer in Marburg.

Wie gesagt, stand neben der Kanzlei die Rentkammer, für ganz Hessen eine, die zweite für und in Hanau. Sie verwaltete alle landgräflichen Kammergüter, vereinnahmte die Grundstücksrenten, die Realabgaben, verwaltete auch Forst, Waldwege usw., erteilte die Konzession der Schänken, Pottaschsiedereien u. s. f.; ohne Genehmigung der Rentkammer durfte kein Lehngrundstück, auf dem Zinsabgaben, die Lieferung von Rauchhühnern oder Hafer an die gnädigste Herrschaft hafteten, veräußert oder verändert werden. Ein Kammermeister (später Finanzminister!), Kammerrat und -Schreiber, Buchhalter usw. machten diese Behörde aus. Um 1580 gibt's schon einen studierten *Kammermeister: Eitel von Berlepsch.*

Im Lande, nämlich in den Bezirken oder Ämtern, im Mittelalter häufig auf Burgen als Burgmann, in der Neuzeit fast immer in Städten wohnten die Unterbeamten. Als erster davon galt der Rentmeister, der Bürgschaft leisten mußte. Neben ihm arbeiteten für den Landesherrn zuweilen noch vier Rentschreiber, dann der Schultheiß oder Gerichtsbeamte, bis dieser durch Aufkommen der gelehrten Amtsschultheißen — den spätern Amtmännern — zum untergeordneten Gerichtsschultheißen wurde, und schließlich gab's als Beamten noch den berittenen Landknecht. Philipp der Großmütige nennt alle diese Beamten Amtknechte.

Schon im 17. Jahrhundert fing man an, Soldatensteuer, nachher immer Kontribution genannt, zu erheben. Grenzzölle und indirekte Steuern kamen im 17. Jahrhundert auch hinzu. Das erforderte später eine neue Oberbehörde.

Erwähnen wir nun noch das Konsistorium, das 1610 (zuerst in Marburg!) für Ehegerichtssachen, Zuchtpflege, Kirchen- und Schulaufsicht

errichtet wurde, dann kennen wir alle Landesbehörden der Landgrafschaftsverwaltung in dieser Periode. Wie und was hat dieser Organismus nun gearbeitet?

Das zu beantworten, dürfte es sich nach der summarischen Übersicht als zweckmäßig erweisen, noch einige Spezialangaben über die Behörden und Beamten hier anzureihen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein altes Heimatsbild.

(Paul Heidelbach gewidmet.)

Wie viel der Todesfälle meldest Du
Doch fort und fort aus unsrem lieben Hessen!
Und mancher geht dabei zur ew'gen Ruh,
Der weit schon acht Jahrzehnte hier durchmessen!
Doch welche Bilder steigen mit den Toten
Vor unsren Seelen dann so oft empor,
Bald flammend, wie vom Sonnenglanz entboten,
Bald düster, wie verhüllt von dunklem Flor;
Indes — von jenem Geiste stets durchdrungen,
Der unsre Heimat rühmt mit eh'rnen Zungen,
So warf erst jüngst Dein trauter Heimatssinn
Uns eines Arztes schlichten Namen hin,
Bei dessen Klang ein Bild in mir erwachte,
An das ich schon Jahrzehnte nicht mehr dachte.
Der Name Bäumler war's. Er klang und klang,
Bis sich mein Bild aus schwarzen Fernen rang.
Ob Du es kennst? Ach, welch' verweg'ne Frage!
Fast siebzig Jahre zählen seine Tage,
Und ich, — bald achtzig, war da selbst noch Knabe.
Doch hinterläßt als künstlerische Gabe
Kein Maler auch, was Deine Chronik mir
Ins Leben wieder rief, so will ich hier
Mein altes Heimatsbild Dir selbst entfalten,
Just, wie's die Seele treu und wahr erhalten.
Gib acht, wohl acht. Und wo mir Farben fehlen,
Magst Du sie selbst, doch matten Tones wählen.

Es war im Februar, hoch lag der Schnee;
Der Sturm erbrauste, wie auf wilder See;
Die Kirche auf dem Karlsplatz, noch im Grauen
Der Morgendämm'rung, düster anzuschauen,
Denn alles lag in Schleiern der Natur.
Von Menschen aber rings noch keine Spur.
Ein Knabe nur sprang durch das Schneegefild
Und eilte durch die Flocken, dicht und wild,
Nach einem Laden hin, in dem man eben
Dem dunklen Raume mattes Licht gegeben.
Ein düstrer, schauervoller Hintergrund!
Vorn nur das Steinbild eines großen Hessen,
Den ruhmvoll nennt so manches Sängers Mund
Als eines Fürsten, ewig unvergessen.
Doch still! Was knistern zu des Steinbilds Füßen,
Dort, wo die alten Linden ächzend grüßen,
Was knistern laut und lauter jetzt für Schritte
In eiligem und taktgemess'nem Tritte? —
Zwei Offiziere hasten durch den Schnee,
Der eine schluchzend und das Herz voll Weh,
Der andre krank und ringend mit der Luft,
Die schwer ihm bot der graue Nebelduft.
Die Mäntel aber flatterten im Sturme,
Der flockenwolkig jagte hoch vom Turme.
War das ein Kämpfen um nur Schrittes Länge
Im wilden Brausen wilder Sturmesklänge!
Und aus dem Wogen von den Wetter-Chören
Ließ dann bewegt sich eine Stimme hören:
„Schnell, Bäumler, schnell, daß wir zum Schlosse kommen,
Bevor der Tod die Mutter mir genommen!"
Es war der Kurprinz Hessens, der die Worte
Dem alten, treuen Leibarzt zugerufen.
Doch stand der Tod schon an des Schlosses Pforte
Und wankend nur erstieg der Prinz die Stufen,
Hier auszuweinen seinen ganzen Schmerz
Um das verlor'ne, treue Mutterherz,
Das aus der Fremde einst so wunderbar
Zurück ihn führte, als er Kind noch war.

Das ist mein Bild, und dies des Bildes Sinn:
Im letzten Hauch die letzte Kurfürstin,
Der letzte Kurfürst aber, der hier stand,
Mit Inbrunst küssend ihre bleiche Hand.
Wär's nicht, Chronist, — ein düst'res Seitenstück
Zu Beider Rathaus-Bild im Heimatglück?

Carl Preser.

Beiträge zur Schwälmer Namenkunde.

Von Dr. Wilhelm Schoof.

(Schluß.)

Von anderen Gewerbetätigkeiten wurden als Familiennamen fest: Heintz Kuchenbecker (1555), Joh. Brotbecker (1634—69), Andres Dorbecker (1605—34), Adam Dörbecker zu Loshausen (1634—69), Peter Körbemacher (1610), Paul Schusseler (1610), Joh. Eulner[8]) und Eueler[8]) Hennchenn (1610), Hermann Ulner[8]) (1555), Burghardt Bottermann (1610), Heinrich Schauchtwer[9]) zu Nawennkirchenn (1555), Eckhart Schuchwert[9]), Bartell Schuchwert[9]) (1555), Ottilie Schauchwerts[9]) (1576), Ruckel Schuchmann (1555, ahd. schuochmann, nhd. Schumann), Heinckel Armbroster (1555), Dietz Tzimmermann (1555), Martin Riemenschneider[10]) (1555), Lorentz Schneider (1555),

[8]) Der „Töpfer" von aul Topf (lat. olla). Noch heute erinnert die Aulgasse in Marburg an dieses Gewerbe.

[9]) Der „Schuhmacher", nhd. Schuchardt.

[10]) Der „Sattler".

Helwig Schnitter[11]) (1555), Reitz Bennder[12]) (1555), Hannibal Bödenbender[13]) (1576—84), Boddenbender[13]) (1555), Vorbender[13]) (1605), Caspar Schreiner (1555), Ludwig Wagener (1555), Mattis Leinweber, Johann Leinwer (1555), Henne Scheffer (1555), Curt Schlosser (1555), Henne Weber, Weber Leisa (1555), Wiegandt Steinbrecher (1635), Conrad Cremer und Joh. Diede Cremer (1634—69), Jungel, Heintz Drumper[14]) (1555), Rulant Dromper[14]) (1555), Ebertt Drümper[14]) (1555), Hen Drummer[14]) (1610), Jorgen Trumpfer[14]) (1610), Hen Trömpfer[14]) (1675), Theis Dröscher[15]) (1610), Curt Sprenger (1610), Ewertt Deuscher[16]) (1555), Hans Deuscher[16]) (1635), Greda Maurer (1610), Reitz Schafmeister (1635), Stoffel Ziegeler (1635), Joist Weppeler[17]) (1635), Hans Seihler der Eltere (1635), die Ferbersch die witwe von Schlirbach (1555), Seipel Scherer (1555), Clos Scherer von Holspurg (1576—84), Reitz Schenk (1555), Henn Schmerer, Simon Schmehrer[18]) von Zell (1555), Bernhartt Kehler (dialektisch für Köhler, 1605), Ewel Köler (1576-84) und Henne Koler (1555) und andere mehr.

Wir haben dabei zu unterscheiden zwischen Namen, welche erbliche Familiennamen geworden sind und solchen, welche individuell sind. Letztere sind zu erkennen an dem vorgesetzten Artikel: Jost der Dieln schnieder[19]), der dielenn schneider (1610), Jorge der Moler (1576), Antonius der Bender (1634—69), Antonius der Schlagmöller von Ranershausen (1634—69), Johannes der Schmit (1555), Thoniges der Scheffer (1555), Kurt der Wirt zu Mengsbergk (1613—16) usw. Oft findet sich in den Urkunden der Gewerbename neben dem festgewordenen Familiennamen, wahrscheinlich zur Unterscheidung gleicher Familiennamen: Hans Trömpfer der Korpschneider (1610), Jakob Vogel der Euler (1705), Hans Metz der Weidenmüller (1635), Hans Heide der Fischer, Joh. Schmitt des Leinwebers Knabe (1605), Adam Orth der Wagner von Oberngrintzebach (1635) u. a., zuweilen genügt auch der individuelle Name allein, um jemand zu kennzeichnen: der gassenschmit (1610), des hegerschmits frauw (1705), der rauchmöller (1576) usw. Den Übergang zum Festwerden des Familiennamens deuten Aufzeichnungen an wie Niclas gnant Schneider (1555), Schneiderhenne gnant Kaufmann (1555) u. a.

Die von Ortsnamen und der Wohnstätte abgeleiteten Familiennamen gehören mit zu den ältesten, sind aber vielfach Schwankungen unterworfen und entbehren bis ins 16. und 17. Jahrhundert hinein noch der Festigkeit. Der bloße Ortsname, der als Familienname steht, ist aus „von" verkürzt. Nach Socin a. a. O. S. 347 ff. sind die mit —er gebildeten Namen älter als die bloßen Ortsbezeichnungen, am ältesten sind jedenfalls die mit „von" gebildeten. Diese letztere Bildung wurde von den Bürgern und Rittern bevorzugt, die beiden ersten vom eigentlichen Bauernstand. Zweifellos gehören dem Ritterstand an Joh. Moritz von Gilsa (1635), Werner von Gils (1576), Heinrich von Dalwigk (1555), Jorge von Leutter, Johan von Leutter (1555) in Loßhausen[20]), Peter von Langsdorf (1555), vielleicht auch Hans von Viermon (1555), Cunrat und Jax Haenstein (1555), Joist von Spangenberg (1555), Cunrat von Volborn (1555), Hans von Homperg (1555), Heinz Friedrich von der Nawenstadt (1576), Hans von Drier (1555). Sonst gehören noch der ältesten Gruppe an: Ludwig von Stein (1555), Claus von Werttorf (1555), Simon von Ropperhausen (1555), Henchen von Kaldern (1555), Göberhans von Allendorf (1555), Lips von Loller (1555) u. a., der zweiten: Joh. Falkenheiner (1576), Bartel Breibhäuser (1576), Joh. Langendörffer (1635), Curt Staufenberger (1619), Adam Martörffer (1619), Curt Marpurger (1605 bis 1634), Claus Dhorheimer (1555) usw., der dritten: Clois Spexwinkell zu Dreisa (1555), Veltenn Hersfeltt (1555), Bartel Ransbach (1555), Adam Saffenhausen (1610), Johann Lischeit (1610) und Herman Leischeit (1555), Adam Stein (1555), Henne und Reinhard Schorpach[21]) (1555), Pawel Fischbach (1555), Hans Geißmar (1635), Curt Gierspergk (1555), Hans Staufenbergk (1634-69), Hans Falckenhain (1634—69), Joh. Rebelshausen (1634—69), Henrich Ostheimb (1635), Hans Haßdorf (1635), Ludwig Hildersheimb (1671—1705), Andreas Rommershausen von Momberg (1634 bis 1669), Junghen Hompergk (1576), Hans Isenach (1555, heute Eisenach), Curt Heidelbergk (1555), Hans Astenrot (1555, heute Asteroth),

[11]) mhd. snitaere, „der die Ernte schneidet".

[12]) Der „Faßbinder, Bötticher", lat. Vietor, sonst auch Binder.

[13]) „Der einen Bretterboden legt".

[14]) „Trompeter", ahd. trompari.

[15]) „Der die Ernte brischt".

[16]) „Der die Rosse tauscht, Händler," mhd. tuschaere.

[17]) „Der die Waffen verfertigt".

[18]) „Der Anstreicher, Weißbinder".

[19]) Dial. für Schneider, noch heute Schniirersch Haus = Schneiders Haus.

[20]) Weiterhin findet sich belegt Henz von Leutter (1561), John von Lütter (1605), Heintz von Ludder (1623), Juncker (Juncher) Ludder zu Loßhausen (1634—69).

[21]) 1346 wird in den hessischen Lehnreversen ein Otto von Schorpach erwähnt. Diese Familie gehörte dem Ritterstand an und ist neben dem Geschlechte derer von Leimbach eins der ältesten in der Schwalm.

Hermann Winchenbergk (1555) usw. Auch bei den von der Wohnstätte gebildeten Namen kann die Ableitung mit —er oder schlechthin das bloße Nomen an die Stelle der Präpositionalverbindung treten. Die älteste scheint hier die —er=Bildung zu sein. Eine jüngere Gruppe ist die mit —man. So heißt es 1555 noch Hans bey der brücken und Valtenn vor der brucken[22]), 1610 aber schon Paul Bruck, Hen Bruch, Otto Brücke. Ähnlich wird der 1555 vorkommende Name Hen Born früher Hen bey dem born gelautet haben. Im selben Jahr findet sich in demselben Dorf (Allendorf) auch schon Henne Bornmann, möglicherweise für denselben Bauern, 1576—84 findet sich ein Clos Bornmann von Wira, 1740—44 ein Joh. Heinrich Börner verzeichnet. Ganz ähnlich ist die Entwicklung von Henne Buln (1555) und Bulnhenne (1555)[23]) aus Henne an dem Buhl (ahd. buhil, mhd. bühel „Hügel") zu späterem Joh. Buhlmann (1671—1705) und Bühlmann (1740—44). Hierher gehören ferner Bildungen wie Henn Bachmann (1635), Joh. Thurmann (1740—44), Stoffel Berg (1634—69), Curt Richberg (1671—1705), Joseph Dannenberg (1706—24), Wilhelm Buschmann (1740—44), Hildebrandt Strauch (1610) und Strauchs Heinz (1555), Ciriax und Jax. Haenstein (1555), Hector Lindenborn, schultheis zu Schwarzenborn (1635), Debes Eichwaldt (1635), Curt Obermann (1635 bis 1669), Joh. Heiligenberg und Hilgenberg (1671 bis 1705), Reitz Dünckelberg und Dunckelberg (1706—1724), Joh. Lingemann (1671—1705, = Lindemann?), Michell Winkelbach (1671 bis 1705), Bernhart Wassermann (1576—84), Hans Schwalm zu Loshausen (1634—69) und Heintz Schwalmb von Riebelsdorf (1634—69), Petter Weidemann (1555) und Heinz Weidtmann (1635), Adam Bilger[24]) (1610), Hans Clos Susmann (1706—24), u. a. m.

Die sog. Übernamen finden sich auf der Schwalm erst verhältnismäßig spät in größerer Verbreitung und verraten hier weniger Witz und Derbheit, als daß sie vielmehr ein charakteristisches Merkmal, meist körperlicher Natur, herausgreifen. Doch ist hier Vorsicht in der Deutung geboten, da vielfach Konkurrenz mit andern Namen, namentlich den altdeutschen, vorkommt. Die Erblichkeit des Übernamen ist im 15. und 16. Jahrhundert zur Regel geworden. Ausnahmen, d. h. Beziehung auf ein einziges Individuum, sind selten und verraten sich durch Vorsetzung des Artikels: der lame Henne (1555), der Taubjost (1603—12). Ein andermal findet sich Jost Hoß des Tauben sohn (1603—12). Analog läßt sich aus der Aufzeichnung Eva des Daub Theiß magt (1592) die volkstümliche Benennung Daub Theiß erschließen. Ein weiterer Beleg ist der lahmen Kungunden tochter zu Segertshausen (1671-1705). Die meisten erblich gewordenen Übernamen sind von Adjektiven gebildet: Bast Groß (1665), Henrich Durr (1633—35), Henrich Stumb, Stompf (1665), Curt Kraus (1675), Andreas Rode (1665) neben Joh. Rodt (1698), Jost Kahl (1698), Paul Daub (1740—44), Joh. Heinr. Schön (1740—44), Cunz Stark (1576—84), Joh. Matthes Jung (1671—1705), Joh. Engelbrecht Grau (1740-44), Hellwig Lang (1740—44), Henne Lange (1555) neben der volkstümlichen Benennung Langen Henne, ebenso Curt Lange (1555) neben Langen Curts fraw u. a. Die anderen Übernamen gruppieren sich wie folgt:

1. Tiernamen: Heintz Gaul, Gaull (1555), Gaulhans[25]) (1601), Curt Falck (1555), Heintz Ganns (1555), Henne Krebes (1555) neben Junghen und Herman Krebis (1555), Mattes Ochs (1555), Hans Fuchs (1555), Hans Bieber (1634—09), Heinricht Specht (1555), Burkhart Rawe (1555), Joh. Stir (1634—69), Abraham Katz der Jud (1740—44) u. a. Dagegen werden Namen wie Henne Beher[26]) (1555), Christoffel Bähr (1671—1705), Marx Wolf (1555), Claus Gier[27]) (1635), Heintz Roß[28]) (.555) dem altdeutschen Namenkreis zuzuweisen sein, letzterer schon aus dem Grund, weil die Bezeichnung „Roß" für Pferd auf der Schwalm unbekannt ist und durch Gaul, dial. Goll, Goul ersetzt wird.

2. Namen von Körperteilen: Hans Faust (1555), Ludwig Stirn (1555), Ludwig Stirn (1671—1705), Herrmann Finger (1555) u. a.

3. Auffallende körperliche oder sonstige Eigenschaften: Joh. Kaspar Klinkerfues (1706—24), Georg Dickhaut (1634), Otto Dickhaut von Sibeterode (1576—84), Joh. Vierohr von Florshain (1634—39), Curt Curtzrock (1635), Wiegandt Knabenschuch (1634), Ludwig Vilmeder (= einer der viel mäht, 1635), Dreyßigacker (1635), u. a.

[22]) Ähnlich bei Preuß a. a. O. S. 32: Henne up der brucken (1380), Socin a. a. O. S. 369: die Scirnerin an der brugge.

[23]) Ähnlich noch Hof Curt (1555).

[24]) cf. Socin a. a. O S. 369: an der Bulgen und die Marburger Straßenbezeichnung Pilgrimstein aus Bulgenstein.

[25]) In dialektischer Färbung auch Gollhans.

[26]) Zu altd. Bero (cf. Bern=hard).

[27]) Zu altd. Gero (cf. Ger=hard).

[28]) Zu altd. Rozo (Ruodizo), Koseform zu einem Stamm Hrod —.

4. Satznamen: Schindebrey (1555), Petter Schinbrey (1605—54), Hans Schwinderlauf (1635), Adam Tzeckenbäuch (1555), Henn Spanknebell (1576—84), Hans Schenkbier zu Weichaus (1634—69), Joh. Zulauf (1740—44) usw.

Die von Familiennamen abgeleiteten Frauenbezeichnungen werden überwiegend vermittelst der Femininbildung auf —in (dial —ən bzw. —n) gebildet, selbst nach r: Anna Catharina Steinebrecherin (1740—44), Anna Catharina Hoffmeisterin (1740—44), Cath. Magerin (1740—44), von dem latinisierten Familiennamen Magirus gebildet[29]), Catharina Gießin (1740—44), Anna Maria Spanknebelin (1740—44), Anna Elisabeth Luckhardtin (1740—44), Hedwig Hückerin (1740—44), Barbara Schluckin (1740—44), Catharina Dietzin (1740—44), Keina Koreln (1555, = Korelin), Geta Scheffern (1555) usw. Bleibt der Vorname weg, so tritt der bestimmte Artikel davor: die Engelbrechtin (1740—44), die Pfaltzgräfin (1740—44), die Zulaufin (1740 bis 1744), die Crantzin (1740—44) usw. Diese echt volkstümliche Ausdrucksweise ist heute noch sehr beliebt, nur mit dem Unterschied, daß die Ableitungssilbe —sche die durchaus vorherrschende geworden ist. Auch die Gewerbe- und Standesbezeichnungen werden so behandelt, z. B. die Doktorsche, Apothekersche, Milersche für die Frau des Arztes, Apothekers, Müllers. Aus älterer Zeit findet sich nur die Ferbersch (Frau des Färbers), die Witwe von Schlirbach (1555). Im allgemeinen hat es sehr lange gedauert, bis eine feste amtliche Schreibung für die Frauenbezeichnungen durchgedrungen ist, wahrscheinlich weil man seltener in die Lage kam, solche Namen aufzuschreiben. Belege wie Catrein Wilberg (1671) sind äußerst selten, in der Regel hilft man sich mit Umschreibungen wie Hensel Jungels gnant Beckers Weib (1596), Jak. Göbels Weib (1596), Hen Hessen haüsfraw Elsa (1596), Jost Benders des fursters fraw (1596), Claus Beckers wittwe (1555), Nesen Claus Wittwe (1555) usw. Will man eine unverheiratete Frau bezeichnen, so besteht dieselbe Verwirrung. Neben den amtlichen Aufzeichnungen wie Barbara Adam Riems tochter (1603—12), Gertraut Keinen Reitzen tochter (1603—12) u. a. überwiegen landläufige Benennungen wie Seifert Kesinger sein schwester Eva (1576) oder Hodden (?) Eyla (1596), Lotzen Roden Gertraud (1596), Junghenne Gerdrautt von Treisa (1555), Luder Elsa (1555), Melcher Elsa (1555), Crafts Barba (1576), Lips Elsa (1576), des Greben Gretgen (1596) u. a. Veranschaulichen läßt sich die Entwicklung an Belegen wie Merge des Kesingers tochter (1555) neben Elsa Kesingers (1555) aus der landläufigen Bezeichnung Kesingers Elsa. Ähnlich ist Treina Weitzels (1555) aus Weitzels Treina festgeworden.

Am spätesten sind die Namen der als Fremde geltenden Juden festgeworden. In Preußen wurden sie erst seit 1812 unter Friedrich Wilhelm III. zur Annahme fester Familiennamen gezwungen. Die Wahl des Namens wurde in der Regel ihnen überlassen, nur bei Weigerung von der Behörde vorgenommen, die ihnen oft die sonderbarsten Namen beilegte[30]). Wie heute noch, so müssen auch schon im 17. und 18. Jahrhundert die Juden eine nicht unbedeutende Rolle auf der Schwalm gespielt haben, wie aus den häufigen Erwähnungen in den Gerichtsbüchern des Amts Ziegenhain hervorgeht. Wir finden da u. a. Namen wie Hirtz der Jud (1671—1705), Seligmann der Jud (1671—1705), Sußkind der Jud (1671—1705), Heyam der Jud zu Merzhausen (1671—1705), Beyfuß der Jud zu Ropperhausen (1671—1705), der Jud Semmel (1740—44), der Jud Benedix vulgo Bende gnant (1740—44), der Jud Moses insgemein Mauscher gnant (1740—44), Abraham Katz der Jud (1740—44), Hen Blumenstein (1635) usw.

In diesem Kampfe zwischen behördlicher und ländlicher Namengebung macht das volkstümliche Element seinen Einfluß vielfach auch in der dialektisch gefärbten Schreibweise geltend. In diesem Sinne sind die Schwälmer Namen zugleich interessante Denkmäler der historischen Dialektforschung. Schreibungen wie Claüs (1555), haüsfrawe (1651), Küngünda (1659), Cüntz (1555), Cürt (1555), Antoniüs Daüz (1651), Knöppel (1605) für Knüppel, Goll (1601) für Gaul, Osse (1555) für Ochs, Waßmut (1555) für Wachsmut, Scharpff (1555) für Scharf, Gebell (1609) für Göbel, Kehler (1609) für Köhler, Bottermann (1610) für Buttermann, Schier (1740—44) für Scheuer, Käsinger für Kaysinger und viele andere bieten wichtige Aufschlüsse über den phonetischen Wert einzelner Laute in älterer Zeit. Wie unsicher man noch in der Aufschreibung der Namen war, beweisen dieselben Namen in verschiedener Schreibung, z. B. 1634 Ludwig Gotthart neben Henrich Gutthart, 1665 Joh. Stumpf neben Joh. Stompf und Stumb, 1671 Clos Eyhl (von Steina) neben Clos Ehle[31]), Wigandt

---

[29]) Ebenso wird im Volksmund aus Galenus Pistorius (1634—69) Galeng Pistorig.

[30]) Vgl. Seppeler a. a. O. S. 10 und Rich. Andree, Zur Volkskunde der Juden (1881).

[31]) Infolgedessen gibt es heute in Obergrenzebach eine Familie Eyl und Ehl.

Kahll (1610) neben Wigandt Kall (1576—84), Glitz Johann (1555) neben Hans Curt Glitsch (1671—1705), Gaulhans (1601) neben Goll Hans (1601) und infolge Volksumdeutung Adam Gauland (1578, 1624), Hans Curt Helfering (1634—69) neben Helfericht, Curt Curtze zu Newkirchen (1665) neben Curt Curtzrock, Joist Thoelle (1555) neben Joist Dolde und Joist Dolle (1555), Curt Wiegel (1555) neben Wigel (1576) und Weigel (1555), Boddenbender (1555) neben Borbender (1605), Hans von Homburg (1555) neben Curt Homperg (1555) und Curt Hombergk und Hompregk, Loßkan, Losekan, Lösekan (1555) neben Loißkam und Loßekam (1555), Loßegangk (1576), Loßband, Loßkandt und Loßekandt (1635—69), Loßehandt, Loßhandt (1671—1705). Der Stammvater dieser rätselhaften Familie ist vielleicht ein Bernhard Lose von Treisa (1555), vermutlich aber läßt sich die Familie auf den Begründer von Loßhausen zurückführen, wenn man annimmt, daß ein gewisser Los oder Lose[32]) (ahd. Hluodizo), dort zuerst einen Hof gehabt. Heute ist der Name außerhalb der Schwalm noch als Losehand und Losemann[33]) verbreitet. Entweder ist es nichts anderes als eine Verstümmelung von Loseman (Koseform zu Lose, s. v. a. Sohn des Lose) oder gleich der von Steub, oberdeutsche Familiennamen S. 111 belegten Form Loschan (d. h. Anno welcher der Sohn des Losch ist).

Ein anderes Beispiel bietet die Schreibung Rawegrese neben Ruegrese und Rugrebe (1555), d. h. der Grebe[34]), der zum Unterschied von einem andern Dorfbewohner desselben Standes Ruhl, Ruel oder mit einem ähnlichen Kosenamen benannt wurde, der auf einen altdeutschen Stamm Hrod — Hrodg, oder Hrodf — zurückgeht, denn Namen wie der Jung Ruel, Weigant Rueffel, Rüffer sind um die damalige Zeit keine Seltenheit. Tatsächlich bringt uns diese Vermutung auch auf die Spur. Denn 1555 findet sich ein Beleg Ewalt Rüffer gnant Rawegrese. So verrät sich der Dorfname hier durch den amtlichen Namen, denn Ruegrese ward zuerst zu Rauegrese (wie Strus zu Strauß) und dann zu Rawegrese[35]), wie Paul zu Pawel, frauwe zu frawe, Bur zu Bawr usw.

[32]) Wie Hoß und Hoße (heute Hoos) auf einen altd. Namen Hozo, Hozemann zurückgeht.

[33]) Kleemann a. a. O. S. 50. Auch die in Hessen verbreiteten Namen Lotz und Losch gehören hierher.

[34]) Grese, Grebe war ursprünglich der Vorsteher einer Dorfgemeinde, Burgemeister der einer Stadtgemeinde. Später wurde borgemeister (schwälm. borgemeesder) als Amtstitel auch aufs Dorf übertragen und ist heute allgemein üblich.

[35]) Hierher gehört wahrscheinlich auch der Name Burkhardt Rawe (1555). Vgl. auch Rau (z. B. Rau von Holzhausen).

Aus Liebe.

Skizze von Louise Faubel.

Unten in der Stadt, dicht beim Hafen, wo noch die vielen alten Häuser mit den windschiefen Giebeln und den vielen kleinen Fenstern stehen und wo die Straßen so eng sind, daß die liebe Sonne nur einen Blick um die Mittagszeit hineinwerfen kann, in einem dieser Häuser, das ganz besonders gebrechlich und schwach auf den Beinen zu sein scheint, befindet sich schon seit Jahren ein Zigarrengeschäft. Das Schaufenster sieht gerade nicht besonders einladend aus. Die losen Tabake sind verstaubt, die Pakete mit Zigaretten und Varinas gebleicht und die Meerschaumspitzen, Zigarrentaschen, Streichholzkasten und Spazierstöcke haben schon längst jede Hoffnung auf einen Käufer aufgegeben. Neben der Tür steht mit bescheidenen Buchstaben „Zigarrengeschäft von A. Gepler", und in dem halbdunklen Laden und dem noch viel dunkleren Hinterzimmer haust nun schon beinahe fünf Jahre Fräulein Anna Gepler, die Inhaberin.

Jeden Morgen, etwas vor acht Uhr, tritt sie aus der Tür und nimmt die Läden herunter, denn präzis acht Uhr erscheint ihr erster Kunde, der Bureaudiener von Wolf & Spangental, Rechtsanwälte. Er kauft eine Zehnpfennig-Zigarre, die er halb auf dem Wege nach dem Bureau und halb auf dem Nachhauseweg raucht. Zwei für fünf Pfennige zu rauchen hält er für Verschwendung, und außerdem ist eine Zehnpfennig-Zigarre auch viel feiner. Zwischen halb und dreiviertel neun kommt Herr Bergmann, Polizeischreiber a. D., und läßt sich seine Schnupftabaksdose füllen, wobei er jedesmal eine tüchtige Prise extra aus der auf dem Ladentisch stehenden Dose nimmt. Der Sohn des Bürstenmachers aus dem Kellerladen gleich rechts um die nächste Straßenecke tritt jetzt etwas schüchtern ein. Er ist ein Jüngling von einigen dreißig Sommern und raucht amerikanische Zigaretten, zehn Stück für fünfzig Pfennige, muß aber diese Liebhaberei vor seinem strengen Vater geheim halten; darum hat er stets eine kleine Schachtel aromatischer Pillen bei sich, von denen er von Zeit zu Zeit eine in den Mund nimmt. Dann kommt der Gemüse-

händler aus dem Keller nebenan und borgt sich ein Streichholz, und den Schluß macht der auf seinem Rundgang befindliche Polizist, der seinem „guten Morgen" jedesmal eine Bemerkung über das Wetter beifügt. Das sind so die gewöhnlichen Tagesstunden; das eigentliche Geschäft beginnt erst abends, und boshafte Nachbarn behaupten, daß Fräulein Gepler in ihrer freien Zeit weiter nichts tut als darüber nachzudenken, ob sie ihr Schaufenster neu dekorieren oder ihre Haube frisch aufgarnieren soll. Mit dieser Haube hat man sie gesehen, als sie vor beinahe fünf Jahren ihren Laden eröffnete; sie ist auf ihrem Kopf, wenn sie morgens die Läden herunternimmt und abends, wenn sie gegen zehn Uhr das Geschäft schließt. Frau Fama behauptet darum, daß sie auch nachts damit zu Bett geht. Das ehrwürdige Stück besteht aus schwarzem, mit der Zeit grau gewordenem Crepe und ist mit Perlen von eben dieser Farbe besetzt, von denen sich zuweilen bei der Begrüßung eines Kunden eine ablöst und mit leichtem Geräusch auf den Ladentisch fällt, gerade als ob sie zu schwach sei, länger da oben zu hängen. Fräulein Geplers Gesicht ist faltig und gelb von Farbe, sie sieht aus wie jemand, der nicht oft an die Luft kommt und viel starken Kaffee trinkt, was beides der Fall ist. Ihre Augen sind schwach, blicken aber gutmütig, ihre Nase ist stumpf, das unter dem Kopfputz glattgescheitelte Haar dünn und grau meliert. Der Laden selbst sieht besser aus als das Fenster. Die Glassachen und braunen Kruken sind staubfrei, die kleine Messingwage blank geputzt, auf dem Ladentisch stehen stets ein paar frische Blumen in einer wunderlich verschnörkelten Vase, ein nicht unangenehmer Geruch von Tabak und Cedern erfüllt den kleinen Raum. Fräulein Gepler läßt auch nie ihre Kunden warten. Sobald das scharfe, helle „Klingling" der Ladenglocke ertönt, kommt sie aus ihrem Hinterzimmer, und jeder wird mit der gleichen Freundlichkeit bedient; sogar der lustige kleine Straßenjunge, der zehn Pfennige wechseln will, erhält ein freundliches Wort. Die regelmäßigen Kunden werden stets gebeten, sich auf dem schäbigen Polsterstuhl neben dem Ständer mit den ehrwürdigen Spazier- und Pfeifenstöcken niederzulassen, und selbst der gewöhnliche Arbeiter wagt es nicht, Fräulein Gepler durch eine Nichtannahme der in dieser Form gebotenen Gastfreundschaft zu beleidigen.

Eines Morgens, gegen Ende des Jahres, kommt der Gemüsehändler, um sein gewöhnliches Streichholz zu leihen. Dabei überreicht er Fräulein Gepler einen Kalender, den er vom Kaufmann gegenüber erhalten hat. Dieses Geschenk ist sein jährlicher Dank für die im Laufe des Jahres geliehenen Streichhölzer.

„Good'n Morgen ook", und indem er diesmal die doppelte Anzahl Streichhölzer nimmt, bemerkt er weiter: „De Tit flücht! dat is, wat de Doktor in 'n fremde Sprok to mi segt hat: Tempi passati."

Fräulein Gepler lächelt wehmütig. „Ja, die Zeit fliegt für manche Leute. Danke auch vielmals für den schönen Kalender."

„Nix to seg'n", erwiderte der Gemüsehändler und verschwindet wieder. Fräulein Gepler legt den Kalender auf den Ladentisch, nimmt Tinte und Feder und macht einen dicken Strich unter den dreizehnten April. Dann trägt sie ihn ins Hinterzimmer und hängt ihn an den Nagel neben dem Ofen, nachdem sie den dort hängenden alten Kalender heruntergenommen hat.

„Ach!" seufzt sie, „was für ein langes, trauriges Warten. Beinahe fünf Jahre! Aber bald ist's zu Ende. Ich hätte zwar mehr tun können, als was ich getan habe; aber so ganz vergeblich ist mein Leben auch nicht gewesen. So ganz mißglückt ist mir's doch nicht. Ich hätte mehr verdienen können, das ist wahr. Ich habe zu viel geträumt und meine Umgebung vernachlässigt. Mein Fenster hätte ich neu dekorieren sollen, aber ich dachte, ich hoffte — —"

Sie setzt sich in den alten Strohsessel und blickt auf eine verblaßte Photographie über dem Kalender. Es ist das Bild eines jungen Mannes, etwas über dreißig, mit einem energielosen aber gutmütigen Gesicht. Dann steht sie auf und nimmt aus dem Wandschrank ein dünnes blaues Buch, ihr Sparkassenbuch. Sie setzt sich damit wieder in den Sessel, und während sie darin blättert, fährt sie in ihrem Selbstgespräch fort: „Es ist albern von mir, zu denken, daß es mehr würde, wenn ich es ansehe; aber es ist nicht genug, noch lange nicht genug. Lieber Gott; was soll ich machen? Was kann ich tun in vier Monaten? Was?"

Anna Gepler weint einige Minuten still vor sich hin. Dann steht sie auf, legt das Buch wieder in den Schrank, schnäuzt sich und trocknet sich die Augen. „Ich muß erst mal 'ne Tasse Kaffee kochen."

Am dreizehnten April vormittags erhält Fräulein Gepler eine Depesche:

„Endlich frei, erwarte Dich morgen.

Wilhelm."

„Endlich frei!" schluchzt sie in der Einsamkeit ihres kleinen, dunklen Zimmers. „Endlich frei, nach all diesen Jahren! Oh, Wilhelm, du wirst dich freuen, wenn du hörst, was ich für dich getan habe. Wenn es nur mehr wäre! O Gott, o Gott."

Am nächsten Morgen finden Fräulein Geplers Kunden einen Zettel an der Ladentür „Heute ge-

schlossen" und wundern sich nicht wenig. Sie selbst aber sitzt in der dritten Klasse eines Zuges, der eben langsam in den Hauptbahnhof Berlin einfährt. Ängstlich schaut sie aus dem Fenster und plötzlich sieht sie ein bekanntes Gesicht auf dem Perron.

„Wilhelm, Wilhelm!" ruft sie mit halberstickter Stimme. Der Mann dreht sich um, sieht sie an und wendet sich wieder ab.

„Sachte, sachte, Madamchen," ruft ein Gepäckträger und hält sie zurück, denn Anna Gepler ist im Begriff, aus dem fahrenden Zuge herauszuspringen. „So, jetzt; Gepäck?" Aber die Angeredete hört nichts, ihr Gepäck hat sie ganz und gar vergessen. Sie fällt beinahe aus dem Coupé, richtet sich aber schnell wieder auf und läuft den Perron entlang, bis sie vor dem Manne steht, der sich noch immer suchend umsieht. „Wilhelm," schluchzt sie, „Wilhelm, hier bin ich!" Der große, stattliche Mann fährt beim Klang ihrer Stimme zusammen. „Wilhelm, kennst Du mich denn nicht mehr?"

„Großer Gott, bist Du das, Anna," stottert er, blaß werdend, indem er sie ansieht. „Ich, ich habe Dich garnicht wiedererkannt."

Sie sieht ihn noch immer sprachlos durch ihre Tränen an. „Dein Gepäck, wo ist Dein Gepäck?" lenkt er ab und reißt seine Blicke gewaltsam von dem fürchterlichen Umhang und dem noch schrecklicheren Hut los.

„Dein Gepäck", wiederholt er und berührt ihren Arm, zieht aber seine Hand schleunigst wieder zurück, als er die fleischlose Form fühlt. Sie rafft sich auf und zeigt ihm ihre paar Habseligkeiten. Inzwischen versucht er zu reden, aber seine Gedanken sind verwirrt, er weiß nicht, was er sagen soll. „Ich kann sie nicht heiraten, sie kann es unmöglich jetzt noch von mir verlangen", ist alles, was er denken kann, und dabei fühlt er, wie ihre ängstlichen Augen auf seinem Gesicht ruhen. Und sie, die geglaubt hat, einen durch die Gefängnisluft gealterten, gebrochenen Mann zu finden, den sie wieder aufrichten und trösten kann, sieht statt dessen ihren Bräutigam beinahe so wieder, wie sie ihn vor fünf Jahren verlassen hat, nur ernster und männlicher aussehend. Der Mann hat inzwischen die schäbige Reisetasche genommen und geleitet seine Braut nach dem Wartesaal. Er will Bier bestellen, aber sie bittet ihn um eine Tasse Kaffee. Sie setzen sich an einen kleinen Tisch abseits von den übrigen; ein langes Stillschweigen folgt, dann sagt er sanft:

„Nicht wahr, die lange Reise war zu viel für Dich, Anna?"

Ihre Tränen fallen in die Tasse, aus der sie gerade trinken will, ihre Hand zittert, sie muß sie wieder hinsetzen.

„Es war so eine lange Zeit," sagte sie leise, „es hat mich so müde gemacht. Ach, Wilhelm, ich meine nicht die Reise, ich meine die Zeit in Hamburg. Ich hatte keine Freunde, keinen Menschen, solange ich dort war."

„Und Du gingest für mich dorthin", flüsterte er, ein Stöhnen unterdrückend. „Du gabst alles auf für mich, den Verbrecher, den Dieb! Deine Verwandten, Deine Freunde, Dein Heim! Alles! Du verstecktest Dich in einem miserablen Laden, littest Hunger, versagtest Dir alles, nur um mir wieder aufzuhelfen. Ich weiß es jetzt, o Anna, Anna!" Mitleid und Scham foltern ihn.

„Um Dir wieder aufzuhelfen", sagt sie leise und trocknet ihre Augen. „Ich tat alles für Dich, zu Deinem Besten. Ja, es wird Dir helfen, beinahe sechstausend Mark sind's. Glaubst Du, daß es reicht?"

„Soviel hast Du wirklich zusammengespart?" fragt er, als er sieht, daß sie auf eine Antwort wartet. „Herrgott, ich wünschte, Du hättest es nicht getan. Meine Schulden sind bezahlt, und Herr Becker — Du kennst ihn ja, er hat immer zu mir gehalten — will mich in sein Geschäft als Reisenden aufnehmen. Er zahlt mir ein gutes Gehalt, darum darf ich auch jetzt keinen Pfennig von Dir annehmen. Aber was fehlt Dir, bist Du krank?"

Sie starrt ihn halb irrsinnig an. Aus seinen Worten hat sie sein Urteil vernommen, der Mann da vor ihr braucht sie nicht mehr. Sein Mitleid besitzt sie, aber seine Liebe zu ihr ist erstorben. Sie weiß jetzt, es ist so. Als sie sich von ihm abwendet, sieht sie plötzlich ihr Bild in einem an der gegenüberliegenden Wand befindlichen Spiegel.

„Was fehlt Dir, Anna?" fragt er nochmals besorgt.

Endlich spricht sie, ihre Stimme ist ganz heiser. „Ich habe das Geld nicht alle gespart. Ich dachte, es wäre nicht genug und da — —". Und nun erzählt sie ihm, ohne die Sache zu beschönigen, daß sie die letzte Sendung Tabak und Zigarren schuldig geblieben ist. Auch hat sie von verschiedenen Kunden Geld geliehen, sie hat ihnen vorgeklagt, daß sie ihre Miete nicht zahlen könne, und da hat man ihr gern das Geld gegeben. Aber es ist alles Lüge von ihr gewesen, nur um die sechstausend Mark zusammenzubringen, hat sie diese Schulden gemacht. Den Kopf in beide Hände gestützt, hört der Mann ihr zu. Als sie geendet hat, vergehen einige Minuten, dann blickt er auf. Sein Gesicht ist aschfahl und verzerrt. „Du mußt sofort wieder zurückgehen", flüstert er tonlos.

„Zurück? Es ist zu spät."

„Nein, es ist nicht zu spät. Du wirst morgen früh dort sein und den Laden aufmachen wie

gewöhnlich. Um Deiner selbst willen mußt Du zurückkehren. Wenn ich denke, daß Du das für mich getan hast, für mich allein!"

„Ich wollte alles später wieder zurückzahlen", sagt sie hilflos.

„Ja, ja, aber wenn Du jetzt wiederkommst, wird alles nur wie ein böser Traum gewesen sein. Du hättest garnicht hierherkommen dürfen, ich hätte zu Dir kommen müssen. Aber es war damals so verabredet."

„Damals, ja damals", wiederholt sie mit versagender Stimme. Der Mann, voll von Scham und Mitleid, gibt ihr noch weiteren Rat. Sie sagt nichts mehr, sondern gibt nur hier und da durch ein Kopfnicken ihre Zustimmung. „Also," schließt er, „morgen früh wirst Du wieder dort sein und kein Mensch braucht etwas von Deiner Flucht zu erfahren. Nur — wenn Du den Leuten sagen willst, daß ein Deiner ganz unwürdiger Mensch in vier Wochen kommen wird, um Dich zu heiraten, hörst Du, Anna?" Sie nickt nur mechanisch. Dann bringt er sie wieder nach dem Perron, sorgt auf alle nur mögliche Weise für sie, und schließlich, als sie wieder im Coupé sitzt, nimmt er ihre Hand, beugt sich darüber und küßt die welken Finger in dem schäbigen, baumwollenen Handschuh. Mehrere Mitreisende sehen dies und lächeln. Einer von ihnen flüstert seinem Freund zu: „Vielleicht ist's eine Erbtante, wenn sie auch nicht danach aussieht."

Einige Stunden später steht Fräulein Gepler wieder vor ihrem Laden und schließt die Tür auf, gerade als der Polizeidiener auf seinem Rundgang vorbeikommt. „Na, glücklich wieder angelangt? Prachtvolles Wetter heute. Es geht doch nichts übers zu Hause."

Zu Hause? Sie schließt den Laden wieder und wankt ins Hinterzimmer. Die Reisetasche fällt auf den Fußboden, sie kniet vor dem alten, wackeligen Armsessel und weint sich aus. Mit den Tränen verschwindet die herbe Bitterkeit, nur eine weiche Traurigkeit bleibt zurück. Zuletzt, als sie sich ausgeweint hat, steht sie wieder auf, zündet das Feuer an, wäscht ihr verweintes Gesicht und kocht sich einen starken Kaffee. „Vielleicht ist's doch wie zu Hause", murmelt sie, indem sie ihre Reisetasche auspackt und das Zimmer aufräumt. Beim Auspacken kommt ihr die Photographie in die Hände. Noch einmal fließen die Tränen. Zuletzt öffnet sie den Laden wieder für ihre Kunden. Mit einem Male erscheint ihr alles ganz schmutzig. Sie fängt an zu bürsten, zu stäuben und zu putzen, bis sie beinahe vor Müdigkeit umfällt.

„Ich werde das Fenster morgen neu dekorieren und dann immer regelmäßig jede Woche", sagt sie zu sich selbst, und sie tut es.

Einige Wochen später trifft der alte Bureaudiener von Wolf & Spangental einen Freund auf der Straße und sagt zu ihm: „Wenn Du zu Fräulein Gepler kommst, so krieg' man keinen Schrecken."

„Warum? Hat sie die Kruke mit dem Schnupftabak umgestoßen?"

„Nein, aber sie hat eine neue Haube auf und ein neues Kleid an. Na, es war auch die höchste Zeit. Es scheint, sie hat eine kleine Erbschaft gemacht und das Geschäft geht täglich besser. Aber geh' nur 'mal hinein und sieh' Dir die Haube an, die ist einfach großartig." — —

Anna Gepler hat ihren Bräutigam nicht geheiratet, obwohl er nach Hamburg gekommen ist und sie darum gebeten hat. Sie kennt den Unterschied zwischen einem wunden Gewissen und einem wunden Herzen, sie hat an beiden gelitten und weiß, daß ihr Wilhelm nur mit dem ersteren zu ihr kommt.

„Nein," sagt sie sanft aber fest zu ihm, „Du gehst auf Reisen und ich bleibe hier — zu Hause."

„Was? Hier? Du nennst dies doch kein zu Hause, kein Heim?" ruft er aus und sieht sich in dem kleinen Raum um, der nun, neu möbliert, ganz gemütlich aussieht.

„Doch, Wilhelm," erwidert sie, „aber nun sage weiter nichts mehr. Nimm Dir noch eine Zigarre."

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 22. März hielt der Marburger hessische Geschichtsverein die letzte Sitzung des Wintersemesters ab, zu der sich auch Herr Oberbibliothekar **Brunner** aus Kassel, sowie Herr Professor **Wiegand** aus Rostock eingefunden hatten. Zu Beginn gedachte zunächst der Vorsitzende, Herr Generalleutnant Beß, des am 17. Februar heimgegangenen Geheimen Regierungsrats und Professors Dr. Ferdinand Justi, dessen Andenken die zahlreich erschienenen Anwesenden durch Erheben von ihren Plätzen ehrten. Nach einigen geschäftlichen Notizen erhielt Herr Dr. **Huyskens** das Wort zu seinem Vortrag „Landgräfin Elisabeth die Heilige von Thüringen und die religiösen Strömungen ihrer Zeit". Nach einleitenden Worten über die Bedeutung des Jahres 1907 für die vor 700 Jahren vermutlich zu Preßburg als ungarische Königstochter geborene Elisabeth gab der Vortragende ein kurzes aber prächtiges Bild von der deutschen Kultur im Zeitalter der hl. Elisabeth, in dem

Deutschland eine geistige und materielle Blüte erzeugt hatte, wie sie einem Volke in vielen Jahrhunderten nur einmal erreichbar wird. Er erinnerte an die zahlreichen herrlichen Kunstdenkmäler jener Zeit, die noch uns Staunen und Bewunderung einflößen, an die Sänger der Minne, an die Kodifikation des weltlichen Rechtes im Sachsenspiegel, des kirchlichen Rechtes durch Gregor IX., an die ausgedehnten Rodungen, durch die Deutschland erst bewohnbar gemacht wurde, das Aufblühen der Städte und den Aufschwung von Gewerbe und Handel, dem damals sogar England völlig unterworfen war. Ebenso stand die christliche Kirche in jener Zeit auf der Höhe äußeren Glanzes und Einflusses, wozu die Kreuzzüge einerseits und Männer wie Gregor IX. und Innozenz III. andererseits nicht wenig beigetragen hatten. Aber zu dem Wachstum des äußeren Glanzes stand die innere Entwickelung in keinem Verhältnis, doch ist es verfehlt, anzunehmen, daß neben dem inneren Verfall des Kirchentums auch ein Verfall des religiösen Lebens einhergegangen wäre. Ganz im Gegenteil: nicht mit Unrecht hat man sogar das 13. Jahrhundert die Blütezeit der Laienfrömmigkeit genannt. Je größer der äußere Glanz der christlichen Kirche wurde, um so mehr schien sie sich für den Laien dem Armutsideal ihres Gründers zu entfremden, das man damals gleichsam neu entdeckte. Es kommen jetzt, genährt durch die Berührung mit der arabischen und maurischen Kultur, die Prediger- und Bettelorden auf, deren sich der Staat mit Gewalt erwehren muß und der die Kirche auch aus eigenem Lebensinteresse ein Ziel setzen muß. Zu den ersten Boten der eingerichteten Inquisition wider diese Ketzer*) wird der Weltgeistliche Konrad von Marburg ernannt, der die Aufgabe hatte, gegen die Ketzer zu predigen und sie zu verfolgen und die Geistlichkeit in strenger Sittenzucht zu erhalten. Der Gemahl der hl. Elisabeth hatte sogar das Verfügungsrecht über alle Kirchenlehren in seine Hand gelegt. Als Elisabeth, 14 jährig, an den thüringischen Hof als Gattin des Landgrafen Ludwig kam, ging es dort sehr prunkvoll zu. Sechs Jahre später starb ihr Gatte, und nun wurde sie, die nun noch mehr wie zuvor Zeit hatte, sich Gott zu widmen, von Gregor IX. in den Schutz ihres Beichtvaters Konrad von Marburg gestellt. Die harte Kindheit Elisabeths stand in zu großem Gegensatz zu dem Prunke des thüringischen Hofes. Bei ihr mußten also die neuen Ideen auf den fruchtbarsten Boden fallen. Sie wollte nun alles verschenken und vor den Türen betteln gehn. Dies konnte Konrad nicht dulden; er bemühte sich sogar im Gegenteil darum, daß Elisabeth Abgaben erhielt, um die Schulden ihres Gatten bezahlen zu können. Als Konrad nach Marburg ging, sein Amt zu versehen, glaubte Elisabeth, daß sie, die Verlassene und vom Hofe in ihrer Frömmigkeit nicht Verstandene, leicht wieder von dem Lärm und den Freuden der Welt in ihren Strudel gezogen werden könnte, und folgte daher gegen Konrads Willen diesem im Sommer 1228 nach Marburg. Hier wohnte sie nicht im Schloß, sondern in Wehrda, bis ihr von der Stadt ein einfaches Bürgerhaus erbaut ward. Diesem gegenüber schuf sie ein Hospital, für dessen Kranken die Seelsorge wohl die Franziskaner, die Krankenpflege von ihr herbeigerufene Johanniter übernahmen. Sie weihte es ihrem geistigen Vater, dem hl. Franziskus, der am 16. Juli 1228 heilig gesprochen war. In diesem Hospital unterzog sie sich den niedrigsten Diensten, so daß Konrad von Marburg sie oft, sogar mit körperlicher Züchtigung, von Ausschreitungen in ihrer Liebe zu den Armen und Kranken zurückhalten mußte. Sie lebte in frommer Hingebung und unterhielt sich von eigner Hände Arbeit. Am Schröckerbrunnen ließ sie sich eine kleine Kapelle errichten. Nicht lange hielt Elisabeth dies entsagungsreiche Leben aus. Nach kaum 14 tägiger Krankheit starb sie bereits im November 1231 im 24. Jahre ihres Lebens, alles, mit Ausnahme ihres Tertiarierinnengewandes, den Armen vermachend. In der Franziskuskapelle wurde sie erst beigesetzt, später in güldenem Schrein in der inzwischen erbauten Elisabethkirche, bis 1539 Philipp der Großmütige ihre Gebeine aufs Schloß bringen ließ.*) „Elisabeth war", so ungefähr schloß der Vortragende, „kein Sonderling oder Törin, dazu war sie zu wenig originell, sondern sie gab sich nur mit ihrem südländischen Temperamente reinen und unbefangenen Herzens den großen geistigen Strömungen, den neuen Gedanken eines Franziskus von Assisi hin und wurde die reinste, erhabenste Verkörperung des Gedankens der christlichen Armut und des franziskanischen Ideals, die es je auf deutschem Boden gegeben hat."

Die Diskussion eröffnete Herr Professor Wenck, der u. a. darauf hinwies, wie die diesjährige Jahrhundertfeier wieder anknüpfte an den Sängerkrieg auf der Wartburg und das Rosenwunder, also sehr legendenhaft durchsetzte Züge, die mit der geschichtlichen Elisabeth nichts oder doch nur recht wenig gemein hätten. Er hob ferner hervor, welcher Ein-

*) Der Name Ketzer stammt von einem dieser Predigerorden, den Katharern.

*) Im Jahre 1627 kamen sie nach Darmstadt, von wo sie als Geschenk an den Kurfürsten Ferdinand von Köln gelangten. (Heßler, I. 2, S. 253.) Heute muß man ihren Aufenthaltsort als unbekannt annehmen, wenn nicht gar für verloren erachten.

fluß auf Elisabeth von der frommen Gemahlin Landgraf Hermanns geübt worden sei und wie der Überschwang der franziskanischen Frömmigkeit Elisabeths, sofern er sich gegen ihren Ehestand richtete, von Konrad schon bei Lebzeiten ihres Gatten mit dessen Einverständnis eingedämmt wurde. Ferner beteiligten sich an der Diskussion Herr Professor Joh. Bauer und Herr Oberlehrer Schürmann. Zum Schluß dankte der Vorsitzende dem Vortragenden und allen an den Erörterungen Beteiligten für die reiche Anregung. Heinz Fechner.

In der von Rechnungsrat Woringer geleiteten Monatsversammlung des Kasseler Geschichtsvereins am 15. April sprach zunächst Superintendent a. D. Wolff, angeregt durch den vor einigen Wochen gehaltenen Vortrag Direktor Henkels über den kaiserlichen Feldmarschalleutnant v. Bredow, über „Die Teilnahme der Ziegenhainer Bürgerschützen unter Kapitän Valentin Muhly im Reitertreffen bei Riebelsdorf am 14. November 1640". Der Vortrag beabsichtigte im wesentlichen mit großem Geschick eine Ehrenrettung Velten Muhlys, dessen Tat zweifellos historisch zu nehmen sei. Seit der 1537 vollzogenen Befestigung Ziegenhains waren dessen Bürger militärisch organisiert und standen unter der Leitung des Kommandanten; 1640 muß Valentin Muhly, ein in der Stadt sehr angesehener Mann, das Kommando über die Bürgerwehr geführt haben; schon 1599 war er von Landgraf Moritz als Kapitän in Ziegenhain angestellt worden, wo er auch 1656 starb. Nach der Ziegenhainer Volkssage soll er auch ein Mitglied der dortigen Metzgerzunft gewesen sein; vermutlich war er das in früheren Jahren, ehe er zum Waffenhandwerk überging. 1622, im 30jährigen Krieg, warb er auf eigene Faust ein Fähnlein Knechte an, aber das Unglück seines Fürsten führte seinen Ruin herbei; der Landgraf konnte die Söldner nicht mehr bezahlen, und Muhly, der sein ganzes Besitztum bereits zugesetzt hatte, entrann nur mit Not der Schuldhaft. Einigermaßen entschädigt wurde er erst dadurch, daß ihn Wilhelm V. mit einem bürgerlichen Lehen in der Stadt belehnte. 1629 wurde er aus dem landgräflichen Dienst herausgestellt, und um diese Zeit wird er in den Dienst der Stadt getreten und vielleicht auch Bürger geworden sein. Wie aus verschiedenen Urkunden hervorgeht, müssen seine Verdienste nicht gering gewesen sein; die Krone seiner Verdienste aber war unstreitig seine bekannte Tätigkeit bei Riebelsdorf 1640, deren historische Echtheit der Vortragende im einzelnen zu begründen versucht. Zunächst sei, wie durch Parallelen gezeigt wird, das hohe Alter Muhlys — er war damals 75 Jahre alt — kein Hinderungsgrund; sodann werden die möglichen Gründe nachgewiesen, aus denen die zeitgenössischen weimarischen und französischen Darstellungen und auch der Neukircher Pfarrbericht des Magisters Schönfeld die Tat nicht erwähnen. Auch das Bredaschwert sei vermutlich als dasjenige des kaiserlichen Feldherrn anzusprechen, auf keinen Fall aber könne es etwa, wie behauptet sei, als Zeichen der städtischen Gerichtshoheit angesehen werden, denn eine solche habe in Hessen nur dem Landesherrn zugestanden; dieses zweihändige und zweischneidige Landsknechtsschwert von ungewöhnlicher Länge könne recht wohl von einem so reckenhaften Manne, wie es Bredow war, geführt sein. Auch die beiden Steinsäulen an den Stätten, wo Muhly gestanden und Bredow gefallen sei, seien nicht, wie des weiteren ausgeführt wird, auf dem unsicheren Flugsand der Tradition, sondern auf historischem Boden errichtet worden. Nach einer kurzen Diskussion, an der sich Direktor Henkel, Rechnungsrat Woringer und Superintendent Wissemann beteiligten, ergriff sodann Bibliothekssekretär Jakobi das Wort zu einem Vortrag, dessen Thema wie die Überschrift zu einer Münchhauseniade anmutete, der sich aber durchaus auf einwandfreies Urkundenmaterial gründete. Redner sprach über die 1714 in der Oberförsterei Oberzell im Sinntal erfolgte Erlegung einer Boa constrictor, deren Haut sich noch jetzt im Kasseler Naturalienmuseum befindet. Die Stelle, an der diese Riesenschlange von dem weiland Forstlaufer Melchior Lins erlegt wurde, befand sich unweit des ehemaligen Hanauer Schlosses Schwarzenfels. Alle Versuche des Vortragenden, im Marburger Staatsarchiv, bei der Regierung, auf der Landesbibliothek oder an Ort und Stelle nähere Aufklärung über den Fall zu erhalten, scheiterten, bis es ihm gelang, eine Familienchronik aufzufinden, die Aufzeichnungen über die Verfolgung und Erlegung der Schlange enthielt; sie wurden ferner durch die in der Umgegend noch lebendige Tradition und eine Notiz in der Pfarreichronik zu Mottgers bekräftigt. Redner gab nun an der Hand dieser Aufzeichnungen einen sehr anschaulichen Bericht über die dem genannten Forstlaufer nach vier Tagen gelungene Erlegung der Schlange; der ganze Vorfall war aber für den 66jährigen Mann so aufregend, daß er nach wenigen Tagen seinen Geist aufgab. Die Schlange selbst war vermutlich aus einer Menagerie oder dem Gewahrsam eines umherziehenden Gauklers entschlüpft. — Der Vorsitzende sprach beiden Rednern den wohlverdienten Dank der Versammlung aus und wies zum Schluß darauf hin, daß der Verein auch in diesem Sommer wieder einige Ausflüge unternehmen werde.

Bischofsweihe. Die Weihe des im Dezember 1906 vom Domkapitel erwählten bisherigen Domkapitulars Dr. Joseph Damian Schmitt wurde am 19. März in Vertretung des erkrankten Erzbischofs von Freiburg durch den Bischof Willi von Limburg im Fuldaer Dom feierlich vollzogen. Anwesend waren außerdem u. a. die Bischöfe von Mainz und Rottenburg, die Landgräfin Anna von Hessen, die Fürstin zu Ysenburg und Büdingen-Wächtersbach mit vier Prinzessinnen, Oberpräsident von Windheim als landesherrlicher Kommissar, ein Vertreter der Großherzoglich Weimarischen Regierung, Graf Hermann Stolberg, Graf von Hutten-Czapsky, Oberpräsidialrat Dr. Maube, Geh. Oberregierungsrat Dr. Paehler, Oberregierungsrat Fliedner und die Landräte von Fulda, Hünfeld, Gersfeld, Schlüchtern. — Der neue Bischof stammt aus Marbach bei Fulda, ist der 92. Ordinarius, der 12. Bischof von Fulda und mit 48 Jahren verhältnismäßig jung auf den Stuhl des heiligen Sturmius gehoben worden.

Marburger Hochschulnachrichten. Dem seitherigen Direktor der medizinischen Klinik Geh. Medizinalrat Generalarzt Professor Dr. Küster wurde der Königl. Kronenorden 2. Klasse und der Rang als Generalmajor à la suite des Sanitätskorps, dem ord. Professor in der theologischen Fakultät Dr. Karl Budde der Titel Konsistorialrat verliehen. — Dem bisherigen außerordentlichen Professor der Theologie in Marburg, Lizentiat Dr. Georg Wobbermin, der zum Ordinarius in der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau ernannt worden ist, wurde von der Berliner theologischen Fakultät die Doktorwürde verliehen.

Todesfall. Der am 12. April zu Tann in der Rhön im Alter von 83 Jahren verschiedene kgl. bayrische Oberstleutnant a. D. Reichsfreiherr Arthur von der Tann-Rathsamhausen war der Senior des alten Adelsgeschlechtes derer von der Tann. Er war früher Mitglied des hessischen Kommunallandtages, des Kreistages und langjähriger Leiter des landwirtschaftlichen Vereins in Tann.

Preiszuerkennung. E. v. Weitra (Elisabeth Juncker von Ober-Conreut) wurde vom Preisgericht der „Kölner Blumenspiele“ der von Papst Pius X. gestiftete Preis für die beste deutsche Dichtung über die heilige Elisabeth zuerkannt. Der Preis besteht in einem Kruzifix aus römischer Mosaik.

Archäologisches. Die von Dr. Rubensohn, einem Kasselaner, geleitete Berliner Papyrusgrabung hatte in Elephantine das Glück, ein großes Papyrusbündel ans Licht zu bringen, dessen einzelne Rollen noch mit gut erhaltenen Siegeln verschlossen waren. Es sind Verträge, Testamente und ähnliche Schriftstücke, und da eins von ihnen noch nach dem Sohn Alexanders des Großen datiert ist, so stellen sie die ältesten griechischen Papyrusurkunden dar, die bis jetzt gefunden worden sind.

Personalien.

Verliehen: dem Rechnungsrat Voß zu Marburg der Kronenorden 3. Kl.; dem Kreisarzt Medizinalrat Dr. Coester zu Rinteln, dem Oberlehrer a. D. Professor Schaub zu Hanau und dem Oberbahnhofsvorsteher Schmidt zu Eichenberg der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Lehrer Altvater zu Heubach, dem Lehrer Hühne zu Ostheim und dem Lehrer a. D. Schütrumpf zu Hersfeld der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern; dem Konsistorialrat Stölting zu Kassel der Charakter als Geheimer Konsistorialrat; dem Regierungsrat Buchholtz zu Kassel der Charakter als Geheimer Regierungsrat; dem Regierungs- und Baurat Beckmann zu Kassel der Charakter als Geheimer Baurat; dem Direktor der Strafanstalt und des Gefängnisses zu Kassel-Wehlheiden Hülsberg der persönliche Rang der Räte 4. Kl.; den prakt. Ärzten Dr. Schumann zu Hersfeld, Dr. Zahn zu Hünfeld und Dr. Bauer zu Wächtersbach der Charakter als Sanitätsrat; dem Gestütsinspektor Mieckley zu Beberbeck der Charakter als Veterinärrat.

Ernannt: Regierungsbaumeister Beck zu Emden zum Nachfolger des verstorbenen Baurats Greymann in Rotenburg; Dr. Thomas zu Bielefeld zum Direktor des Lehrerinnenseminars in Rotenburg; Zollsekretär Badenhausen zu Emden zum Provinzialsteuersekretär bei der Provinzialsteuerdirektion in Kassel; Hilfslehrer Franz zu Dillenburg zum Oberlehrer am Gymnasium in Fulda; Rechtsanwalt Dr. Pfeiffer zu Fulda zum Notar; Fabrikant Böhm zu Hanau zum Handelsrichter und Fabrikant Heraeus zum stellvertretenden Handelsrichter bei dem Landgericht daselbst.

Erteilt: dem Kammerherrn Landrat von Heimburg zu Biedenkopf die Erlaubnis zur Anlegung des ihm verliehenen Komturkreuzes 2. Klasse des Großh. hessischen Verdienstordens Philipps des Großmütigen.

Geboren: eine Tochter: Professor F. A. Schulze und Frau Ilse, geb. Schmidt (Marburg, 13. April).

Gestorben: verw. Frau Marie Amalie Mayer, geb. von Baumbach, 72 Jahre alt (Atlantic City, New Jersey, 24. März); kais. Oberpostkassenrendant Rechnungsrat Otto Doering, 62 Jahre alt (Kassel, 28. März); verw Frau Gutsbesitzer Wilhelmine Böhme, geb. Leistico, 86 Jahre alt (Kassel, 28. März); Betriebsleiter Ernst Weißenbruch, 61 Jahre alt (Kassel, 1. April); Frau Elise Keßler, geb. Viehmann, Witwe des Professors Dr phil., 82 Jahre alt (Kassel, April); Instrumentenmacher Friedrich Deichmann, 91 Jahre alt (Kassel, 3. April); Wasserwerksdirektor Karl Lippold, 41 Jahre alt (Spandau, 3. April); Frau Auguste Dellit, geb. Dietz, 63 Jahre alt (Leipzig, 4. April); Frau Dorothea Overbeck, geb. Meyer, 78 Jahre alt (Rinteln, 7. April); Freiin Luise von Baumbach-Kirchheim, 56 Jahre alt (Göttingen, 7. April); verw. Frau Ida Ebers, geb. Schöbbe (Kassel, 9. April); Fabrikant Heinrich Engelbrecht (Colditz, 10. April); Generalagent Oskar Friedrich, 53 Jahre alt (Kassel, 11. April); Königl. bayr. Oberstleutnant a. D. Rittergutsbesitzer Reichsfreiherr Arthur von und zu der Tann-Rathsamhausen, 83 Jahre alt (Tann, 12. April).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 9. XXI. Jahrgang. Kassel, 1. Mai 1907.

Einrichtung und Geist der landgräflich hessischen Landesverwaltung in der Neuzeit.

Historische Studie von W. Killmer.

(Fortsetzung.)

a) Die Kanzlei oder (seit 1613) Regierung.

Im Mittelalter arbeitete für den und mit dem Landgrafen als nächststehender Beamte der Notar oder Urkundenausfertiger. Die notarii werden auch scriptores oder Schreiber genannt, später, als der Fürst mehrere beschäftigte, heißt der 1. davon Protonotar, auch advocatus oder Landvogt und schließlich Kanzler. Schon 1455 hatte der Landgraf mehrere notarii, die alle Geistliche waren. 1446 heißt der Oberschreiber Kapellan Hollauch zum 1. Male Kanzler. Als 1. Laie mit juristischer Bildung tritt 1499 der Kanzler Johann Hutmacher in Hessen auf. 1500 folgt ihm in Kassel Dr. Johannes Muth, der Stifter des Hofgerichts in Marburg, der aus einer Homberger Familie stammte und in Erfurt studiert hat. In der von 1458—1500 selbständigen Regierung zu Marburg präsentierte 1460 der rechtsgelehrte Kanzler Johann Schickeberg, der als Geistlicher 1479 Kanonikus des Martinsstifts Kassel, 1489 hier Dechant wurde. Sein Nachfolger im Marburger Kanzleramt 1467—68 war Dr. Dietrich. Von 1500 an gab's in Hessen nur eine, unter Philipp dem Großmütigen bestanden aber wieder zwei Kanzleien, später wieder nur die in Kassel. Seit 1613 gab es deren von neuem zwei. Die Kasseler Kanzlei wird schon 1453 erwähnt. Durch Eintritt des Marschalks in die Kanzlei (1553) kamen die Lehnsachen in diese Behörde. Besondere Kanzleigebäude entstanden in Kassel und Marburg 1580.

Neben dem Kanzler arbeiteten sein Stellvertreter, der Vizekanzler (zuerst 1528: Georg Nuspicker aus einer Kasseler Juristenfamilie), samt den anderen doctores oder Räten (z. B. Nikolaus Antonius u. a.), Sekretären und einem Botenmeister in der Kanzlei. Die hessische Kanzlei trat 1650 auch an die Stelle des Hofgerichts, das nun nichts mehr zu tun hatte und langsam abstarb. 1628 und nochmals 1658 erhielt die Kanzlei gesetzlich die Kompetenz in Appellationssachen.

Doch kehren wir zur 1. Epoche zurück.

1517—1542 stand der aus Lichtenau gebürtige Dr. Johannes Feige, der 1501 in Erfurt studierte, der Kanzlei vor. Ihm folgte sein Neffe —

Vetternschaft gab's auch damals — Valentin Breul aus Allendorf und diesem Dr. Thielemann Günterode, der Vorgänger Heinrich Lersners im Kanzleramte. Lersners Schwiegersohn, Dr. Reinhard Scheffer, Sohn eines Homberger Bürgers, dann 1573 Dr. Johann Heintzenberg, 1587 Dr. Joh. Krug, nun der Spangenberger Dr. Rudolf Meckbach, 1593 Dr Heinrich Hund usw. usw., lauter bürgerliche Juristen, bekleideten dies Amt.

Aber neben den Beamten der Kanzlei bildeten im 16. Jahrhundert zugleich die adligen Räte den Rat des Landgrafen. An ihrer Spitze stand seit 1530 der Statthalter, der den Fürsten auch in Abwesenheit vertrat. Nach ihm folgte der Hausmarschalk, der oberste Hofdiener und Stellvertreter des Statthalters. Ihm nachgeordnet sind die übrigen adligen Räte. Von 1544 an gibt's studierte, rechtskundige Statthalter in Hessen, zuerst Rudolf Schenk zu Schweinsberg, der 1505 in Erfurt immatrikuliert war. Nach ihm ward 1549 der gelehrte Joh. von Keudell aus Schwebda Statthalter, später Jost Rau von Holtzhausen u. s. f. Unter Wilhelm IV. lebte Eckbrecht von der Malsburg, der in Marburg und Wittenberg studierte, als Statthalter. Auch für den ritterlichen Rat wurde nach und nach das juristische Studium Eintrittsbedingung, genau so wie für die Rentkammer, die Finanzregierung.

Seit 1613 heißt die Kanzlei Regierung, 1616 auch Regierungskanzlei. 1613 unterschreiben noch „Kanzler und Räte", 1631 schon „fürstlich hessische Regierung" die Reskripte. Die Justizverwaltung bleibt bis 1821 mit dieser Behörde verbunden. Kanzleiordnungen wurden 1581, 1613, 1628, 1656 und 1713 — fast von gleichem Inhalte erlassen.

Um ein Bild vom Arbeiten der Kanzlei oder Regierung zu geben, sei es erlaubt, hier etwas vorzugreifen und die Hauptzüge der Kanzleiordnung Wilhelms VI. vom 20. März 1656 anzuführen. Dort heißt es u. a.: Die Bittschriftsteller sind morgens zuerst vorzulassen und abzufertigen. Die Sekretäre sammeln die Eingaben und legen sie auf den Tisch. Dann verteilt sie der Statthalter, Kanzler oder in ihrer Abwesenheit der Vizekanzler unter die Räte, die nach dem Durchlesen Bericht zu erstatten haben. Wichtige Sachen werden in öffentlicher Sitzung vorgelesen, dabei fragt der Kanzler jeden Rat um sein Bedenken. Unwichtige oder klare Sachen erledigen der Kanzler oder berichterstattende Rat nach geheimer Anfrage, ob irgend ein Rat Bedenken habe. Darauf wird der Beschluß vom Sekretär oder Kanzlisten im Konzept entworfen und von dem betreffenden Rate revidiert. Öffentlich gefaßte Beschlüsse werden mit Abschrift der Eingabe als Antwort gegeben. Über wichtige Dinge, Grenzsachen oder Rechtsgeschäfte, haben die Räte selbst das Konzept anzufertigen, es soll auch im Rate unter Umfrage erst vorgelesen werden. Alles ist gut zu registrieren. Die landesherrlichen Interessen sind vor allem zu wahren, „soviel in Recht und Billigkeit geschehen kann". Über die Lehnbriefe ist vor ihrem Hinaussenden dem Lehnsekretäre ein Revers zu geben, und diese Briefe sind auch erst ins Mannbuch einzutragen. Der Kanzler muß die neuen Lehnbriefe unterschreiben, zugleich und vorher sie mit den alten vergleichen usw.

b) Die Rentkammer oder der Renthof.

Um das Wesen und die Arbeit der Rentkammer zu verstehen, muß man sich gegenwärtig halten, daß der Landesherr bis tief ins 19. Jahrhundert hinein sein Haupteinkommen, nämlich

a) die Erträgnisse seiner 55 Güter und Vorhöfe — darunter das Trendelburger Gut mit 1000 Acker Feldflur, 150 Acker Wiesen, das Gut Kassel mit 600 Acker 2c. in Gestalt von (im Jahre 1568 z. B.) 24 248 Viertel (à 1,60 hl) Frucht, 900 Rindern, 15 600 Schafen, 28 500 Pfd. Butter, 6410 Schock Käse, 1600 Ballen Wolle, 13 500 Hühnern usw. usw.,
b) daneben noch 15 000 Viertel Zehntfrüchte und
c) die Grundzinsen aus den Ämtern,
d) die Jagdbeute: jährlich an 430 Hirsche, 177 Rehe, 1164 Wildschweine usw.

größtenteils in natura erhielt und seine Hof- und Staatsbeamten meistens mit Naturalien, den geringeren Teil des Lohnes in Geld bezahlte. Die moderne Geldwirtschaft, obschon sie schon am Ende des Mittelalters begann, hat sich erst nach mehr als 300 Jahren völlig durchgesetzt. Der Landgraf war, besonders solange er seine Güter im 16. und 17. Jahrhundert ohne Pächter selbst bewirtschaftete, ein Riesengrundbesitzer, der schon deshalb den Preis für die Frucht und das Vieh festsetzen konnte. Das alte Ahnakloster (heutige Artilleriekaserne!) hat Wilhelm IV. als Hauptmagazin für alle Lieferungen verwendet. Nur ein Teil der Hufenzinsen, die Gerichtseinnahmen usw. wurden in Geld geliefert. Natürlich hat der Fürstenhof den Überfluß an Naturalien verkauft. Viel brauchte er selbst, weil die stattliche Schar der Hofdiener (Wilhelm IV. hatte deren schon mehrere hundert, zahlte ihnen bar aber nur 4429 Gulden!) im Schloß verköstigt wurde. Alle derartige Ein- und Ausgaben, Geld- und Naturalienlieferungen für das ganze Staatsleben und für den landgräflichen Hof nun besorgte die Rentkammer. Dazu

gehörte 1580 z. B. nur der Kammermeister Eitel von Berlepsch — wie seine beiden Vorgänger Georg Nuspicker und Ludw. Lersner schon ein studierter Mann —, der Kammersekretär (auch ein Jurist) und ein Kanzlist. Das Personal wuchs mit dem Zunehmen des fürstlichen Einkommens. Unter Moritz dem Gelehrten, der bis 1614 schon 1 000 000 Taler Schulden gemacht hatte, obschon ihm der Vater 300 000 Gulden Vermögen hinterließ, hatte die Rentkammer einen schweren Stand.

c) Die unteren Verwaltungsbeamten.

Die Landgrafen von Hessen benutzten die Ideen der Neuzeit über Landes-, Lehns- und Justizhoheit in der Grafschaft dazu, die einst vom Volke gewählten Führer oder Zentgrafen, die bereits seit fränkischer Zeit als königliche Bevollmächtigte ihres Amtes walteten, durch rein landesherrliche Beamte zu ersetzen. Der Zentgraf oder Graf, dessen Namen und Aufgaben sich im Greben oder Dorfbürgermeister zum Teil bis 1806 erhielten, wurde von den oberen Beamten im Namen des Landgrafen ernannt. Drei Arten von Unterbeamten teilten sich um 1400 und nachher in die landgräfliche Amtsverwaltung: Schultheiß, Rentmeister, Amtmann.

1. Der Schultheiß (Schulze) — in vorfränkischer Zeit sacebero, auch causidicus = Ansager, Veröffentlicher, Ausführer der Erkenntnisse in Strafsachen genannt — verwaltete bei den Franken als Unterbeamter des Gaugrafen die Zent oder Mark (= Dorf), wurde vom Grafen angestellt und kontrolliert, nachher ward der Schultheiß oft Lehnsmann des Grafen. Sein Name — schon bei den Longobarden in Italien Amtsbezeichnung — wird und bleibt in den hessischen Städten und bei den Landgerichten zu landgräflichen Zeiten stehende Bezeichnung des herrschaftlichen Beamten, während Klöster, Stifter, Kirchen und adelige Gerichtsherrn dem entsprechenden Beamten den Namen advocatus oder Vogt geben. Diesen Vogt darf man nicht verwechseln mit dem Landvogte oder advocatus, einem hohen Aufsichtsbeamten über ein großes Landgericht oder über mehrere Ämter und besonders deren Gerichtswesen, wie ihn z. B. 1385 der Kaiser zu Prag für Hessen erlaubte. Eine landesherrliche Vogtei ist nichts weiter als eine Zent, später Amt genannt. Der Schultheiß (officiatus = Amtmann oder officialis) hat die Funktionen des ehemaligen Grafen in seinem Amte auszuüben. Oft verwendet man für ihn mehrere Titel; der Kasseler Schultheiß wird z. B. 1399 in einer Urkunde „Schultheiß, Richter und Amtmann" genannt, der Grebensteiner 1406 „officiatus seu scultetus" (= Richter). Die Bezirksverwaltung, Grenzbeaufsichtigung, Sorge für kriegerische Bedürfnisse, Mitwirkung bei Gericht usw. liegt ihm ob.

Noch bis tief in das 16. Jahrhundert hinein verwendete der Landgraf Kammerdiener, Stallknechte, Reisige, Trompeter usw. zu Schultheißen bei kleineren Bezirken oder Gerichten, so noch 1539 einen „Diener von Haus aus" in Homberg, der ihm mit zwei reisigen Pferden gegen jedermann zu dienen hatte, so 1540 einen Diener im Marstalle als Schultheiß in Melsungen. Daneben gab's aber schon gelehrte Schultheißen, z. B. in Allendorf (1484), Hofgeismar (1503), Eschwege. In Kassel waren erst von 1630 ab ständig die Schultheißen gelehrte Juristen. In dieser Zeit hatten die studierten Beamten in den Städten und großen Landgerichtsbezirken den ungelehrten Schultheißen kleinerer Landgerichte längst zum Schreiber oder Amtsknechte herabgedrückt, wenn auch der Name blieb. Der Amtsschultheiß, d. i. der gelehrte Jurist, war dann dem ungelehrten Gerichtsschultheiße übergeordnet. Für jenen kam im 17. Jahrhundert der Titel Oberschultheiß auf: 1616 in Marburg, 1650 in Kassel, 1664 in Witzenhausen, 1668 in Rotenburg, 1673 in Hersfeld, Schmalkalden und Ziegenhain. Etwa vom dreißigjährigen Kriege an führt dieser Beamte den Vorsitz bei Stadtgerichten, am Ende des 18. Jahrhunderts verhandelt und urteilt er dort zuweilen allein und selbständig. An den Landgerichten teilt er Rolle und Arbeit in der Regel mit dem Rentmeister, oft auch mit dem vorgesetzten Amtmanne. Systematisch geordnete Einrichtungen in dieser und in mancher anderer Hinsicht gab's in Hessen nicht.

2. Dem Rentmeister, der in einst geistlichen Bezirken Keller heißt (z. B. im Gericht Brandenstein oder Elm), lag die Einnahme der Regalien, die Finanzabteilung ob, zuweilen aber auch — wo ein besonderer Schultheiß fehlte — die Ausführung der Gerichtserkenntnisse, auch der Vorsitz. Ab und zu kommt neben dem Rentmeister noch ein Rentschreiber vor, z. B. in Felsberg 1476, der bis 1527 oft ein Geistlicher war, aber im Anfange des 16. Jahrhunderts hinter dem Schultheißen an Rang stand. Die Stellvertreter des Rentmeisters bei Verwaltungs- und Rechtsgeschäften heißen „Amtsverweser" oder „Amtsverwalter". Für gewöhnlich sind Rentmeister, Rentschreiber und Schreiber drei Titel für ein und dieselbe Person. Von 1415 an sind die Ritter auf der Burg Homberg des Landgrafen Rentmeister, wie vorher der Homberger Schultheiß dies Amt mitverwalten mußte, bis 1460 wieder ein Geistlicher dort Rentmeister wird und später (1539) aufs neue der Schultheiß. Man sieht, dies Amt wurde

nach Zweckmäßigkeitsgründen vergeben. Auch das Schultheißenamt bei Stadt- und Landgerichten übergab man häufig dem Rentmeister, so 1537 zu Allendorf. Gerichtsschreiber waren die Rentmeister noch weit häufiger. Ihre Stellen wurden im 16. Jahrhundert am ersten und meisten mit studierten Juristen besetzt, die später zu Amtmännern aufrückten, zu Einzelrichtern und Verwaltungsbeamten der größeren Ämter. So sind es die Rentmeister, die den Adel aus den Oberamtsstellen, den Landmann aus den Schultheißstellen verdrängten. Neue Ämter, z. B. 1560 Sababurg, besetzte man gleich mit einem Rentmeister und Amtmann in einer Person. Studierte Stadtbürgermeister (z. B. der in Kassel 1602) bewarben sich zuweilen um Rentmeisterstellen.

3. Amtleute nannte man die dritte Art von Unterbeamten. Bereits im Mittelalter hat man hier und da einem Ritter oder Burgmanne, der nicht selten mit dem ganzen Amte und seinen Einkünften belehnt war, oder dem geldbedürftige Landgrafen das Amt (= Stadt und Dörfer) gegen Darlehen verpfändet hatten, die Oberaufsicht und die Sicherheit des Bezirks mit dem Rechte, in die Tätigkeit des Schultheißen und Rentmeisters einzugreifen, übertragen. Solche Bestellung als Amtmann erfolgte auf bestimmte Jahre. Ihre Hauptaufgabe war, Reisige und Knechte zu liefern. Zur Reformationszeit waren die Amtsitze von den Burgen gewöhnlich in die benachbarten Städte verlegt. In der Regel gehörten mehrere Gerichtsstühle zu einem Amte.

Bürgerliche Amtleute erscheinen neben den adligen mit dem Auftreten des gelehrten Richterstandes, mit dem wachsenden Einflusse der Universitäten. Der erste gelehrte Amtmann in Hessen (1557) scheint aber ein Adliger gewesen zu sein: Valentin von Baumbach, der 1534 in Heidelberg studierte. Als frühzeitige bürgerliche Amtleute werden Hans Schaffnicht gen. Koch (1538 Amtmann in Gieselwerder, 1539 in Trendelburg), Alexander Pfluger (1567 Amtmann in Gudensberg), Johannes Holle (1596 Amtmann zu Ludwigstein), Heinrich Hesberg (1598 Amtmann in Homberg) usw. genannt. Oberamtmänner gab's auch, sie beaufsichtigten mehrere Amtleute und Bezirke. Solche Beamten hatte z. B. von 1636 bis 1778 die Herrschaft Schmalkalden. In Niederkatzenellenbogen regierten die Oberamtmänner in einer langen Reihe von 1489 an als Mittelinstanz zwischen Kanzlei und Unterbeamten (Rentmeister und Schultheiß). Auch in Ziegenhain war ein solches Amt, obwohl sein Träger Oberschultheiß hieß. Man brauchte gelehrte Bildung zu dieser Oberamtmannstelle, bis ihrem Inhaber um 1750 Oberschultheißen als Justizbeamten beigegeben wurden; das nunmehrige Ehrenamt erhielten dann adelige, höhere Offiziere, z. B. wurden der Generalmajor von Pappenheim 1766, der von Müller 1770 Oberamtmann von Schmalkalden. Hauptleute, auch Kapitäne und Landvögte sind nur andere Namen für Oberamtmänner. 1570 erscheint Joh. Meisenbug, der 1538 in Heidelberg und 1544 in Marburg studierte, als Landvogt an der Werra in Eschwege; Johann von Bodenhausen, der in Italien studierte, war 1606 Landvogt an der Edder in Frankenberg. 1800 waren die Oberamtmänner ganz verschwunden; aber schon seit 1750 und in den meisten Ämtern bereits seit Mitte des 17. Jahrhunderts standen an der Spitze des Amts der Rentmeister und der Ober- oder Amtsschultheiß als Beamte. Aus beider Aufgabe und Tätigkeit erwuchs 1817 der moderne Justizamtmann.

Justiz und Verwaltung waren und blieben bis 1806 ununterbrochen in den Händen des Rentmeisters und Amtsschultheißen. Daneben vegetierten freilich noch die althergebrachten Schöffengerichte (Stadt- und Landgerichte!) weiter; aber schon vom 16. Jahrhundert an sprachen die Schöffen hier und da unter dem Vorsitze des Schultheißen Recht, am Ende des 18. Jahrhunderts konnte man „aufs Amt", d. h. zum Amtsschultheißen allein in Zivilsachen gehen, wenn man nicht vors Schöffengericht wollte. Um nicht nochmals auf die Gerichtspflege zurückkommen zu müssen, sei hier bemerkt, daß das Landgericht Kassel 1764 mit dem peinlichen Gerichte hier, für das seit 1537 ein Fiskal oder öffentlicher Ankläger angestellt war, vereinigt wurde; der Direktor und Oberschultheiß arbeitete mit drei Assessoren oder gelehrten Beisitzern in diesem Gerichtshofe. Abgesehen von Tortur, peinlichen Todesstrafen und den scheußlichen Hexenverbrennungen, an denen die Theologen und besonders die Fakultät in Rinteln bis zum dreißigjährigen Kriege mit schuld waren, kann die Gerichtspflege in Hessen im allgemeinen als gut bezeichnet werden. Üble Kabinettsjustiz, wie sie in Preußen bis 1740 häufig war, gab es bei uns selten oder nie.

So kennen wir nun die Beamten, mit denen Landgraf und Regierung (Kanzlei) die alltäglichen und die besonderen Ziele erreichen wollten und zum Teil erreichten.

C. Hauptbestrebungen der Landesregierung

(zur Zeit des Ständestaats).

Das noch 1500 unter drei Landgrafenbrüder geteilte Hessen kam bekanntlich bald darauf ganz

in die Hand des bedeutenden Fürsten Philipp, genannt der Großmütige. Jedermann weiß, wie mutig und geschickt dieser Ruhe und Grenzsicherheit im Lande gegen den Ritter Franz von Sickingen herstellte, ja, in fremdem Gebiete (Thüringen, Münster!) Ordnung schuf. Bewahrung der Rechtssicherheit und Sicherung der Grenzen im eigenen Lande erkannte dieser Fürst, der später sein Erbe doch so unklug teilte, als eine Hauptaufgabe. Stets ist es der Staatsdiener — Amtleute einst, dann Amtmänner — Pflicht gewesen, die Grenze der Gemeinden ihres Bezirks und besonders die des Landes durch jährliche Besichtigung und Bewachung der Marksteine zu sichern; bis zum Jahre 1799 mußten die ganze Gemeinde, für den Amtsbezirk die ganze „Baurschaft“, d. i. die Amtseingesessenen, an dem Grenzgange teilnehmen, dann beschränkte die Regierung diese Pflicht der Exzesse wegen auf die Beamten, Ortsvorgesetzten und Forstleute. Zu Philipps Zeiten hatten die „Amptknechte“ jährlich auch die Zehntfelder nachzusehen. Wie streng man in Hessen über die Sicherheit der Marksteine dachte, erhellt aus einem Urteile des Schöffengerichts Breitungen von 1499: Ein verurteilter (absichtlich!) Grenzsteine ausgrabender Bauer wurde bis an den Hals in die Erde gegraben, dann spannte man vier, noch nicht angelernte Pferde vor einen neuen Pflug und ackerte damit dem Unglücklichen nach und nach den Hals ab. Das entsprach dem Gerechtigkeitsgefühl freier Schöffen. Trotz alledem ist die Unsitte des Steinelösens und -versetzens, um den Nachbar nach und nach zu bestehlen, noch heutzutage nicht verschwunden.

Als weiteres Regierungsziel erkannte Philipp: Unparteiische und unabhängige Rechtspflege der Behörden und ihrer Mitglieder „in ihrem höchsten Verstentnus und Gewissen, aufs aller rechteſt bemessen, und sie das gegen Gott verantworten wollen, sollen und müssen“. Es schärfte dies bereits 1524 nachdrücklich die Hofgerichtsordnung ein. Preußen schuf erst unter Friedrich dem Großen unabhängige Rechtsprechung.

Deutschpatriotische Gesinnung gab's im 16., 17. und 18. Jahrhundert nicht; um 1600 finden wir Kaiser und katholische Fürsten im Bunde mit Spanien und Papst, die evangelischen im Bunde mit Frankreich, Dänemark, Schweden usw. Der altgermanische Mangel eines Volksgefühls verschwand erst nach 1814 in Deutschland, auch in Hessen.

Nationale Gesinnung zeigte Philipp dadurch, daß er seine Dienste gegen die Türken anbot; im übrigen — der partikularistische Sinn herrschte ja stets in Deutschland! — harmonierte sein Geist mit dem des Kaisers nur in dem ausgeprägtesten Konfessionalismus, der Deutschland schließlich ins Verderben brachte (1618—48). So starrköpfig religiös wie Wilhelm IV., der nicht einmal die päpstliche Kalenderverbesserung annahm, war Philipp nicht. Es ist aber nie ein Fürst mit mehr Opferbereitwilligkeit und Tatenlust für seine religiöse Überzeugung eingetreten, unterstützt vom Denken und Beifall seines Volkes. Voll fürstlichen Selbstbewußtseins, hat der großmütige Landgraf doch wohlgemeinte Ermahnung von jedem Christen erduldet. Wie er im Kriege mutig, auf der Jagd kühn war, so scheu tat er vor Religionskriegen. Die größte Rücksicht wünschte sein landesväterliches Herz gegen die Armen, gegen den gemeinen Mann genommen zu sehen. Wehe dem Schultheißen, der geringe Leute hart behandelte, wenn es der humane Landesherr erfuhr! Seine Beamten im Lande erhielten eine feste Bareinnahme und etwas erhöhte Fruchtlieferung, damit sie redlich bleiben konnten. Verlangt wurde von ihnen Ordnung und Rechenschaft. Bei der — leider nicht ganz ohne Philipps schlimmes Vorbild — eingerissenen Unsitte, Kirchengut an sich zu reißen, verordnete am 16. Oktober 1656 der Landgraf beim Verbot: Die Amtknechte sehen zu, wie die Kirchengüter — vor allem vom Adel — zerrissen und veräußert werden und stecken zum Teil selbst mit unter der Decke, darum kündige er ihnen sein nicht geringes ungnädiges Mißfallen hierüber an. Schon 1545 wurde auch streng verboten, daß die Amtleute in ihrem Bezirke Güter kauften, besonders *von Untertanen, die in Not steckten.* In Hessen ist den Beamten erst 1732 erlaubt worden, ein Haus und einen Garten zu kaufen. Die Beamtendisziplin war — wenigstens in der Absicht der Fürsten — streng. Nötig erschien's sicherlich auch. Die stets karge Besoldung in Hessen mußte ungünstig wirken. Philipps Wohlwollen gegen Bauern und besonders gegen Hörige entfremdete ihm die Herzen des Adels, der ohnehin der aufgekommenen Fürstenmacht nicht besonders hold war. Hart kann man diesen Landgrafen nur gegen Jagdfrevler und in der Pflege des peinlichen Gerichts finden; wegen Wildbieberei und Ehebruch z. B. ließ man damals aufhängen (Henr. Dorlich 1550 und andere).

Was die Wohlfahrtspflege im Lande anlangt, so stehen zwei hervorragende Dinge im Vordergrunde: 1. sorgten Philipp und viele seiner Nachfolger vortrefflich für die Sicherheit der Landstraßen; jener erließ z. B. drei Ordnungen gegen die Räuber und Landfriedensbrecher (1540, 1541, 1566), 2. schuf der großmütige Landgraf die Anstalten Haina, Merxhausen und Breitenau.

Ferner schützte seine Reformationsordnung in Polizeisachen vom Jahre 1526 den Hausfrieden der Bürger, die Straßenruhe gegen Aufläufe usw. 1532 und 1536 wurden das Tragen von Feuerbüchsen und die Jagd, diese besonders mit Armbrüsten beim Pirschen, verboten. Ganz energisch nahm der Landgraf — und viele Nachfolger folgten seinem Vater Wilhelm II. und ihm darin bis in die neuste Zeit, ganz vergeblich! — den Kampf gegen Alkoholmißbrauch, gegen starkes Branntweintrinken auf; abends um 9 Uhr gebot damals die Bierglocke allen Schenken Feierabend, und das Vollsaufen wurde bestraft. Selbst das Fluchen, Gotteslästern, Schwören und Betteln wollte eine Verordnung abstellen. Die Kirmessen hat man damals und später vergeblich zu unterdrücken versucht. Das Tanzen wurde nur am Tage und zwei Stunden lang erlaubt. Den Verschwendern war nach der Polizeiverordnung von 1534 ein Kurator zu bestellen. Schon Wilhelm II. hatte die Zahl der Gäste bei Kirmessen, Hochzeiten und Kindtaufen beschränkt.

Beachtenswert sind die volkswirtschaftlichen Zustände und Bestrebungen unter Philipp dem Großmütigen und seinen unmittelbaren Nachfolgern. Man ließ (bis etwa 1570) noch reichlich Wald roden und vergrößerte die Dorffluren, verbot aber unbefugtes Holzhauen und Roden. So gewann die Herrschaft neuen Grundzins und das Volk neues Ackerland. Philipps Söhne schützten die Lehen; Geld darauf zu borgen, wurde 1578 verboten. Im Ackerbau war natürlich noch die Dreifelderwirtschaft gang und gäbe. Die Schafzucht blühte im Lande. Mast fanden die Schweine in den Wäldern, Gras die Rinderherden genügend in Waldwiesen oder Huten. Noch wurden im 16. Jahrhundert ganze Dörfer zur Wolfsjagd aufgeboten. Dem Tagelöhner war damals der Lohn auf 1—4 Weißpfennige, à 5 deutsche Reichspfennige etwa, obrigkeitlich festgesetzt. Die Industrie lebte in den Städten; auf dem Dorfe war nur Schmieden, Hausbäckern, Schneidern und Leinwebern für Frauentuch der Handwerksbetrieb gestattet, nie wollte man dort andere, nie eine Wollwage, noch eine Bierbrauerei dulden (1526). Um den Verkehr, besonders den Marktverkehr zu heben, hat Landgraf Moritz die Fulda bis Hersfeld schiffbar gemacht, die Werraschiffahrt ermuntert. Auch ausländische Woll- und Seidenarbeiter rief er ins Land, um das heimische Handwerk zu heben. Maßregeln gegen Feuersgefahr wurden getroffen. Städtische Reinlichkeit, z. B. durch Entfernung der Misten vor den Türen, erreichte Moritz nicht einmal in Kassel. Auf den Märkten hatten die Einheimischen von 9–2 Uhr, nachher erst die Fremden zu kaufen. Die Taxen der Handwerker bestimmte die Obrigkeit und sehr niedrig.

Man sieht, von einem wirtschaftlichen Ausgleich zwischen Stadt und Land, zwischen den einzelnen Volksgliedern war damals keine Rede; die neue Geldwirtschaft verschaffte so wie so den Städtern das Übergewicht. Dem Fürsten nötigte sie Sorgfalt für die Münzen auf; hessisches Geld galt als gut. Neu war unlängst die Glasmacherkunst ins Land und speziell in den Kaufunger Wald gekommen; Großalmerode wurde Bundeshauptstadt der deutschen Gläserzunft, Landgraf Philipp deren Protektor. Kaum in Gang gebracht und doch bereits rüstig betrieben war der hessische Bergbau. Am Goldbergwerk bei Corbach arbeiteten Hessen und Waldecker gemeinschaftlich. Ein Unternehmer war mit dem Kohlenbergwerk bei Gensungen, ein anderer mit dem am Meißner belehnt, ein anderer wieder mit dem Kupferbergwerk am Bilstein im Höllentale und ein vierter schließlich mit dem bei Rentershausen. Das Salzwerk Sooden übernahm einst bereits Philipp selbst. Unter Wilhelm dem Weisen kam dann am Ende des 16. Jahrhunderts noch die Alaunfabrikation nach Oberkaufungen und Großalmerode. Besonders unter dem eben genannten Fürsten sind erfolgreiche Anstrengungen zur Hebung der Industrie im Lande gemacht worden. Hessen war damals, im Lichte dieser Zeit besehen, ein vortrefflich regiertes und wirtschaftlich aufblühendes Land, obschon auf dem Lande oft Armut, bei den adligen Hintersassen sogar Elend herrschte. Um das abergläubische Volk gegen Ausbeutung zu schützen, hat Moritz der Gelehrte die Ärzte und die vier Apotheken in seinem Lande unter Aufsicht gestellt. Er hat auch das Bier verbessern lassen, das Branntweinbrennen verboten, außerordentliche Frondienste bezahlen lassen usf. Die Sitten waren damals auch in Hessen noch sehr roh. Die ethischen Begriffe galten noch so wenig, daß sich im dreißigjährigen Kriege fast der ganze hessische Adel von Tilly gegen den Landgrafen Moritz benutzen ließ, ohne Skrupel zu empfinden. Infolge dieses Kriegs lag natürlich die Landgrafschaft 1648 wüste da, wie fast ganz Deutschland. Die wohlgemeinte Unterschulordnung von 1618 kam gar nicht zur Ausführung.

Die kirchlichen Angelegenheiten wurden bis 1572 von den Superintendenten der sechs hessischen Kirchensprengel unabhängig besorgt, die Patronatsgeistlichen hingen aber ganz von den Adligen ab. Das wurde nach und nach anders. Weltliche Räte begleiteten, z. B. schon 1556, die Kirchenvisitatoren, 1572 nahm die Regierung die Angelegenheit neben den Superintendenten in die

Hand, auch die Bestätigung der Patronatsgeistlichen. Regelmäßige Generalsynoden gab's von 1568 an. Politische Räte hatten fortan gleiches Stimmrecht mit den Geistlichen. Dann schuf man 1610 das Konsistorium. Leider aber blieben bis in die Neuzeit die üblen Accidenzien ein Hauptbesoldungsstück der Pfarrer, es blieben (bis 1810 etwa!) die weltlichen Bekanntmachungen in der Kirche, ebensolang erhielten sich die Totenhöfe bei, ja, für Reiche in der Kirche, man konservierte auch das Patronatsrecht. Den Religionsunterricht an Alt und Jung sollten damals die Pfarrer erteilen. Allein die Sache lag in der Regel so, wie ein „pferner" 1556 den Visitatoren sagte: „er wolt in (ihnen) gern leren, es gang niemants hinein". Nach dem dreißigjährigen Kriege hat man die unbequeme Sache auf die Schultern der Schuldiener gelegt, auf unwissende Handwerker. Die Geistlichen übernahmen die bequemere Aufsicht, und die Obrigkeit dachte, nun sei das Vaterland nach dieser Seite hin gerettet. Die städtischen Lehrer, die Landau schon früh (1225, 1245, 1321, 1360, dieser nachweisbar ein Laie, kein Geistlicher!) für Kassel, Homberg (1315 Laie Wasmut!), Marburg, Witzenhausen, dann im 15. Jahrhundert für andere Städte nachweist, lehrten Lesen und Schreiben. Diese Art Lehrer erhielt sich in sehr viel Orten bis nach 1700 unter dem Namen Winkelschullehrer. Es waren privilegierte Privatlehrer. Daneben lehrten Küster den Katechismus und notdürftig lesen. Dennoch war die Kunst des Lesens und Schreibens bis nach 1700 selten und hernach nicht häufig zu finden. Noch 1726 klagt die Behörde öffentlich: „Es ist mehr denn zuviel schon bekannt und lehrt es leider die tägliche Erfahrung, daß bisher alle Schulverordnungen nichts wirkten."

Wilhelm der Weise (1567—92), den der Harler Pfarrer und hessische Reformator Mag. Justus Winter erzogen und zum Freunde der Wissenschaft herangebildet hatte, hat zwar in Kassel die Bibliothek und das Archiv gegründet, auch seinen Sohn Moritz in Marburg Jura studieren und ferner den Gymnasialunterricht in Hessen (1581) im Gegensatz zu Stifts- und Trivialschulen beginnen lassen; aber das Volksschulwesen fand damals noch keine wirksame Förderung. Man wußte nicht, daß der Staat vom großen Volkshaufen in die Höhe wächst, wie der Baum von unten herauf, und daß der Staat die Nachkommen des gemeinen Mannes in einer Baumschule zu veredeln hat, wie die Obstbäume auch. Es bleibt aber der Landgrafen des 16. und des Anfangs vom 17. Jahrhundert Verdienst, die gelehrte Bildung zu Staatszwecken immer mehr — nacher vielleicht zu konsequent herangezogen zu haben, und dem hohen Beispiele folgten die Patronatsherren vielfach. An sich sind gründliche Universitätsstudien kostbar, werden sie aber von Unbegabten oder Trägen nur notdürftig und mühselig als Mittel zur Stellenjagd gepflegt, dann privilegieren sie unberechtigt. Schon seit 1501 treten in Hessen akademisch, d. h. juristisch gebildete Rentmeister einzeln auf, von 1560 an werden sie häufig, z. B. gibt's seit 1566 in Schmalkalden nur noch studierte Rentmeister. Die Schultheißen der größeren Gerichte, also die späteren Amtmänner, mußten schon früh Jura studiert haben; bereits 1484 finden wir einen solchen in Allendorf, 1503 einen in Hofgeismar, 1508 einen in Eschwege uff. Von etwa 1600 an gibt's fast nur noch studierte Amtsschultheißen, Amtmänner, Räte usw. Auch die Stifter und Adligen nahmen Juristen zu Vögten oder Dienern an; Kaufungen 1612, die von Schollen bereits 1550 fürs Gericht Malsfeld, die von Bodenhausen 1625 usw. Man verfuhr in dieser Hinsicht in Hessen weit konsequenter als in Preußen, wo z. B. noch Friedrich der Große bewährte Subalterne, die nicht studiert hatten, zu Kammerräten ernannte — nicht zum Schaden der Sache. Hessen (wie Deutschland überhaupt!) hatte so viele Partikularrechte und Gerechtsame, daß nur die Juristen bald die Rechte kannten, das Volk erhielt selten das Recht, das es wünschte. Alle Gerichtspflege galt und blieb eine Einnahmequelle für den Gerichtsherrn, vor allem aber konservierte man bis 1806 die Patrimonialgerichte, die oft bloß Scheinrechtspflege übten. In der Regel hielten die studierten Herren im Lande das ihnen bekannte Recht für gut, weil sie es kannten und deshalb liebten. Sie sind oft Träger des stockkonservativen Geistes gewesen, unter dem nicht selten die besten Volksglieder seufzten, die große Staatsmaschine beim redlichsten Fürstenwillen allzu langsam vorwärts kam. Die meisten Standesherren aber, die am 27. Juni 1626 sich von Tilly nach Gudensberg zum Landtage rufen und gegen den Landesherrn brauchen ließen, haben damit den Ständestaat in seiner Unhaltbarkeit gezeigt und gerichtet. Es sah schon fast wie Hohn gegenüber dem Landesherrn aus, wenn seine Ritterversammlung, die ihm militärische Kräfte nicht verschaffen wollte, im November 1619 in Kassel erklärte, „sie hofften dennoch, er werde es so einrichten, daß er nach Möglichkeit einbrechende Gewalt abwehre." Das hat Moritz nun ja mit seinem Ausschusse und Geworbenen, zusammen 20000 Mann, versucht, aber — dank der kläglichsten Ständeunterstützung, eigener Starrköpfigkeit und schließlich dank der unklugen Abtrennung der Roten-

burger Quart 1628 hat gerade er ja, wie jeder weiß, sein Land an den Rand des Untergangs gebracht. An Geld haben die Landstände zwar von 1606 bis 1622 von Zeit zu Zeit Beträge, im ganzen eine Million Gulden „Landrettungssteuer" bewilligt, dabei aber stets den Fürsten in Abhängigkeit zu halten gewußt. Die Ritter folgten keinem Aufgebote, Moritz verließ in großer Not sein Land, Tilly und später Wallenstein plünderten und verwüsteten alles; 1626 kam Tilly wieder, und nun hielten eine Anzahl von Rittern unter Führung Hermanns von Wersabe (Sohn des Rats und Amtmanns in Schmalkalden) und des Obersten Asmus von Baumbach (Moritz hatte diesen 1595 auf seine Kosten nach Italien reisen lassen, dann zum Gesandten, nachher zum Landvogt an der Werra und schließlich zum Hofmarschall ernannt!) mit einigen Stadtbürgermeistern den Gudensberger Landtag auf Tillys Befehl und willigten in Moritzens Absetzung oder Auslieferung. Das war das schmachvolle Ende ständischer Mitregierung. Die Rache der Ritter an dem Vizekanzler Dr. Wolfgang Günther war auch abscheulich. Die Probe in ernster Lage bestand der Ständestaat schlecht.

(Schluß folgt.)

Mein Heimatland.

Was ist's, das meine Seele an dich bindet
Mit Fäden, die so fest geschlungen sind,
Daß noch der müde Greis für dich empfindet,
Wie einst empfand das jugendfrohe Kind?
Ist's nur Vergangenheit, die nicht entschwindet,
Weil mir Erinn'rung holde Träume spinnt?
Nein, es ist mehr, ist inniges Verlangen,
Das mit des Herzens Kraft dich will umfangen.

Ich sah dein Antlitz, treue Mutter Erde,
Auch in des Südens sonnig reicher Pracht,
Da, wo mit einem allgewalt'gen: Werde!
Die Schöpferkraft ihr Herrlichstes gedacht.
In tiefer Andacht, staunend, ich verehrte
Solch hoher Schöne nie empfund'ne Macht,
Und doch — von Glanz und Schimmer rings umflossen,
Hab' heimlich Sehnsuchtstränen ich vergossen.

Denn was im Jugendtraume ich erschaute,
Als kaum das Auge an das Licht gewöhnt,
Was mir wie Mutterantlitz, das vertraute,
Die ersten Lebensjahre mild verschönt,
Als frischer Klang der heimatlichen Laute
Des Kindes lauschend Ohr zugleich umtönt,
Das hat zu tief seit jenen fernen Tagen
Sich in das Herz und dauernd eingetragen.

Viel liebe Mitgebor'ne noch bewahren,
Gleich mir, in stiller Herzensfreudigkeit
Erinnerungen aus den schönen Jahren,
Die uns des Lebens gold'ne Maienzeit,
In der wir jugendfroh einhergefahren,
Die Freuden teilend und auch kindlich Leid,
Das Herz empfänglich jeder Offenbarung,
Die eines reinen Sinnes edle Nahrung.

O jene Zeit, sie ist schon längst entschwunden;
Gar mancher zog hinaus zu rauher Fahrt.
Doch Herzen, die im Frühlicht sich verbunden,
Die werden auch, nach aller Stammesart,
Am Abend noch der echten Treu erfunden,
Die unsre Seele als ein Kleinod wahrt.
Wohin sie auch den Weg zur Ferne lenken,
Sie werden dankbar stets der Heimat denken.

Und kehrest du nach langen Jahren wieder,
Rauscht dir der Bergwald dann sein uralt Lied,
Das seit Jahrtausenden und immer wieder
Als Feierklang durch Hessenseelen zieht,
Dann steigt auch hehre Vorwelt zu dir nieder,
Die ehrfurchtsvoll dein inn'res Auge sieht,
Denn alles ringsumher will ernst dich mahnen
An hochgemute heldenhafte Ahnen.

Und ruht dort hinter altersgrauer Mauer
Das Teuerste, was dir das Leben gab,
Und stehst du dann mit andachtsvollem Schauer
Verwaist an deiner Lieben stillem Grab,
Senkt sich die wehmutsvolle tiefe Trauer
Um früh Verlornes auf dein Herz herab,
Dann fühlst du, unzerreißbar sind die Bande,
Die dich verknüpfen mit dem Vaterlande.

Ja, es sind Fäden, die für ewig halten.
Wenn unaufhaltsam auch die Zeit verrinnt,
Im tiefsten Herzen bleiben wir die Alten
Und fühlen heute noch wie einst das Kind.
Ob Lebens Blüten sich uns hold entfalten,
Ob uns die Norne dunkle Fäden spinnt,
Eins bleibt uns doch in allem Weltgetriebe:
Zum Hessenland die echte Sohnesliebe.

Kassel. **Franz Treller.**

Über die Herkunft Konrad Widerholts.*)

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

Der Familienname Wiederhold, ehedem in verschiedener Weise geschrieben, ist nach „Förstemann, Altdeutsches Namenbuch" aus einem der ältesten Personennamen: Witolt, Widarolt, Wydrolt, Widerold, Wideroldus usw. entstanden und bedeutet soviel wie „Waldherrscher". Trotzdem der Name schon vor Jahrhunderten zum Familiennamen geworden war, findet man ihn doch noch

*) Vgl. „Hessenland" 1887 Nr. 20 und 1904 Nr. 9.

als Personen- oder Vornamen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wenigstens zu Homberg a. E., wo es sogar einen Wiederhold Wiederhold gab. Heute mag der Name als Personenname — auch auf dem Lande — außer Gebrauch gekommen sein. Im Mittelalter, ehe die Familiennamen aufkamen, war er recht verbreitet; es ist deshalb auch keineswegs ausgemacht, daß alle Familien, die den Namen Wiederhold als Zunamen führen, einem gemeinsamen Stammvater entsprossen, also gewissermaßen mit einander verwandt sein müßten.

Schon vor der Geburt Konrad Widerholts, des berühmten Verteidigers des Hohentwiel im dreißigjährigen Kriege, also vor 1598, finden wir nach Ausweis der Kirchenbücher eine Reihe Familien seines Namens in verschiedenen Orten der alten Grafschaft Ziegenhain, dann in geringerer Zahl in Niederhessen und der Grafschaft Niederkatzenelnbogen, in Oberhessen, in der Wetterau, im Nassauischen, später in der Kurpfalz, im Kölnischen, in Württemberg usw. Ein Teil dieser Familien war mit einander verwandt, wie sich noch heute nachweisen läßt, bei andern läßt sich eine Verwandtschaft jedoch nicht dartun. Alle diese Familien tauchen erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus dem Dunkel auf, da sie der überwiegenden Mehrzahl nach dem Bürgerstande angehörten. Wohl kommt schon seit Anfang des 16. Jahrhunderts der Name Wiederhold auch vereinzelt im Beamtenstande vor, es ist aber nicht möglich, die betreffenden Persönlichkeiten mit Sicherheit den später bekannt werdenden Familien Wiederhold einzureihen, weil es dazu an einer unanfechtbaren Grundlage fehlt. Eine solche bilden lediglich die Kirchenbücher, vor deren Einführung — in Hessen mit dem Jahre 1573 — eine Aufzeichnung der Heiraten, Geburten bzw. Taufen, der Konfirmanden und der Todesfälle von staats- und amtswegen nicht stattfand. Aber auch noch nach dem Jahre 1573 bieten sich der Feststellung der Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnisse oft unüberwindliche Schwierigkeiten, die teils durch mangelhafte Führung der Kirchenbücher, teils durch deren gänzlichen Verlust hervorgerufen werden. Hierbei kommt in erster Linie der dreißigjährige Krieg in Betracht, in dem sich die blinde Zerstörungswut vorzugsweise an den Pfarrhäusern betätigte.

Der Stammbaum der mir verwandten Familie Wiederhold, die heute nur noch auf zwei Augen ruht und mit ihrem Vertreter aussterben wird, läßt sich bis zu einem Adam Widerolt in Neukirchen bei Ziegenhain verfolgen. Dieser Adam Widerolt ist allem Anschein nach der gleichnamige Bruder unseres Konrad Widerholt, doch läßt sich bis jetzt ein völlig einwandfreier Beweis hierfür nicht erbringen. Ein Gleiches gilt von einem Valentin Wiederhold dem älteren zu Homberg a. E., der die Lücke in der Reihe der Geschwister Konrad Widerholts ausfüllen könnte. Damit kommen wir auf die Familienverhältnisse des letzteren, die — soweit sie uns bekannt sind — auf dem Zeugnis des „Alumnen, Hausfreunds, Gevatters und Nachbarn Mag. Matth. Esenwein, des Spezials in Kirchheim unter Teck" („Hessenland" 1904, Nr. 9, S. 118, Sp. 2) und damit jedenfalls auf den Angaben Konrad Widerholts selbst beruhen. Hiernach war er ein Sohn des Heintz Widerolt zu Ziegenhain, am 20. April 1598 geboren, und hatte sieben ältere Geschwister.

Über die Familie des Heintz Widerolt, die in der Vorstadt Weichhaus der Stadt und Festung Ziegenhain wohnte, enthält das Kirchenbuch von Ziegenhain-Weichhaus lediglich folgende Eintragungen:

1576. VII. 25. Heintzen Widerolts Dochter getauft, hub Claus Kochs Dochter Margreta.

1592. Pfingsten konfirmirt: Margretha, Heintz Widerolts Dochter.

1578. XII. 13. Heintz Widerolts Son hub Hen*) Fopel zu Weichaus.

1580. VII. 27. Heintz Widerolts Son, hub Adam Reibling (an anderer Stelle Riebling).

1581. X. 29. Heintz Widerolts Son hub Hermann (unleserlich, vielleicht Göbl) zu Niedergrenzebach.

1584. IV. 5. Heintz Widerolts Dochter hub Claus Stielen Fraw.

1602. Ostern konfirmirt: Margret Heintz Widerolts Dochter**).

Es sind das also doch wohl sechs Kinder und nicht fünf, wie Heußner annimmt, da er möglicherweise, nur die Taufregister durchforschend, die Ostern 1602 konfirmierte Tochter Margret übersehen hat. Sollte er aber des Glaubens gewesen sein, daß diese Margret die unbenannte, am 5. April 1584 getaufte Tochter gewesen sei, so wäre dem entgegenzuhalten, daß diese dann bei der Konfirmation 18 Jahre alt gewesen sein

---

*) Heußner, „Geschichte der Stadt und Festung Ziegenhain" schreibt Han, ich lese aber Hen, was wohl — obgleich kein Punkt dahinter steht — eine Abkürzung, also sprachliche Abkürzung für Henrich (die dazumal und noch lange übliche Form für Heinrich) sein dürfte.

**) Es heißt hier also nicht „nachgelassene" Tochter, wie das sonst der Fall ist, wenn der Vater bereits verstorben war. Danach hätte Heintz Widerolt noch zu Ostern 1602 gelebt, eine Frage, der hier nicht weiter nachgegangen werden soll, da sie für meine Erörterungen nicht von Wichtigkeit ist.

müßte, was, als gänzlich ungebräuchlich, nicht angenommen werden darf. Es handelt sich also offenbar um zwei verschiedene Töchter, von denen die Ostern 1602 konfirmierte aus irgend welchem Grund im Taufregister fehlt. Derartiges kommt im Kirchenbuche des öfteren vor, ist also nichts Auffälliges. Setzen wir nun voraus, daß Margret Widerolt etwa 1586 und das dann noch fehlende siebente Kind spätestens 1590 geboren sei (entsprechend den Abständen der anderen Geburten), so würde Konrad Widerholt mit seinem Geburtstage am 20. April 1598 ein ziemlich später Nachkömmling der Familie gewesen sein.

Wie nun vorstehender Auszug zeigt, ist der Geburts- bzw. Tauftag Konrad Widerholts im Kirchenbuche nicht eingetragen, somit aus ihm auch nicht nachzuweisen.

Der hier in Betracht kommende Teil des Kirchenbuches umfaßt die Jahre 1573 bis 1605 einschl., wo ein neuer Pfarrer ein neues Buch beginnt. Das ältere Kirchenbuch besteht aus losen Schreibbogen gewöhnlicher Größe und enthält das Ehestandsregister von Ziegenhain von 1574 bis 1605, das von Weichhaus von 1573 bis 1605, die Taufregister von Ziegenhain und Weichhaus, getrennt, von 1573 bis 1605, die Konfirmandenlisten von 1585 bis 1605 und die Sterberegister von Ziegenhain und Weichhaus, getrennt, von 1573 bis 1578 einschl. Innerhalb dieser Abschnitte ist nur eine ersichtliche, unzweifelhafte Lücke, d. h. weißgelassenes unbeschriebenes Papier, und zwar in den Taufregistern von Ziegenhain und Weichhaus von Mitte 1575 bis Mitte 1576, wo die Pest herrschte, nach der — Mitte 1576 — ein neuer Pfarrer mit den Eintragungen wieder beginnt und gegen Ende 1605 aufhört. Abgesehen von kleinen derartigen Lücken zwischen Schluß der letzten Jahreseintragung und der Überschrift des nächstfolgenden Jahres, Lücken, die möglicher-, ja wahrscheinlicherweise keine eigentlichen Lücken sind, schließen die Eintragungen in fortlaufender Reihe aneinander. Es ist also nicht zutreffend, daß das Blatt, auf dem der Geburts- oder Tauftag des Konrad Widerholt stehen müßte, fehle oder beseitigt sei, wie auch schon behauptet wurde. Der Sachverhalt ist vielmehr der, daß die Eintragungen in Weichhaus mit dem 25. Oktober 1597 aufhören und unmittelbar anschließend mit Juni 1598 (ohne Tagesangabe) fortgesetzt werden. Was der Grund für diese Lücke in den Eintragungen anders als Nachlässigkeit des Pfarrers sein könnte, ist nicht einzusehen, es wäre denn in der fraglichen Zeit in Weichhaus kein Kind geboren bzw. getauft worden. Damit würde aber die Angabe über den Geburtstag Konrad Widerholts einfach hinfällig werden, wenn man nicht etwa annehmen will, daß er zwar in Weichhaus geboren, aber — gegen alles Herkommen — auswärts getauft worden sei. Da man nun auch nicht annehmen darf, daß Konrad Widerholt in einem Zeitraum von reichlich 7 Monaten das einzige zu Weichhaus geborene Kind gewesen sei, so folgt daraus, daß auch alle übrigen Kinder auswärts getauft sein müßten, was mehr als unwahrscheinlich ist. Es ist derselbe Schreiber, der die Eintragungen vor und hinter der Lücke, in die Konrads Geburt fallen soll, bewirkt hat, und kann ersterer nicht etwa durch andauernde Krankheit oder Abwesenheit an der Eintragung gehindert worden sein, da er in demselben Zeitraum für Ziegenhain selbst 17 Eintragungen gemacht hat.

In dem mit dem Jahre 1606 beginnenden neuen Kirchenbuche finden sich dann noch Nachrichten über zwei andere Familien Widerolt, aber keine einzige über die des Heintz, des Vaters unseres Konrad Widerholt. Die Nachkommen des ersteren müssen also entweder von Ziegenhain-Weichhaus verzogen oder dort gestorben sein, ohne daß sie ins Kirchenbuch eingetragen wurden, wobei zu bemerken ist, daß auch das neue Kirchenbuch Lücken aufweist. Schon oben ist erwähnt worden, daß wir zwei Persönlichkeiten zu Neukirchen und Homberg a. E. begegnen, die aller Wahrscheinlichkeit nach Brüder des Konrad Widerholt gewesen sind. Trifft dies zu, dann steht für diese Personen fest, daß sie vor dem Kommandanten des Hohentwiel gestorben sind. Die andern Geschwister sind vielleicht noch früher mit Tod abgegangen.

Daß Konrad Widerholt eine falsche Angabe über seine Herkunft und seinen Geburtstag gemacht hätte, ist gewiß nicht anzunehmen, da ja vor allen Dingen gar nicht einzusehen wäre, weshalb er eine Herkunft aus bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen vorgegeben haben sollte, wenn er aus vornehmem, zu seinen Lebzeiten bereits geadeltem Geschlecht stammte, wie neuerdings vielfach behauptet, aber nicht bewiesen wird. Um letztere Angabe glaubhaft erscheinen zu lassen, wird Konrads Vater zum Oberst gemacht, der zur Zeit der Geburt des Helden vom Hohentwiel in Ziegenhain in Garnison gestanden oder gewohnt habe. Dort gab es aber im Jahre 1598 noch gar keinen Oberst, weder als Kommandant der Festung noch als Befehlshaber der Friedens- oder Kriegsbesatzung (vgl. „Die ehemalige Festung Ziegenhain". Von F. v. Apell. Zeitschr. f. hess. Gesch. u. Landeskunde, N. F. XXV., S. 228), und es bliebe nur der Oberst des sogenannten Ziegenhainer Landausschuß-Regiments übrig — wenn dieses überhaupt von einem Obersten befehligt wurde, was noch

dahin steht. Abgesehen davon, daß dieses Regiment erst im Jahre 1600 errichtet worden ist — also nach dem angeblich etwa Ende 1598 erfolgten Tode des Heintz Widerolt — dürfte es unzweifelhaft sein, daß Landgraf Moritz einen einfachen kleinen Bürger nicht zum Oberst eines aus neun Fähnlein oder Kompagnien zu 130 Mann bestehenden Regiments gemacht haben würde (Stamm- und Rangliste des Kurfürstlich Hessischen Armeekorps, S. 3). Und dann: sollte Konrad Widerholt eine solche Tatsache unerwähnt gelassen haben? Das ist gar nicht anzunehmen. Als ein selbst zur Berühmtheit gelangter Kriegsmann würde er seine Abstammung von einem hochgestellten Offizier sicher nicht verschwiegen haben. Somit muß der Versuch, Konrad Widerholt vom Sohne eines bescheidenen Bürgers zu dem eines landgräflich hessischen Obersten zu machen, einfach zurückgewiesen werden, dieser Versuch aber ist gemacht worden, um Konrad Widerholt im Stammbaum der freiherrlich von Wiederholdschen Familie in Württemberg unterbringen zu können. Wer ihn zuerst unternommen hat, vermag ich nicht anzugeben, es ist aber auch gleichgültig, ob er auf die genannte Familie selbst, geschäftige Freunde derselben oder betriebsame Familienforscher zurückzuführen ist. Soweit ich sehen kann, taucht die Nachricht zuerst in der „Schwäbischen Kronik" von 1886 Nr. 34 auf und ist dann in fast alle neueren Schriften übergegangen. In dem Aufsatz des „Hessenland" von 1887 Nr. 20 wird dann hervorgehoben, daß sie auf Angaben von „betreffender" Seite beruhe.

(Schluß folgt.)

Nachher.

Skizze von Emmy Luise Grotefend.

Eben hatte die letzte behandschuhte Rechte die Klinke von außen zugedrückt. Noch klang das Stimmengewirr vom Korridor und aus der Garderobe, das Füßeschieben und Geraffel — die Offiziere schnallten wieder um —, dann Frau von Werters: „Na, ich sage ja," das sie immer von sich gab, wenn sie absolut nichts mehr zu sagen wußte, und der trockene Husten des Oberst Hassel.

Sie waren alle dagewesen, mit denen die Verkheims verkehrten, weil sie zur Gesellschaft gehörten und ein Haus zu machen verstanden. Nun schlug die Haustür hinter den Letzten ins Schloß — Stimmen entfernten sich — noch ein Auflachen — — und Frau von Verkheim strich ganz leise mit beiden Händen das Haar von den Schläfen.

Wahrhaftig, sie war dort stehen geblieben, wo der letzte Gast ihr die Hand geküßt hatte. Sie hatte doch genug von ihnen allen gehabt — und horchte nun gewissermaßen hinter ihnen her?

Dann schaute sie um sich: verschobene Sessel und Stühle, die türkischen Teppiche ineinander getreten, leere Wein- und Biergläser, und dort, an der Kachelofenecke, ein Häufchen Krumen; da hatte die Generalin Schröter ein Stück Kuchen fallen lassen. Unter den Türen und durch die Portieren stahlen sich feine, duftende Wölkchen aus der Rauchstube herüber. Weiter hinten, im Eßsaal, räumten die Leute vorsichtig die Reste einer üppigen Buffetbewirtung fort; es klirrte und klapperte gedämpft. Nur im Musikzimmer war ein Rest von Ordnung geblieben, weil da nichts gegessen und getrunken war.

Frau von Verkheim sammelte ein paar umherliegende Notenblätter in ihre Mappen. Dann strich sie mit der Hand über den Geigenkasten und legte die andere auf den Flügelrand, als gäbe sie zwei liebenswürdigen Freunden zu gleicher Zeit ihren Dank. Ihr Fest war gelungen. Es war ganz anders ausgefallen, viel besser als sie erwartet, obgleich sie sich auf ihren Musikabend gefreut hatte. Die Künstler übertrafen sich selbst Der junge Geiger Scharensky, ihr Schützling, dem sie gern den Weg auf die Höhe ebnen wollte, hatte einfach meisterhaft gespielt.

Ihr flog durch den Sinn, daß heute selbst Frau von Werter nichts zu tadeln finden könnte, deren Grundsatz sonst immer war, alles das schauerlich zu finden, was andern Leuten Freude machte

Und Frau von Verkheim hatte keine Dilettanten aufzufordern brauchen. Es gab kein unbehagliches Quälen: ach bitte, machen Sie uns doch die Freude, dem allemal die Qual folgte, daß man die beschworenen Geister nicht wieder los wurde.

Dagegen hatte Fräulein Winkelmann gesungen, die sich sonst in Gesellschaften nie dazu herbeiließ. Sie gab ihr Bestes immer nur in Konzerten, in denen das Publikum gewissermaßen unpersönlich wurde. Aber das wundervolle Geigenspiel und dazu die künstlerische Begleitung durch die Wirtin hatten sie aus ihrer Reserve gelockt. Und sie hatte gesungen!

Zuletzt ein ganz einfaches Liebeslied, dessen Melodie man nicht vergaß. Marianne von Verkheim summte diese vor sich hin und wiegte sich leise in den

Hüften. Es lag so viel weiche, feine Sehnsucht darin, so viel tief Empfundenes, das dem entsprach, was ihr selbst im Augenblick das Herz so wohlig beengte; dafür gab es auch nicht Worte, das sang auch nur ganz leise. Des Tränenwassers wurde zu viel, und es trat in zwei Tropfen vor die Augen, hinter denen diese groß wurden, und die doch schnell getrocknet werden mußten, weil sie den Blick dunkel machten.

Ob das plötzliche Alleinsein den seelischen Druck bewirkte und unklar bangsüße Gefühle auslöste? Eine seltsame Rastlosigkeit überkam die Frau, zugleich mit einer wunderlichen Erschlaffung. Und alles das schien nicht allein in ihren Adern zu weben, sondern glitt aus den elektrischen Lichtern an den Wänden herunter und tropfte aus den welkenden Hyazinthen und Maiglocken, die die Köpfe hängen ließen, dem Sterben entgegen. Und es füllte den Raum, der noch den Duft hauchte, den festliche Menschen ihm gelassen.

Unrast aber trieb Frau von Berkheim hin und her mit leichtem, weichem Fuß. Hier und dort gab es etwas zu rücken und zu ordnen; bis sie endlich still stand — verkörpertes Sehnen — mit den leicht nach vorn geneigten Schultern, wie sie jetzt die Hände am schlanken, zarten Leib herabhängen ließ. Die Rechte streichelte nervös am Crepe des fliederfarbenen Kleides. Aber ihren Kindern galt die Sehnsucht nicht. Erst am Vormittag hatte sie dem Mutterherzen genug getan in herzlichen Briefchen nach Karlsruhe, wo Kurt im Korps war, und nach Genf, wo die sechzehnjährige Lieselotte einmal, fern von den zu nachsichtigen Mutterhänden, Selbständigkeit entwickeln sollte.

Die enge Luft benahm den Kopf. Frau von Berkheim öffnete in der Ecke, dem Flügel gegenüber, das Fenster ein wenig. Da zog es wie Frühlingssehnen herein, herbweiche Luft, die Veilchen erweckt, und drüben lag der Hügel, den das alte Schloß krönte, an dem die Stadt wie seltsames Spielzeug in die Höhe kletterte. Eine Wolkennebelkappe verhüllte die Spitze, am Berg schien nur hier und da in weiten Abständen Licht. Alles dazwischen war längst ausgelöscht; denn was nicht krank oder töricht ist, schläft nach Mitternacht.

Irgend etwas mußte Marianne von Berkheim noch tun, um richtig müde zu werden, die wunderliche Erregung zu bemeistern. Sie war froh, daß ihr Mann sich noch draußen zu schaffen machte. Er war wohl fünfzehn Jahre älter wie sie und sollte nicht ahnen, daß sie's manchmal überkam, das alte Jugendfeuer, das in ihr heimlich glomm und zehrte. Wie manchmal war es so, wenn sie sich gegenüber saßen und Herr von Berkheim von seinen politischen Tagesberichten nicht fortfand, während sie versuchte zu handarbeiten und nicht weiterkam, weil eine törichte Sehnsucht sie packte nach den kleinen Dingen, mit denen er ihr früher seine Liebe zu beweisen pflegte — ach, wie lange war's her. Und sie schalt sich undankbar, daß ihr dies friedliche Zusammenleben nicht immer genügen wollte, denn sie wußte ja, daß er sie herzlich liebte, sie und die Kinder. Und sie versuchte das nachglimmende Jugendfeuer im tiefsten Herzen zu ersticken und verlebte manche bange, einsame Stunde in solchem Kampf, denn sie schämte sich desselben. Sie setzte sich an den Flügel und suchte die Melodie des letzten Liedes aus den Tasten. Träumerisch leise antworteten die Töne dem Fragen ihres Herzens; und dann verschlangen sie sich zu allerlei Melodien, zu neckischen, lockenden, ernsten. Der Ausdruck im feinen Gesicht der Frau wurde mädchenhaft weich. Die grauen Augen weiteten sich, und die Wangen deckte ein tieferes Rot, und schwer drückte den Kopf die köstliche Last flimmernden Haares. Und aus den gaukelnden Weisen verführte die Musik auf verwachsene Pfade süßer Erinnerung; da dufteten Blumen ihr entgegen. Immer wärmer, immer reicher wurde das Spiel und hob die Künstlerin über den Alltag empor und tauchte sie ein in die rosigen Wolken innigster Mozart-Andantes. Alles, was gewesen war, fand sie wieder, tausend kleine Geheimnisse, die die goldnen Fäden ins Lebensgewebe gesponnen hatten; in allen Ecken saßen Erinnerungen und lächelten sie an und waren so jung, als seien sie gestern erst erlebt! — —

Herr von Berkheim hatte als guter Hausvater noch einmal nach dem Rechten gesehen und die Weinreste kontrolliert und fortgeschlossen. Er war in froh gehobener Stimmung, denn er liebte Geselligkeit und liebte vor allen Dingen bei wohl gelungenen Festen der Wirt gewesen zu sein.

Wie schön Marianne spielte!

Er mochte sie nicht stören, obgleich man eigentlich genug Musik genossen hatte, um die weitgehendsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Leicht lehnte er sich gegen die Portière, die Hände lässig in den Taschen, und wußte nicht, welchem Zauber er sich damit aussetzte.

Denn nun stahl sich's auch zu ihm herüber, obgleich er nicht eben musikalisch war, und er erkannte eine Melodie nach der andern von denen, die ihm vor Jahren Freude gemacht hatten.

Vollendet spielte sein Altchen — wahrhaftig noch ebenso hinreißend wie damals. Da war's, als versänken Jahre hinter ihm und ihr.

Altchen — hm!

Kurts und Lieselottes Mutter — hm! — Ein wenig reckte er den Kopf; da sah er im Spiegel das feine Profil und das rosige Gesichtchen —

dasselbe — dasselbe! und sah das elektrische Licht auf dem schweren Kupfer des Rothaars seltsam spielen, und fühlte — wie lange hatte er nicht mehr so empfunden — den Magnetismus, der von diesem reichen Metallglanz ausströmte. Das flimmerte, das zog an und regte auf, wie damals, als er's zum ersten Mal erlebte.

Und was da flimmerte und gleißte, war nur der Widerglanz des prickelnden Lebens, das Mariannes Natur bildete, in ihren Adern perlte wie schäumender Wein. Konnte man sich daran gewöhnen — konnte das alltäglich geworden sein? —

Rasch trat er hinter sie und nahm den feinen Kopf zwischen die weichen Hände.

„Annemi" — sagte er und vergaß, daß er sie Altchen zu nennen pflegte, und die Liebe ihrer Jugend zitterte in dem einen Wort.

Sie spielte leise weiter; die grauen Augen lächelten leuchtend; sie wartete; und sie wehrte sich nicht, als er dann langsam Nadel auf Nadel aus dem dichten Haar zog, bis dieses sie endlich wie ein reicher Königinnenmantel umflutete.

Da rann ein Beben ihr durch alle Nerven, die Hände sanken in den Schoß, und die Sehnsucht floh den letzten Tönen nach.

Marianne sprang auf und griff das Haar mit beiden Händen und umschlang den Mann damit und preßte ihn an sich. Und er hielt sie fest — so fest, als hätte er sie nie gehabt!

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der Bericht in Nummer 8 über meinen im Marburger Zweigverein gehaltenen Vortrag „Landgräfin Elisabeth die Heilige" enthält einige Irrtümer, die ich kurz berichtigen möchte. Zunächst einige Versehen bei der Korrektur. Der Gemahl der Heiligen legte in die Hand Konrads von Marburg nicht das Verfügungsrecht über alle Kirchenlehren, sondern über alle Kirchenlehen d. h. alle Patronatsrechte, in Marburg wurde der Heiligen einfaches Holzhaus nicht von, sondern vor der Stadt gebaut, Elisabeth kam nicht erst als vierzehnjähriges, sondern schon als vierjähriges Kind an den thüringischen Hof. Materiell ist zu berichtigen, daß ich von ihrer „harten Kindheit" nichts gesagt, dagegen von den weltfremden Stimmungen gesprochen habe, die bei ihr wie bei anderen ihrer Zeit inmitten des reichen glänzenden Hoflebens wach wurden und später wahrscheinlich in ihrem von Professor K. Wenck näher erörterten Zustande körperlicher Schwäche einen guten Nährboden gefunden haben. Meine Absicht war es vor allem zu zeigen, daß die heilige Elisabeth keine losgelöst von Raum und Zeit aus sich heraus zu interpretierende Einzelerscheinung ist, sondern eine der schönsten Episoden aus jenen Tagen, wo man das Evangelium von der Nachfolge Christi und der Apostel in ihrer Armut aufstellte, predigte und befolgte. Die Gedanken dieser Armutsbewegung lebten außerhalb der Kirche in den Sekten der Albigenser, Waldesier, Katharer u. a., innerhalb der Kirche in ihren Orden, insbesondere in den neu entstandenen Bettelorden. Ich habe nun nicht behauptet, wie der Bericht sagt, daß gegen diese von der Kirche doch bestätigten und geförderten Orden die neu ins Leben tretende päpstliche Inquisition sich richtete. Diese richtete sich vielmehr selbstverständlich nur gegen die kirchenfeindlichen sektiererischen Strömungen. Über die Reliquien der Heiligen habe ich nicht gesprochen, auch von den Rodungen dieser Zeit nicht in der wiedergegebenen sachlich übertreibenden Form.

Marburg. Albert Huyskens.

Hierdurch erübrigt sich der Abdruck der uns von Herrn Dr. Heinz Fechner, dem versehentlich keine Korrektur zugegangen war, gleichfalls übersandten Berichtigung.

Verein für hessische Volkskunde. Der Verein für hessische Volkskunde und Mundartenforschung hielt am 24. April die letzte Sitzung in diesem Semester ab. Zunächst erhielt Lehrer Monard das Wort zu einem Vortrag über die Mayencefeier in Kelze bei Hofgeismar, einen in den übrigen französischen Kolonien Hessens unbekannten Frühlingsbrauch, bei dem von den Kindern ein Lied gesungen wird, dessen Text wohl schon auf dem französischen Heimatboden unverständlich war. In der sich an den Vortrag, auf den wir noch zurückkommen, anschließenden Diskussion berichtete u. a. Lehrer Schröder über ähnliche Frühlingsbräuche in der Schwalm. Zweiter Redner des Abends war Bibliothekssekretär Jakobi, der in Fortsetzung eines früheren Vortrages über die Familienfeste der Rhönbewohner sprach und sich dabei in erschöpfender Weise über Taufe, Firmung, Hochzeit, die Gebräuche bei Leichenbegängnissen sowie schließlich über die Feier der Fastnacht, des Hutzelsonntages und des Brezeltages verbreitete; auch dieser Vortrag, der in allen Einzelheiten den gründlichen, Licht und Schatten in gerechter Weise verteilenden Kenner der Rhön bekundete, fand lebhaften Beifall. Ein Schlußteil soll der Betrachtung der kirchlichen Feste und Wallfahrten in der Rhön gewidmet sein. Der Vorsitzende, Oberbibliothekar

Dr. Brunner, teilte einige Proben aus der von C. H. Hill als Beilage zur „Gelnhäuser Zeitung“ herausgegebenen „Heimstatt“ mit und wies zum Schluß darauf hin, daß der Verein im kommenden Sommer eine Reihe von Ausflügen beabsichtige; der nächste soll die Mitglieder nach den Ausgrabungen auf der Altenburg führen.

Universitätsnachrichten. Marburg: Exzellenz v. Behring, der eine Orientreise macht und sich gegenwärtig in Athen aufhält, hat auf Wunsch des Sultans der Türkei in Konstantinopel sämtliche Hospital- und Medizinschulen besichtigt. Wie das Wolffsche Bureau meldet, wurde ihm der Medjidje-Orden 1. Klasse verliehen. — Professor F. G. Kohl beabsichtigt eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen in Paris zum Abschluß zu bringen und hat den zu diesem Zwecke nachgesuchten Urlaub für dieses Sommersemester erhalten. — Der Privatdozent für Botanik an der Berliner Universität, Professor Dr. Ludwig Diels, wurde auch für das Sommersemester 1907 mit der Vertretung des beurlaubten außerordentlichen Professors Dr. Georg Kohl beauftragt. — Professor D. Rade wird, einer Einladung Folge leistend, auf einem vom 22. bis 27. September in Boston stattfindenden kirchlichen Kongreß einen Vortrag halten über „die kirchliche Lage in Deutschland“. — Am 24. April habilitierte sich Lic. theol. Horst Stephan in der theologischen Fakultät mit einer Vorlesung über „die Bedingungen des 18. Jahrhunderts für die systematische Theologie“. — Am 27. April habilitierte sich in der philosophischen Fakultät Edmund Ernst Stengel als Privatdozent mit einer Antrittsvorlesung über „Diplomatik und Rechtsgeschichte“. — Die zweite Konferenz der deutschen Universitätsrektoren soll am 30. Juli in Marburg stattfinden; die erste Konferenz trat im Jahre 1903 in Leipzig zusammen, seither ist eine solche nicht mehr zustande gekommen. — Gießen: Der vor kurzem als Ordinarius der praktischen Theologie nach Tübingen berufene Direktor des Predigerseminars in Friedberg, Professor Dr. P. Wurster, wurde zum Ehrendoktor der Theologie ernannt

---

Schenkung. Der Kaiser hat dem Fürsten von Schaumburg-Lippe das Stammschloß der alten Grafen von Schaumburg und Holstein, die Schaumburg im Wesertale, zum Geschenk gemacht. Die wahrscheinlich 1130 von Adolf II. erbaute Burg war anfangs der Wohnsitz der Schaumburgischen Grafen; später verlegten sie ihre Residenz nach Stadthagen und zuletzt nach Bückeburg. Seit 1517 wurde die Burg als Witwensitz für die nachgelassenen Witwen der Schaumburgischen Grafen benutzt. Als die Grafschaft an Hessen fiel, wurde das Amt Schaumburg und die Renterei hierher gelegt, von 1821 wurden die Gebäude als Wohnungen für die Arbeiter des Gutes Coverden benutzt, 1873 wurde eine Wirtschaft in ihnen eingerichtet. Von der ursprünglichen Burganlage sind noch einige Teile vorhanden, das Hauptgebäude (1524) stammt gleich dem Glockenturm aus einer späteren Zeit. Leider wurden während der französischen Fremdherrschaft sämtliche Wappen an den Gebäuden vernichtet.

Alte Glocke. Vor einigen Monaten fand man bei Aufräumungsarbeiten auf dem Speicher der Kasseler Martinskirche eine etwa 80 Zentner schwere Kirchenglocke, die laut der lateinischen Inschrift im 15. Jahrhundert gegossen und aufgehängt wurde. Das Presbyterium der reformierten Freiheiter Gemeinde verkaufte die Glocke an die Gußstahlwerke in Bochum zum Einschmelzen und ließ sie auch nach dort befördern. Erfreulicherweise traf aber die Glocke vor einigen Tagen wieder in Kassel ein und fand vorläufig im Museum Aufnahme. Wie es heißt, soll sie von einer Kasseler Dame zurückgekauft worden sein, um dem demnächst zu begründenden hessischen Landesmuseum überwiesen zu werden. Noch erfreulicher wäre es — schon im Interesse des guten Beispiels — gewesen, wenn die Glocke überhaupt nicht von der Gefahr des Eingeschmolzenwerdens bedroht gewesen wäre.

Dienstjubiläum. Der Intendant des Darmstädter Hoftheaters, Generaldirektor Emil Werner, konnte in diesen Tagen auf eine 40 jährige Bühnentätigkeit zurückblicken. Seiner Bitte um Versetzung in den Ruhestand soll der Großherzog nicht entsprochen haben, da er den verdienstvollen Mann noch längere Zeit an der Hofbühne zu sehen wünsche.

Volkstrachtenfest. Ein zweites oberhessisches Volkstrachtenfest wird für den 16. und 17. Juni in Butzbach beabsichtigt und soll im Gegensatz zum ersten, das im Beisein des Großherzogs stattfand, in kleinerem Maßstab gefeiert werden. Am ersten Tag wird die Michaeliskapelle als Trachtenmuseum eingeweiht. Am zweiten Tag hält der „Verein für Heimats- und Wohlfahrtspflege“ seine Hauptversammlung ab. Ein Preisausschreiben zur Einreichung der besten Volkserzählung ist bereits erlassen. Zu dem Fest hat u. a. auch Heinrich Sohnrey sein Erscheinen zugesagt.

Heimatkunstmuseum. Durch die hessische Denkmalpflege für Oberhessen ist die Errichtung eines Heimatkunstmuseums in Helpershain bei Ulrichstein geplant. Dort steht nämlich eine aus dem 17. Jahrhundert — etwa 1650 — stammende Kirche, die nach dem 30jährigen Krieg als Fach-

werkbau errichtet wurde und den schlichten Stil damaliger Zeit, primitive Inneneinrichtungen, sehr einfache, rohe und originelle Schnitzereien zeigt. Sie gilt also als ein eigenartiges Denkmal der Baukunst des 17. Jahrhunderts. Die Kirche ist jetzt baufällig, und die Gemeinde hat ihren Abbruch beschlossen, um an der Stelle eine neue Kirche zu erbauen. Durch die Benutzung als Heimatmuseum würde der altehrwürdige Bau erhalten bleiben. Es wird nicht das erstemal sein, daß in Oberhessen eine Kirche weltlichen Zwecken dienen wird. Bereits vor zwei Jahren hat die Stadt Bad-Nauheim die Reinhardskirche angekauft, um sie als Museum zu benutzen. Das Heimatmuseum im Vogelsberg wird für die Touristen ein neuer Anziehungspunkt werden. Die gleichen Fachwerkskirchen aus dem 17. Jahrhundert stehen noch in Ruppertenrod und Stumpertenrod, beide sind jetzt renoviert.

Hessische Bücherschau.

Hopf, W. Die deutsche Krisis des Jahres 1866 mit einem Anhang: Die sog. Braunschweigische Frage, vorgeführt in Aktenstücken, Aufzeichnungen und quellenmäßigen Darstellungen. 3. durchgesehene und vermehrte Aufl. XXII, 616 S. 8°. Hannover (H. Feesche) 1906.

Der Verfasser des vorliegenden nun schon in 3. Auflage erscheinenden Buches verfolgt die ausgesprochene Absicht, durch sein Werk die Anschauungen über die Geschehnisse und Folgen des Jahres 1866 im großdeutschen Sinne zu korrigieren. Man mag über diese Tendenz denken wie man will, jedenfalls bietet uns das Buch eine außerordentlich reiche, übersichtlich geordnete Sammlung von interessanten, sonst teilweise schwer zugänglichen Aktenstücken zur Geschichte der Annexion, wie sie in diesem Umfange sonst nirgends existiert. Für hessische Leser werden besonders die Kapitel von Interesse sein, die über die kurhessischen Kriegsereignisse, die Gefangenschaft des Kurfürsten und die Annexion des Kurstaates handeln, wobei u. a. die handschriftlichen Aufzeichnungen des Ministers Abée und das Tagebuch des Flügeladjutanten v. Verschuer benutzt sind, der den *Kurfürsten in die Gefangenschaft nach Stettin* begleitete. Die Brauchbarkeit der neuen Auflage des Hopfschen Buches wird durch ein außerordentlich fleißig ausgearbeitetes, sehr umfangreiches Sach-, Orts- und Personenregister, sowie durch ein besonderes alphabetisches Verzeichnis der benutzten Aktenstücke und sonstigen Quellen noch erhöht.

P. L.

Börckel, Alfred. Aus der Mainzer Vergangenheit. Historische Schilderung. gr. 8°. 208 S. Mainz (Philipp von Zabern) 1906.

Bockenheimer, K. G. Mainz in den Jahren 1848 und 1849. gr. 8°. 200 S. Mainz (Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei) 1906.

Zwei wichtige und interessante Werke zur Mainzer Geschichte liegen hier vor. Die eine universell zurückgreifend in vergangene Jahrhunderte und vorgehend bis zur Neuzeit, die andere nur einen Abschnitt schildernd aus der glanzvollen Geschichte des goldnen Mainz. Die Namen beider Verfasser sind in der Geschichtschreibung der Stadt Mainz bekannt geworden. Alfred Börckel, der uns schon manchen interessanten Beitrag zur Geschichte seiner Heimatsstadt gegeben hat (ich erinnere nur an seine Schrift „Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Stadt Mainz"), sammelt in seinem vorliegenden Werke eine Anzahl kleinerer Arbeiten, die sich von Willigis bis zu Richard Wagners freundschaftlichen Beziehungen zum Hause Schott ausdehnen. Es ist eine recht kunterbunte, darum aber auch um so interessantere Gesellschaft, die Börckels Forschergeist uns vorführt. Nach großen neuen Entdeckungen wird man in dem Buche wohl vergebens suchen; aber für die Geschichte des Mainzer kulturellen Lebens ist das Werk durch die Zusammenfassung des Stoffes von großer Bedeutung. Rein literarisch sind die Aufsätze „Goethe in und über Mainz", „Schillers Vetter als Drucker und Verleger in Mainz" (ein Thema, über das sich der berühmte Mainzer Kunstforscher Prälat Schneider kürzlich ebenfalls ausgesprochen hat), „Jean Paul und die Mainzerin", „Die Mainzer Theater" und schließlich „Richard Wagner und das Haus Schott". Man sieht, eine reiche Speisekarte. Daß der Stil (Börckel hat ja auch als Dichter Hervorragendes geleistet) sich dem, man möchte sagen überreichen Inhalt würdig anpaßt, ist selbstverständlich. Alles in allem also ein inhaltlich wie der Ausstattung nach gutes Buch, das seine Leser verdient und sie auch finden wird.

Bockenheimers Werk tritt anspruchsvoller an uns heran. Wenn man ein Buch von 200 Seiten der Geschichte zweier Jahre widmet, will man doch Anspruch darauf erheben, alles zu sagen, was von irgendwelcher Bedeutung für diese Zeit war. Wenn man aber das überreiche Material übersieht, das der kürzlich 70 Jahre alt gewordene Verfasser für die Geschichte seiner Heimatstadt in den zwei „tollen Jahren" beibringt, so staunt man trotzalledem und hat das Gefühl, daß da nichts mehr verborgen geblieben ist und des Autors kritische Fackel in die dunkelste Ecke geleuchtet hat. Ein hochinteressantes Buch ist es geworden. Und das läßt sich ja leicht begreifen, wenn man an die durch die Stellung als Festung bedingte eigentümliche Verwaltungsorganisation in Mainz denkt. Große Stürme konnten von Mainz nicht ausgehen; dafür hielt die Miliärverwaltung, die jeder Zeit den Aufruhrparagraphen an der Hand hatte, die Zügel zu fest. Daß es natürlich ohne „Putsche" nicht abging, ist klar. Und daß diese sich in erster Linie gegen die Besatzung der Festung richteten, wird jedem einleuchten. Sturm erzeugt Sturm. Die Zivilverwaltung hatte demgegenüber einen um so schwereren Stand, als auch hier, wie ja meist in solchen Fällen, Feuerköpfe tätig waren, die gut machen wollten und das Spiel immer mehr verdarben. An der Spitze der Opposition stand der bekannte Advokat Zitz, der Gemahl der Kathinka Halein, die die deutsche Literatur mit über einem halben Hundert Romane usw. „beglückte": Allein Goethes Leben hat sie in elf (!!!) Bänden verewigt. — — Bockenheimers Buch ist gleichfalls flüssig und flott geschrieben. Es ist so recht eins von der Art, die wissenschaftliche Gründlichkeit mit guter Lesbarkeit vereinen.

Alexander Burger.

Eingegangene Bücher usw.:

Naumann, Heinrich. Vom Heimatacker. Geschichten eines hessischen Bauersmannes. Mit einem Bildnis des Verfassers. Berlin SW. 11. Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H. 1906. Preis M. 1.50.

Bloem, Walter. Der krasse Fuchs. Roman. Vita. Deutsches Verlagshaus. Berlin NW. 52. Preis 3,50 Mark.

Chr. Ranck. Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Mit 70 Abbildungen im Text. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis 1 Mark, geb. 1,25 Mark.

Gubalke, Lotte. Eve Englis. Novelle. Verlag von A. Goldschmidt, Berlin 1907.

— —. Das Testament des Fräulein von Rothenkirchen und andere Novellen. Reclams Universalbibliothek. Preis 20 Pfg.

Rieth, Rudolf. Feurige Zungen. Gedichte. Kontinentalverlag. 1906.

Gottesminne. Moralschrift für religiöse Dichtkunst. Herausg. von P. Ansgar Pöllmann. Verlag der Alphonsbuchhandlung, Münster i. W. 5. Jahrgang. 1907. Heft 1 und 2. Jährlich 4,50 Mark.

Personalien.

Verliehen: dem Generalkommissions-Präsidenten von Baumbach zu Kassel der Rote Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub und das Ehrenkreuz 2. Klasse des Fürstlich Schaumburg-Lippischen Hausordens; dem Regierungsrat Tuercke zu Rotenburg das Ehrenkreuz 3. Klasse des Fürstlich Schaumburg-Lippischen Hausordens; dem Landgerichtsrat a. D. Geh Justizrat Kind zu Marburg der Kronenorden 3. Klasse; dem Regierungsrat Winter und dem Oberlandmesser Koehler zu Kassel, dem Lehrer Schröder zu Guntershausen, dem Eisenbahnsekretär Kerber zu Kassel, sowie dem Büreauassistenten Schwarz zu Eschwege, letzteren beiden beim Ausscheiden aus dem Dienst, der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Vermessungsinspektor, Landesökonomierat Förster zu Kassel das Waldecksche Verdienstkreuz 4. Klasse; dem Gerichtsvollzieher a. D. Pippart zu Kassel der Kronenorden 4. Klasse; dem Lehrer Hamel zu Sichertshausen der Adler der Inhaber des Königl. Hausordens von Hohenzollern; dem Kommerzienrat Aschrott zu Berlin der Titel Geheimer Kommerzienrat; dem Domänenpächter Suntheim zu Wolkersdorf der Charakter als Königl. Oberamtmann.

Ernannt: Regierungsrat Lehmann zu Kassel zum Oberregierungsrat; Bausekretär Hewig zu Kassel zum Regierungsbausekretär; die Zoll- und Steuersekretäre Badenhausen zu Emden, Butz und Felix zu Kassel, Bröhl und Ring zu Frankfurt a. M. und Wehrstedt zu Biebrich zu Provinzialsteuersekretären in Kassel.

Versetzt: der Spezialkommissar, Regierungsrat Dr. Fechner von Stettin nach Hanau; die Ökonomiekommissare Burhenne von Königsberg nach Homberg und Claus von Homberg nach Stolzenau; Amtsrichter Rübsam von Netra nach Eschwege; Katasterinspektor Steuerrat Schmitz von Arnsberg nach Kassel; Regierungsbaumeister Müller von Kassel nach Fulda; Archivassistent Dr. Dersch von Marburg nach Münster; Postrat Schumann von Oldenburg nach Kassel; Oberpostinspektor Karfunky von Kassel nach Berlin; die Postinspektoren Lindekugel von Münster nach Kassel, Jünger von Kassel nach Eisenach und Lüttke von Hanau nach Kiel; die Oberpostpraktikanten Buchenau von Oschatz nach Kassel, Neurohr von Limburg nach Kassel, Gies von Kassel nach Hersfeld als Postinspektor, Sauter von Hamburg nach Kassel als Postinspektor, Kuppe von Kassel nach Mülhausen (Elf.) als Telegrapheninspektor, Kruse von Meiningen nach Kassel, Dornbusch von Frankfurt a. M. nach Kassel als Postinspektor, Riecken von Kassel nach Posen als Postinspektor, Fritze von Kassel nach Apolda als Postinspektor, Roos von Darmstadt nach Hanau als Postinspektor, Jeschke von Tilsit nach Kassel und Paffrath von Berlin nach Kassel; die Postpraktikanten Paul von Kassel nach Graudenz, Wenning von Kassel nach Berlin und Fischer von Schmalkalden nach Waldenburg (Schles.); die Oberlandmesser Mabert und Ammenhäuser, die Landmesser Frankenberg, Volland, Katzwinkel, Böttcher und Ungemach von Marburg nach Frankenberg an die daselbst zum 1. April d. J. errichtete Spezialkommission; der Landmesser Freiherr von Röder von der Spezialkommission II Marburg an die Spezialkommission I daselbst; der Landmesser Sonnenberg von Marburg nach Wiesbaden.

Beauftragt: Regierungsrat Gaupp zu Kassel mit der kommissarischen Verwaltung einer Ratsstelle im Konsistorium.

Überwiesen: der Spezialkommissar, Regierungsrat Guenther, seither in Marburg, der Kgl. Generalkommission in Frankfurt a. O. als Hilfsarbeiter; der Regierungsrat Dr. Wenke, seither in Hanau, an das Kgl. Oberlandeskulturgericht in Berlin als kommiss. Hilfsarbeiter.

Entlassen: Gerichtsassessor Dr. Lorsch aus dem Justizdienste infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgerichte in Frankfurt a. M.

Zugestellt: dem prakt. Arzt Dr. Merkel zu Ziegenhain die Qualifikation zur Verwaltung einer Kreisarztstelle.

Geboren: Zwillingssöhne des Professors Dr. Leonhard und Frau Mathilde, geb. Feußner (Marburg, 21. April); — ein Sohn: Fabrikant Oskar Scheyhing und Frau Marie, geb. Wardenphul (Kassel, 24. April); Dr. med. Bettenhäuser und Frau Marie, geb. Menche (Kassel, 27. April); Leutnant von Hake und Frau Emma, geb. Freiin von Dörnberg (Kassel, 29. April); — eine Tochter: Architekt Albert Rath und Frau Auguste, geb. Scheurmann (Friedenau, 18. April); Uhrmacher Heinrich Kochendörffer und Frau Else, geb. Lorenz (Kassel, 20. April).

Gestorben: Generalmajor z. D. Eduard Schönfelder, 76 Jahre alt (Kassel, 13. April); Geh. Regierungsrat a. D. William Artur Frhr. v. Bischoffshausen, 87 Jahre alt (Kassel, 15. April); Privatsekretär Fritz Wallé, 62 Jahre alt (Kassel, 16. April); Bergverwalter Wilhelm Wagner, 67 Jahre alt (Oberkaufungen, 17. April); Frau Frieda Wertheim, geb. Strauß (Kassel. 19. April); Frau Auguste Kühnert, geb. Planke, Witwe des Geh. Regierungsrats (Kassel, 19. April); Anna Freiin Waitz von Eschen, 74 Jahre alt (Kassel, 20. April); Dr. phil. Karl Wilkens, langjähriger früherer Leiter der Wächtersbacher Steingutfabrik in Schlierbach (Dresden, April); Frau Landmesser Lina Riebeling, geb. Thomas (Marburg, 20. April); Sanitätsrat Dr. Fritz Haupt (Gießen, 20. April); Major z. D. Rudolph Schmeling, 68 Jahre alt (Meran, 22. April); verw. Frau Mathilde v. Sturmfeder, geb. le Goullon (Kassel, 23. April); Bürgermeister a. D. Heinrich Grunewald, 81 Jahre alt (Dissen, 24. April); Frau Bertha Scheel, geb. Förster, Witwe des Buchdruckereibesitzers Friedrich Scheel, 77 Jahre alt (Kassel, 24. April); Regierungs-Hauptkassenbuchhalter Rechnungsrat August Bell (Kassel, 24. April); Prokurist Karl Göpfert (Kassel-W., 27. April).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel



№ 10. XXI. Jahrgang. Kassel, 16. Mai 1907.

Vom Kampf blieb Kraft, vom Glück der Glanz.

Die Türme der Vergangenheit
Verdämmern in der Weite;
Von ferner, schwerer, goldner Zeit
Blieb treu mir nur zur Seite:

Vom Kinderland, vom Jugendglück,
Von Herzenskampf und Flimmer,
Von treu'ster Augen Güteblick
Ein weicher, heller Schimmer.

All die vergangne Blütenpracht
Schenkt Dufthauch meinen Tagen;
Was ich empfing und dargebracht,
Was ich an Lust ertragen,

Blieb leise leuchtend mir bewahrt;
Doch all die dunklen Stunden,
Manch wilde, böse Schicksalsfahrt,
Das Weh von tausend Wunden,

Der bittern Täuschung höhnend Spiel,
Der Seele fiebernd Ringen,
Das Jagen nach verlog'nem Ziel,
Nach lockend eitlen Dingen

Verlor die Pein, die herbe Qual,
Lieh Kraft nur meinem Herzen.
Vom Glück blieb mir der milde Strahl
Und Siege aus den Schmerzen!

Kassel.

Mary Holmquist.

„So eine Wiese am Waldrand . . .“

So eine Wiese am Waldrand
Weiß zu singen, zu sagen!
Wunderdinge aus Märchenland
Haben da sich zugetragen.
Elfenreigen um Mitternacht,
Wallende Schleier, blitzend Gestein,
Blumenkelche voll Hochzeitswein . . .
Ei, und wenn die Elfkönigin lacht,
Wacht das Echo des Waldes auf,
Und die Wässerlein lauschen im Lauf,
Und der Mond im Silbergewand
Wagt die Wolken kaum zu fragen. —
So eine Wiese am Waldrand
Weiß zu singen, zu sagen! —

So eine Wiese am Waldrand
Weiß zu singen, zu sagen.
Wie meine Hand die deine fand,
Schatz, wie hat sich's nur zugetragen?
Am wunderstillen, blühenden Ort
Kuckucksruf und Vergißmeinnicht,
Leuchtende Treue im Angesicht. — —
Kein Lied sonst, kein Wort!
Und doch war mir zu Sinn,
Als grüßte ich meine Königin,
Als trüg mich ein Kahn ins gelobte Land
Zu unbeschreiblichen Tagen. — —
Ja, so eine Wiese am Waldrand
Weiß zu singen, zu sagen.

Kassel.

H. Bertelmann.

Jugenderinnerungen des Fabrikanten Karl Heinrich Arnold in Kassel.

Mit Ergänzungen von August Woringer.

Herr Hofmaler Karl Johann Arnold in Weimar hat uns die nachstehend wiedergegebenen Aufzeichnungen seines Vaters, des Tapetenfabrikanten Karl Heinrich Arnold zu Kassel, zur Verfügung gestellt, wofür wir ihm im Hinblick auf das lebhafte Interesse, das diese bei ihrem Vortrage im hiesigen Verein für hessische Geschichte und Landeskunde gefunden haben, zu großem Danke verpflichtet sind. Die Aufzeichnungen, die der Herr Verfasser im Jahre 1867, im Alter von beinahe 74 Jahren, niedergeschrieben hat, sind in ihrer klaren und deutlichen Schrift ein Beweis für die Rüstigkeit Arnolds in diesem hohen Alter. Da die Orthographie der Aufzeichnungen nur wenig von der heutigen abweicht, so haben wir keinen Anstand genommen, im Nachstehenden die heute übliche Rechtschreibung anzuwenden.

Der Vater meines Vaters war Prediger in Freienstein [1]), einem Dorfe bei Lauterbach in der ehemaligen Riedeselschen Herrschaft, jetzo zum Großherzogtum Darmstadt gehörig. Er hatte 3 Söhne und 3 Töchter. Der älteste wurde ebenfalls Pfarrer und starb in Maar bei Lauterbach [2]) als Junggeselle. Er besuchte uns einmal in Kassel; ich reiste mit ihm damals zurück, in einem Einspänner, nahm aber mein Reitpferd mit, um damit zurückzureisen, und besuchte unsere übrigen Verwandten in Lauterbach und Alsfeld. [2]) Der zweite Sohn war mein Vater. [3]) Er sollte auch Geistlicher werden, mußte Latein und Hebräisch lernen, war aber dabei schon recht geschickt im Rechnen, schrieb sehr schön und hatte viel Lust und Talent zum Zeichnen. Er entschloß sich endlich, Kaufmann zu werden, kam zu einem solchen in Frankfurt a. M. in die Lehre, wurde später Buchhalter in dem Bankierhaus Schulz alldort.

Der Jüngste, Paul, wurde auch Kaufmann, war lange in Frankfurt, scheint aber ein leichtsinniger Bursch gewesen zu sein, der es auch nie zu etwas Tüchtigem gebracht hat. Mein Vater nahm ihn später ins Geschäft, da heiratete er eine frühere Köchin von uns, und ging mit einem gewissen Raffin [4]), einem ähnlichen Genie, nach Magdeburg, legte dort auch eine Tapetenfabrik an; sie machten aber bald Bankrott. Dann nahm ihn meine älteste Schwester nach Alsfeld als Werkmeister in ihre Spinnerei und hierauf nahm ihn mein Vater wieder auf. Er starb hier [5]) nach einigen Jahren. Die Frau heiratete dann einen Skribenten hier und starb nach einigen Jahren. Ich ließ sie noch begraben.

Mein Vater bildete sich nebenbei noch immer in der Kunst aus, hatte in Frankfurt viel Verkehr mit Künstlern, besonders mit dem alten Landschaftsmaler Schütz. [6]) Er radierte ganz hübsche Sachen, auch mit dem Silberstift auf Pergament. Von meiner Mutter weiß ich beinahe gar nichts; mein Vater hat mich sehr wenig davon wissen lassen, und da er bei meiner Stiefschwester Flachin starb, behielt dieselbe alles, was irgend davon dagewesen sein mag, an sich. Ich weiß nur, daß sie im Elsaß, in Schlettstadt, geboren ist, einen Hauptmann der Schweizer unter Ludwig XVI. heiratete, der bei dem Sturm auf die Tuilerien fiel. [7]) Sie flüchtete dann nach Frankfurt, wurde Gouvernante bei der einzigen Tochter des Bankiers Schulz, wo sie mein Vater kennen lernte; dann wurde sie Lehrerin an einem sog. Englischen Fräulein-Institut, wo aus adeligen Familien Pensionärinnen waren. Eine Frau von Metternich, geb. von Haxthausen, die ich bei dem alten Grafen Affeburg kennen lernte, liebte und verehrte sie sehr. Frau von Metternich zeigte mir auch noch einen Brief von ihr, das einzige Geschriebene, was ich von ihr gesehen habe. Da sie und mein Vater sich etwas Vermögen erworben hatten, so hatten sie den Plan, eine Erziehungsanstalt in Amsterdam zu

---

[1]) Richtig Freiensteinau.

[2]) Städtchen im hessen-darmstädtischen Oberhessen.

[3]) Johann Christian Arnold, geboren 1758, gestorben zu Kassel 1842.

[4]) Die Refugiéfamilie Raffin nahm früher eine sehr geachtete Stellung ein. 1793 war Gabriel Ludwig Raffin Hofprediger und Inspektor der französischen Kolonien im Niederfürstentum Hessen und Ludwig Gabriel Heinrich Raffin Prediger der französischen Gemeinde in Kassel. Ein Sohn des ersteren, Jean Jacques Isaac Raffin, geboren 11. März 1776, gestorben 16. Juli 1843 zu Kassel, war ein tüchtiger Künstler und sehr beliebter Zeichenlehrer. Die Verhältnisse der Familie gingen dann zurück. Zur Zeit lebt in Kassel nur noch ein Angehöriger der Familie, der eine Siechenhofspräbende genießt.

[5]) In Kassel.

[6]) Christian Georg Schütz der ältere, geboren 27. September 1718 zu Flörsheim a. M., gestorben anfangs November 1791 zu Frankfurt a. M. Er war Fresko- und Landschaftsmaler, hat namentlich Rheinlandschaften geliefert und 1750 Fresken im Schlosse Wilhelmsthal bei Kassel gemalt. Die Kasseler Galerie besitzt einige seiner Bilder. Sein zweiter Sohn Johann Georg Schütz (1755 bis 1813) ist durch seine Bekanntschaft mit Goethe bekannt.

[7]) 10. August 1792.

gründen, und schon manches Nötige dazu angekauft. Sie heirateten sich, da eroberten die Franzosen Holland[8]) und sie mußten es aufgeben. Da hatte mein Vater einen Kaufmann aus Kassel kennen gelernt, namens Struve, der einen Laden von Damenartikeln führte. Er kaufte ihm diese ab, zog nach Kassel; der Laden war im Knappeschen Haus am Markt[9]), wo mein ältester Bruder und ich in der 2. Etage geboren wurden. Meine Mutter, die hauptsächlich den Verkauf besorgte, brachte das Geschäft bald in Schwung; sie hatte immer das Neueste, war in allen weiblichen Arbeiten sehr geschickt und allgemein sehr beliebt. Dies muß im Anfang oder Ende von 1780 gewesen sein.[10]) Mit den Nachbarn, namentlich mit der Kaufmännin Nagel[11]), waren meine Eltern sehr befreundet, ebenso mit dem Hofapotheker Rüde[12]), dem Professor und Hofmaler Böttner.[13]) Da fing mein Vater an, Versuche mit Tapetendruckerei zu machen. Er war mit dem Finanzrat Spindler[14]) befreundet, welcher die Ahnesorgesche Kattunfabrik vor dem Leipziger Tore führte, sah dort die Formendruckerei zuerst und wendete diese zum Tapetendruck an, da bisher dies blos mit Schablonen gemacht wurde. Er machte die Muster selbst und malte die nötigen figürlichen Sachen dazu. Der damalige Landgraf[15]) baute das Wilhelmshöher Schloß[16]), dadurch bekam mein Vater viel zu tun in diesem damals gut bezahlten Artikel, so daß er das bisherige Geschäft ganz aufgab, das Haus in der Wildemannsgasse[17]) kaufte, wozu er von Nagels einen Zuschuß borgte, den er bald abzahlen konnte, und eine Tapetenfabrik anlegte.[18])

---

[8]) Winter 1794—1795.

[9]) Jetzt Brüderstraße 8.

[10]) Diese Angabe kann gegenüber der früheren Zeitangabe nicht richtig sein. Die Gründung des Geschäftes muß etwa in die Jahre 1795 oder 1796 fallen.

[11]) Anna Margarete Nagel, geb. Böttner, Witwe des Kaufmanns und Ratsverwandten Johann Konrad Nagel. Sie war geboren 1765 als Tochter des Kaufmanns Karl Jakob Böttner und dessen Ehefrau N., geb. Hilgenberg, heiratete 20. Januar 1788 und starb 27. Oktober 1817. Die Familie schreibt sich jetzt Nagell.

[12]) Dr. pharm. George Wilhelm Rüde (1764—1831). Über seine Lebensgeschichte werden wir am Schluß weitere Mitteilung machen.

[13]) Wilhelm Böttner, geboren am 24. Februar 1752 zu Ziegenhain, wo sein Vater, Jakob Böttner, als Kaufmann lebte. Er war ein Schüler Johann Heinrich Tischbein des älteren und erlangte den Ruf eines tüchtigen Malers, namentlich auch durch sein Gemälde „Jupiter und Ganymed", das er 1804 an die Dresdener Galerie für den damals sehr hohen Preis von 3000 Mark verkaufte. Er wurde Hofmaler und Professor an der Akademie in Kassel, wo er am 24. November 1805 starb.

[14]) Der Agathof bei Bettenhausen, der unter Landgraf Karl zu einer Edelsteinschneiderei eingerichtet worden war (vgl. „Hessenland", 1906, S. 322), diente später verschiedenen Zwecken. 1796 und in den folgenden Jahren befand sich eine herrschaftliche Branntweinbrennerei und Viehmästerei dort. Im Jahre 1785 erhielten die Gebrüder Ahnesorge, denen der Titel von Finanzräten verliehen wurde, den Agathof in Erbleihe zwecks Anlegung einer Zitz- und Kattunfabrik. 1793 wurde der Erbleihebrief mit ihrer Genehmigung auf einen Fabrikanten Spindler übertragen, dem ebenfalls der Titel eines Finanzrates verliehen wurde. Spindler wählte dann den Kommerzienrat Heinrich Nerong zu seinem Nachfolger (mit Genehmigung der Ahnesorgeschen Erben, die mit einem größeren Kapital an der Fabrik beteiligt waren), der durch im Jahre 1830 ausgeführte Neubauten die Fabrik zu hoher Blüte brachte. Trotzdem, und obwohl er der kurhessischen Regierung dadurch entgegenkam, daß er sich einen höheren Erbleihekanon gefallen ließ und einen Teil der Gebäude an einen Tuchfabrikanten Klepper abtrat (der um 1833 seine Fabrik nach Karlshafen verlegte und dort fallierte), verweigerte ihm die Regierung doch die Ausfertigung eines Erbleihebriefes, so daß er sich beschwerdeführend an die Landstände wenden mußte, die sich seiner annahmen. Die Fabrik, die hauptsächlich den Kattundruck pflegte, beschäftigte damals gegen 100 Arbeiter, deren Zahl nach Einführung der Dampfkraft auf etwa 30 herabging. In der letzten Zeit wurden hauptsächlich schweizer Kattune ein- und bedruckt nach Mittel- und Südamerika wieder ausgeführt, wofür der Fabrik im Veredelungsverkehr Zollfreiheit zugestanden war. Die letzten Besitzer, Gebrüder Nerong, gerieten um 1880 in Zahlungsschwierigkeiten und mußten die Fabrik aufgeben. Auf dem Agathof befindet sich zur Zeit die Seifenfabrik von Diemar & Heller und die Dampfwollwäscherei von Mosbacher & Co.

Die Nachkommen des Finanzrats Spindler haben neuerdings die Erlaubnis erhalten, ihren alten Adel wieder anzunehmen.

[15]) Landgraf Wilhelm IX.

[16]) 1791—1798.

[17]) Soweit sich feststellen ließ, das jetzige Haus Nr. 11.

[18]) Die Arnoldsche Tapetenfabrik war die erste Papiertapetenfabrik in Deutschland, während es solche in England seit etwa 1750, in Frankreich und Österreich seit 1780 gab. Der Druck mit Formen stellte einen gewaltigen Fortschritt gegen die bisherige Art der Herstellung mit Schablonen dar.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Herzensreichtum einem Unwürdigen mitteilen, ist ein edles Verschwenden.

Ein verborgener Wohltäter ist ein heimlicher Würdenträger.

Dem Kaltsinnigen bleiben Höllen erspart, aber auch Paradiese verschlossen.

Besser Streit um der Wahrheit willen, als Einigkeit mit dem Lügner.

Ein Gemütsmensch, der zugleich Menschenkenner, ist zu doppeltem Leiden geboren.

Sterne auf der Brust verfinstern oft die Seele.

Mancher versäumt das Wichtige vor lauter Wichtigtun.

Ravolzhausen. Sascha Elfa (Helene Bechtel).

Einrichtung und Geist der landgräflich hessischen Landesverwaltung in der Neuzeit.

Historische Studie von W. Killmer.

(Schluß.)

II. Die absolute Monarchie.

A. Stände und Regierung.

Der Ständestaat hört mit dem Westfälischen Frieden in Hessen nicht völlig auf; aber die seit dem Treysaer Abschiede von 1576 zu Recht bestehende allgemeine Besteuerung, die im dreißigjährigen Kriege notgedrungen bis zur höchsten Grenze der Leistungsfähigkeit emporgeschraubt wurde, sparsame und kluge Haushaltung der Regierung nach 1648, neue Zölle und Akzise, vor allem die nun außerordentlich starke Fürstenmacht, die sich auf ein stehendes Heer (dies 1731 schon 12000 Mann, 1806 aber bereits 32000 Mann stark!), nicht mehr auf Ritter und Reisige stützt und über zuverlässige, gebildete Staatsbeamte verfügt, später die durch fremde Subsidiengelder gefüllte Staats- und Fürstenkasse im 18. Jahrhundert schieben von Jahr zu Jahr die Stände mehr in den Hintergrund. Wie der Landgraf mit den Standesherren redete, zeigt u. a. der Landtagsabschied vom 27. Oktober 1731, nachdem der Landtag über a) den Lizent oder die indirekte Steuer auf Papier und auswärtige Luxusgegenstände geklagt hatte, b) ebenso über den vom Fürsten für sich verwendeten Branntweinlizent, c) desgleichen über den Wildschaden in der Nähe der herrschaftlichen Forsten, d) nicht minder über Monopole usw. Der Landgraf antwortet kurz: a) will er beibehalten, b) will er gnädigst den Ständen wieder überlassen, c) nach Bedarf soll alles abgeschossen werden, d) die Monopole der Eisengewerbs-, Tabaks- und Spielleute, der Schweineschneider, Schornsteinfeger und Scherenschleifer will der allergnädigste Landesfürst einziehen. Außerdem sollen nach dem Vorschlage der Stände von Pfarrern, Schulmeistern und andern gemeinen, der Rechte unverständigen Schreibern keine Kaufbriefe mehr angefertigt werden dürfen usf. — Man sieht, der Landgraf nimmt nur das an, was ihm recht dünkt. Doch werden die Stände ab und zu gehört, allerdings immer seltener. 1764 wird ihnen auf ihr Drängen versprochen, den „engen Ausschuß" des Landtags mindestens alle sechs Jahre einmal zusammenzurufen. Das war kaum noch etwas.

Das von Moritz dem Gelehrten in seinen Anfängen geschaffene Heer, das Wilhelm VI. nach dem langen Kriege wieder einrichtete und auch Landesausschuß nannte, dem aber erst Landgraf Karl, der oberrheinische Kreisobrist, im März 1682 eine Anzahl Regimenter als stehendes Heer hinzufügte und dessen Soldaten er gerade zuerst in geschlossenem Regimente 1688 leider mit Soldvertrag der Republik Venedig gegen die Türken vermietete, ist 1678 von ihm uniformiert worden. Dieser Fürst konnte 1690 schon als persönlicher Freund und Bundesgenosse des englischen Königs Wilhelm III., des Statthalters der Niederlande, 18 Regimenter auf eigne Kosten gegen Ludwig XIV. nach Frankreich führen. Man sieht, daß die Armee fast wie eine Privatsache der Fürsten betrachtet worden ist. Auch im spanischen Erbfolgekrieg hat Karl seine Truppen, sein Eigentum, vermietet. Aus dieser unglücklichen Auffassung als Privatsache entstand das zwar nicht nur in Hessen, aber doch auch hier übliche Soldatenvermieten. Prinz Wilhelm, der Stellvertreter seines königlichen Bruders, hat 1743 mit den 16000 Hannoveranern 6000 hessische Soldaten für englisches Geld zum englischen Heere nach Flandern marschieren lassen, um gegen des Kaisers Karl VII. Verbündeten (Frankreich) zu kämpfen, und zu gleicher Zeit hat dieser Prinz einen andern Teil seiner Truppen im Feldzuge 1743 an den Kaiser verschachert. Privatrechtlich sah der Fürst also sein Amt an, wie viele seinesgleichen, und aus privatem Eigennutze handelte er in Militärsachen. Nur zur Teilnahme am siebenjährigen Kriege hat ihn neben den englischen Subsidien auch noch das Protestantengefühl verleitet. Das ganze deutsche Reich war im 18. Jahrhundert eine arge Fürstenrepublik, fast jeder verkaufte auch seine Stimme im Reichsfürstenrate, wo das Haus Brabant 3 Stimmen unter 96 Stimmberechtigten hatte, der König von Preußen 5, Hannover 6 usf. — Bekannt ist, daß ja auch Landgraf Friedrich II. — wie andere Fürsten — Soldaten nach Amerika verkaufte. Die staatsmännischen Gewissen der Fürsten gingen in dieser Epoche irre. Man vergaß, daß das Heer bloß zur Grenzsicherung und Aufrechterhaltung der Staatsmacht da ist. Jene kam dabei zuweilen zu kurz. Landgraf Karl zwar opferte lieber das schwer verdiente Rheinfels und Niederkatzenellenbogen 1718, um sein Stammland gegen die einrückenden Reichsexekutionstruppen zu schützen. Die Untertanen sind in Hessen auch stets gegen preußische Werber geschützt

worden. Die Sicherung des eignen Landes wurde aber später durch die Teilnahme am siebenjährigen Kriege schlimm und schädlich vergessen, völlig dann durch die unkluge Politik 1803—06. Den Beamten im Lande die Sicherung der Grenzsteine einzuschärfen, vergaß man jedoch oben nicht. Die Politik Wilhelms VI. und Hedwigs Sophie hielt übrigens fremde Invasion fern.

Neben jener Militärverkehrtheit haben in Hessen auch in dieser Zeit Landgraf und Regierung niemals versäumt, im Lande für unabhängige, gerechte Rechtspflege und Rechtssicherheit zu sorgen. Jene schärfen 1656 die Kanzlei-, 1732 die Untergerichtsordnung und 1746 die Oberappellationsgerichtsordnung ein, während Preußen vor 1740 solche Rechtspflege dem Anscheine nach nicht kannte. Den Beamten war auch von jeher, den Hofrichtern z. B. schon 1524, verboten worden, Geschenke zu nehmen. Mit der Einführung des Grundkatasters 1732 und der Verwendung des Auflassungsprinzips, das Preußen erst 1872 erhielt, wurde das Hypothekenwesen gesichert. — Neben die von den Landständen immer neu zu verwilligende Landessteuer war im dreißigjährigen Kriege schon die Truppensteuer oder Kontribution getreten, die monatlich erhoben wurde. Der Landtag von Maden 1654 genehmigte ihre Weitererhebung. Sie blieb bis in die neueste Zeit.

Scharfe Verordnungen ergingen gegen den Wucher 1760, 1773 und 1800; 5 % sollte die Regel, das Maximum bei Darlehen unter 20 Talern 8 % betragen. Die Folter, die in Preußen schon *am 3. Juni 1740 auf Hochverrat und Massenmord* beschränkt und dann ganz aufgehoben wurde, gestattete das fürstlich hessische Regierungsreskript vom 29. November 1785 noch nach vorhergegangener landesherrlicher Genehmigung, empfahl aber Stock- und Peitschenhiebe zur Erzwingung eines Geständnisses. Gänzlich abgeschafft wurde jede Art von Folter am 23. März 1786, also 46 Jahre später als in Preußen. Auf Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, der Justizämter von den Rentereien wollte der Landgraf schon 1798 Rücksicht nehmen; sie entstand erst im 19. Jahrhundert durch — die Franzosen, dann gänzlich 1821.

Zäh hat der hessische Staat bis 1806 an der Patrimonialgerichtsbarkeit und an den sonderbaren Standesunterschieden vor Gericht festgehalten, so noch nach der Untergerichtsordnung vom 9. April 1732. Die Untergerichte bildeten die erste Instanz nur für alle „Amtssässigen", die Obergerichte, d. i. die Regierungen, die erste Instanz für alle „Schriftsässigen", d. i. für den Adel, die Prediger, Ärzte, Postverwalter, Amtsaktuare, also die Studierten, auch Anwälte, städtische Bürgermeister usw. Amtssässig waren neben Kleinbürgern und Bauern die Bankiers, Großhändler und Fabrikanten, die Bauleute bis zum Baukommissar, Förster — auch wenn diese Offiziere gewesen, usw. In Preußen blieben ebenfalls die Stadt- und die Patrimonialgerichte, aber seit 1737 m u ß t e n die städtischen Richter ein juristisches Examen ablegen, und seit 1749 gab's auch nur noch geprüfte, studierte Justitiare. Von Vorteil für Verwaltung und Gerichtspflege war es, daß Friedrich II. 1764 die hessischen Landesordnungen oder Gesetze sammeln und herausgeben ließ. Schlecht ist die hessische Justiz in der Praxis nicht gewesen, wie oben schon gesagt, aber bedeutenden Fortschritt brachte ihr erst Napoleon.

Von Landgraf Philipp an bis zu Wilhelm IX. haben alle hessischen Landgrafen nach Besitzvermehrung gestrebt und viele zeigten bedeutende Baulust.

Was die einzelnen B e h ö r d e n betrifft, so bestanden weiter die Regierung, die Rentkammer, in den Ämtern die Rentmeister und Amtsschultheißen. Gewisse Änderungen und Neugestaltungen schufen aber die Zeitbedürfnisse.

B. Behörden.

Von den Einzelbehörden tritt wieder die R e g i e r u n g oder R e g i e r u n g s k a n z l e i in den Vordergrund. Sie besteht um 1800 noch fast genau so, wie um 1500: Ein adliger Präsident hatte den Vorsitz, wenn auch seit 1715 ein Unterschied zwischen adligem und bürgerlichem Beamten nicht mehr gemacht werden sollte; der Kanzler oder Vizekanzler leitete in Wirklichkeit die Geschäfte, und einige Räte, die mit zwei Geistlichen auch das Konsistorium bildeten, besorgten die Regierungsangelegenheiten. Die Ausübung aller landesherrlichen Rechte, Zoll und Geleit, Zunftbriefe, Beamtenbeeidigung im ganzen Lande mit Ausnahme des Hanauer Gebietes, ferner alle Lehnsachen hatte noch am Ende des 18. Jahrhundert und später die Regierung in Kassel, also der Kanzler unter sich. Neben dem Präsidenten, der im 18. Jahrhundert ein Staatsminister war, stand damals gewöhnlich gleich der Vizekanzler oder Vizepräsident (der Kanzler fiel fort!), ihm nachgeordnet waren bis neun Regierungsräte, darunter ein advocatus principis, zwei Justizräte, einige Assessoren und die nötigen Subalternen. Die Kanzlei in Rinteln erhielt erst 1760 den Titel Regierung. Sie und die Regierung in Marburg waren einem Direktor unterstellt und hatten beschränkte Befugnisse. Dagegen hieß der Vorsitzende in Hanau wieder Präsident. Jeder der vier Regierungen war ein fiskalisches Amt zur Wah-

rung der herrschaftlichen Interessen und zur Kontrolle über die Ausführung der fürstlichen Befehle untergeordnet. Alle diese Behörden waren dem Geheimen Rate unterstellt, der im 18. Jahrhundert Geheimes Ministerium heißt. Es bestand aus einer unbestimmten Zahl von Ministern und zerfiel in die Geheime Kriegs- und in die Geheime Landkanzlei. Im Jahre 1686 gehörte auch der Ziegenhainer Oberamtmann, Oberst Jakob von Hof, zum Geheimen Rate. Unter Wilhelm VI. (1650 bis 1663) und nachher standen die meisten Geheimräte zugleich den Landesbehörden vor. So war der Graf von Kunuwitz Regierungspräsident, von 1668 an auch noch Konsistorialpräsident, wie seine Nachfolger. Als eigentlicher Geschäftsleiter aber galt damals der Kanzler Wöhl (Vultejus) und nach ihm der Kanzler von Bodenhausen. Die Rangordnung für die Geheimräte wurde 1762 festgesetzt.

Zur Zeit der eben genannten Männer gibt's schon eine Absonderung von der bisherigen Regierung, nämlich den Generalkriegskommissar und Auditeur Christian von Pagenstecher, der auch zum Geheimen Rate gehörte. Der Erlaß von Kriegsartikeln ist bereits 1632, nachher noch oft, z. B. 1689 und 1753, für die Landmiliz 1794 nötig geworden. Die Kriegsgerichtsbarkeit aber hat man 1767 neu geordnet, und fürs gesamte Militärwesen setzten die Landgrafen eine eigne Behörde neben die Regierung, nämlich die Kriegskommission. Sie ist 1714 errichtet, 1760 General-Kriegskommission und 1773 *Kriegskollegium* genannt worden. Sein Präsident hatte den Rang der Räte 2. Klasse, und nach der Assekuranzakte von 1754 durften nur Protestanten Mitglieder dieser Behörde sein. Eine neue Geschäftsordnung erhielt sie 1798. Danach wurde sie in zwei Departements eingeteilt: a) für Justiz-, Disziplin-, Konfiskationssachen usw., b) Montierungs-, Festungsbau-, Kassensachen usw. Bis 1789 hatte die Rentkammer die Ökonomie- und Kassengeschäfte des Militärs z. T. mitverwaltet und hieß deshalb Kriegs- und Domänenkammer, von 1789 an aber Oberrentkammer. Ihre Räte nannte man Oberkammerräte; neben den Kammersachen besorgten sie Forst-, Bau-, Salz- und Fabrikangelegenheiten, in einer besonderen Abteilung, im Bergwerksdepartement auch die bergbaulichen Dinge. Hanau hatte und behielt seine eigne Rentkammer.

Lizent, d. i. Ein- und Ausfuhrsteuer für Waren, hatte Amalie Elisabeth 1647 eingeführt. Dazu bestand die von alters her und immer wieder bewilligte Trank- oder Alkoholsteuer. Diese und den Lizent nannte man zusammen Akzise. Besondere Einnehmer waren dafür immer vorhanden. Nun kam im 30jährigen Kriege die Truppensteuer oder Kontribution noch dazu. Auch die pflichtmäßigen Kriegsbaufuhren hat man später (1705) in Geld verwandelt und auf dem Fuße der Kontribution erhoben. Nur bestimmte Ämter aber brauchten das Geld zu bezahlen, die adligen Hintersassen nie. Fourage war auch zu liefern. Die gewöhnlichen Kriegsfuhren oder die Gepäckbeförderung mußten die Dorfschaften von Amt zu Amt verrichten; die Landräte hatten das Nötige anzuordnen, später die Beamten, also meistens die Rentmeister. Seit 1704 wurden auch die adeligen Hintersassen zu Kriegsfuhren herangezogen, die Ritterschaft und Städte blieben befreit. Für alle Steuern im Lande errichtete man neben der Regierung das Steuerkollegium und übertrug ihm auch die Aufsicht über die Städte und deren oeconomica, besonders die Stadt- und Steuerrechnungen. Das aber erschien sehr zweckmäßig, weil das Wort Friedrichs des Großen selbst für das biedere Hessen gelten durfte, daß nämlich in den Städten die geringen und armen Bürger nach seinen Beobachtungen „über die kleinsten Bagatelles, Plaudereien und Weiberklatschereien" von den Magistratspersonen schikaniert und mißhandelt wurden. Ordnung herrschte in manchen Städten längst nicht mehr genügend.

Zu den genannten Oberbehörden kam 1764 noch eine neue, das Kommerzkollegium, das „Gewalt und Autorität über alles, was den Handel betrifft", hatte, Fabriken, Künste, Handwerke und Handel heben sollte. Später ist auch eine Oberwegebaudirektion errichtet worden.

Neben oder vielmehr unter diesen Landesbehörden arbeiteten nun die Ämter, die Rentmeister und hier und da ein Oberschultheiß oder später ein „Justizbeamter" an Schultheißens Stelle. Daß dem aber nicht einfiel, sich nur mit Gerichtssachen zu befassen, selbst wo ein Rentmeister neben ihm wirkte, wurde ihm 1730 eingeschärft, sich ja der Rentereisachen anzunehmen. Man konnte zwar in Gerichtssachen „aufs Amt" gehen, aber die uralten Schöffengerichte bestanden ja fort, obschon es zuweilen mit den Ratsherrngerichten heikel aussah.

Besondere Kommissare, aus den landgräflichen Räten genommen, sandte die Regierung seit 1613 zu bestimmten Zwecken ins Land, besonders zu Verhandlungen. Später hat das Steuerkollegium je einen, im ganzen 17 commissarii loci als Aufsichtsbeamten über mehrere Städte gesetzt. 1786 wurde beschlossen, daß diese Stellen eingehen sollten. Sie waren aber noch 1806 vorhanden. Die 11 Landräte wirkten ähnlich für die Dörfer.

C. Hauptbestrebungen der Regierung.

Der hervorstechende Zug der Landesverwaltung in der Periode absoluter Monarchie ist die bureaukratische Verwaltungsart mit den ausgesprochenen Zwecken a) ausgedehnter Volkswohlfahrt z. B. durch Beförderung von Handel, Industrie und Landwirtschaft, durch Kulturförderung und -beeinflussung; b) polizeilicher Regelung, um nicht zu sagen Bevormundung aller Zustände und Untertanen mit Ausnahme des Adels in Hessen, der seine Sonderstellung fast uneingeschränkt bis 1806 behält.

Die Volkswohlfahrt zu heben, war schon von jeher sichtbar das Bestreben unsrer Regenten, erst recht gleich nach dem 30jährigen Kriege. Zu eignem Nutzen und um ein gutes Beispiel zu geben, die Industrie vorteilhaft zu beeinflussen, ließ sich 1648 der große Staatskanzler Nikolaus Sixtinus selbst mit den Alaunwerken in Großalmerode belehnen. Die Beamtenfamilie Goddäus griff ähnlich ein. Der Wiederaufbau von Städten und Dörfern wurde von oben herab erleichtert. Die herrschaftlichen Saalbücher neu aufzustellen, die Pfarrgrundstücke wieder in Ordnung zu bringen, befahl die Behörde. Der Ordnung wegen ordnete man dann 1678 an, daß die Beamten den Untertanen über geliefertes Geld, Früchte usw. eine Quittung ausstellen sollten. 1706 mußte jeder Zensit ein Lieferbüchlein anschaffen, und dahinein hatte der Steuereinnehmer die formell richtige Quittung zu schreiben. Die Grebenordnung von 1739 gebietet den Dorfgelderhebern dasselbe.

Es ist bekannt, welche großen Anstrengungen Landgraf Karl machte, um Handel und Verkehr zu heben, wie er 1710 sogar den Bau eines Schiffahrtkanals von der Weser zum Rheine begann und bis 1729 von Karlshafen bis fast nach Hofgeismar vollendete, wie er mit Deny Papin an die Verwendung der Dampfkraft dachte, Straßen und Postverbindung in Ordnung setzte, Handel und Verkehr, Gewerbe usw. günstig beeinflussen wollte. Es ist ihm auch z. T. sehr gelungen. 1704 hat dieser Fürst, der Verschönerer seiner Hauptstadt, befohlen, daß in den Städten leere Brandstätten, Bauplätze usw. vom Eigentümer binnen Jahresfrist unbedingt zu bebauen oder zu Bauzwecken zu verkaufen seien, weil es sonst „sowohl zu Unserer Städte sonderbarer Deformität und Unscheinlichkeit, als auch zu gemeiner Städte und übriger Untertanen größerer Beschwerde gereicht", derartige Plätze zu zeigen. Für Fleiß im Kleinleben, für Obstbaumanlagen in den Orten usw. gab dieser Fürst wirksame Anregung. 1711 wurde die Aufsicht über jeden Gemeindewald den herrschaftlichen Forstbedienten übertragen. Was Karl und seine Räte für den Handel durch eignes Raten und Tun erstrebten, sollte seit 1740 in Preußen durch ein besonderes Handelsministerium als fünftes Departement der Finanzbehörde erreicht werden.

Der Vergrößerer der von Moritz angelegten Aue in Kassel hat die Hugenotten und Waldenser zum Segen des Landes 1685—1687 aufgenommen. Von ihm wurde auch 1699 der Gregorianische Kalender eingeführt, in dem die seit dem Nicäischen Konzile zu viel eingeschobenen 11 Tage nach dem 18. Februar 1700 wegfallen gelassen wurden; man schrieb den 1. März statt den 19. Februar, „um dadurch, so viel immer möglich, die Zeit- und Festrechnungen mit dem wahren Laufe der Sonne und des Mondes zu vereinbaren."

Die Fürsorge für die Landwirtschaft wurde in dieser Epoche nicht versäumt. Um z. B. den Anbau von Futterkräutern, besonders von Klee, zu begünstigen, ist dieser 1750 von der Regierung angeregt und 1798 durch Verleihung der Zehnt- und Hutefreiheit ermutigt worden. Landgraf Wilhelm IX. verbot 1786 das nicht unbedingt notwendige Zerstückeln von Bauerngütern. Ebenso erlaubte er nur denen Vieh zu halten, die es ernähren könnten.

Seit Wilhelm VI. wollte man der Industrie mit dem Verbot der Ausfuhr von Rohstoffen und der Einfuhr von fertigen ausländischen Waren nützen. Das städtische Handwerk unterlag natürlich noch dem Zunftzwange. Den Gesellen waren Wanderjahre obrigkeitlich vorgeschrieben. Friedrich II. gestattete einigen Kategorien davon eine Ausnahme. Er gerade erstrebte intensiv des Volkes Wohlfahrt. Das Hausieren hatte schon Wilhelm VI. verboten, ebenso das „Tabaktrinken" (= Rauchen). Noch unter Friedrich II. erschwerte man dies durch den Lizent oder Zoll. Mit landgräflichen Bauten sollte den Handwerkern fast stets etwas zu verdienen gegeben werden. Schon 1683 wurde befohlen, daß alle Kaufverträge über Immobilien der Obrigkeit zur Bestätigung vorgelegt werden mußten. 1732 bekamen wir Grundkataster und -buch für jedes Amt.

Bereits Wilhelm VI. hatte einmaligen Postkurs in der Woche „Bremen-Kassel-Frankfurt" einrichten helfen, Landgraf Karl ließ die Turn- und Taxische Post im Lande organisieren. Am Ende des 18. Jahrhunderts verkehrten z. B. wöchentlich zwei Postwagen zwischen Kassel und Berlin.

Ein großer Segen wurden die von Friedrich II. eingeführte Brandversicherung, das errichtete Findel- und das Waisenhaus in Kassel, die 1783 gestiftete Gesellschaft für Ackerbau und Künste, die Errich-

tung der Maler- und Bildhauerakademie 1777, die Steuererlasse infolge der Subsidien.

Seltsam muten uns heute die polizeilichen Verbote des Kaffee- und Schokoladeverkaufs, sowie der Benutzung dieser Getränke, seltsamer noch die Kleiderordnungen, mit denen man der Verschwendung vorbeugen wollte, an. Noch einmal 1786 gab's eine Kleiderordnung, die sogar schwarze Trauerkleider verbot, ebenso teure Särge und Totenkleider. Das ist aber alles aus landesväterlichem Herzen angeordnet worden. Noch merkwürdiger klingt's — und doch war's nötig und heilsam —, wenn damals verboten wird, den Offizieren und Künstlern etwas zu borgen, wenn man die Pfarrer nachdrücklich anwies, sich nie mit dem Kirchenkasten zu beschäftigen oder davon zu veruntreuen, wie's geschehen wäre. Laut Edikt vom 24. März 1711 mußten die Pfarrer dem Konsistorium einen Eid darüber ablegen, daß sie ihre Stelle nicht durch Simonie erhalten hatten. Wohlgemeint, obschon sonderbar, war es, daß ein Verbot „gemeiner Leute Kinder" vom Studieren ausschloß. Solche Anordnungen traf ein Fürst, der zum Heil seines Volks die Charité, das Landkrankenhaus in Kassel gründete, der Toleranz in Religionssachen erstrebte, die z. B. Landgraf Karl nicht einmal den Lutherischen zubilligte, ein Fürst, der in Hessen der Schöpfer der modernen Volksschule wurde, 1786 ein Volksschullehrer-Seminar errichtete, dem Lande 1779 das Museums- und Bibliotheksgebäude bauen ließ usw.

Der Standesunterschied, der Kastengeist war in Hessen scharf ausgeprägt. So wurde noch am 30. Juni 1786 das Lustwandeln, Reiten und Fahren in der Aue nur den Vornehmen, auch den Kaufleuten und anderen reputierlichen Bürgersleuten erlaubt, gemeinen Jungen und anderem liederlichen Gesindel aber verboten, ebenso den Hunden, dagegen den gemeinen Soldaten und geringen Bürgersleuten nur das Promenieren in der mittleren Allee, ums Bassin und ums Bowlingreen erlaubt. — Landgraf Karl hatte zwar 1702 die Wahrung von Standes- und Rangunterschieden beim hl. Abendmahle verboten, auch 1715 die Ordnung der Beamten nach dem Dienstalter, nicht mehr nach dem Geburtsstande, verfügt, ferner nicht selten mit vielen Beamten, ja, Bauern verkehrt, an Familienfesten teilgenommen usw.; aber der Adel, obschon er 1770 seine Tafelfreiheit verlor, ward bis 1806 doch in fast allen veröffentlichten Polizeiverordnungen ostentativ ausgenommen.

Moderne Chausseen im Lande zu bauen, ließ sich besonders Wilhelm IX. — schon als Regent von Hanau-Minzenberg, erst recht als hessischer Landgraf — angelegen sein. Ihm verdankt Hanau seine Zeichenakademie zur Hebung der Gewerbtätigkeit, sein Waisenhaus und den Gesundbrunnen Wilhelmsbad, das längst schuldenfreie Hessenland aber allzuknauserige, nüchterne und hausbackene Verwaltung, mit der freilich die sparsamen Landstände einverstanden waren. Den Beamten schuf er Uniform und — Konduitenlisten. Ihnen wurde auch 1786 verboten, in Privatsachen von den Untertanen irgend welche Dienste anzunehmen, und heiraten sollten sie seit 1800 nur mit fürstlicher Genehmigung. Wilhelmshöhe, von 1807 bis 1813 Napoleonshöhe genannt, zeugt von der Baulust und zugleich vom tiefen Fall dieses letzten aller hessischen Landgrafen, der als Kurfürst nach 1814 allmählich zwischen sich und dem Volke die Scheidewand aufrichtete.

Was die Schulen betrifft, so haben Moritz der Gelehrte, noch mehr Wilhelm VI. und Landgraf Karl, auch Friedrich II. bedeutende Anstrengungen zur Förderung des gelehrten Schulwesens gemacht. Wilhelm VI. wollte 1656 der Sache durch seine Unterschulordnung dienen. 1701 ist den Filialgemeinden das Halten eines eignen Volksschuldieners erleichtert worden; sie brauchten der Muttergemeinde keinen Beitrag mehr zu leisten. Im Beten, Katechismus, Lesen und Schreiben zu unterrichten, war die Aufgabe der Schuldiener, die nebenbei Handwerker waren. Diese sind schon durch die Konsistorialordnung von 1657 dem Konsistorium, das ja die Regierung selbst war, unterstellt worden, und das blieb bis so 1821. Öffentlich hat die Behörde im 18. Jahrhundert klagen müssen, daß es mit diesem Jugendunterrichte und seinen Erfolgen gar nichts war. Um einem Hauptübel abzuhelfen, befahl das Konsistorium 1726, die Schulzeit sollte vom vollendeten 7. bis zum 14. Jahre dauern; wer nicht zur Schule käme, müßte doch Schullohn bezahlen, und die Beamten sollten dazu zwingen; auch im Sommer wäre — wenigstens 2—3 Tage die Woche — Schule zu halten. Der Erfolg war auch hiernach gleich Null. Richtig angefaßt hat man diese Sache erst 1783, also 257 Jahre nach dem ersten Anlaufe auf der Homberger Synode, durch Errichtung des Lehrerseminars in Kassel. Das Landgrafentum hat damals aber nur noch einen guten Anfang in Volksschuldingen machen können, vorher leistete es faktisch auf diesem Gebiete fast nichts. Der Kirche gelang die sittliche Erziehung nur in sehr beschränktem Maße. Tief blicken lassen in dieser Hinsicht die öffentlichen Edikte, z. B. das von 1714 gegen das Stehlen, Einbrechen und Rauben, „das dergestalt gemein geworden."

III. Rückblick.

Selbst die Landgrafen, die Jagd oder Gepränge oder Genußsucht liebten, haben die Gerechtigkeit geschützt, Beamte und Krieger möglichst in Disziplin gehalten, Volkslasten nach Vermögen erleichtert, wenn auch bei der Ausnahmestellung des Adels nur spät gerecht verteilt. Trägheit und Dummheit von Fürsten und Oberbeamten haben nie die Regierung gehemmt. In der Politik sind auch in Hessen Mißgriffe vorgekommen, aber das Streben nach Sicherung des Landes und der Untertanen ist überall vorhanden gewesen. Verwahrlosung des Staats gab's nicht. Der urgermanische Kriegergeist im Hessenvolke unterstützte das unglückselige Soldatenvermieten, zumal wenn's Geld und Steuererlasse brachte. Die Zustimmung des Volks hätte hier von oben korrigiert werden müssen, bei den Hexenprozessen auch. Aber man dachte damals ja anders. Der ausgeprägte, starre Standes- oder Kastengeist bei Adel und hohem Juristenkreise hat unten fast immer verletzt, aber auch hierin urteilte das Volk früher milder, devoter. Der Beamte war in Hessen zu bescheiden gestellt, als daß er sich hätte überheben können. Zur Mündigerklärung des Bürgerstandes, zur Befreiung der Hörigen, Abschaffung von Frondiensten und Patrimonialgerichten raffte sich das Landgrafentum nicht auf; aber patriarchalisches Wohlwollen zeigte es.

Ungewöhnlich zähe hing alles am Herkömmlichen, besonders im Gerichtswesen, obschon man früh und 1742 gut das Appellationswesen ordnete. Noch 1806 bestanden die uralten „ungebotenen Dinge", die Schöffengerichte für Zivilsachen in Stadt und Land. Dafür sagte man z. B. in Grebenstein amtlich noch 1725, ja 1792 Goding (Gauding), im Rügegericht Immenhausen auch noch 1686. Im Hanauischen hießen die Schultheißen bis 1764 Zentgrafen, ja, im Fuldaischen nannte man noch im 19. Jahrhundert die ländlichen Gerichte Zenten.

Ebenso zäh wurde bis ans Ende des 18. Jahrhunderts am uralten Grenzgange der Amtseingesessenen, am mittelalterlichen Unterschiede zwischen Schrift- und Amtssässigen, noch zäher an der Naturalwirtschaft usw. festgehalten. Das Land „verwalten" hieß in Hessen weit mehr „Gewalt darüber haben und ausführen können" als: mit neuen Ideen und zu neuen Zielen leiten. Dennoch überwiegen in der Landesverwaltung schöne Züge. Vortreffliche Beamte und Offiziere aus Adels- und Bürgerstand wirkten — besonders im letzten Teile unsrer Perioden — mit den Landgrafen für des Landes Wohl.

Der urgermanische Geist zeigte sein Wesen überall in obigen Geschichtsepochen beim Volke und bei der Landesverwaltung. Jenes verbarg nie seine Neigung zum Trinken, erhielt sich gegen allen Widerstand von oben seine Kirmessen, feierte den Rest vom altheidnischen Totenopfer im „Trauermahle" weiter, begrub die Gestorbenen in der Weise der Urväter unter feierlichem Chorgesange der Gemeinde, setzte den Toten (die von den Römern überkommenen!) Steindenkmäler aufs Grab, hielt im Wirtschaftsleben fest an der gemeinsamen Viehhute usw. Die Landesverwaltung aber führte mit dem Volke das uralte, germanische Sonderleben des einzelnen Stammes weiter, ohne groß und begeistert deutsch-national zu fühlen, ja, absichtlich hielt man „ausländischen", d. i. andern deutschen Einfluß vom Lande fern, verbot das Rechtsuchen der heimischen Gerichte bei fremden „Oberhöfen", bereitete den „Bremer Waren" und dem Handel der Ausländer Schwierigkeiten, hielt sich — immer mehr durch Militärmacht — unabhängig usf.

Seine eigne Macht hat der landgräflich hessische Staat — von wiederholter Invasion abgesehen — zu schützen verstanden, aber nicht ganz das Gleichgewicht zwischen den Gesellschaftskörpern im Lande hergestellt; Adelsvorrechte und Zunftzwang hinderten. Den „gemeinen Mann" schützte man wohl in seinem Stande, aber am Emporkommen wurde er gehindert. Hessen war in manchem ein Klassenstaat, wie Preußen auch.

Über die Herkunft Konrad Widerholts.

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

(Schluß.)

In dem Aufsatze der „Schwäbischen Kronik" wird Konrads Vater überdem noch Reinhard genannt und soll ein Sohn des Johann Widerholt, dieser ein Sohn des Heinrich Widerholt, Landvogts zu Wißkappel*) gewesen sein. Alle diese Leute, einschließlich unseres Konrad, werden in der „Schwäbischen Kronik" Widerholt von Weidenhofen genannt, ein Name, der keiner der erwähnten Persönlichkeiten zukommt, weil er der freiherrlichen Familie von Wiederhold erst mit der Erhebung

*) Dieses Wißkappel habe ich trotz eifrigsten Suchens bis jetzt nicht ermitteln können, auch nicht unter ähnlich klingendem Namen, weder in neuen noch mittelalterlichen Ortsverzeichnissen. Ich bitte um Belehrung.

in den Adelstand im Jahre 1637 verliehen worden ist (Kneschke, Neues allgemeines deutsches Adelslexikon, IX, 567). Man kann sich diese Übertragung des neuen Adels auf bereits verstorbene, unadlig geborene Familienglieder (bzw. dafür gehaltene Personen) nur aus der Gepflogenheit der römisch-deutschen Kaiser erklären, bei der Verleihung des Reichsadels auch gleich eine gewisse Anzahl adliger Ahnen mitzuverleihen. Im übrigen schrieb sich Konrad Widerholt nicht „von Weidenhofen", sondern „von und zu Neidlingen".

Mit der Angabe der „Schwäbischen Kronik" steht nun diejenige des Aufsatzes im „Hessenland" von 1904, Nr. 9, S. 118, Sp. 2 im Widerspruch, wonach Konrad Widerholt der Brudersohn Hans Wolfs, des Burggrafen (von Katzenelnbogen) gewesen sei. Dies könnte ja auch ein Reinhard Widerholt sein, wäre aber ein anderer als der der „Schwäbischen Kronik", wie ein Blick auf den hier folgenden älteren Teil der freiherrlich von Wiederholdschen Stammtafel zeigt (im Auszug):

I. 1. Heinrich Wiederhold v. Weidenhofen, 1506 hessischer Landvogt zu Witzkappel, ux. Kathar. v. Budeck.

II. 1. — 2. Heinrich, Amtmann auf Reichenberg, ux. Elisabeth v. Saalfeld. — 3. — 4. Johann (Hans). — 5. — 6.

III. (Kinder von II. 2.) 1. — 2. — 3. — 4. Reinhard, Amtmann auf Reichenberg, ux. Beatrix v. Riedesel.
(Sohn von II. 4.) 5. Reinhard, Oberst in hessischen Diensten.

IV. (Kinder von III. 4.) 1. Hans Wolf, Burggraf zu Katzenelnbogen. ux. Ursula v. Feierabend. — 2. Wolf, Vizekommandant in Ungarn. — 3. Reinhard, diente unter Kaiser Rudolf.
(Sohn von III. 5.) 4. Konrad, geb. 20. April 1598 zu Ziegenhain.

V. (Sohn von IV. 1.) 1. Georg Reinhard, Oberst in hess. Diensten; 1637 geadelt.

Daß weder die eine noch die andere Angabe richtig ist und richtig sein kann, folgt einfach aus der Tatsache, daß Konrads Vater eben nicht Reinhard, sondern Heintz hieß und daß er nicht als Oberst in hessischen Diensten stand, sondern ein ehrsamer Bürger zu Ziegenhain-Weichhaus war. Der unter III. 5. der Stammtafel aufgeführte Reinhard Wiederhold ist einfach eine sagenhafte Persönlichkeit.

Ich widerstehe der Versuchung, obige Stammtafel einer weiteren Besprechung zu unterziehen (wozu mir das Material zur Verfügung stände), weil ich der Ansicht bin, daß ihr Inhalt — abgesehen von dem, was den geschichtlich gewordenen Konrad Widerholt betrifft — nur diejenigen etwas angeht, die an ihr beteiligt sind. Indes darf ich doch bemerken, daß der Reinhard Widerholt des „Hessenlandes" von 1904, S. 119, Sp. 2, Z. 9 v. o. nach den Angaben einer im Kgl. Staatsarchiv zu Marburg befindlichen Rangliste der hessischen Truppen während des dreißigjährigen Krieges der Georg Reinhard Wiederhold der Stammtafel (V. 1.) ist und daß dieser der ältere Bruder des Hans David Wiederhold gewesen sein muß, den die Stammtafel nicht enthält. Es ist eigentümlich, daß dieser Georg Reinhard gerade im Jahre 1637 in den Reichsadelstand erhoben worden sein soll, in dem Jahre, in dem Hessen von den Kaiserlichen überschwemmt, gebrandschatzt und ausgeraubt wurde, und trotzdem Georg Reinhard mindestens seit dem Jahre 1632 bis zu seinem 1647 vor Homberg a. E. erfolgten Tode in hessischen Diensten dem Kaiser feindlich gegenüberstand. Alle drei in der hessischen Rangliste vorkommenden Wiederholde — Georg Reinhard, sein Bruder Hans David und des ersteren Sohn Johann Georg — werden ohne „von" geschrieben und schreiben sich auch selbst nicht anders in ihren in den Akten befindlichen Briefen. Der Zusatz „von Weidenhofen" kommt nun schon gar nicht vor.

Wenn die im „Hessenland" von 1904 Nr. 9 genannten Wiederholde (Widerholte) den Helden vom Hohentwiel „Vetter" nannten, so läßt sich das sehr wohl verstehen, ohne daß von einer eigentlichen Verwandtschaft die Rede zu sein brauchte. Daß eine solche nicht bestand, ergibt sich wohl auch aus dem Umstande, daß nicht einmal der unserem Konrad als Kommandant auf dem Hohentwiel nachfolgende „Vetter" Johann Georg an der Hinterlassenschaft des ersteren Teil haben

durfte und daß es ebensowenig seinen Nachkommen gelingen konnte, diese Hinterlassenschaft an sich zu bringen. Nichts wäre doch natürlicher und leichter gewesen, wenn wirklich eine Verwandtschaft vorhanden war. Der „Vetter" ist also lediglich als „Namensvetter" aufzufassen. Daß eine Verwandtschaft im eigentlichen Sinne erst später zu konstruieren versucht worden ist, ergeben die in neuerer Zeit von württembergischer Seite in Ziegenhain angestellten Nachforschungen, die lediglich zu einem negativen Ergebnis führten und führen konnten. Daß man den Konrad Widerholt vom Hohentwiel dann zum Sohn eines hessischen Obersten stempeln wollte, war ein Beginnen, das man besser nicht hätte unternehmen sollen.

Wenn nun von der Erbschaft des Helden vom Hohentwiel auch nichts nach Hessen kam, so läßt sich dies leicht dadurch erklären, daß die (mutmaßlichen) Brüder des Konrad bereits vor ihm gestorben waren, Nichten und Neffen ihm aber ganz fern gestanden haben werden. Vielleicht wußten sie in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit kaum etwas von ihm, oder hatten keine Ahnung, daß er ein Verwandter war, da er so früh das elterliche Haus verlassen hatte. Unter den damaligen Verkehrsverhältnissen löften sich die verwandtschaftlichen Bande mit dem Verlassen des Elternhauses und der Heimat naturgemäß viel rascher als heutigen Tages. Auf alle Fälle ist es auch verständlich, daß Konrad Widerholt sein Vermögen dem Landesherrn vermachte, dem er es verdankte.

Nach diesem Vermögen haben viele die Hand ausgestreckt, ohne es erlangen zu können. Vornweg hätten es gewiß recht gern die „Vettern", „Schwäger" und sonstigen sogenannten Verwandten genommen, die im „Hessenland" von 1904 Nr. 9 aufgezählt werden, die Konrad noch persönlich kannten und ihre Verwandtschaft mit ihm hätten feststellen können. Dann traten später andere mit Ansprüchen an die Verlassenschaft hervor, und diese Versuche haben bis in die allerneueste Zeit fortgedauert. Es gibt immer noch Leute, die die Hoffnung nicht aufgeben, ihre Verwandtschaft mit Konrad Widerholt nachweisen zu können, nicht aus idealen Gründen, sondern eben aus Rücksicht auf die in ihrer Phantasie außerordentliche Erbschaft. Zu deren Nutz und Frommen will ich zum Schluß noch dasjenige mitteilen, was die Akten des Kgl. Staatsarchivs zu Marburg über einen solchen Versuch ergeben. Danach trat im Jahre 1766, also etwa 100 Jahre nach Konrad Widerholts Tode, ein gewisser Konrad Hahn zu Neukirchen, im Verein mit verschiedenen anderen Personen, mit Ansprüchen an die Konrad Widerholtsche Verlassenschaft hervor und setzte es auch durch, daß die hessische Regierung die Sache in die Hand nahm. Hahns Angabe nach wohnten damals noch Verwandte des Konrad Widerholt zu Neukirchen, Borken i. H. und Homberg a. E., Angaben, die nach meinen eigenen Forschungen sehr wohl begründet sein mochten. Die württembergische Regierung antwortete nun der hessischen, die die Sache von staatswegen betrieb, daß kein Testament des Konrad Widerholt vorhanden sei, und wenn ein solches vorhanden gewesen wäre, Ende des 17. Jahrhunderts zu Kirchheim unter Teck verbrannt sein müsse. Man möge deshalb das unnütze Supplizieren lassen und die Leute abweisen. Letztere machten nun aber geltend, daß ja das Vermögen von der Stadt Kirchheim u. T. verwaltet werde, also doch wenigstens eine Abschrift des Testaments oder dergl. vorhanden sein müsse, worauf seitens der hessischen Regierung dem Landgrafen in einem Promemoria vorgeschlagen wurde, eine nochmalige Vorstellung an die württembergische Regierung ergehen zu lassen. Es erfolgte darauf am 16. Dezember 1766 die Entscheidung, „daß das Promemoria an die Regierung zurückzugeben sei, um den Supplikanten mit einem weiteren Interzessionsschreiben an Hand zu gehen". Was weiter aus der Sache geworden, ist aus den Akten nicht zu ersehen, sicher aber ist, daß die Gesuchsteller leer ausgegangen sind. Und so muß es allen denen gehen, die von neuem den Versuch machen — aus dem einfachen Grunde, weil der Verbleib der Geschwister des Konrad Widerholt nicht einwandfrei nachgewiesen werden kann, ganz abgesehen von anderen Gründen. Aber ebenso gewiß wird der Versuch ein vergeblicher bleiben, den Helden vom Hohentwiel der Stammtafel der freiherrlichen Familie von Wiederhold einzuverleiben.

Nikolaas Bruyningh.

Plauderei von M. Herbert.

Er war meine Jugendliebe und jetzt im Alter kehrt mir sein Bild zurück: strahlend, glücklich, von edelster Aufrichtigkeit beseelt, wie ein goldener Traum von Schönheit und Menschenglauben. Ich war ein junges Ding, das auf der einen Seite viel gelernt hatte und auf der anderen unwissend bis zum Exzeß war, wie alle jungen unfertigen Menschen sind. Ich hatte noch nicht den Namen

Rembrandt gehört, dank unserer Schulbildung, die mehr für die trockenen Wissenschaften ist. Heute scheint das so unbegreiflich! Ich kenne jetzt Rembrandt wie ich das Licht der Sonne und die Schatten und Dämmerungen des Abends kenne, als ein Teil meines inneren Seins, als einen der großen Lebenslehrer und Erlauchten, die auf jeder höheren Stufe der Erkenntnis auch Höheres zu sagen haben, als einen, der nicht altert durch die Jahrhunderte und vielleicht in Jahrtausenden nicht altern wird, wenn es der Menschheit gelingt, sein Werk zu bewahren.

Aber damals, als ich noch in der halben Blindheit der Jugend das herrliche, mit den Marmorgestalten Echtermeyers geschmückte Stiegenhaus der Kasseler Galerie emporging, wußte ich nichts von ihm, und sein Namen sagte mir nicht mehr als all die anderen unbekannten Namen des Katalogs, die mir noch keine Welten von Kunst und Kultur erschlossen.

Ohne besonders „Schauen" gelernt zu haben, wanderte ich durch die farbenstrahlenden Säle, aber noch weiß ich, daß Bilder von Correggio, von van Dyck und Tizian mich fesselten und daß ich die Nähe der Größe wenigstens ahnte, wenn sie mir auch nicht zum Bewußtsein kam.

In der Ecke eines Saales hing das Bild eines alten Mannes im Pelzmantel, ein unscheinbares, in weichen, silbernen Lichttönen gehaltenes Bild; das hielt mich zuerst fest, so daß ich nicht weiter wollte, sondern die große Intimität spürte, die das Werk atmete. Eine wunderbare Wahrhaftigkeit war darin, ein tiefes Leben, eine große, ernste Nachdenklichkeit, ein weites, weites Schauen und eine unendliche Schlichtheit und Friedfertigkeit; das war Rembrandts „Alter Architekt", wie der Katalog mir anvertraute. Meine junge unwissende Seele verstand das Bild, weit hinter diesem alten Gelehrten lag alles, was für uns und die ganze Welt das Leben ausmacht, das Wünschen des Alltags, das Planen und Träumen, das Sehnen und Jagen nach eingebildetem Glück, er war in ein anderes Land gegangen, wo tiefe Weisheit, unabschüssiges Forschen, großes Erkennen sind, er sah, was wir nicht sehen können und niemals sehen werden, wenn wir nicht zu seiner Abgeklärtheit gelangen. Und seine ganze äußere Erscheinung drückte das aus. Dieses schöne, ehrwürdige Greisengesicht mit den tiefsinnigen Augen, dieses spärliche silberne Haar, diese vergeistigten, vielgeäderten Hände, die wundervolle und doch ungezwungene Haltung.

Unzählige Male bin ich seitdem vor diesem Bilde gewesen und immer hat es mich festgehalten, als wäre seine Sprache eine unerschöpfliche, seine Wahrheit eine ewige, seine Macht eine grenzenlose und geheimnisvolle.

Aber das Porträt war nur die Vorbereitung auf ein anderes.

Ich habe es immer wie eine Gnade Gottes empfunden, in ein reines, schönes, aufrichtiges, glückliches Menschenherz zu schauen, und wäre es auch nur ein gemaltes. Reinheit, Aufrichtigkeit und Güte, wo die sich spiegeln, da ist der Hauch des Schöpfers gleichsam noch ungetrübt vorhanden, da wird uns eine Idee der großen Urschönheit, die wir verscherzt und verloren haben.

Ja, es war im neuen Lichte eines Apriltages, das warm und leuchtend durch das Fenster des schmalen Kabinetts brach, als ich das 1652 gemalte Bildnis des jungen Gerichtsekretärs Nikolaas Bruyningh zuerst erblickte. Und von jenem Augenblicke an habe ich gewußt, was das Wort „große Kunst" bedeutet. Das war ja kein totes Porträt, das war ein Stück wirklichen, pulsierenden jungen, freudigen Lebens, das sich da aus toten Zeiten zu uns herüber gerettet hatte. Eine unendliche Güte und Freundlichkeit, eine herzliche Zutraulichkeit sprach da von der Wand herab, aus diesem blonden, schönen Gesicht, das von den herrlichsten Lockenhaaren, die je einem Künstler gelangen, umrahmt ist. Das Licht und der Schatten, das leuchtende und sich verdunkelnde Goldbraun, an dem die Sonne sich zu freuen schien wie an lebendigem Haar, sind unvergleichlich vollkommen und bilden einen wundervollen Kontrast zu dem dunklen Sammetgewand, das ganz im Halbdunkel versinkt, wie um der strahlenden Schönheit des Jünglingskopfes ungeschmälert Recht zu verschaffen.

Ich habe seitdem viel große Kunst gesehen; ich bin Jahr für Jahr durch die Ausstellungen der Modernen gewandert und habe auch da viel gefunden, was mir die Seele ergriff. Aber doch kein Bild, das die Liebenswürdigkeit und Güte, das Edle und Reizende einer unverdorbenen Charaktermischung mit so überzeugender Wirklichkeit dargestellt hätte. Wo blieben die geistvollen Köpfe Lenbachs, Sambergers scharfe Charakteristik und Kaulbachs herrlicher Farbenschmelz? Sie sanken dahin wie totes Material vor diesem Urbild lebendigsten Lebens, durchsichtigsten Lichtes. Wenn ich diesem wunderbaren Menschengesicht noch ein Kunstwerk an die Seite setzen dürfte, so wäre es die Skizze zu einem Christuskopfe von Lionardo da Vinci in der Brera in Mailand; allein Lionardos großes Werk ist nicht vollendet, und bei dem Nikolaas Bruyningh Rembrandts fehlt nichts. Die höchste Vollkommenheit der Malerei vereinigt sich mit dem tiefsten seelischen Schauen, der herrlichsten Kraft seiner Wiedergabe.

Oft, oft im Leben bin ich zu dem Bilde zurückgepilgert, auch als ich nach dem fernen Süden ver-

schlagen wurde und Italien mir seine Wunder zeigte. Es war mir wie eine große Predigt zum Glauben und Vertrauen, wie ein Lied schuldloser Freudigkeit, wie eine Betätigung der tiefen, treuen nordländischen Seele.

Viele Menschen lernen wir kennen. Treu und aufrichtig sind wenige, hart und rachsüchtig viele, dankbar, verstehend und verzeihend nur einzelne Sonntagsnaturen. Aber dieses Bild steht für die Menschheit ein. Es sagt: es ist möglich, herzlich und treu und fröhlich zu sein; es sagt: es hat zu meinen Zeiten gute Menschen gegeben und es wird zu allen Zeiten solche geben. Es ist eine Mahnung des liebenswürdigsten Optimismus, der tiefen Lebensfreude, des weisen Mutes, die man braucht, um nicht zu unterliegen. Und Rembrandt malte es, als er schon dem Ruin verfallen, um sein letztes Hab und Gut rang, als schon der Hammer des Auktionators an die Türe seines Hauses klopfte. So stark und tief war seine Kraft zur Freude.

Die Mayenze in der französischen Kolonie Kelze.

Von Martin Monard.

Die Jahre sind vorüber,
Doch was der Geist gesät,
Das wird nicht ausgetreten,
Vom Sturme nicht verweht.
Die Ahnin ließ die Leier
Zurück als Unterpfand,
Die geht als singend Erbteil
Herab von Hand zu Hand.

Carmen Sylva.

Wenn der Frühling wiederkehrt mit seinem Weben und Werden, mit seinem Sonnenschein, Vogelsang und Blütenduft, dann geht ein Flüstern und Raunen durch die Reihen der Kelzer Schulmädchen wie nie im Jahre. Und wenn in diesen Wochen die jungen Schönen in der Schule nicht dem Unterrichte folgen, oder wenn sie ihn gar durch Schwätzen stören, so ist die immer näher rückende Mayenze allein die Schuld daran. Auf den Schultern der zwei Bevorzugten der Schülerinnen liegt tatsächlich eine für Uneingeweihte unfaßbare Verantwortung, denn die Interessensphäre beschränkt sich nicht bloß auf den kleinen Kreis der Jugendlichen, nein, auch in die Familien, bis zu den Müttern und Großmüttern dringt sie heran, denn das schwierigste Stück der Vorbereitung ist die Wahl der kleinen Mayenze, der vielbewunderten Maikönigin. Begreiflich erscheint das, wenn man erwägt, daß die zur Mayenze erwählte etwa vierjährige Dorfschöne den Stempel unzweifelhafter Schönheit erhält, dazu auch den Schein der Wohlhabenheit, da die vollständig neue Ausstattung den beglückten Müttern doch nicht allzuviel Kopfschmerzen machen darf. Überhaupt sind Schneiderinnen in den letzten Tagen des April sehr begehrt, da die Sommerrobe aller Mägdlein zum ersten Sonntag im Mai vollständig sein muß. Der große Tag ist endlich gekommen, Kuchen sind gebacken und Stuben gescheuert, denn vielfach stellt sich Besuch ein. Blumen zum Putz für die Feiernden werden durch Plünderung sämtlicher Gärten beschafft. Zu Girlanden für das Mayenze-Haus liefert der nahe Wald das erwünschte Material. Besonders viel Andacht mag während des zweiten Gottesdienstes unter den Mädchen nicht sein, denn kaum ist die Kirchtür geschlossen, so beginnt das Schauspiel. Die reichlich geputzte Mayenze wird von zwei Mädchen, die schon durch längeren Umgang mit der kleinen Erwählten ihr alle Scheu genommen, feierlich geführt. Kann man sich wundern, wenn all die Pracht, all die Ehre, die dem Evaskinde angetan wird, den Stolz und das Selbstbewußtsein bei ihm erstehen läßt, dessen eine weibliche Schönheit von vier bis fünf Jahren nur fähig ist! Zwei weitere Schulmädchen tragen einen mit Bändern und Blumen geschmückten Korb zur Aufnahme von Eiern, wieder zwei weitere führen eine verschließbare Sammelbüchse zur Aufnahme etwaiger Geldgaben zum Besten der Mayenze, eines Grundstockes ihres einstigen Brautschatzes, der nach Belieben und Vermögen der Eltern vermehrt werden mag. Mit Kränzen im Haar folgen all die andern im feierlichen, fröhlichen Zuge von Haus zu Haus und künden singend und nach Art ihrer französischen Vorfahren in französischer Sprache oder doch französisch klingender Weise die Wiederkehr des Frühlings an, das alles aber nur, um am Schlusse Gaben für die Mayenze zu erbitten. Der Umzug geht nicht so schnell vor sich, als man in Rücksicht auf die wenig über 30 hinausgehende Zahl der zu besuchenden Häuser annehmen sollte; denn meistens wird die Mayenze einer gründlichen, zum Lobe Kelzer Frauen soll es gesagt werden, wohl immer wohlwollenden Kritik unterzogen. Wenn nach etwa 1½—2 Stunden unter etwa 30maligem Absingen des allen unverständlichen Mayenzeliedes der Zug der Feiernden zum Hause der Mayenzemutter zurückkehrt, so hat diese ihre liebe Not, um so schnell als möglich die Beute des jungen Volkes in Eierkuchen umzuwandeln, der mit gerechter Würdigung des Erwerbs auf eigene Faust den Weg aller leiblichen Genüsse geht. Nach eingenommener Mahlzeit und nachdem auch die artigen Mädchen ihrem

Lehrer einen recht freundlichen Gruß in Gestalt eines Eiergebäcks von respektablen Dimensionen übermittelt haben, bleibt das junge Volk in fröhlichem Spiel auf dem Anger bis zum Abend vereint, und wenn der auch, wie das immer der Fall ist, zu früh hereinbricht, so tröstet sich das Völkchen mit dem Ausblick auf die Wiederkehr der Feier im nächsten Jahre.

Das ist der Verlauf der Mayenze, wie er sich jedenfalls seit zwei Jahrhunderten abgespielt hat, ohne daß sie in anderen französischen Kolonien Hessens ihresgleichen oder Nachahmung gefunden hätte. Nach dem Sinn des französischen Verschens, das sich von Geschlecht zu Geschlecht übertragen hat, fragt im Orte selbst niemand, weil eben niemand ihn kennt; selbst die ältesten Leute wußten damit nichts anzufangen, und das bestärkt mich in der Vermutung, daß der Text auch schon auf französischem Boden unverstanden war, weil er, aus heidnischer Vorzeit stammend, einer fremden, unverstandenen Kultur angehörte. Es sei zunächst versucht, den Text, wie er dem Ohre heute sich präsentiert, wiederzugeben: Bon jour, wette qui le brümme jour de mai, lolladi lotzebou per le sess de carline bousse de messe. Donner par notre mayenze l'ard, sester, sister, gent.

Ohne Schwierigkeit ist wohl herauszufinden, daß der einleitende Satz heißen soll: Bon jour, fête qui est le premier jour de mai. Die Phrase lolladi kann als on l'a dit oder als l'eau l'a dit aufgefaßt werden. Letzteres ist zu bezweifeln, weil l'eau deutlich in dem dicht dahinter folgenden lotzebou zu hören ist. Im modernen Französisch wäre l'eau se bout zu deuten: das Wasser kocht, nur erscheint das se hier deplaziert, da bouillir reflexivisch wohl nicht gebraucht wird. Der Zusatz per le oder richtig par la sesse de carline führt zu dem umfangreichen Zauber mit der carlina acaulis, der Eberwurz. La sesse ist eine Art Wasserschaufel, und da ist wohl nicht mit Unrecht an einen Volksbrauch aus grauer Vorzeit zu denken, der trotz aller Gegenwirkung der Kirche, wohl durch pousse de messe angedeutet, sich erhalten hat. Der Schlußsatz, in dem des Pudels Kern endlich erscheint, läßt durch die Ausdrücke sester und sister ebenfalls die Vermutnng als berechtigt erscheinen, daß der ganze Volksbrauch aus heidnisch-römischer Zeit stammen kann, da sester wohl als sesterce aufzufassen ist, eine bekannte römische Münze, und sister eine in den Alpen vorkommende Pflanze ist, die bei religiösen Volksbräuchen Verwendung gefunden haben mag. Ein weiteres Rätsel scheint in dem gent am Schlusse zu liegen. Wenn wir dafür d'argent setzen dürfen, so soll damit nicht gesagt sein, daß wir am Ende aller Rätsel in dieser seltsamen Sache angekommen seien. Um dieser ungeklärten Frage auf den Grund zu kommen, bleibt nur der einzige Weg, den Originaltext aus der alten französischen Heimat zu holen. Das ist aber leichter gesagt als getan, weil aktengemäß keine ehemalige Heimat nachzuweisen ist, vielmehr nur allgemein die Dauphiné als Stammland gilt. Aus der Stadt Voiron an der Isère, ziemlich im Mittelpunkte der ehemals von Réfugiés verlassenen Ortschaften gelegen, wird mir durch Vermittlung des Herrn Tierarzt Friederich in Hersfeld, der selbst eifrig den Spuren dieses Brauches nachforschte und mir auch sein Material zur Verfügung stellte, in überaus liebenswürdiger Weise mitgeteilt, daß überall in den Tälern der Rhone, Isère usw. die Wiederkehr des Frühlings in ähnlicher Weise gefeiert wird. Burschen pflanzen vor der Wohnung ihrer Angebeteten einen Lorbeerbaum auf, oder, falls ihre Werbung abgewiesen, aus Rache eine Stechpalme, die Ilex. Burschen und Mädchen ziehen blumengeschmückt und mit bebändertem Korbe paarweise von Haus zu Haus und singen ihre seit Jahrhunderten gebräuchlichen Verse, worin sie den wunderschönen Monat Mai preisen und schließlich um Gaben, Eier, Geld oder Wein, bitten. Es sind mir vier solcher Maigesänge mitgeteilt, von denen zwei hier Platz finden mögen.

1. J'apporte à vendre mes oranges,
Voici ce joli mois qui rentre,
Voici ce joli mois de mai.
La fille du roi me les marchande,
Voici ce joli mois qui rentre,
Voici ce joli mois de mai.
Je les vends vingt sous les trente,
Voici ce joli mois qui rentre,
Voici ce joli mois de mai.
Donnez, donnez là vos oranges,
Voici ce joli mois qui rentre,
Voici ce joli mois de mai.

Falls die Kinder nichts aus dem betreffenden Haus bekommen, singen sie:

Si vous ne voulez rien nous donner
Ne nous laissez pas tant chanter;
Nous sommes les enfants de Dieu,
Nous visitons tous les saints lieux.

---

2. Voici ce joli mois de mai,
Que les rosiers boutonnent,
Allez, allez, laissez les boutonner
Dans le jardin de ma mie.
En sont, en sont trois jeunes serviteurs,
Qui tous trois lui font le cœur,
Et moi, et moi, le pauvre malheureux,
Il n'y a pas de quoi en rire.

Meinem Gewährsmann ist der Text des Kelzer Maigesanges leider nicht bekannt und er bestätigt die von vielen Seiten vertretene Meinung, daß der Wortlaut im Laufe zweier Jahrhunderte sehr entstellt sei. Doch bin ich durch jenen Herrn an eine

Autorität auf dem Gebiete der Volkskunde verwiesen, nämlich an den Friedensrichter in Voiron; diesem habe ich die Angelegenheit nochmals unterbreitet und muß nun das Ergebnis abwarten.

Es würde mir ein Vergnügen sein, wenn es mir gelingen sollte, Sinn und Verstand in jene Phrasen zu bringen, die, abgesehen von den wenigen Familiennamen, fast die einzige Erinnerung geblieben sind an jene Stätten, die blinder Glaubenseifer ungastlich machte, die aber doch die Geburtsstätten der Väter sind und als solche den Nachgeborenen nie ganz gleichgültig sein werden.

Aus Heimat und Fremde.

Landesmuseum. Der dem 32. Kommunallandtag vorgelegte Antrag des Landesausschusses: 1) das Gebäude des Museum Fridericianum in Kassel für den Bezirksverband gegen Zahlung von 200000 Mark zu erwerben; 2) der Stadt Kassel als Beihülfe für die mit dem neu zu errichtenden Landesmuseum verbundenen kunstgewerblichen Bestrebungen einen Betrag von jährlich 5200 Mark zur Verfügung zu stellen, wurde in der Plenarsitzung am 7. Mai nach einer glänzenden, der weitesten Verbreitung werten Rede des Museumsdirektors Dr. Böhlau einstimmig angenommen. Damit ist nicht nur die Frage des hessischen Landesmuseums in ein neues Stadium getreten, sondern auch durch die nun frei werdenden Räume des Museum Fridericianum eine bequemere Unterbringung des Bestandes der Landesbibliothek ermöglicht.

Hochschulnachrichten. Marburg: Nach beendeten Immatrikulationen stellt sich die Zahl der Studierenden auf 1833, der Hörer auf 30, der Hörerinnen auf 22, insgesamt also auf 1885. — Professor Dr. Birt konnte am 8. Mai auf eine 25jährige Wirksamkeit als Professor für klassische Philologie in Marburg zurückblicken. — Gießen: Lizentiat Dr. Heinrich Weinel, ord. Professor der Theologie an der Universität Jena, wurde von der theologischen Fakultät zum Ehrendoktor ernannt.

Kasseler Rathaus. Am 10. Mai wurde der Turmknopf auf dem Dachreiter des Kasseler Rathauses geschlossen. Die in ihm ruhende verlötete Bleikapsel enthält außer einer sich auf die jetzigen städtischen Verhältnisse beziehenden Urkunde je ein Stück sämtlicher im Umlauf befindlichen deutschen Münzen und je ein Exemplar der am 10. Mai erschienenen Kasseler Zeitungen.

Ausstellung. In der am 12. Mai im Kasseler Kunsthaus eröffneten II. Ausstellung des „Künstler-Bundes Hessen-Nassau" haben folgende Künstler ausgestellt: Prof. Bernewitz, Fennel, Hellner, Jeschke, J. Jung, Prof. Knackfuß, Ferd. Koch, Akademie-Direktor Prof. L. Kolitz, Matthei, Melville, Meyer-Kassel, Prof. Wagner, Prof. Woite (Kassel), Prof. Bantzer (Dresden), Braumüller (München), Giebel (Marburg), Horn (München), Lins (Düsseldorf), Metz (Höchst), Müller-Kassel (Berlin), Otto (Düsseldorf), Potente, Rhein (Berlin), Scheffer (Rotenburg), Scherer (Charlottenburg). Einen Bericht über die Ausstellung bringen wir in nächster oder übernächster Nummer.

Auszeichnung. Die hessische Schriftstellerin M. Herbert (Therese Keiter) erhielt bei den diesjährigen Kölner Blumenspielen für ihre religiöse Dichtung „Adoratio crucis" den ersten Preis in Gestalt eines goldenen Veilchens.

Preisausschreiben. Der Senat der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat einen Preis von 800 Mark ausgesetzt für die beste Arbeit über den sächsischen Bruderkrieg (1446—1451). Gefordert wird eine auf archivalischer Forschung beruhende Darstellung der Ursachen zum Streit und des Verlaufs des Krieges. Schlußtermin der Einsendungen 1. Januar 1909. Näheres ergibt das vom Senat versandte Preisausschreiben. — Das Preisausschreiben der Universität Gießen für das beste sangbare Lied zur dritten Jahrhundertfeier hat die Einsendung von etwa 30 Gedichten zur Folge gehabt. Nach dem Urteil des Preisgerichts wurde ein erster Preis nicht verteilt, den zweiten und dritten Preis erhielten — merkwürdiger Weise — drei Gießener Universitätsprofessoren.

Neue Kreisbezeichnung. Durch Erlaß des Königs vom 26. April 1907 ist dem Landkreise Schmalkalden im Regierungsbezirk Kassel die Bezeichnung „Kreis Herrschaft Schmalkalden" beigelegt worden.

Felsburg. In Felsberg wurde ein Burgverein gegründet, der die Erhaltung der Felsburg, Verbesserung der Wege und Errichtung von Anlagen bezweckt. Wünschenswert wäre es, wenn auch die leider nicht mehr zugängige benachbarte Altenburg in ähnlicher Weise vor dem drohenden Verfall bewahrt würde.

Ausgrabung. Ein wichtiger Fund wurde bei der Rohrlegung der staatlichen Wasserleitung bei Berstadt in der Wetterau gemacht; man fand 10 Wohngruben aus der Steinzeit, die neben Knochenresten neolitische Scherben mit Bandverzierungen enthielten.

Dienstjubiläum. Der 1839 zu Kassel als Sohn des damaligen Majors und Kommandeurs der kurhessischen Garde du Corps geborene General von Bardeleben begeht in diesen Tagen sein 50jähriges Dienstjubiläum. Nachdem er als Leibpage des letzten Kurfürsten am 28. Mai 1857 zum Portepeefähnrich ernannt war, trat er in das damalige 2. kurhessische Husarenregiment und noch im Oktober desselben Jahres als Offizier in das 1. kurhessische (Leib-) Husarenregiment in Hofgeismar. 1867 wurde er Premierleutnant, 1869 Rittmeister, als der er den Feldzug 1870—71 mitmachte, 1879 Major. 1882—86 gehörte er dem Husarenregiment Nr. 4, 1886—90 dem Dragonerregiment Nr. 16 an; 1887 wurde er Oberstleutnant und Kommandeur, 1889 Oberst, 1892 Generalmajor; als solcher schied er 1893 aus dem Heere und lebt seitdem in Frankfurt a. M.

Todesfall. Ende April verstarb zu Rinteln der frühere Seelsorger der dortigen reformierten Gemeinde, Pfarrer Baldewein. 1829 zu Wanfried geboren, siedelte er schon früh nach Rinteln über, wohin sein Vater als Prediger berufen war; nachdem er seine Studien in Marburg beendet, wurde er Rektor in Nenndorf, darauf Pfarrer in Jestädt; 1882—1900 war er sodann als Geistlicher in Rinteln tätig.

Personalien.

Verliehen: dem Ehrenmitglied des Kgl. Provinzialschulkollegiums in Kassel Oberregierungsrat Dr. D. Lahmeyer aus Anlaß seines 80. Geburtstages die Brillanten zum Roten Adlerorden 2. Klasse; dem Geh. Medizinalrat Dr. Bode zu Kassel aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Zahl 50; dem Professor Offterdinger zu Hanau die silberne Staatsmedaille für Verdienste um die Gewerbe; dem Eisenbahnbetriebssekretär Angersbach und dem Kaufmann Koch zu Kassel der Kronenorden 4. Klasse.

Ernannt: Geheimer Finanzrat und vortragender Rat im Finanzministerium v. Baumbach zum Geheimen Oberfinanzrat; Pfarrer Heimerich zu Caßdorf zum Pfarrer in Ehrsten; Gerichtsassessor Dr. Martin zu Eschwege zum Amtsrichter in Grebenstein; Gerichtsassessor von Klencke in Bensberg zum Amtsrichter in Amöneburg; Referendar Dr. Schaub zum Gerichtsassessor; Regierungsbaumeister Seckel zum Kreisbauinspektor in Melsungen; Referendar Boddin zum Gerichtsassessor; die Rechtskandidaten Goeßmann, von Scharfenberg und Freiherr von Minnigerode zu Referendaren; die Rechtsanwälte Dr. Arnthal und Coch zu Kassel zu Notaren; Fabrikdirektor Lauber zu Kassel zum Handelsrichter und der frühere Großkaufmann Rubensohn zu Kassel wiederum zum stellvertr. Handelsrichter bei dem Landgericht daselbst.

Übertragen: dem komm. Kreissekretär Delgmann zu Hünfeld die Stelle des Rendanten des Lyzeumsfonds in Rasdorf im Nebenamt.

Beauftragt: Pfarrer extr. Dietzel mit Versehung der Pfarrstelle zu Walburg; der bisherige Hilfspfarrer in Großalmerode, Pfarrer extr. Mühlhausen, mit Versehung der in der Oberneustädter Kirchengemeinde zu Kassel gegründeten Hilfspfarrei.

Versetzt: Amtsgerichtsrat Schmitz von Gelsenkirchen nach Kassel; Amtsrichter Drücke von Grebenstein nach Eschwege; Amtsrichter Dr. Neff zu Nentershausen als Landrichter an das Landgericht Wiesbaden; Amtsrichter Dr. Lucas von Langenselbold an das Amtsgericht Wiesbaden; Steuerinspektor Gabriel zu Witten als Hauptsteueramtskontrolleur nach Kassel; Hauptsteueramtskontrolleur Weidemann zu Kassel als Hauptzollamtsrendant nach Emmerich.

Überwiesen: Regierungsassessor Riedesel Freiherr zu Eisenbach in Münster der Kgl. Regierung zu Kassel zur weiteren dienstlichen Verwendung; die Steuersupernumerare Gissel zu Marburg, Wunsch zu Frankfurt a. M., Both zu Hanau und Fleckner zu Oberlahnstein zu ihrer weiteren Ausbildung der Provinzialsteuerdirektion in Kassel.

Gewählt: Rittergutsbesitzer v. Stockhausen zu Abgunst als Mitglied und Rittergutsbesitzer Märtens zu Kassel als Stellvertreter in den Landeseisenbahnrat.

Entlassen auf Antrag: die Referendare von Stumm, Drube und Roth aus dem Justizdienst.

Geboren: ein Sohn: Dr. E. Hübner und Frau Lotte, geb. Henke (Gronau in Hann., 5. Mai); Landgerichtsdirektor Vial und Frau Ida, geb. Müller (Essen, 7. Mai); Oberamtmann Heinrich Ehrbeck und Frau Bertha, geb. Kleinvogel (Domäne Wendershausen, 11. Mai); Landmesser Kirsch und Frau, geb. Rickelt (Marburg, 11. Mai); Oberstabsarzt Dr. Taubert und Frau Margarete, geb. Mylius (Kassel, 11. Mai); — eine Tochter: Privatdozent Liz. Dr. Fr. Küchler und Frau Eliza, geb. Icke (Berlin-Halensee, 6. Mai).

Gestorben: Kaufmann Franz Schwerzel, 53 Jahre alt (Fulda, 29. April); Privatmann Martin Nadler, 96 Jahre alt (Kassel, 1. Mai); Gerbereibesitzer Friedrich Stückrath, 63 Jahre alt (Melsungen, 2. Mai); Rechtsanwalt Heinz Harmony, 28 Jahre alt (Eschwege, 3. Mai); Regierungsrat Wilhelm Schwarzenberg, 48 Jahre alt (Kassel, 6. Mai); Privatmann Andreas Becker, 66 Jahre alt (Kassel, 7. Mai); Maschinenfabrikant Chr. Wichard, 55 Jahre alt (Fritzlar, 9. Mai); Frau Clotilde von Baumbach, geb. von Lengerke, 85 Jahre alt (Kassel, 10. Mai); Frau Clara Viebig, geb. Laugner, Witwe des Oberregierungsrats, 81 Jahre alt (Berlin-Zehlendorf, 11. Mai); Rechnungsführer Theodor Stieghorst (Treysa, 11. Mai); Waisenhaus-Inspektor a. D. Konrad Hebel, 90 Jahre alt (Hersfeld, 12. Mai); Kgl. Rentmeister a. D. Rechnungsrat Wilhelm Herwig (Kassel-W., 13. Mai); Frl. Lise Born (Kassel, 14. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 11. XXI. Jahrgang. Kassel, 1. Juni 1907.

Die Ortsnamenwelt in der Umgebung Gelnhausens.

Ein Hintergrund für ein Kulturbild.

Von Dr. G. Schöner.

Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen
Geschlechter.

In der Ortsnamenwelt dieses Ausschnitts des Kinzigaaues ist noch wenig, die tiefe Dämmerung siegreich durchbrechendes Sonnenlicht zu spüren. Mehr und weniger zerteilten sich die Morgennebel; doch tritt dem forschenden Auge öfter völlige Dunkelheit entgegen, nicht minder wo eifrig tastende Hand des Meisters sonst ziemlich Glück und viel Geschick gehabt, Licht, und damit Leben zu verbreiten. Ein großartiges, für den Bezirk Hanau wirklich außerordentlich wertvolles Buch „Hanau, Stadt und Land" von Ernst J. Zimmermann weist ein paar Zeilen Ortsnamenerklärung auf, die jedoch die Hand des auf diesem Gebiete Unkundigen, Unbewanderten dartun. Ob sonst näher oder auch weiterhin im Kinziggau Mangel an Deutungsversuchen besteht, ist uns unbekannt; ein Überfluß ganz gewiß nicht. Zu Gesicht kam uns nämlich fast nichts von wertvoller Durcharbeitung und Ausdeutung. Düster und Dunkel webt sich im allgemeinen um germanischer Namen Körper, von Tal und Höhe, Weiler und Dorf. Sie sind nicht bloß Rauch und Schall. Sinn und Meinung sollen in Nachdenken versunken machen, wo immer menschliche Geistesarbeit tätig, in Haus und Schule und sonst. Ein Lehrer muß seinem Schüler sagen können, was der Ortsname enthält, den sie jahraus jahrein, vielleicht tagaus tagein im Munde führen — eine Grundlage für Kulturbilder aus älterer Zeit.

In der Art Wilhelm Arnolds (Ansiedelungen und Wanderungen, bei Elwert in Marburg), freilich ohne seine Entgleisungen mitzumachen, soll die Erklärung der einschlägigen Ortsnamen geschehen. Welches ist ihr Inhalt? Sie zeugen von der natürlichen Beschaffenheit der Lage, von dem Standort hier oder da, von dem Vorhandensein von Busch und Strauch u. ä.; sie erzählen von der Ansiedelung bestimmter Persönlichkeiten, von ihren Rodungen in Einzel- und Massensiedelungen, solcher des eigenen, aber auch eines fremden Stammes.

1. Weil Rotenbergen (möglicherweise dasselbe wie Rodenborn unter Nr. 18) an Anhöhen lag, deren Erde rötlich war, so schlug sich diese Tatsache für alle Zukunft in dem Dorfnamen nieder, wie das in dem Ausdruck „Land der roten Erde"

für Westfalen ähnlich sich gestaltete. Daß Gelnhausen und Umgegend in der Weltgeschichte auch ihre gewichtige Rolle spielten, läßt sich aus manchem zeigen. Der Vortrab des Napoleonischen Heeres hatte auf seinem Rückzug an der Abtshecke (vgl. Schleuchers Gedichte) ein Scharmützel. In der Prinzschen Wirtschaft stand ein Zimmer im oberen Stock für den flüchtenden Kaiser bereit. Die Nacht war hereingebrochen, er erschien. Auf jenem Zimmer angekommen, fragt Napoleon den Hausherrn, wie es ihm gehe und ob er Kinder habe. Da erschallt Pferdegetrappel von draußen. Der Kaiser horcht sich rasch umwendend auf. Ein Adjutant stürmt die Treppe herauf und teilt seinem Herrn etwas mit; es soll die Nachricht gewesen sein, daß General Wrede bei Hanau stehe und ihm den Weg nach Frankreich verlegen wolle (vgl. Emmel, Die Schlacht bei Hanau). Ohne Zögern verabschiedet sich der korsische Eroberer und eilt hinweg. Bald hat er sein Roß bestiegen; er jagt hinaus in Nacht und Nebel, um sein und seiner ‚Armee' Schicksal besorgt. — In der Schmückschen Hofreite zeigte man lange einen Sessel, auf dem Napoleon damals, vielleicht von Wirt Prinz entliehen, gesessen haben soll.

2. In dem Ortsnamen Nieder-Gründau, zum Unterschied von dem hessen-darmstädtischen Hain-Gründau, das im Jahre 1258 als Ober-Gründau (Grinda superior) aufgeführt wird (vgl. meine Broschüre: Geschichte des Dorfes Hain-Gründau, bei C. Schneider in Büdingen), steckt wahrscheinlich das altdeutsche Wort grint = Sand, Kies, denn am Oberlauf dieses Baches liegt der Berg ‚Sandkopf' (im Büdinger Wald) und die Flur ‚Sändchen'; in Gelnhausen besteht eine grintkule (= Sandkaute), vgl. Junghans, Gelnhausen S. 341.

3. Wirtheim bedeutet soviel wie „Heim auf der Halbinsel". Ein Stückchen Weltgeschichte kennt auch dieses Dörfleins Vergangenheit. Man machte dort einen Fund an römischen Münzen. Ganz in der Nähe durch die Mitte Oberhessens ungefähr in der Richtung Butzbach—Hanau zieht der römische Pfahlgraben vorüber. Möglich ist, daß Römerzüge über Gelnhausen und Wertheim das Tal hinauf nach Elm und Fulda gingen.

4. An das ehemalige Vorhandensein von Haselstauden in jener Au erinnert der Name Altenhaßlau. Hin und her im Lande zeugen Flurnamen wie „an den Häseln" von gleicher Entstehungsart. Ähnlich erstand manchmal der Familienname Strauch, der ursprünglich „Sträucher" lautete; vor dem Hause des Betreffenden befand sich ein Strauch. Aus dem Familiennamen Bächer (der am Bache wohnhafte) ging der Name Becher und auffallenderweise Böcher hervor. Der Familienname Flemming in Büdingen gestaltete sich aus der Hausmarke „zu dem Flemming".

5. Gettenbach, in älterer Form Goertenbach, könnte mit einiger Wahrscheinlichkeit als Bach des Gerto (aus Gertfried etwa verkleinert) zu erklären sein. Ob in dem ersten Bestandteil das altdeutsche Wort Gart ‚Kreis, Umfriedigung, Hürde, Gehege für Wild, Vieh*), Geflügel' zu vermuten sei, erscheint begünstigt durch das Vorhandensein des sog. Tiergartens jenseits der Berge nach Büdingen hin und des Hühnerhofs ¼ Stunde davon. Allerdings mögen letztere weit jüngeren Ursprungs sein, wie ‚Friedrichslust' in Ober-Gettenbach unfern vom Schlosse, dem Witwensitz Ihrer Durchlaucht Erbgräfin Marie von Ysenburg-Büdingen-Merholz, geb. Prinzessin Reuß ä. L., seinen Namen zur Erinnerung an deren hohen Gemahl erhalten hat. In Gettenbach erzählte man sich eine Gespenstergeschichte: Die Kühe des Pächters des dasigen Schloßgutes waren jeden Morgen wie geritten (= schweißtriefend). Man schaffte einen schwarzen Ziegenbock an und vorbei war's. Vgl. den Gewannnamen Fückzahl in der Gemarkung Mittel-Gründau.

6. Die Ortsnamen auf -gesäß künden einen neuen Kulturabschnitt an. Die Völkerwanderung ist zu Ende. Es erstehen dauernde Niederlassungen; gesäß = Wohnsitz. Vgl. ‚Siedelhof' bei Simon Ys. u. Büd. III S. 251. Unter Eide (bei Eidengesäß) versteht man hierzulande und weiterhin nach Thüringen eine bergige Gegend, einen Bergrücken, ein Höhenland.

7. Meidengesäß, Meinemgesäß (ausgegangenes Dorf) erinnert an die Geschlechtsnamen Meidt bzw. Magino, die dort zelteten, hausten; Vollname ist etwa Mitbert, bzw. Meinrich oder Meinhart, Meinolf. Landau, Hessen S. 610, schreibt Einengesäß; vgl. auch Simon, Ys. u. Büd. S. 190 der Urkunden.

8. Auf eine Persönlichkeit oder auch ein Geschlecht Hildobert etwa läßt ursprüngliches Hiddigesezze (jetzt Hüttengesäß) schließen, die sich an gedachtem Orte eine dauernde Heimstätte schaffen, auch Pionierarbeit überaus bedeutsamer Art.

9. Einzelne Siedler (vgl. Grimmelshausens Simplizissimus) ließen sich nieder in Lieblos, Selbold, Haitz, Merholz, Hailer, worauf wiederum der jeweilige Ortsname schließen läßt. Ob sie zugleich Roder, Neubruchsassen waren, geht daraus nicht hervor.

---

*) Wollte man Mockstadt heranziehen, so wäre nur eine Täuschung der Grund; aber Mock u. ä. kommt her von dem Vollnamen Muotker, der aber nicht Mottgers zeugte.

Lieblos zeigt zurück auf den Geschlechtsnamen Liebold oder Liebolf etwa; vgl. darüber meine ausführliche Broschüre wie über alle Ortsnamen weit und breit mit dem zweiten Bestandteil -los (bei F. W. Kalbfleisch in Gelnhausen) und Dronke, Trad. Fuld. S. 182 u. 1844.

Zur Ergänzung des a. a. O. Vorgetragenen ist zugleich von allgemeinerem Interesse, daß der Name Rudloff z. B. noch in Alsfeld vorkommt. Im „Weibergrund" verbrannte man ums Jahr 1653 eine Frau wegen Hexerei.

10. Selbold fand seine Deutung bereits im „Hessenland" 1905, S. 294. Jenseits der Berge in Oberfranken liegen die Orte Selb und Selbitz (slavisch?), wobei an einen Zusammenhang, ohne weitere gründliche Nachprüfung natürlich, noch nicht zu denken ist.

11. Haitz, ursprünglich Hegeze u. ä., soll davon seinen Namen haben, daß Kaiser Barbarossa (vgl. „Hessenland" 1906, Nr. 20 ff.) dort seine Hetz-, Jagdhunde in Wartung gegeben. Damit steht die Angabe im Büdinger Waldweistum in starkem Widerspruch, nach dem diese Hunde in der Burg selbst gepflegt werden müssen. Zugrunde liegt die Koseform Hegizo (wie Fritz aus Friedrich, Kunz aus Konrad, Heinz aus Heinrich), verkleinert aus Hegmar, Hagebert etwa.

12. Merholz (vgl. meine Arbeit über Lieblos) bildete sich aus altem Zunamen Heroldis. Herold war damals ein echt deutscher Eigenname, etwa Heereswalter ist sein Sinn; der Familienname Hörhold (Mißbildung jenes Herold) findet sich in älterer Zeit in Büdingen. Er war dort also Einzelsiedler von vornhinein.

Eine Namensage freilich erzählt folgendes: Einst kamen zwei Reiter jenseits der Kinzig an einem Orte vorüber, wo einiges Astprügelholz, in der Volksmundart Haler genannt, lagerte. Der eine der beiden wies mit den Worten: „Da liegen Haler!" darauf hin. Eine kleine Strecke weiter hatte der andere Veranlassung zu sagen: „Da liegt mehr Holz!" Das soll, so geht die geniale Behauptung, Veranlassung zur Entstehung der Ortsnamen Hailer und Merholz geworden sein. In Merholz saß der „Richter" (= Henker); Melchior Fuchs hieß einer. Später findet sich ein solcher in Gelnhausen verzeichnet.

13. Der Inhalt der Namensform Hailer ist wahrscheinlich ein Personenname, dessen erster Bestandteil das Wort eil = Schwert ist. Welches der Vollname dazu sein mag, ob Eilbert = der Schwertglänzende oder ein sonstiger, steht dahin. Das -er ist eine Erweiterung und verweist auf die Abkömmlinge jenes Eilbert hin. Vgl. Otto Preuß, Die Lippischen Familiennamen mit Berücksichtigung der Ortsnamen. Der Vorsatz des H ist auch sonst sehr oft Tatsache, vgl. Helfterbein für Elfenbein usw.

14. In diesen Namen stellen sich uns Persönlichkeiten dar, die zum ersten Male festen Fuß im Lande faßten. Ein weiterer Kulturfortschritt prägt sich im Ortsnamen Roth aus, das ‚zur Rodung' bedeutete, wie die ältere Form unterstützt.

Wer Land rodete, auch, so lange es nicht ausdrücklich verboten war, Wälder niederbrannte, Buschwerk „absengte", erwarb das Gebiet des Erarbeiteten zum Eigentum. Allgemeine Meinung ist, daß die Ortsnamen, die einen Personennamen darstellen, davon abzuleiten seien. Von ‚Rottäckern' spricht Kopp, Gericht Gründau S. 240—254.

Interessant sind nachstehende Nachrichten aus Roth, die sich auf die neueste Zeit fortgepflanzt haben:

Der letzte Schelm von Bergen, ein Hauptmann angeblich, kam eines Tages zu dem Pfarrer auf den Berg geritten und wollte seinen Kirchenstuhl verkaufen. Er brauchte Geld.

Ein Lehrer pflegte sich die Besoldungsfrucht in den Häusern selbst abzuholen, wobei er die Worte gebrauchte: „Chorn oder Cheld, ja, ja!" Ein Zeichen gleichzeitig, daß er kein Landsmann war.

Der Rother Familienname Michel ist ein Waldenser; diese wanderten im Jahre 1699 in der Gegend ein.

15. Eine Gesamtsiedelung, des ganzen Geschlechts wohl, mag aus den Ortsnamen Gelnhausen und Ravolzhausen ersichtlich sein.

Gelnhausen bedeutet so viel als „zu den Behausungen des Gelo oder Geilo". Vgl. meine ausführliche Arbeit, bei F. W. Kalbfleisch in Gelnhausen erschienen.

16. Ravolz- stammt mit großer Wahrscheinlichkeit von dem Personennamen Rabenold; ein Abt dieses Namens erscheint ums Jahr 1108 in Urkunden des Klosters Selbold (vgl. Junghans, Geschichte des Klosters S.). Auf den ersten Blick könnte man an ein Ratwalt denken, aber die ursprünglichere Form zwingt auf ein Rembold, aus jenem Rabenold wohl hervorgegangen, sich zu stellen.

17. Höhere Kulturart tut sich in der Dorfgründung dar gegenüber der vorerwähnten Anhäufung von Behausungen. Es verrät bereits ein System. In Hesseldorf zeigt sich eine Kluft zwischen der einheimischen Bevölkerung und der fremden; Hessen drangen also kolonisierend ein.

18—21. Man siedelt sich an Brunnen an, wie man in der älteren Zeit sich stammesweise wohl der Orte, wo Salz zu finden war, vergewisserte.

Kaltenborn erwuchs (wie Calbach aus Caltenbach) aus „Zum kalten Born"; Rodenborn (im Jahre 1345 erwähnt) aus „Zum roten Born"; vgl. vorn unter Nr. 1; Breitenborn aus „Zum Born auf der breiten Heide" etwa; Wittgenborn aus „Zum Born des Siedlers, Roders oder Neubruchsassen Witigo" (Vollname ist etwa Witrat, Witold, Witram).

Hin und her begegnen uns Namen von Brunnen. Der Herrchesborn = ‚Born des Herrchens', des auf dem Berg ehedem wohnenden katholischen Priesters.

Am Holländerborn hatten Holländer den Mittelpunkt ihrer Arbeit, Holz zu schlagen und fortzuschaffen. Vgl. Kopp a. a. O.

Lind- und Hollerborn beschatteten weiland wohl eine Linde, ein Holunder. Am Herrgottsbrünnchen stand ein Kreuz mit Christus daran, am Helgeborn ein Heiligenbild; vgl. Junghans, Gelnhausen S. 456 u. 425 (bei dem Kreuz).

Der Herrenborn ruft die Beziehungen zu gewissen Eigentümern wach, wie der Herrenkeller an Weinzinsempfänger gemahnt und das Weinbörnchen auf seine Umgebung (Wingert) hindeutet, der Neuborn auf eine jüngere Anlage.

Die Ortsnamenwelt dieser Gegend an der Kinzig lehrt uns die Schaffung eines immerhin reichen Bildes der Kulturentwickelung, wie sie in den verschiedenen Jahrhunderten stufenweise sich vollzieht. Natur und Mensch im Kampfe mit einander, im Ringen, bis die Geistesarbeit dem Äußeren der Erscheinung ihren Stempel aufdrückt.

Es ist das kleinste Vaterland
Der größten Liebe nicht zu klein;
Je enger es dich rings umschließt,
Je näher wird's dem Herzen sein.

Jugenderinnerungen des Fabrikanten Karl Heinrich Arnold in Kassel.

Mit Ergänzungen von August Woringer.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1802 oder 1803, nachdem mein Bruder geboren war, erkrankte meine gute Mutter. Sie hatte während ihrer Schwangerschaft einen schweren Fall von der Kellertreppe getan, erholte sich aber ziemlich wieder; meine Eltern hatten mit Rübes ein Gärtchen auf dem Weinberg gemietet, wo sie sich stark erkältet hatte, und wurde nun sehr krank. Alles hatte sich auf ein Bein geworfen; hätten die Ärzte sich entschließen können, es abzunehmen, ehe der Brand eintrat, so hätte sie, wie man glaubt, gerettet werden können. Ich erinnere mir nur, daß ich und mein jüngerer Bruder (der älteste, George, ein sehr schöner, kluger Knabe, war an den Blattern gestorben), an ihr Bett geführt wurden, wo sie uns streichelte und küßte und dann spazieren führen ließ. Einige Tage darauf wurden wir an ihrem Sarg vorbeigeführt. Sie wurde allgemein tief betrauert. Mein Vater nahm nun seine ältere Schwester zu sich, welche ihm den Haushalt führte; diese alte Jungfer heiratete aber nach einigen Jahren einen Nachbar, einen alten Registrator, und zog nach Maar, wo sie als Witwe starb. Der alte Rübe war ein geborener Eheprokurator, und so entschloß sich mein Vater auf dessen dringende Empfehlungen, die Stieftochter einer Witwe, der Metropolitanin Kersting[19]) zu heiraten. Dieselbe hatte noch 2 Töchter, die eine heiratete ein Metropolitan Eichenberg[20]) in Lichtenau, wo er auch starb, die andere ein Steuerbeamter ebendaselbst. Wir Jungens waren sehr mit dieser Heirat zufrieden, wir hatten eine recht schöne, stattliche, recht zärtliche und fleißige Frau Mutter, die sehr besorgt um uns war; mein Vater war recht glücklich, und es kamen nun öfters Kränzchen und Eßgesellschaften vor, wobei sogar die Stadtmusikanten spielten. Wir bekamen dadurch auch neue Spielkameraden, da wir bisher bloß auf die Jungen in unserer Nachbarschaft beschränkt waren, z. B. die Neubers[21]), einer Senatorin Söhne, die beiden Söhne von Professor Ruhl[22]), der Sohn vom

[19]) Constantin Apollo Kersting war Metropolitan und zweiter Pfarrer der Altstädter Gemeinde in Kassel.

[20]) Georg Wilhelm Eichenberg war Metropolitan und erster Pfarrer in Lichtenau.

[21]) Einer von diesen war Louis Neuber, geb. 3. Dezember 1791 in Kassel. Er war 1811 Adjutant-Unteroffizier im kgl. westfälischen 1. Bataillon leichter Infanterie, wurde 23. Juni 1811 Sekondleutnant, 23. Januar 1812 Premierleutnant, im Mai 1813 Kapitän und Adjutantmajor in diesem Bataillon, 3. Februar 1814 Sekondleutnant im kurhessischen Regiment Kurfürst. 1814 verabschiedet, ging er im Oktober 1816 nach Haiti, wo er im Sommer 1820 starb, wahrscheinlich auf Befehl des Negerkönigs Heinrich I. ermordet, vielleicht auch dem Fieber erlegen.

[22]) Johann Christian Ruhl, Hofbildhauer und Professor an der Akademie der bildenden Künste, geb. in Kassel 15. Dezember 1764, gest. daselbst 1842, war ein Schüler Samuel Nahls. Das Hessendenkmal in Frankfurt a. M. ist von ihm ausgeführt. 1829 verlieh ihm die philosophische Fakultät der Universität Göttingen die Doktor-

Werkmeister Wolff[23]), die beiden Söhne vom Rüde[24]), der Sohn vom Regierungsrat Becker[25]), zwei Söhne vom Hoffattler Braun[26]), vom Superintendenten Rommel[27]) usw.

Mein erster Schulunterricht war bei Mamsell Ditier, einer guten alten Jungfer, hinter dem Marstall, dann bei unserm Nachbar, einem Pfarrer Knyrim.[28]) Der Unterricht war sehr mangelhaft, nur der Stock wurde stark in Anwendung gebracht und mit Latein stark gequält. Dann kam ich auf das Lyzeum. Dabei hatte ich Zeichenunterricht bei einem Herrn Kobold[29]), später beim Professor Robert[30]) und dann auf der Akademie. Ich erinnere mich noch des Festzugs[31]) des Landgrafen, als er Kurfürst wurde, zur großen Kirche[32]) und der großen Illumination, wo mein Vater unser Haus besonders mit großen Transparenten so ausgeschmückt hatte, daß der Kurfürst sogar durch diese Gasse fuhr, um es anzusehen. Dann kam die Zeit, wo die Franzosen Kassel und Hessen besetzten. Ich ging noch abends[33]) mit den Eltern nach der Bellevue, wo man die vielen Wachtfeuer an der Söhre sehen konnte. Der Kurfürst flüchtete den

---

würde. Seine Söhne waren: 1) Geheimer Hofrat Ludwig Sigismund Ruhl, geb. zu Kassel 10. Dezember 1794, gest. 8. März 1887, hervorragender Maler, war Direktor der Akademie der bildenden Künste in Kassel. Schrieb unter dem Namen Cardenio. 2) Hofbaudirektor Julius Eugen Ruhl, geb. zu Kassel 13. Oktober 1796, gest. daselbst 27. November 1871, ausgezeichneter Architekt, Schüler Jussows und Erbauer des Kasseler Ständehauses.

[23]) Heinrich Abraham Wolff, Sohn des Kasseler Stadtbaumeisters Johannes Wolff, des Schöpfers des Tannenwäldchens bei Kassel, wurde Hoffteinmetzmeister und bildete sich auf längeren Reisen in Frankreich und Italien aus. Er erbaute die Fuldabrücke und war beim Wilhelmshöher Schloßbau, beim Bau des Aquädukts, der Löwenburg usw. tätig, wofür er den Titel eines Hofwerkmeisters erhielt. Er starb in Kassel 1812. Sein Sohn war Johann Heinrich Wolff, geb. 21. August 1792 zu Kassel, gest. daselbst 1869, besuchte die Kasseler Akademie und die Universität Göttingen, bildete sich in Paris bei Percier aus und war später Professor und Lehrer der Baukunst an der Akademie der bildenden Künste in Kassel.

[24]) Siehe Note 12. Sein ältester Sohn Johann Konrad Rübe wurde der Nachfolger seines Vaters als Hofapotheker „zur Rose" in Kassel, trat letztere aber 1. Mai 1849 an seinen Vetter und Gehilfen Johann Konrad Nagell ab. Johann Konrad Rübes jüngerer Bruder starb in seinem 15. Jahre als Kaufmannslehrling in Hannover.

[25]) Der Sohn des Regierungsrats und Lehnssekretarius Georg Peter Becker war der Hofrat und Sekretarius beim Obergericht Hermann Becker in Kassel.

[26]) Von den beiden Söhnen des Hoffattlers Braun übernahm der eine, Georg, das väterliche Geschäft, der andere, Otto Philipp, geb. 13. Dezember 1798, der den Feldzug 1814 gegen Frankreich als freiwilliger Jäger zu Pferd mitgemacht hatte, ging nach Haiti, wo er der Ermordung, die der König Heinrich I. für alle Weißen angeordnet hatte, mit Hilfe einer Negerin durch die Flucht entging. Er landete in La Guayra, wo eben Simon Bolivar seinen siegreichen Feldzug gegen die Spanier (1819) begann. Braun brachte es in seinem Heere bald zum Offizier und rückte als solcher schnell auf. Er kämpfte in den siegreichen Schlachten bei Junin (1823), wo er an der Spitze der colombischen Grenadiere zu Pferde einen Flankenangriff machte, und bei Ayacucho (1824), durch die Ober- und Unterperu befreit wurden. Nach Bolivars Tode (1830) blieb Braun in bolivianischen Diensten unter den Präsidenten Sucre und Santa Cruz. In den nun folgenden Kämpfen schlug Braun an der Spitze der Peruaner und Bolivianer die Argentinier am schwarzen Berge (Monte negro) bei Salta und wurde dafür „in Anerkennung der seinem Adoptivvaterlande geleisteten ganz unvergleichlichen Dienste" zum Generalissimus der peru-bolivianischen Konföderation und zum Großmarschall von Montenegro ernannt. Nachdem 1839 die Chilenen Santa Cruz bei Yungai geschlagen hatten und General Ballivian Präsident wurde, verließ Braun, der unter diesem nicht dienen wollte, Amerika und traf 1840 in Kassel wieder ein, wo er am 24. Juli 1869 starb. Seine erste Frau war eine Kreolin aus Arequipa gewesen; in Kassel heiratete er in zweiter Ehe Emma Barensfeld.

[27]) Von den Söhnen des Generalsuperintendenten, Oberhofpredigers und Konsistorialrats Justus Philipp Rommel (1753—1837) ist der bekannteste der hessische Geschichtsschreiber, Staatsrat Christoph von Rommel, der aber seinem Alter nach (er war 17. April 1781 geboren) hier nicht in Betracht kommen kann. Letzteres trifft aber zu bei einem jüngeren Sohne des Generalsuperintendenten, Theodor Rommel, der 1809 als Eleve in die kgl. westfälische Militärschule eintrat, 5. September 1810 Sekondleutnant im 3. Linieninfanterieregiment, am 12. Januar 1811 dasselbe in der Grenadiergarde wurde, in der er den russischen Feldzug 1812 mitmachte. In russische Gefangenschaft gefallen, trat er 28. Juni 1813 als Sekondleutnant in das 5. Bataillon der russisch-deutschen Legion ein und ging mit diesem am 31. März 1815 als Premierleutnant in das kgl. preußische 31. Infanterieregiment über. Er kommandierte später nacheinander das Infanterieregiment Nr. 20, die 13. Landwehrbrigade, die 26. Infanteriebrigade, die 12. Division. Er war Ritter des Eisernen Kreuzes und des Ordens Pour le mérite, auch wurde ihm der Adel verliehen. 1858 als Generalleutnant pensioniert, verbrachte er seine letzten Lebensjahre in Erfurt. Er war in erster Ehe verheiratet mit Susette Waitz, Tochter des Geh. Hofrats und Leibarztes Dr. med. Waitz in Kassel.

[28]) Ernst Philipp Cnyrim war außerordentlicher Pfarrer bei den reformierten Gemeinden in Kassel und Pfarrer im Zucht- und Spinnhaus daselbst.

[29]) Johann Gottlieb Kobold, geb. 1771 zu Kassel als Sohn des Hofdessinateurs und Malers Johann Werner Kobold. Als Landschafter und Porträtmaler geschätzt, war er Lehrer und Professor an der Kasseler Akademie. 1809 wurde er auf Empfehlung des russischen Gesandten am westfälischen Hofe Fürsten Repnin nach St. Petersburg berufen, starb aber auf der Reise dorthin im Oktober 1809 zu Lipochnia.

[30]) Ernst Friedrich Ferdinand Robert, geb. 15. August 1763 zu Kassel, gest. daselbst 12. Januar 1843, Neffe und Schüler Johann Heinrich Tischbeins des Älteren. Er war Professor und Lehrer an der Kasseler Akademie und Inspektor der Gemäldegalerie. Er holte 1814 die von den Franzosen entführten Gemälde aus Paris zurück, soweit sie nicht, wie unten erwähnt, in die Eremitage zu St. Petersburg gekommen waren.

[31]) 15. Mai 1803.

[32]) St. Martinskirche.

[33]) 31. Oktober 1806.

andern Morgen schon nach Arolsen und den Nachmittag hatten wir schon das ganze Haus voll Einquartierung. Abends kamen noch Holländer dazu, und wir hatten, besonders meine Mutter, vollauf zu tun, alles zu beschaffen. Die hessischen Soldaten waren entwaffnet und liefen auch noch dazwischen herum. Auf dem Schloßhofe lagen Berge von Kisten — unsere Gemäldegalerie, die, da man noch wegen der Kosten des Transports feilschte, nun in die Hände der Franzosen fiel. Der damalige Gouverneur, ein General Lagrange[34]), hatte sich einige 40 Stück der wertvollsten Bilder verraten lassen und schickte sie als seinen Raub nach Frankreich. Da es aber dem Kaiser Napoleon verraten wurde, so drehte er die Sache herum und erklärte, er hätte die Absicht gehabt, der Kaiserin Josephine ein cadeau damit zu machen. Dadurch kamen diese Kapitalbilder in deren Besitz und bildeten die Galerie von Malmaison.[35]) Nach dem Tode der Josephine wurden sie dem Kurfürsten für einige Millionen Francs von ihrem Sohn Eugen angeboten. Derselbe erklärte aber, sie wären sein Eigentum, was er nicht kaufen wolle. Da übernahm der gute Kaiser Alexander diese Sorge und sie bilden nun die Zierde des Winterpalasts in Petersburg.[36])

Dann kam meine Konfirmation in der lutherischen Kirche, wo die Königin von Westfalen, Katharina, zum erstenmal diese Kirche besuchte. Die Grenadiere der Garde bildeten Spalier von der Straße bis zu ihrem Sitz, wodurch wir Konfirmanden beinahe ganz unberücksichtigt blieben. Ich mußte nun schon im Geschäft helfen, da mein Vater viel für den Hof zu tun bekam, besonders bei den großen Hoffesten und Maskeraden, wo ich auch größtenteils mit hinkam und mir das bunte Treiben des neuen Hofes ansehen konnte, welches gegen den früheren stillen hessischen Hof einen argen Kontrast bildete. Unser Adel hatte sich schnell in diese Lage gefunden.

Auch den Durchzug des Bernadotteschen Korps aus Hannover[37]) sah ich, unsere Truppen standen aufmarschiert in ihrer steifen Haltung, der Puder lief ihnen bei der Hitze über die Gesichter; dagegen staunte alles, wie leicht sich die Franzosen bewegten und wie zweckmäßig sie bewaffnet und gekleidet waren. Ebenso sah ich das Blüchersche Korps durch Kassel marschieren[38]), mit einer Unzahl von Zeltpferden, ungeheuren Bagagewagen mit Hühnerställen usw. Dabei das ungeheure Renommieren der Preußen, wie sie die Franzosen ausklopfen wollten usw. Hernach[39]) kamen die langen Züge der unglücklichen Gefangenen, die wie wilde Tiere in das Gardeducorps-Reithaus eingesteckt wurden, wo immer viele starben. Ich mußte immer mit einigen Arbeitern Suppen und Brod dorthin bringen und konnte das Elend recht ansehen und die traurigen Erzählungen der Leute hören. Die Eskorte bestand gewöhnlich aus Württembergern und Darmstädtern, die ihre Landsleute wie die Hunde behandelten. Dann[40]) fingen schon hin und wieder an sich Unruhen zu zeigen, Verhaftungen kamen häufig vor, und von da an fielen die Exekutionen durch Erschießen auf dem Forst vor; das Kastell war immer gepfropft voll solcher armen Unglücklichen.

Damals ereignete sich die Pulverexplosion in Eisenach, wodurch viele Häuser und Menschen vernichtet wurden.[41]) Ich machte mich damals mit einem jungen Eisenacher auf den Weg, sah mir das Unglück an und ging auch nach Gotha, wo unsere Kurfürstin[42]) damals wohnte, wurde ihr auch vorgestellt und sehr gnädig empfangen. In Eisenach besuchte ich die Wartburg, wovon mir ein alter Arbeiter in unserer Fabrik viel erzählt hatte, der dort Hausbursch und Aufwärter bei einem Staatsgefangenen gewesen war, wovon aber niemand wußte, wer er war.

[34]) Joseph Graf Lagrange, französischer Divisionsgeneral und Generalinspekteur der Gensdarmerie, war vom 4. November 1806 bis September 1807 Gouverneur von Hessen, von September bis 6. Dezember 1807 Mitglied der Regentschaft des Königreichs Westfalen, wurde 7. Dezember 1807 westfälischer Kriegsminister, aber bereits am folgenden Tage vom Kaiser Napoleon abberufen. Sein mildes Auftreten in Hessen ist wesentlich auf seine Bestechlichkeit zurückzuführen.

[35]) La Malmaison, Lustschloß im französischen Departement Seine-et-Oise, in der Nähe von Versailles, Wohnort Josephinens nach ihrer Scheidung von Napoleon I.

[36]) Nicht im Winterpalast, sondern in der Eremitage bei St. Petersburg befinden sich die Gemälde.

[37]) 17. bis 22. September 1805.

[38]) Im September 1806. Auf Erfordern Frankreichs mußte das Korps bei Wabern Kehrt machen und nach Hannover zurückmarschieren.

[39]) Nach der Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806).

[40]) Nach der Besetzung Hessens durch die Franzosen am 1. November 1806.

[41]) Ein starker Pulvertransport explodierte am 1. September 1810 in den engsten Straßen Eisenachs, wodurch ein ganzer Stadtteil zerstört wurde.

[42]) Wilhelmine Karoline, geb. Prinzessin von Dänemark (geb. 10. Juli 1747, gest. 14. Januar 1820), Gemahlin Kurfürst Wilhelms I., wohnte während der Besetzung Hessens durch die Franzosen meist bei ihrer Tochter Karoline Amalie (geb. 11. Juli 1771, gest. 29. Februar 1848), die 24. April 1802 den Herzog Emil Leopold August von Sachsen-Gotha-Altenburg geheiratet hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Hessisches Städtchen.

(Mit Zeichnung von Hans Meyer-Kassel.)

Waldüberwacht am Berghang hingelehnt,
Wie eine Braut, die sich zum Bräut'gam sehnt,
Steht es und starrt mit hold verträumtem Blick
Entgegen seinem unbekannten Glück.
Derweilen droben in dem Burggemäuer
Schürt froh Frau Sage noch ihr flackernd Feuer.
Und manchmal summt sie leise für sich hin
Von Königsschätzen tief im Bergschoß drin. —
Der Mauerturm im hart zerschliss'nen Kleid
Ragt wie ein Fremdling in die neue Zeit.
Einreiten sah der einst durchs off'ne Tor
Den tollen Tilly, der Kroaten Korps.
Hei, wie die Flammenflut ihn heiß umzuckte,
Die alles fraß und gar den Kirchturm duckte!
Ein Chaos ward da unten. — Lang ist's her. —
Ein Dohlenpaar huscht aus zerbroch'ner Wehr.
Das weckte wohl das kurze, schrille Lied.
Der Eilzug sang's, der donnernd westwärts zieht. —
Verlegen starrt der Turm sich um und um.
Kopfschüttelnd brummt er in den Bart: „Wie dumm! —
Was tu ich noch in diesem Zauberspiel?“
Krach! — War's ein Stein, der aus der Brüstung fiel? —

Kassel. H. Bertelmann.

Das Mützeneck.

Von Valentin Traudt.

Es war so selbstverständlich, daß die Väter oder hausväterlichen Mütter, die ihre Sprößlinge auf das Gymnasium in X brachten, im Mützeneck ebenso gut wie beim Buchbinder Maus einkehren mußten, daß man eigentlich gar nicht davon reden sollte. Hatte der kleine Tausendsasa glücklich die Aufnahmeprüfung bestanden und sein lenzjunges Wissen in die Akten der Schule so verpflanzt, daß der Herr Direktor für weiteres Wachstum sorgen wollte, dann mußte doch auch gleich die bunte Mütze Kopf und Werk krönen. Und die gab es einzig und allein im Mützeneck, gab es sogar da mit vielen guten Ratschlägen und Ermahnungen.

Leider war beides oft nur für den Wind, Mütze und Ratschläge . . .

Das Mützeneck war ein kleines, scharf in die Straße vorgebautes Häuschen, dessen weißes Fachwerk, umrahmt von den rotbraun gestrichenen Balken, einen ehrwürdigen Eindruck machte. Und wenn gar von Mai bis tief in den Oktober hinein an jedem Fenster eine Reihe lachender Blumenstöcke stand, dann erinnerte es an ein freundliches Greisengesicht, das mildäugig unsere Zeit aus den Erlebnissen längst entschwundener Kleinstadtpoesie betrachtet. An dem mächtigen eichenen Eckband war ein verschnörkelter Eisenarm befestigt, der eine große Blechmütze trug, hübsch grellrot, doch sonst solid. Wenn sie sich nicht so gebieterisch als Ziel für allerlei Wurfgeschosse, namentlich für unschuldige Schneebälle, angeboten hätte, dann wären wohl auf dem eingezogenen Rande ihrer alten Biedermeierform familienreiche Spatzenansiedelungen entstanden, allerdings auch dabei wieder vorausgesetzt, daß die Akustik in dem Raume nicht etwa störend bei der Unterhaltung unserer Straßenphilosophen gewirkt hätte. Ortsunkundige Rotschwänzchen haben wohl zuweilen den Versuch gewagt, das Ungetüm zu besiedeln; aber ihre Nerven hielten es auf die Dauer nicht aus. Viel aufregender noch als der Donner, den ein wohlgezielter Steinwurf hervorrief, mußte ja das dumpfe, gespenstische Trommeln sein, sobald es langsam zu regnen anfing, und der helle Lichtschein, den die drei Hände breit darunter befestigte Petroleumlampe allnächtlich zu der Höhlung emporsandte. Die Mütze war so groß, daß man sie im Notfalle auch als Badewanne hätte verwenden können, falls der Gebrauch eines solchen Luxusgegenstandes irgend einmal in Frage gekommen wäre. Solcher Dinge entschlägt man sich aber in einem biederen Ackerbaustädtchen — mit oder ohne Gymnasium — gar leicht.

Der Besitzer des Mützenecks, der weißhaarige Braun, war ein alter Freund des Herrn Direktors, ein Freund und Berater sämtlicher Schüler, ein Kenner aller Schülerwohnungen und Küchenzettel und darum ein Sachverständiger in den ersten Schulangelegenheiten.

„Wo die Wisseschaft ei warm Stub un ei groß Butterbrot, am beste mit Wurst belegt, finde tut, da kann sie auch gedeihe.

Schnabuliere un studiere
tut zum gute End uns führe.

So ist's.“

Er nickte mit dem Kopf, sah durchs Fenster über die Gasse und wartete auf den Widerspruch, der nie kam.

Am lebhaftesten ging es bei Braun her, wenn die Aufnahme der neuen Schüler und die Versetzung kam.

Trat da der neugebackene Sextaner mit seiner hocherfreuten Begleitung in das kleine Lädchen, dann schob sich Braun bedächtig hinter seinem Werktisch, der in der Ecke stand, hervor, hob hübsch sachverständig die Brille hoch, fuhr sich über die Augen und sagte: „Da wären wir ja, kleiner Mann. Ich hab mir's gleich gedacht, gleich gedacht. Ja, ja, das sieht man dem Bub an.“

Und wenn nun die Bestellung gemacht war und er den Namen des Jungen hören sollte, dann winkte er heftig ab.

„Lasse Sie mal, nei, lasse Sie mal. Den muß ich kenne. Weit und breit kenn ich mich aus. — Sag mal, Bub, ist net Dein Bruder vor drei oder vier Jahr hier abgegange? — So, so, siehst Du wohl.“

Manchmal stimmte es aber auch nicht.

„Nei, nei, wie man sich irre kann. Ja, man wird alt.“

Nun schrieb er den Namen ein, auch wenn man die Börse in der Hand hielt.

„Wenn Sie auch bezahle; aber Ordnung muß sein. Ich hab mei Bücher noch von vierzig Jahr her.“

Mußte Braun einmal Maß nehmen, dann geschah es mit einer gewissen Oberflächlichkeit.

„Also mal ran. Wisse Sie, verehrte Frau, verstehe Sie, wann man so lange mit Köpfen verkehrt, hat man's wohl heraus. Nur der Ordnung wegen. Also 56. Durchaus normal sonst. Wisse Sie, der Herr Direktor, was mein Freund ist, mißt von innen, ich von außen. Jedesmal stimmt's.“

Er notierte die Zahl.

„Tuch doch wohl? — In den große Städte nehme sie auch oft Seide. Aber wozu? — Siehst Du, kleiner Schlaumeier, mit Grün geht's an; wann Du fleißig bist, kommt Blau, nachher Rot, — Rot wird ihm gut lassen, sehr gut —, und der Weisheit Schluß ist eben Weiß. Mach meiner Mütz Ehr und wirf net mit Steine nach meiner

Mütz am Haus. Geht's in die Latern, ist's kein Spaß mehr."

Hatte der Alte einen kleinen Dickkopf vor sich, dann hatte er das natürlich auch gleich gewußt.

„Nei, nei, so ei Dickköpsche. Hab mir's ja gleich gedacht."

Lächelte dann Papa oder Mama, so erging sich sein Redefluß in allerlei physiologischen und phrenologischen Betrachtungen, die er mit wunderlichen Vergleichen würzte.

„Der Hannibal und all die große Römer, auch der Plato und der Schiller und der Napoleon hatte mächtige Köpf. Manchmal sozusage ei Beweis von große Tätigkeite. Nicht immer, nein, net, — nicht immer. Große Geldbeutel voller Nickel, kleine voller Gold . . . wer kann's wisse? Aber komm nur, Dicker, ei Mütz gibt's auch vor Dich. Und dann kommt's auch auf die Auge an. — Habe Sie schon ei Logie vor den Bub? So! Na, dann ist's gut."

Aber auch für jeden versetzten Schüler, wenn er die neue Mütze holte, hatte er ein passendes Wort, halb jugendlich flott, halb väterlich ermahnend. Und alle waren ihm gewogen und nannten ihn ihren „Onkel" Braun. Wenn gar Regenwetter war und selbst die umfangreichste Hausarbeit die Langeweile nicht vertreiben konnte, dann war bei ihm schier jedes Plätzchen besetzt. Wer nicht mehr ankommen konnte, stürmte natürlich weiter in die Buchbinderwerkstatt hinter der Kirche, wo es auch gar mancherlei zu sehen und zu hören gab.

Dieser Verkehr mit der Jugend hatte ihm eine lichte Jugendlichkeit erhalten. Die Blüte des Landes brachte ihm ja fortgesetzt ihren stärkenden Duft in den engen Raum des Lädchens. An solchen Tagen sprachen auch oft die Mädchen der kleinen Töchterschule vor, um bunte Lappen für ihre Puppen zu holen, — und nicht nur die der unteren Klassen hatten noch Puppen. Das war ein Suchen und Kichern, ein Erröten und Verstummen . . .

„Onkel, nun erzähl 'mal von 1866!"

„Nein, von 1870!"

„Siebzig war er ja schon nicht mehr bei! Nicht, Onkel?"

„Dabei war ich schon; aber net mit. Aber Sechsundsechzig, wie das deutsche Reich zugeschnitte wurd, da freilich. Zusammegenäht habe sie 's erst Siebzig."

„Erzähl nur was von Soldaten."

Endlich fing er an: „Ihr wißt ja von Aschaffenburg, von der Schlacht bei Aschaffenburg wohl gar niks."

„Da war 'ne Schlacht? — Ach, mach uns doch nichts weis."

„Und was vor ei. Wir Husare kame gerad noch recht von Frankfurt her. Die ganz Nacht im Sattel und dann in die Schlacht. Es war der euch am 14. Juli, mir denkt's immer dran."

Und dann floß sein Mund über von den Erlebnissen jenes Tages, wie sie in den Straßen gekämpft, an der Brücke in das Kreuzfeuer der Preußen gekommen waren, wie ihr wackerer Rittmeister von Baumbach tödlich verwundet wurde und die Schlacht verloren gehen mußte, weil der Feind so furchtbar stark war.

Plötzlich aber sprang er auf: „Fertig! Da hat einer ein Streichholz angesteckt. Hier wird aber net geraucht."

„Nein, nein, Onkel Braun."

„Wer war's dann?"

Manchmal meldete sich der Sünder, manchmal auch nicht. Das war Onkel Braun aber auch einerlei, jedenfalls erzählte er nicht mehr weiter, sondern versank so in Träumerei und Nachsinnen, daß einer nach dem andern langsam und schweigend von dannen ging.

Draußen trommelte der Regen auf der großen Mütze und drinnen saß der alte Mann in Traurigkeit, die Hände im Schoß, den Blick ins Leere gerichtet. Von Zeit zu Zeit zuckte es um seine schmalen Lippen, als habe er große Schmerzen zu verwinden, während die Finger krampfhaft in den Taschen seines grauen Rockes wühlten . . .

Erst gegen Abend kam er zu sich.

„Gewiß, Jugend ist Jugend; aber auch Vorbereitung fürs Lebe. O, mein Heinrich!" — —

Heinrich war sein Sohn.

Väterlichen Stolzes hatte er ihn eines Tages zur Prüfung in das Gymnasium begleitet, und dann war er mit ihm hinaus in den Frühlingswald gegangen und hatte ihm einen Strauß Schlüsselblumen an die neue Mütze gesteckt und ihm von der Mutter erzählt.

„Das hätt sie noch erlewe müsse, Heinrich. Für Dich, für Dich nur habe mir gespart. Gelt, Heinrich, jetzt bist Du mir recht fleißig und brav und gut."

Ja, das war er auch in den ersten Jahren. Immer einer der tüchtigsten Schüler, hatte er dem Alten freudenreiche Tage gemacht. Und er sah schon die Zeit nahen, da er sein „Mützeneck" verkaufen und mit seinem Sohn auf das Dorf ziehen konnte, wo der als Pfarrer amtieren würde. Oben in einem Dachstübchen wollte er wohnen. An den Wänden sollten Vogelkäfige mit allerlei Singvögeln hängen wie einst bei seinem Vater. Langsam und mit Bedacht wollte er noch einmal alle die alten Geschichten lesen, die ihm seither müßige Stunden vertrieben hatten, und mit den Bauern wollte er die Dinge beschwatzen, die der Tag brachte, hübsch klug und bedenklich.

Aber eines Tages war dann alles aus gewesen.

Heinrich hatte in Nachbars Scheune heimlich geraucht und durch seine Unvorsichtigkeit einen großen Brand verursacht. Der alte Braun wartete

nun nicht, bis sein Sohn von der Schule gewiesen wurde, er meldete ihn sofort ab und gab ihn auf ein entferntes Gut in die Lehre. Nun möge er sehen, wie er sich in schwerer Arbeit zum ordentlichen Menschen emporringe. Mit dem, was er für ihn erspart hatte, half er dem Nachbar so gut es ging auf; denn das wäre seine Pflicht von Gottes und Rechts wegen.

Von der Zeit an, da wieder ein neues Haus und eine neue Scheune dem Städtchen sagte, daß der Schaden gutgemacht war, legte der Alte wieder Taler zu Taler für seinen Heinrich auf die Seite, und er hörte damit auch nicht auf, als er eines Tages die Nachricht erhielt, daß der „Ungeratene" spurlos verschwunden sei. Nun lieh er nie mehr wie sonst einem Primaner auch nur den kleinsten Betrag. Immer hatte er jetzt in solchen Fällen nur ernste Worte für sie. Vergeblich war ihr Bitten, er solle ihnen doch nur diesmal aushelfen, der Buchhändler verkaufe das Lexikon nur gegen bar und morgen schon müßten sie es haben, oder die Schwester habe Geburtstag und eine Kleinigkeit wären sie der doch schuldig. Trotzdem blieb Braun beliebt, beliebt, weil er ein so großes Bedürfnis hatte, jugendliche Seelen um sich zu sehen, weil er wähnte, wie er jetzt an denen handelte, handelten die Menschen draußen auch an seinem Kind. Alle sollten sie brave Männer werden . . .

„Er wird eines Tages auch als ein tüchtiger Mann heimkomme."

Und die zu ihm kamen und bei ihm saßen, fühlten auch wohl, wie es den Einsamen tröstete, daß sie ihm ein Stündchen schenkten . . . Es waren die unverdorbenen kindlichen Seelen, die, reichen Mitleides voll, ausstreuen müssen von dem Gut, das ihnen von Vater und Mutter überkommen war —: Liebe für Liebe. Die sieben mal sieben Gescheiten in allen Dingen, die kamen ja nicht.

Wie oft machte er für seine Freunde einen Gang zum Herrn Direktor, wie oft schrieb er an ihre Eltern, wenn ein kleines Mißgeschick die jugendlichen Herzen betroffen hatte!

Der „Onkel Braun".

„Onkelchen, Du mußt schreiben! — Onkelchen, Du mußt hingehen!"

Und der stille, einfache Mann, der Vater mit dem großen Leid im Herzen, vermochte gar viel. Und es war ihm dabei, als bitte er für seinen Heinrich, als habe ihn der angerufen.

Doch der schwieg und schwieg. Kein Wort stahl sich in den dunkeln Winkel, in dem der Alte hockte und seine bunten Mützen nähte. So wagte auch niemand mehr nach ihm zu fragen.

Endlich aber lief es wie eine Wundermär von Haus zu Haus: „Onkel Brauns Bub kommt."

Und im Lädchen drängten sich an dem Tage alle Klassen des Gymnasiums zusammen.

„Onkel, ist's wahr?"

„Ja, ja, Kinderchen," rief er in einem fort. „Gewiß ist's wahr."

„Aus dem Kapland kommt er? Ist's wahr?"

„Freilich, freilich!"

„Onkel, ich möcht Freimarken von ihm. Hast's gehört. Er bringt doch Freimarken mit, seltene Afrika?"

„Ich möcht' ein Negerspieß!"

„Ich ein Messer!"

„Aber bestimmt, Onkel, sicher, einen giftigen Pfeil. Nicht?"

Und die Mädel kamen und bettelten Goldperlen, natürlich recht echte, und Kokosnüsse und Süßholz und Johannisbrot.

„Aber ganz bestimmt, Onkelchen!"

An dem Abend dieses denkwürdigen Tages kam der alte Mützenmacher wieder wie vor langen, langen Jahren mit einer brennenden Zigarre in den „Hirschen" und nahm sein Plätzchen neben dem großen Uhrkasten in Beschlag, als habe er nie hier gefehlt. Zwei Tage später saß ein hagerer ernster Mann neben ihm und erzählte von dem Kampf, den die Buren geführt, und von all dem Elend, das er gesehen, und daß er gekommen sei, den Vater zu holen und ein Weib für seine Farm . . .

Das deutsche Mädchenherz fand sich und Onkel Brauns Sparkassenbuch auch und fröhliche Wochen gingen ins Land und machten aus dem Mützeneck ein lustiges Haus. Jungen und Mädel liefen bis in die Nacht ein und aus und bettelten mit einer Inbrunst, als habe Heinrich strackwegs ganz Afrika in seinen Rohrkoffern. Und der Buchbinder sah seine Indianerbibliothek verwaist und der „Cäsar" war nur für den Klassengebrauch noch da. In der hinteren Stube des Mützenecks aber baumelten die ungelenken Schülerbeine gegen die langen Kastenbänke und konnten sich nur schwer dazu verstehen, endlich „Onkel Braun" und den Afrikaner in den „Hirschen" zu entlassen. In jedes Album mußte er schreiben, jedem seine Adresse geben, jedem eine Straußenfeder oder ein Antilopenhorn versprechen.

Und als die Hochzeit war, leuchteten zwischen den blonden Mädchenzöpfen die bunten Mützen aller Klassen bis in die letzte Kirchenbank, und als er abfuhr, hatte der Bahnhofsvorsteher seine liebe Not, ohne Verspätung fertig zu werden.

Der alte Onkel Braun ist im Mützeneck geblieben und wieder lustig geworden. Aber das Rauchen leidet er in seinem Hause trotzdem nicht. Gestern noch war ich bei ihm und habe meinem Bub eine Mütze gekauft und eine „Namaqualand", „sehr selten, wahrhaftig sehr selten," noch obendrein bekommen. Und von der Schlacht bei Aschaffenburg haben wir auch gesprochen.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der Hessische Geschichtsverein in Marburg unternahm am 24. Mai einen Ausflug nach der Saalburg, wo Oberbaurat Jakobi die Führung freundlichst übernommen hatte.

Hochschulnachrichten. Marburg: Der Direktor der chirurgischen Klinik, Prof. Dr. Hermann Küttner, wurde entsprechend dem einstimmigen Vorschlage der Breslauer medizinischen Fakultät als Nachfolger Garrès zum Direktor der chirurgischen Universitätsklinik und -Poliklinik zu Breslau ernannt. — Privatdozent für pharmazeutische Chemie und Nahrungsmittelchemie und Abteilungsvorsteher am pharmazeutisch-chemischen Institut Dr. Rupp wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

Historische Kommission. Die Historische Kommission für Hessen und Waldeck wird ihre diesjährige (10.) Jahresversammlung am 8. Juni im Senatssaale der Marburger Universität abhalten.

Hessischer Städtetag. Am 24. Mai fand zu Pyrmont die 18. Versammlung des Hessischen Städtetages statt, zu der über 50 hessische und 4 waldeckische Städte Vertreter entsandt hatten. Geheimrat Schüler-Marburg wurde zum Ehrenmitglied ernannt. Dem Vorsitzenden, Oberbürgermeister Müller-Kassel, wurde anläßlich des Städtetages vom Fürsten von Waldeck-Pyrmont das waldecksche Verdienstkreuz 2. Klasse verliehen. Es fanden u. a. Referate statt über Feuerlöschwesen, Wanderfürsorge und Wanderarbeitsstätten, Nahrungsmittelchemie, städtischen Obstbau und landschaftliche Verschönerung kleinerer Städte. Als Ort der nächsten Tagung wurde Waldeck bestimmt.

Butzbacher Heimatpflege- und Volkstrachtenfest. Offizielles Programm. Sonntag den 16. Juni 1907: Eröffnung des Heimat- und Volkstrachtenmuseums in der Griedelerstraße durch den Historischen Verein zu Butzbach; nachmittags ½3 Uhr: Feier in der Festhalle am Wetzlarer Tor; nachmittags ½4 Uhr: 1. Musikstück; 2. Ansprachen; 3. Musikstück; 4. Preisverteilung an die Verfasser der von dem Verein für ländliche Heimatpflege, Wohlfahrt- und Kunstpflege preisgekrönten Gedichte und Erzählungen (Preisausschreiben vom 18. April 1907); 5. Vortrag der drei preisgekrönten Gedichte; 6. Spinnstubenlieder; 7. Blumenreigen; 8. Harmonika-Preisspiel (Preisausschreiben des Vereins für ländliche Heimatpflege rc. vom 3. Mai 1907); 9. Vortrag von Gedichten in Wetterauer Mundart; 10. Musikstücke. — Konzert in der Festhalle, Ansprachen, Lieder. Abends 8 Uhr.

Todesfall. In der Nacht vom 14. zum 15. Mai starb unerwartet an den Folgen einer Darmverschlingung der Generaloberarzt a. D. Dr. Emil Krisch. Krisch war am 3. März 1840 zu Fulda als Sohn des dortigen Landkrankenhaus-Rentmeisters geboren, studierte in Marburg, wo er dem Korps Teutonia angehörte, und Würzburg Medizin und erhielt nach abgelegtem Staatsexamen Anstellung als Assistenzarzt beim Landkrankenhaus zu Fulda unter Leitung des Regierungs- und Medizinalrats Dr. Wigand. Im Jahre 1866 wurde er im 1. hess. Inf.-Rgt. (Kurfürst) Assistenzarzt und war mit der hessischen Division in Mainz interniert. 1867 wurde er in das 1. hess. Husarenregiment versetzt, machte in diesem den Feldzug in Frankreich mit, wurde bei Sedan verwundet und erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse. 1872 kam er als Stabs- und Bataillonsarzt zum Inf.-Rgt. Nr. 32 nach Hersfeld, 1884 als Oberstabsarzt zum schleswig-holsteinischen Dragoner-Rgt. Nr. 13 in St. Avold; 1891 wurde er als Garnisonarzt nach Kassel versetzt und ihm die Leitung der Lazarette übertragen; in dem neu formierten Inf.-Rgt. Nr. 167 wurde er Regimentsarzt, welche Stellung er bis zum Jahre 1904 inne hatte. In ihm ist ein treuer, weit und breit geachteter und beliebter Hesse von kernigem Humor dahingegangen, der sein prächtiges Erzählertalent auch in unserem „Hessenland" bewiesen hat.

Hessische Bücherschau.

Hessische Landes- und Volkskunde. Das ehemalige Kurhessen und das Hinterland am Ausgange des 19. Jahrhunderts. In Verbindung mit dem Verein für Erdkunde zu Kassel und zahlreichen Mitarbeitern herausgegeben von Karl Heßler. Bd. I. Hessische Landeskunde. 2. Hälfte. Mit 1 Karte u. zahlr. Abb. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhg.) 1907.

In einem stattlichen, 869 Seiten umfassenden Band ist nun auch des ersten Bandes zweite Hälfte von Heßlers Landes- und Volkskunde erschienen. Während die erste Hälfte die physikalischen Verhältnisse des Regierungsbezirkes schilderte, befaßt sich der vorliegende Teil mit der Ortskunde. Das war, da die Landeskunden Pfisters (1840), Landaus (1842) und Altmüllers (1860) schon reichlich weit zurückliegen, eine sehr notwendige Sache; sie wurden auch hier eingehend und dankbar benutzt, fanden aber auf Grund der letzten Statistiken und eigener Studien die wünschenswerte Ergänzung; in welchem Umfang dies geschah, zeigt schon eine Vergleichung dieser alten Büchlein mit dem hier vorliegenden voluminösen Werk. Eine ganz immense Arbeitskraft ist hier vom Herausgeber und seinen zahl-

reichen Mitarbeitern betätigt worden. Jeder Kreis ist für sich behandelt, und den Bearbeitern der einzelnen Kreise standen ihrerseits wieder eine ganze Anzahl von Mitarbeitern zur Verfügung. Der Herausgeber selbst hat den Stadt- und Landkreis Kassel, ferner die Kreise Wolfhagen, Fritzlar, Schlüchtern und im Verein mit Lehrer Löber den Kreis Melsungen bearbeitet. Weiter sind bearbeitet die Kreise Hofgeismar von Professor Franz, Frankenberg von Rektor Schenk, Marburg von E. Schneider und P. Wickenhoefer, Kirchhain von F. Wickert und K. Flor, Ziegenhain von Johann Heinrich Schwalm, Homberg (unter Verwertung von Beiträgen von H. Dörbecker, L. Heinlein, J. Seipel u. a.) von W. Vesper, Witzenhausen von E. Döring, Eschwege von Lehrer Bierwirth, Rotenburg von A. Holl, Hersfeld von Ackert, Hünfeld von Hauptlehrer Weber, Gersfeld von Theobald Jung, Fulda von Dr. phil. Fritz Seelig, Gelnhausen von Pfarrer Hufnagel, Hanau von Pfarrer Karl Henß, die Herrschaft Schmalkalden von A. Pistor, die Grafschaft Schaumburg von P. Gündel. Vorausgeschickt ist dem Ganzen eine Betrachtung des Regierungsbezirks im allgemeinen von Karl Heßler, worin über Ausdehnung, Grenzen des Regierungsbezirks, die Größe der Provinz, eine Bevölkerungsstatistik vom 1. Dezember 1900, die Zunahme der Bevölkerung, die Verwaltung und Einteilung der Provinz sowie schließlich über die Einteilung der Gerichtsbezirke gehandelt wird. Weitere Abschnitte behandeln die Kreise nach Größe und Einwohnerzahl, die Einwohnerzahl der Städte, die Lehr- und Erziehungsanstalten der Provinz usw. Jeder Kreis ist in erschöpfender Weise durchgearbeitet, neben der eigentlichen Ortsgeschichte sind die geologischen, religiösen Verhältnisse berücksichtigt, ferner diejenigen auf gewerblichem und industriellem Gebiet, eingehende Angaben über die Bodenschätze, die letzte Volks-, Vieh- und Obstbaumzählung gemacht; daneben nehmen die Abschnitte über die geschichtliche Vergangenheit einen breiten Raum ein. Daß nicht alle Teile gleichwertig sind, liegt bei der großen Zahl der Mitarbeiter auf der Hand; einzelne Teile sind ganz hervorragend behandelt, ihre Verfasser zeigen, daß sie mit dem einschlägigen Material der neuesten biologischen, ethnographischen usw. Forschungen durchaus vertraut sind. Es ist aber ganz unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen. Auch dieser Band ist wieder mit einer verschwenderischen Fülle von Abbildungen bedacht worden; er enthält außerdem wieder wie Band II in dankenswerter Weise die Heßlersche Schul-Handkarte Hessen-Nassaus und Waldecks. Vier besondere Beilagen zeigen die ganzseitigen Städteansichten von Kassel, Marburg, Hersfeld und Schmalkalden.

Das Werk ist immer noch nicht abgeschlossen. In einem Schlußband (III., der ganzen Reihe viertem Band) soll noch behandelt werden: die territoriale Entwickelung und kurze Geschichte Kurhessens (Dr. Fritz Seelig), die Bedeutung hessischer Berg-, Flur- und Ortsnamen (Dr. W. Lange), die hessischen Adelsgeschlechter (Dr. Fritz Seelig), Hessische Münzen, Orden, Wappen usw. (Dr. Fritz Seelig), Beschreibung des Hinterlands (Prof. M. J. Flach) und anderes mehr.

Möge das einzigartige, in deutschen Landen seltene und wagemutige Unternehmen des Verlags weiter dadurch unterstützt werden, daß auch der vorliegende Band, der schon als Nachschlagewerk unentbehrlich geworden ist, wie seine Vorgänger überall in Hessen dankbar aufgenommen wird.

Heidelbach.

Personalien.

Verliehen: dem emer. Pfarrer Fischer zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Oberpostkassenbuchhalter Passow zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat; dem Kaufmann Schüßler zu Kassel der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Oberlandesgerichtsrat Ungewitter zu Kassel zum Reichsgerichtsrat; Landgerichtsrat Küntzel zu Kassel zum Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S.; Gerichtsassessor Schaeffer zu Kassel zum Landrichter in Düsseldorf; die Eisenbahnbau- und Betriebsinspektoren Laspe zu Hanau und Schneider zu Eschwege zu Regierungs- und Bauräten; Postinspektor Dreßler zu Kassel zum Oberpostinspektor; Regierungsbaumeister Vogel zum Landbauinspektor in Kassel; Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Hanau Prof. Dr. Bomberg zum Gymnasialdirektor in Dillenburg; Rechnungsrat Dietzel zu Kassel zum Rechnungsdirektor bei dem Oberlandesgericht daselbst; Polizeisekretär Wiedemann zum Polizeiassessor bei der kgl. Polizeiverwaltung in Kassel.

Übertragen: dem Pfarrer extr. Riemenschneider die neu gegründete Pfarrgehilfenstelle in der Kirchengemeinde Kassel-Wilhelmshöhe.

Beauftragt: Pfarrer extr. Paulus mit Versehung der Pfarrstelle zu Möllenbeck; Pfarrer extr. Moutoux zu Oberkaufungen mit Versehung der Pfarrstelle in Mansbach; Pfarrer extr. Horst zu Friedewald mit Versehung der Pfarrstelle in Caßdorf; Gerichtsassessor Moll zu Fulda mit der Verwaltung der Amtsrichterstelle in Nentershausen.

Überwiesen: Regierungsassessor Castan zu Marienwerder dem Landrat des Kreises Eschwege zur Hilfeleistung in den landrätlichen Geschäften.

Versetzt: Landrentmeister Gerke zu Kassel als Kasseninspektor an die kgl. Regierung in Magdeburg; Postmeister Seybert zu Hünfeld als Oberpostsekretär nach Offenbach.

Geboren: ein Sohn: Landrichter Wicher und Frau Ella, geb. Klostermann (Limburg, 16. Mai); Oberlehrer K. Dörbecker und Frau Paula, geb. Hanstein (Marburg, 19. Mai); Regierungsbaumeister Kruchen und Frau Maria, geb. Pfeiffer (Charlottenburg, 21. Mai); Dr. phil. O. Grotefend und Frau Ida, geb. Opperbeck (Marburg, 25. Mai); — eine Tochter: Rittergutsbesitzer Maertens und Frau Rudi, geb. Baare (Rittergut Siebenhausen, 20. Mai); Kaufmann Ernst Baumann und Frau Emmy, geb. Timaeus (Hirschberg bei Großalmerode, 21. Mai); Rechtsanwalt Auth und Frau (Marburg, 24. Mai); Oberlehrer Dr. Fuckel und Frau (Kassel, 26. Mai).

Gestorben: Generaloberarzt a. D. Dr. Emil Krisch, 67 Jahre alt (Kassel, 15. Mai); Rentner Friedrich Braun, 70 Jahre alt (Hersfeld, 15. Mai); Frau Marie Rockwitz, geb. Bernhardi, Witwe des Regierungs- und Geh. Medizinalrats, 74 Jahre alt (Kassel, 18. Mai); Amtsgerichtsrat a. D. Gustav Stöber, 72 Jahre alt (Obernkirchen, 18. Mai); Dr. med. Richard Fenner, Schiffsarzt beim Norddeutschen Lloyd (Colombo auf Ceylon, 19. Mai); Kanzleiinspektor a. D. Heinrich Erbeck, 72 Jahre alt (Kassel, 21. Mai); Postverwalter a. D. Wilhelm Göbel, 83 Jahre alt (Wetter, 22. Mai); Fabrikant Wilhelm Scheller, 63 Jahre alt (Kassel, 22. Mai); verw. Frau Louise Menzler, geb. Sennholz (Kassel, 24. Mai); Pfarrer Karl Schütte (Münchhausen, 25. Mai); Fabrikant Oskar Ernst (Kassel, 25. Mai); Frau Lilli Scheuermann, geb. von Bodenhausen, Witwe des Pfarrers (Kassel, 25. Mai); Frau Johanna Wertheim, geb. Berg (Kassel-Wilhelmshöhe, 26. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 12. XXI. Jahrgang. Kassel, 17. Juni 1907.

Kloster Weißenstein.*)

Von Paul Heidelbach.

Daß das im Westen der Residenzstadt Kassel sich erhebende basaltische Hochland des Habichtswaldes, in das die Wilhelmshöhe wie ein Juwel in ein Schmuckkästchen hineingelegt ist, einst von Meer umspült war, bezeugen die Seeschlammschichten mit ihren Versteinerungen und Fischabdrücken, die noch heute nicht nur am Abhang des Berges, sondern auch an dessen Höhen gefunden werden. Der Habichtswald ragte damals gleich dem Dörnberg und anderen, durch vulkanische Ausbrüche aufgesetzten Bergen als Insel aus der Wasserfläche dieses vorzeitlichen Sees empor.

Vor etwa 800 Jahren gehörte er zu der Markgenossenschaft des Dorfes Dietmelle. So hieß damals das zwischen Kassel und der heutigen Wilhelmshöhe gelegene Dorf Kirchditmold, dessen vielleicht auf dem nahen Lindenberg gelegene Gerichtsstätte für die sächsische Bevölkerung des Fuldatales von großer Bedeutung war und unter dessen Dekanat dann lange Zeit in einem Umkreis von mehreren Stunden sämtliche Ortschaften diesseits und jenseits der Fulda, darunter auch die nachmalige Stadt Kassel, standen. Es war das die Zeit, wo die Kirche, gestützt auf die gewaltige, durch die Kreuzzüge veranlaßte Bewegung, überall und vornehmlich zwischen waldbewachsenen Bergen mit schöner Aussicht die Gründung von Klöstern veranlaßte, deren Mauern dann bald einen Obst- und Gemüsegarten umschlossen.

So kam auch um die Mitte des 12. Jahrhunderts, nicht zuletzt wohl durch die romantische Lage der

---

*) Für dieses, eine Aufsatzreihe über die „Geschichte der Wilhelmshöhe" einleitende Kapitel muß ich die Nachsicht des Lesers erbitten. Da das Wilhelmshöher Schloß gleich dem ehemaligen Weißensteiner Schloß genau auf der Stelle des ehemaligen Klosters Weißenstein errichtet wurde, so konnte das Kloster nicht unerwähnt bleiben; die leider immer noch nicht geschriebene Geschichte dieses Klosters muß aber einem Berufeneren als mir überlassen bleiben. Ich habe mich darauf beschränkt, im wesentlichen den Inhalt der von Ledderhose in Justis „Hess. Denkwürdigkeiten" (IV. 1. Marburg 1805) mitgeteilten 21 Urkunden und der hierher gehörigen Lehen- und Leihebriefe aus Lenneps „Codex Probationum, Marburg 1768" zusammenzustellen. Stark benutzt habe ich auch Schminckes Kollektaneen auf der Kasseler Landesbibliothek („Histor. Nachrichten von dem vormaligen Kloster W." Ms. Hass. fol. 118, 3) sowie schließlich Notizen aus Rommel, „Geschichte von Hessen", Kopp, „Ausführliche Nachrichten von der älteren und neueren Verfassung der Geistlichen und Civilgerichte ... I. Kassel 1769" und C. F. L. Haas, „Versuch einer Hessischen Kirchengeschichte, 1782". Die Wüstungen sind natürlich nach Landau lokalisiert.

Ein ausführlicher Quellennachweis auch der nachfolgenden Aufsätze wird am Schluß erfolgen. Für Hinweise und Berichtigungen bin ich sehr dankbar.

Gegend bestimmt, von Fritzlar der ehemalige Magister Bovo herüber und suchte die Bewohner von Dietmelle, die gewöhnlich die Märker genannt wurden und denen damals der Habichtswald zu eigen gehörte, zu bereden, dort in der Nähe weißer Steinfelsen, die majestätisch aus der grünenden Wildnis emporragten, ein Kloster zu stiften und dieses einer frommen Brüderschaft zur Ansiedlung zu überlassen. Die Märker fanden sich hierzu bereit und übergaben diesen Ort durch Vermittlung ihres Schirmvogtes Adelbert von Schauenburg (Scowenburch) dem Schutz des hl. Martin, d. h. des erzbischöflichen Stuhles zu Mainz. Den nunmehr herbeiziehenden frommen Brüdern überließen die Märker Land, Wasser und Wald in der Nähe eben jener mächtigen Quarzite, die noch heute als einzige, wenn auch stumme Zeugen aus jener Zeit unsere Bewunderung herausfordern. Schallende Axtschläge weckten die bis dahin nie oder selten gestörte Einsamkeit des Waldes aus ihrem Schlummer, und bald hatten fleißige Menschenhände den Bau geschaffen, hinter dessen Mauern sich fortab Jahrhunderte hindurch das Klosterleben abspielen sollte. Die Erzbischöfe von Mainz waren der Gründung von Anfang an gewogen; Erzbischof Heinrich bestätigte in einer zu (Hof-) Geismar, einer damals mainzischen Stadt, am 14. Dezember 1143 aufgestellten Urkunde das Kloster „Witzenstein“ und verlieh darin unter anderem den Mönchen das Recht zu taufen, zu beerdigen und Kranke zu pflegen. Unter den anwesenden Zeugen werden Propst Lambert von Geismar, Sigebodo von Schauenburg, Gewehardus von Immenhausen, Stephan und Theodorich von Malsburg aufgezählt. Das Kloster wird in den Urkunden verschieden geschrieben, es kommen die Namen Ecclesia oder cenobium oder monasterium in albo lapide, Wyßenstein, Witzenstein, wicensten, wizinstein, Wysinstein, Wyßzinstein, Wicenstein, Wißenstein, Wyssenstein, Wissensteyn, Wisensteyn und Wizstein vor.

Das Kloster stand also unter Mainzer Diözese. Zwei Jahre später kam derselbe Erzbischof in eigner Person, um auf Bitten des Propstes Bruno die zu Ehren der hl. Jungfrau Maria und aller Heiligen erbaute Klosterkirche feierlich einzuweihen; er bestätigte das Kloster als ein Augustiner Mönchskloster, in welcher Eigenschaft es auch noch 1163 in einer Urkunde des Sachsen- und Bayernherzogs Heinrich des Löwen erscheint. Zwei Ministerialen Heinrichs, Rudolf und Dietrich von Winterbüren, hatten dem Kloster Weißenstein ihr Erbgut Altenfeld eigentümlich übergeben, wozu der Herzog seine lehnsherrliche Bewilligung erteilt. Im Jahr 1184 tritt Weißenstein sodann als Mönchs- und Nonnenkloster auf — die Insassen werden als tam fratres quam sorores aufgeführt —, während es schon neun Jahre später nur noch als Nonnenkloster erscheint. Und das ist es dann bis in die Reformationszeit hinein geblieben. Die Bewohnerinnen wurden (1256) als die „unbescholtenen Töchter des Tales der hl. Maria bei Weißenstein“ bezeichnet. Das Kloster unterstand einem Propst und einer Priorissin und hatte die Grafen von Schauenburg zu Schirmvögten. Die Ruinen des Schauenburger Stammsitzes erheben sich noch heute hinter dem Habichtswald auf einer Basaltkuppe, um deren Fuß sich das Dorf Hoof schmiegt. Über das Leben im Kloster wissen wir nur, daß die Nonnen nicht zu allen Zeiten gemäß der Ordensregel lebten, sondern die gelockerte Zucht einmal zu ernstem Einschreiten der Oberen Anlaß gab. 1483, im Geburtsjahr Luthers, übertrug der Erzbischof Dietrich von Mainz die Aufsicht über das Kloster einem Prior des Augustinerklosters zu Bodecke im Hochstift Paderborn. Um den Ordensstand wieder zu heben, beauftragte er den Prior, tatkräftig einzugreifen und, selbst unter Androhung des großen Kirchenbanns, die Mißbräuche abzuschaffen, alle Widerstrebenden zu strafen und, wenn es nötig sei, auch die Hilfe der Staatsgewalt anzurufen. Außerdem war dieser Prior befugt, unter Zuziehung eines Weltgeistlichen das Kloster jederzeit zu visitieren.

Im Laufe der Zeiten erhielt dieses viele Schenkungen und Freiheiten. Landgraf Ludwig von Thüringen nahm es 1217 in seinen Schutz und befreite die Insassen in allen seinen Städten vom Zoll derjenigen Sachen, deren sie zu Nahrung und Kleidung benötigten. 1298 befreite Landgraf Heinrich I. den zu Weißenstein gehörenden Klosterhof zu Altenfeld, wobei er sich jedoch Einquartierung und Fuhren vorbehielt, die erst 1312 unter Landgraf Otto in Wegfall kamen; gleichzeitig verbot Heinrich, daß landgräfliche Dienstleute auf diesem Hof zu Dienstleistungen herangezogen wurden. 1466 erließ Landgraf Ludwig II. dem Kloster das Pferd, das es bisher jährlich in der Ernte auf dessen Zehnten halten oder statt dessen einen Gulden hatte erlegen müssen.

Das Kloster hatte Einkünfte von Zehnten, Höfen, Ländereien, Häusern, Gärten, Mühlen und Wiesen; es erhielt Güter geschenkt, kaufte solche oder tauschte sie gegen andere um; diese Güter wurden dann meist gegen einen jährlichen Zins verpachtet.

Schon bald nach der Gründung des Klosters begannen die Mönche damit, in Dietmelle Grundbesitz zu erwerben, indem sie dort von Hildegard,

Radolfs Gattin, eine halbe Hufe Land gegen einen in der Nähe des Klosters gelegenen Mühlenort, eine halbe Hufe zu Blickershausen (blicgereshusen) und drei Äcker zu Nordshausen (Nordradeshusen), was alles der Kirche zu Dietmelle gehört hatte, eintauschten; dem schloß sich weiterer Grundbesitz in der Nähe des Klosters an. 1163 erhielt es auf Grund der schon genannten Urkunde von den Brüdern Rudolf und Dietrich von Winterbüren deren zwischen Immenhausen und Winterbüren gelegenes Erbgut Altenfeld. Das Kloster baute hier später eine Kapelle, deren Inkorporation Papst Pius II. 1459 bestätigte. Diese der Jungfrau Maria geweihte Kapelle zog viele Wallfahrer an, darunter auch 1462 den Landgrafen Ludwig, wie aus einer Rechnung des St. Martinsstiftes zu Kassel hervorgeht. Das Kloster vermeierte im Jahre 1298 26 Hufen des neben der Kapelle liegenden Hofes gegen einen jährlichen Zins an Frucht und Federvieh. 1366 wurde dortselbst auch eine Hofstätte verpachtet, und 1510 erlaubte die Weißensteiner Priorissin Margarethe von Treysbach einem Meier, sich zu Altenfeld Haus und Scheuer zu bauen gegen einen Jahreszins von einem halben Gulden und zwei großen Hahnen; falls er auch Schafe zu halten gedenke, solle er von der Trift des Jahres einen halben Gulden geben. Zwischen dem Priester der Kapelle zu Altenfeld, Ludwig Holzhausen, und dem Kloster Weißenstein entstandene Streitigkeiten gelangten bis vor den päpstlichen Stuhl, wurden aber durch Vermittlung des Landgrafen Hermann, der damals Dompropst in Mainz war, zugunsten Holzhausens beigelegt.

Gleichfalls noch im 12. Jahrhundert kaufte der Weißensteiner Propst Bruno von einem gewissen Wigand ein Gut zu Sigersen im Ahnatal bei Weimar. 1196 gab Graf Arnold von Schauenburg den Zehnten von 4 Äckern zu Wickersdorf (Wichartstorph, in der Nähe des Habichtswaldes) an das Kloster, das noch im Jahre 1400 Güter dort vermeierte. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts schenkten die Bewohner Dietmelles dem Kloster den Habichtswald (silva que dicitur habiges valt), und Erzbischof Siegfried von Mainz bestätigte diese Schenkung 1225. Zwei Jahre später bestätigte Papst Honorius III. das Kloster im Besitz des Dorfes Wahlershausen (Waleshusen). 1240 wird ein unter gewissen Bedingungen erfolgter Ankauf zu Niedervelmar sowie ein solcher zu Oberwehlheiden (in superiore Welede) bestätigt; die Besitzungen zu Oberwehlheiden befreite schon 1265 Landgraf Heinrich das Kind von allen Abgaben. Im Jahre 1274 vermachte ein Ritter Eckehardus de Werhen dem Kloster 8 oberhalb „Wingartin“ gelegene Äcker; Weingarten lag dicht bei Kassel am Fuß des Weinberges und wurde nach Landaus Vermutung schon 1385 bei der ersten Belagerung Kassels wieder zerstört. 1284 bekennen Theoderich und Konrad von Elben, daß sie 3 Hufen zu Ruchotsen (auch Rockedessen, einer Wüstung am Abhang des Dörnbergs), die Konrad von Weimar von ihnen zu Lehen hatte, der Kirche zu „Wicensten“ ohne irgend welche Gegenleistung überlassen hätten. 1312 verkaufte Ludwig von Arnoldeshagen 3 Hufen bei Altenfeld an das Kloster; 1317 kaufte eine adlige Frau, Hedwig zu Esenrode, vom Kloster zu Lippoldsberg eine Mühle bei Ritte und übergab sie dem Weißensteiner Kloster, behielt aber sich und ihren beiden Enkelinnen den lebenslänglichen Nießbrauch vor. 1321 wurden zu Zierenberg (Terberg) zwei vor der Stadt gelegene, gemeinsam eingefriedigte Gärten von Henricus Doringberg an die drei Weißensteiner Nonnen Alheyd von Volcmerßen, Elizabeth von Gothardessen und Lucie verkauft und dann wieder von dem Verkäufer zu Waldrecht genommen; von den davon fallenden vier Schillingen Pfennige sollte die eine Hälfte der Alheyd, nach deren Tode der Priorin des Klosters und den Versorgern der Armen zum Jahresgedächtnis Alheyds zufallen, die andere Hälfte aber den beiden anderen Nonnen, nach deren Tode sie zu deren ständigem Jahresgedächtnis verwandt werden sollte. Eine ähnliche Beleihung zu Waldrecht fand im folgenden Jahre gleichfalls zu Zierenberg statt. Am Tage Allerheiligen 1340 bekennt Ernst von Besse, daß er der Priorissin Albradi zu Weißenstein und anderen Insassinnen das von seinem Bruder Werner geteilte Haus und Garten im Dorf zu Gensingen eigentümlich verkauft habe. 1488 bekennen Jorige von Butteler der Ältere und dessen beide Söhne, daß sie den geistlichen Jungfrauen, der Priorin und ganzem Konvent des Stiftes und Klosters Unser lieben Frauen S. Augustins-Ordens zum Weißenstein zwei ledige Werke aus ihrer halben Pfanne, vor Allendorf in den Sooden gelegen, wiederkäuflich verkauft hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frühjahrsausstellung des Künstlerbundes Hessen-Nassau.

Allmählich, scheint mir, ist der Ende 1905 gegründete „Künstlerbund Hessen-Nassau" das geworden, was er werden sollte. Wenigstens wenn man von seinem Namen das Wort „Nassau" wegläßt, das bisher nur dekorativen Wert hat und in absehbarer Zeit wohl keine reale Bedeutung gewinnen wird. Dagegen zählt der Bund zu seinen Mitgliedern jetzt so ziemlich die besten bildenden Künstler, die im ehemals kurhessischen Land geboren sind oder zur Zeit darin wohnen. Keine Genies, die neue Wege weisen, aber einige kraftvolle Talente mit eigener Farbensprache und viele liebenswürdige Begabungen, die sich überall mit Anspruch auf Beachtung zeigen können. Neuerdings hat sich die Vereinigung verstärkt durch den Beitritt der Akademieprofessoren Kolitz, Knackfuß, Bernewitz, des Professors Woite von der kgl. Baugewerkschule, des Malers F. Fennel und des Bildhauers C. Melville. Trotz diesem beträchtlichen Zuwachs ist die Ausstellung, mit der sich der Künstlerbund seit den Pfingsttagen zum zweiten Male in der Öffentlichkeit zeigt, weniger umfangreich als die, mit der er vor Jahresfrist zum ersten Male seine Existenz kundgab. Zum Glück braucht man indessen diese Tatsache nicht als bereits eingetretene Ausstellungsmüdigkeit zu deuten, wenn eine solche Deutung auch bei den anerkannt kunstunfreundlichen Verhältnissen der Residenz Kassel wohl nahe genug liegt. Der Besuch der Ausstellung ist auch bisher ziemlich spärlich (die „Hundeausstellung" ist ja viel interessanter und ihrer höheren Bedeutung gemäß feierlich von den Spitzen der Behörden eröffnet worden), von Ankäufen, außer durch den Kunstverein, hört man nichts — die Gleichgültigkeit des Publikums scheint unüberwindlich. Der Weg zu größeren Erfolgen wird — das läßt sich schon jetzt voraussehen — den Künstlerbund mit Notwendigkeit immer mehr von Kassel hinwegführen, man wird draußen die Beachtung suchen müssen, die die Heimat noch versagt. Schon jetzt bereitet sich der Anschluß der kurhessischen Künstler an die Hessen-Darmstädter vor, und wir werden es ja schließlich noch erleben, daß dank der überaus wohlwollenden Förderung, die dem Kunstschaffen hier zuteil wird, nur noch die „Piefkes" in Kassel ihre billige Leinwand aushängen. Die quantitativ geringere Beschickung der zweiten Bundes-Ausstellung aber bedeutet keinesfalls ein Nachlassen in der Produktion unserer hessischen Künstler, sie spricht nur eine Anpassung an die gegebenen, sattsam bekannten Bedingungen aus.

Überblickt man die Ausstellung zunächst von ganz allgemeinen Gesichtspunkten, so drängt sich die Wahrnehmung auf, daß unsere hessischen Maler im großen und ganzen von den künstlerischen Strömungen geleitet werden, die der Zeit die Signatur geben, daß sie die malerische Entwickelung mitmachen, die wir in unseren Tagen allgemein beobachten. Ich spreche zunächst von der Landschaft. Wie Griechen und Italiener in die menschliche Gestalt, so legen die Deutschen mit Vorliebe ihr Fühlen und Denken in die Landschaft. Sie ist dem modernen Künstler nicht mehr wie früher allein als Gegenstand oder als Kulisse für eine Szenerie, als dekoratives Hilfsmittel von Interesse, sie ist der Träger seiner subjektiven Empfindungen, das Instrument, womit er seinen Stimmungen Ausdruck verleiht. Wenn etwa Hans Thoma, als er seine „Dämmerung im Buchenwalde" malte, noch für nötig hielt, einen Satyr hineinzustellen, so erscheint uns das heute überflüssig, die Landschaft allein sagt uns vollkommen dasselbe ohne diese Gestalt. Es wäre daher ungerechtfertigt, den modernen Landschaftern Mangel an Phantasie und Erfindung vorzuwerfen, weil das Gegenständliche in ihren Werken an Bedeutung zurücktritt, weil sie sich darauf beschränken, die Erscheinungswelt malerisch zu erforschen und die Gefühlseindrücke, die sie von der Wirklichkeit empfingen, in künstlerischer Läuterung mitzuteilen. Von diesem Subjektivismus der modernen Landschaftsmaler, der unzweifelhaft eine große Errungenschaft des zu Ende gegangenen Jahrhunderts ist, gibt unsere Ausstellung manches schöne Beispiel, und wenn auch nicht ein jeder, der da auftritt, eine durchaus eigene, an niemand anders erinnernde Handschrift schreibt, so ist es doch hochinteressant, zu sehen, wie durchaus verschiedenartig diese Handschriften sind, wie entscheidend für die Wiedergabe eines Natureindrucks die Persönlichkeit ist. Eine solche Vielgestaltigkeit ist nur möglich, seit im freien Spiel, losgelöst von Schulregeln und Rezepten die Kräfte sich regen, seit der Bann akademischer Konvention gebrochen ist.

Unter den ausstellenden Spezialisten der Landschaft ragt Professor Karl Holzapfel hervor durch die dekorative Wucht seines Vortrages, durch einen männlichen großen Zug und eindringlichen Realismus. Holzapfel gehört einem Künstlerkreise an, der kraftvoll auf den Errungenschaften des Impressionismus weiterbaut, einem Kreise, den man vielleicht enger umschreiben kann durch Namen wie Eugen Bracht, Paul Crodel, Ludwig Dettmann,

ferner Dücker (Düsseldorf) und Theodor Hagen (Weimar); Schüler der beiden letzten war übrigens Holzapfel mehrere Jahre hindurch. In der Beherrschung der Licht-Luft-Probleme, im Studium der durch das Licht und die Luft bestimmten Tonwerte (Valeurs) ist Holzapfel zu einem erstaunlichen Können fortgeschritten. Sein Bild „An der Elbmündung“ ist speziell eine Probe davon, wie er die Erscheinung des verteilten Lichtes bei einem stark bewölkten Himmel zu meistern versteht. Die Atmosphäre ist durchleuchtet von goldigen Strahlen, die im Hintergrund im Wasser einen intensiv leuchtenden Reflex erzeugen. Mit Sicherheit sind in dieser Luft die Tonwerte der übrigen Elemente der Landschaft bestimmt und wir erhalten Farbeneindrücke von sonorem, tiefem Klang, in denen sich alles entlädt, was den Künstler im Anschauen dieser Landschaft sinnlich und seelisch erregte. Ein so großer, feierlicher Eindruck, wie er hier gegeben ist, hätte aber nicht erreicht werden können, wenn sich der Künstler in alle Kleinigkeiten vertieft hätte. Hier galt es zu vereinfachen, summarisch zusammenzufassen und — wie es schon Rembrandt tat, wenn auch nicht mit ebensolcher Konsequenz wie die Impressionisten — durch einen pastosen, ungleichmäßigen Farbenauftrag den Vorteil auszunützen, daß eine unebene Oberfläche das Licht- und Farbenspiel belebt und wie von ungefähr an die Bildungen der Natur erinnert.

Holzapfels Art und Malweise ziemlich nahe steht Fritz Rhein (Berlin), der eine kräftig behandelte „Holländische Weide“ gesandt hat, die ich für sein bestes diesjähriges Bild halte, eine Landschaft voll Wahrheit und stiller Harmonie, in der die Bäume, eine Ulmenreihe, dastehen wie belebte Wesen, die ein beschauliches, verträumtes Dasein führen.

Die Überraschung der Ausstellung ist Hans Meyer-Kassel, von dem die Leser des „Hessenland“ in der vorigen Nummer eine feine stimmungsvolle Federzeichnung empfingen. Wir sehen den Vielseitigen, Beweglichen auf neuen Pfaden. Das gilt in einem doppelten Sinn. Erstens malt der Idyllenfreund jetzt das Hochgebirge und zweitens bewegt er sich in einem Pleinair, das ihn nach vielen Jahren der Entfremdung wieder mächtig angezogen hat. Und er ist rasch heimisch geworden im Hochland, wie im Freilicht. Die Auflichtung der Farben bekommt seiner Ölmalerei vortrefflich, hilft ihm zeichnerische Härten zu überwinden. Luft und Helligkeit strömen in seine Bilder, wie nie zuvor. Dabei ein großer Reichtum an Motiven, eine „Fülle der Gesichte“. Zunächst das große Bild der Sellagruppe, worin das Linienspiel der Massen sich im weichen Dufte des Spätsommernachmittags enthüllt. Wir fühlen, wie der Rhythmus im Aufbau dieser steilen Spitzen dem Künstler zum Bewußtsein gekommen ist. Vielleicht würde die Gruppe noch plastischer wirken, wenn die grünen Werte der Nadelbäume im Vorder- und Mittelgrunde größere Tiefe hätten. Prächtig, wie die durchsichtigen Schatten über die Landschaften huschen! In der sorgsamen Verteilung der Licht- und Schattenmassen liegt auch die schöne Bildwirkung der „Kedull- und Tschierspitzen“, die uns eine kalte Frühmorgenstimmung im Hochgebirge vermitteln. Wieder ganz anders „Die Bauernhäuser am Schlern“. Wir sehen hier nicht von unten herauf, stehen oben im Gebirge, folgen den Höhenzügen in ihren mannigfaltigen Überschneidungen und fühlen die Poesie des Abends, die der Künstler mit ganzer Seele in sich aufgenommen hat. Alle diese Bilder aber zeigen ein Wachsen der malerischen Qualitäten im Schaffen Hans Meyers, der, wohl mehr als ihm selbst lieb war, sich jahrelang auf das graphische Gebiet gedrängt sah. Von seinem großen Können in dieser Richtung brauchte kaum gesprochen zu werden, wenn nicht die brillanten Bleistiftstudien aus den Dolomiten und die sicheren, eleganten Federzeichnungen aus der „Hessischen Heimat“ (Herausgeber Paul Heidelbach) Anlaß zur Erwähnung gäben.

Professor Kolitz bringt eine schon von früher her bekannte etwas flach wirkende italienische Landschaft, die in glühende Abendsonne getaucht ist, Professor Knackfuß eine Reihe von kleinen Studien, wovon die aus dem Hochgebirge als die neuesten vielleicht am stärksten interessieren. Es sind flüchtige Impressionen, die mit scharfer Beobachtung der Valeurs ausdrucksvoll hingeschrieben sind.

Ferdinand Koch holt sich seine Motive gern aus der Rhön, und der einfachste Naturausschnitt ohne alle Besonderheiten genügt ihm oft, die ganze Wärme seines Gemütes ausströmen zu lassen. Zu Frühlings- und Sommerbildern aus den lieblichen Tälern der Rhön hat er auch diesmal zarte Poesie gegeben, lyrische Stimmungsgedichte in Farben, die weich und leise zusammenklingen. Bei allem Lyrismus, bei aller Zartheit und Reserviertheit in der Farbengebung wirken die Kochschen Landschaften niemals süßlich; ein gesunder Realismus bewahrt ihn davor.

Zwei Seelen wohnen in Richard Jeschkes Brust, die eine zieht ihn nach der Natur, die er, wie in dem Dörnbergbild, frisch und bestimmt abschreibt, die andere hat die Neigung, die Erscheinungen der Wirklichkeit mit einer gesteigerten Farbensprache, einem wärmeren, strahlenderen Kolorismus, einer erhöhten Leuchtkraft der Lokalwerte zu übersetzen, um eine bestimmte Empfindung mit um so intensiverer Kraft auszulösen. Sein Kolorismus in den landschaftlichen Kompositionen „An einem

märkischen See", „Waldesdunkel", „Heide nach dem Sturm" weist etwas auf die Tendenzen Böcklins, der nichts vom Impressionismus und Pleinairismus wissen wollte, ebenso wie die liebevolle Behandlung des Gegenständlichen, die exakte Zeichnung mit dem Pinsel an jene Alten erinnert, die sich in genauester Detailausführung nicht genug tun konnten. So hat sich Jeschke eine Formen- und Farbensprache von ausgesprochener Eigenart geschaffen, die ihm gestattet, frei auszudichten, was ihm Wald und Heide sagten.

Ein heimlicher, wenn auch im engeren Kontakt mit der Wirklichkeit bleibender malender Poet ist auch der Düsseldorfer H. Otto. Vom realistischen Ergründen der Erscheinungswelt ausgehend, überwindet er das Stoffliche mit der Radiernadel fast virtuoser noch als mit der Farbe. In seinen Radierungen „Beim Pflügen", „Windmühle", „Nach Sonnenuntergang" steckt nicht weniger Geist und Gefühl, nicht weniger malerisches Empfinden als in seinen Ölbildern, von denen ich den „Herbstmorgen", ein Stück köstlicher Raumpoesie, für das weitaus beste halte, während das Schafbild etwas flau in der Farbe ist. Koloristisch wertvoll und famos in der Lufttönung ist Ottos „Zimmerplatz".

Professor Woite hat sich schwierige Probleme gestellt. Er malte den winterlichen Dörnberg, dessen Abhänge von Schneeschuhläufern belebt sind. Ich fasse diese nur als Staffage für die Landschaft auf, deren Wiedergabe sehr interessant ist durch die eigenartigen Farbenkontraste, die mannigfachen Abstufungen der weißen, bläulichen, delftblauen und lilafarbigen bis violetten Töne des Schnees, die zu einer völligen Harmonie zusammenzufassen bei aller Vorsicht der Ausglättung dem Künstler doch nicht vollständig gelungen ist. Immerhin ist der Eindruck seiner Landschaften sehr dekorativ, allerdings weniger im Sinne eines Wandbildes, denn als Flächenschmuck etwa für größere Porzellanfliesen.

Von Adolf Lins-Düsseldorf sieht man ein Maibild, in dem das junge Grün in seiner herben Frische empfunden ist, von Th. Matthei ein Sujet, das er schon oft wiederholt hat, „Alte Häuser an der Fulda", diesmal bei Tauwetter, prononziert in den Tönen und mehr kolorierte Zeichnung als Gemälde. Paul Scheffer-Rotenburg, dessen Entwickelung ich in den letzten drei Jahren verfolgen konnte, ist bedeutend fortgeschritten und technisch reifer geworden. Sein Lieblingsgebiet ist die hessische Landschaft, die er mehr tonig als farbig sieht und deren bescheidene Lieblichkeit er mit realistischer Treue schildert. Sein „Roggenfeld", „Schwüler Sommertag", „An des Tages Ende" sind intime Stimmungslandschaften im Geiste der Karlsruher Schule, Landschaften, darin das Gegenständliche von ziemlich geringem Reiz ist, so daß die Wirkung oft fast einzig in der künstlerischen Verarbeitung ruht. In der Anbringung von Staffagen ist Scheffer wenig glücklich, seine Raben in dem einen Naturausschnitt, gerade dem schönsten, sind störende schwarze Klexe.

Julius Hellner ist im ganzen nicht so vorteilhaft vertreten wie im Vorjahre, seine große Nordsee-Marine ist etwas hart und brandig in der Tönung des Wassers. Der Gischt, der vorne an dem perspektivisch übrigens nicht einwandfrei gezeichneten Lotsenkutter aufschäumt, steht zu fest und unnüanziert in der dunkeln mit grellen Beleuchtungseffekten versehenen Luft. Viel besser ist das kleine Strandbildchen aus Mecklenburg, worin die koloristischen Werte von Meerwasser, Strand und Wald einen feinen Klang geben, ferner der „Blick ins Druseltal", worin das erste Frühlingsregen mit großer Intimität belauscht ist. Dann hat Hellner noch einen Versuch mit Rafaellistiften gemacht, die nach der Behauptung ihres Erfinders die Eigenschaften der Ölfarbe und des Pastells in sich vereinigen. Merkwürdigerweise hat aber noch niemand außer Rafaelli selber etwas Gutes damit zustande gebracht, und Hellners rafaelliertes Herbstbild vom Dörnberg platzt in Buntheiten auseinander wie ein Feuerwerk.

F. Fennel hat ein bereits früher in kleinem Format ausgeführtes hessisches Motiv in einem größeren Hochformat wiederholt, ohne damit besser zu fahren. Malerisch vortrefflich sind Vordergrund und Ferne, ebenso das Architekturbild des steil ansteigenden Hessendörfchens, aber die kegelförmig gedrehten Laubbäume des Mittelgrundes und die anderen, die zum Teil aus der Lufttönung losgelöst sind, stören doch den Gesamteindruck. Fennels „Monte Baldo-Bild" enthält viel gute Beobachtung, doch müßte nach meinem Gefühl der Bergrücken infolge der Dunkelheiten des Vordergrundes wuchtiger, körperlicher hervortreten.

Julius Jung zeigt seine solide Malweise, die hauptsächlich mit den Mitteln der alten Schule von der Natur gewonnene Eindrücke in Kompositionen umsetzt, in einem großen Spätherbstbild, darin mächtige Eichen die knorrigen Äste in eine silberige Luft recken. Dann hat Jung einen „Sommermorgen" ausgestellt, der den Kampf der Frühsonne mit den wallenden Nebeln reizvoll schildert, und ein hübsches Motiv „Im Schatten", das durch geschickt in die Landschaft hineinkomponierte Figuren anmutig belebt wird.

Von H. Metz-Höchst ist eine unscheinbare, aber in den malerischen Qualitäten vortreffliche Abendstudie, ferner ein Naturausschnitt zu erwähnen, der zwar in der Bildwirkung durch die vier vom oberen Rahmenrande abgeschnittenen Baumstangen

des Vordergrundes beeinträchtigt wird, aber ein feines Stück Licht-Luftbeobachtung darstellt.

Wir kommen nun zu den figürlichen Malereien, die an Zahl gegenüber den Landschaften verschwindend sind. Den Clou bildet der „Hochzeitsschmaus“ von Professor Karl Bantzer-Dresden (geboren in Ziegenhain), den zu den Seinen zu zählen für den Künstlerbund einen großen Gewinn bedeuten würde. Diesmal ist er nur durch Zufall ein Gast der Ausstellung. Sein figurenreiches Bild aus dem Leben der Schwälmer Bauern kann als typisches Beispiel für die von literarischen Einflüssen befreite moderne Genremalerei gelten. Ich erwähnte oben, wie in den modernen Landschaften die Stellung des Künstlers zur Natur sich verändert zeigt, wie das Gegenständliche an Bedeutung zurückgetreten und ein bewußter Subjektivismus allgemein herrschend geworden ist, der in früheren Kunstperioden nur vereinzelt vorgekommen ist. Und von anderen Gesichtspunkten wie früher betrachtet auch der Künstler seine Ziele, der sich wie Bantzer die Schilderung des Volkslebens zur Aufgabe macht. Eifersüchtig wacht er über den rein künstlerischen Gehalt seiner Bilder und verbannt nach Möglichkeit alles, was davon ablenken könnte: Ideen, Geschichtenerzählungen. Der Inhalt ist ein anderer geworden, aus dem novellistischen wurde das ethnographische, kulturhistorische Genrebild. Wie der Bantzersche „Hochzeitsschmaus“, vor dem man, so realistisch und treffend der Künstler hessische Stammeseigenart illustriert und individuelles Leben in siebzehn Gestalten zur Geltung bringt, doch die Überzeugung erhält, daß nicht die Schilderung des Typischen und nicht die Charakterisierung der Einzelfiguren, sondern das übrigens meisterlich gelöste Kompositionsproblem, das Dekorative des Vorwurfs, die Farbe und das Zusammenstimmen bunter Kontraste die Hauptsache ist.

Im gleichen Geiste wie Bantzer faßt auch der Marburger H. Giebel seine Kunst auf, der außer dem koloristisch sehr warm behandelten, tadellos modellierten Studienkopf eines hessischen Bauernmädchens einen Schwälmer Großvater mit Enkelin in einem mit gedämpftem Lichte erfüllten Zimmer von brillanter Raumillusion gemalt hat. Die mit kraftvollem Realismus erfaßte Gruppe steht plastisch im Raume und verschmilzt doch, mit ihm zusammen erschaut, in einem weichen Akkorde tiefklingender Töne. Neben einer solchen Harmonie präsentiert sich Th. Mattheis Bildnis einer jungen Dame, die im weißen Kleide gegen einen grünlichen Vorhang gesetzt ist, nicht gerade günstig. Die starke Betonung der Formen und der Lokalwerte empfindet man als Härten, die den malerischen Gesamteindruck benachteiligen. Zu loben ist die exakte Zeichnung, die Lebendigkeit des Ausdrucks. Fritz Rhein sandte das Bildnis eines Offiziers, das mit dem Spachtel gemalt, sehr formensicher und lebendig, aber, wenn man nicht einen erheblichen Abstand nimmt, etwas prononziert in der Fleckenwirkung ist. Ein famoses Porträt seines Knaben zeigt Hans Meyer. Der hübsche, blonde Junge steht in Lebensgröße in einem von gleichmäßigem Lichte erfüllten Raume, umgeben von seinem Spielzeug, das sich besser in der Farbe noch etwas unterordnen würde, während die Figur des Knaben, ohne an Plastik zu verlieren, koloristisch sehr fein mit den sonstigen Tönen des Raumes zusammen gestimmt ist. Das Ganze ist von exzellenter Bildwirkung. Hart und unnobel im Kolorit ist ein Kinderbildnis von C. Horn-München, weit besser die pleinairistisch behandelte „Dame beim Frühstück“, nur vermag ich nicht einzusehen, warum die Hände der Frau mit so souveräner Verachtung der natürlichen Formen hingestrichen sind. Die mit Pastell gezeichneten Herrenporträts von J. B. Scherer-Charlottenburg sind sehr scharf in der Ausprägung des Charakteristischen, aber diese Schärfe in Verbindung mit einer süßlichen Farbe, einem sehr „geleckten“ Vortrag, erinnert stark an die übermalte Photographie, ist nicht künstlerisch. Glücklicher ist Scherer mit seinem weiblichen Studienkopf, der in der Auffassung Eigenart verrät, in der Modellierung der Formen, in der farbigen Wiedergabe des Schimmers einer feinen Haut sehr weich und zart ist, ohne daß diese Eigenschaften unangenehm übertrieben wären. Von Adolf Lins sieht man ein gutes Selbstporträt, von Professor Adolf Wagner ein sehr elegant und geschmackvoll gezeichnetes Damenbildnis. Außerdem tritt Wagner wieder als Tiermaler hervor mit der Darstellung eines schwarzen Panthers, der in seiner natürlichen Umgebung charakteristisch in Haltung und Ausdruck erfaßt und auch als „malerische Erscheinung“, umflossen von Licht und Luft, nicht zu kurz gekommen ist.

E. Potente-Berlin ist glänzend vertreten mit einem sauber modellierten weiblichen Akt. Die Figur eines jungen Mädchens steht gebückt in einer Dreiviertel-Rückenansicht gegen einen roten Vorhang mit stumpfgrünlichen Ornamenten. Das Ganze: eine pikante, leuchtende koloristische Harmonie.

Adolf Müller-Kassel (Berlin) gibt ein farbensprühendes intimes Interieur in Lampenbeleuchtung, in das er gegen einen mattblauen Vorhang die Gestalt des Musikers Ellenberger stellt, der versunken in einen Violinvortrag prachtvoll charakterisiert ist.

G. Braumüller-München, der sonst Landschaften im Stile der Dachauer Schule zu schicken pflegt, ist diesmal ausschließlich mit farbigen Holzschnitten gekommen, die eine Reihe sehr verschieden-

artiger Motive mit ausdrucksvoller Linienführung behandeln, teils auch durch die Gegensätze farbiger Flächen einen dekorativen Zug erhalten.

Plastiken sind nur in sehr geringer Zahl zu sehen. Prof. Bernewitz zeigt sein virtuoses technisches Können an einer aus farbigem Marmor in Verbindung mit Bronze komponierten Pallasbüste, an einer gegen einen Marmorhintergrund gestellten, in hell patinierter Bronze ausgeführten Genrefigur „Kind mit Eidechse“. Vortrefflich sind die weichen kindlichen Formen modelliert, und das Moment des Erschreckens vor der Eidechse kommt in der Haltung des Kindes wirkungsvoll zur Erscheinung.

C. Melville hat eine symbolistische Bronzefigur, die nackte Gestalt eines Weibes, das in inbrünstigem Gebet versunken ist („Hora sacra“) und eine weibliche Porträtstatuette in versilberter Bronze ausgestellt, zwei Arbeiten von entschiedener Eigenart, geistreich und originell in der Auffassung, anziehend durch den Gedankeninhalt, großzügig und von monumentaler Schlichtheit in der Komposition. Zwei Arbeiten, die ein Talent offenbaren, von dem wir Großes erhoffen dürfen.

Ernst Zöllner.

* * *

Nachträglich sind noch ausgestellt worden von Hans Meyer mehrere farbenfrische, reizvoll beleuchtete hessische Landschaften und ein eigenartiges, stimmungsvolles Bild der Vajolett-Türme aus der Rosengartengruppe, von Professor Knackfuß ein vornehmlich auf rote und mattrosa Töne gestelltes treffliches Damenporträt, von Ferdinand Koch eine feine Abendstudie (Flachland mit zerrinnendem Schnee), von Professor Woite zwei Aquarelle mit Spreewaldmotiven, von J. Hellner eine farbenfreudige, eine Fülle von Lichtreflexen gut zusammenfassende Ostsee-Marine, von C. Melville eine formsicher modellierte Knabenstatuette in altgoldfarbig patinierter Bronze, von F. Fennel ein famoser „Blick ins herbstliche Fuldatal bei Guntershausen“.

E. Z.

Jugenderinnerungen des Fabrikanten Karl Heinrich Arnold in Kassel.

Mit Ergänzungen von August Woringer.

(Fortsetzung.)

Ein Verwandter meiner Stiefmutter, der früher Leutnant bei den Husaren gewesene Scheffer [43]), nahm Dienst beim König von Westfalen, wurde Rittmeister in einem neuerrichteten Chevaulegersregiment und ging nach Spanien; wir bekamen öfters Briefe von ihm. Er kehrte dann als Major mit dem Rest zurück, wurde Oberst des 2. Kürassierregiments, dann wieder in hessischen Diensten angestellt, machte die Feldzüge mit und starb in Kassel als General.

Mein Vater kaufte in dieser Zeit auch einen Garten mit Wohnhaus von der Majorin Lelong an der Stadtmauer am Holländischen Tore. Da wohnte dann die Stiefmutter meiner Mutter mit ihrer Tochter, und ich mußte als Schutz des Nachts da schlafen. Meine Stiefmutter lag damals lange Zeit an der Gicht krank, so daß sie nicht einen Finger bewegen konnte. In einer Nacht brach ein starkes Feuer in einer neu angelegten Brauerei aus. Als ich aus dem Garten, so schnell nur möglich, nach unserm Haus eilte, war die Feuersgefahr für dasselbe sehr groß. Meine Mutter traf ich zu meiner größten Überraschung vor ihrem Bureau stehend an, wo sie das Wertvollste einpackte. Nach kurzer Zeit wurde sie aber wieder von neuem krank.

[43]) Ernst Scheffer, geb. 9. Dezember 1772, trat 1787 in die hessen-kasselische Armee ein, wurde 1793 Kornett im Husarenregiment, 1797 Sekondleutnant darin, war 1806 Stabsrittmeister darin. Wurde Ende Februar 1808 Kapitän im westfälischen 1. Chevaulegersregiment, 1809 Eskadronschef darin. Zeichnete sich 1809 bis 1812 in den spanischen Feldzügen aus, namentlich im Gefecht bei Hynoyosa (11. März 1809). Er wurde 14. Juli 1810 Ritter 1. Klasse des Ordens der westfälischen Krone, 24. Juli 1810 Major (dem jetzigen Oberstleutnant entsprechend) im 1. Chevaulegersregiment, Ende 1812 in das neu errichtete, aber bald wieder aufgelöste 2. Chevaulegersregiment versetzt, 29. Januar 1813 Major im 2. Kürassierregiment, 3. März 1813 Oberst und Kommandeur dieses Regiments. Feldzug 1813 gegen die Verbündeten. Rencontre mit Rittmeister von Colomb bei Aken 22. Juni 1813. Sein Regiment löste sich mit den übrigen zur Brigade Bastineller gehörigen Truppen im September 1813 auf. Er wurde dann 1813 kurhessischer Oberstleutnant und Kommandeur des Husarenregiments (jetzt Hessen-Homburg-Husaren Nr. 14). Feldzug 1814 in Frankreich. Blokade von Metz; Einschließung von Longwy. Erhielt 22. September 1814 den Orden vom eisernen Helm. Feldzug 1815 in Frankreich. Einschließung von Maizières; Streifzug gegen Laon; Einschließung von Givet. Zeichnete sich bei der Erstürmung von Charleville (29. Juni 1815) aus, wofür er den preußischen Orden pour le mérite und den kurhessischen Orden pour la vertu militaire erhielt. Wurde 1816 Oberst, 14. Oktober 1820 Ritter des kurhessischen Hausordens vom goldenen Löwen, 1821 Kommandeur der Kavalleriebrigade, 28. Juli 1824 Kommandeur 2. Kl. des Löwenordens. Starb 18. September 1831. Hervorragender Reiterführer.

Mein Vater war ein großer Patriot. Da kamen denn öfters Flüchtlinge, denen geholfen werden mußte, um sie vor den Franzosen zu retten, so auch mehrere vom Lützowschen Korps. Zu der Zeit lebte auch ein Obrist von Hinzenstern[44]) aus Weimar in Kassel, mit dem mein Vater sehr befreundet war; er war auch Maler nebenbei. Der Umgang meines Vaters mit dem Professor Böttner[45]), der auch unsere Familie porträtiert hat, war mir sehr lehrreich. Außer dem Hofbaumeister Grandjean[46]), der sich die Villa vor dem alten Wilhelmshöher Tor baute, war noch der Architekt Klenze[47]), der die Arbeiten im Schloß usw. dirigierte, mit denen ich viel zu tun hatte. Letzterer starb geadelt und in hohen Würden und Ruf in München. Auch hatte ich wegen der Tapetenlieferungen für den Hof viel mit dem Hofmarschall Boucheporn[48]) und dem Maréchal des logis, la Ville sur Illon[49]), zu tun. Letzterer heiratete eine Prinzessin von Philippsthal[50]), die Tochter des heldenmütigen Verteidigers von Gaeta. Die Hochzeit war in unserem jetzigen Eckhause an der Karlstraße.[51]) Diese Prinzessin war häßlich wie die Nacht[52]), aber wundervoll gewachsen; sie trieb sich nach dem Tode des Mannes lange mit einem Leutnant Eggena[53]) herum und kam noch einmal als alte Frau nach Kassel.

Damals[54]) brannte in einer Nacht das alte Schloß ab; es war die erste warme Luft-Heizung eben fertig geworden. Die Zimmer, in welchen dieselbe war, waren neu tapeziert worden, und es zeigten sich große braune Stellen an den Tapeten. Ich wurde noch spät hingerufen; ich fand die Wände schon mehr als warm und machte darauf aufmerksam. Die Franzosen beachteten es aber nicht. Da brach das Feuer aus; es hatte Balken ergriffen. Da ein starker Wind bei strenger Kälte herrschte, war an keine Rettung zu denken. Es wurde gerettet, was möglich war, und so blieb nichts wie die Ruine und ihre alten Erinnerungen. In dem Schlosse, nach dem jetzigen Herzogschen Haus zu, war im ersten Stock der sog. goldene Saal. Derselbe war im Spitzbogenstil erbaut, sehr groß, aber nicht hoch. Die Verzierungen der Spitzbögen, sowie der Ledertapete waren vergoldet; zwischen den Fenstern waren an den Wänden die Stuckbilder der alten Landgrafen und Landgräfinnen angebracht, dazwischen Bilder auf Holz gemalt. Dieser Saal wurde

---

[44]) Ulrich Friedrich August von Hinzenstern war anfangs der 1790er Jahre Premierleutnant im hessenkasselischen Regiment Garde; nahm um 1796 seinen Abschied. 1809 beim Dörnbergschen Aufstand beteiligt.

[45]) Siehe Note 13.

[46]) Grandjean de Montigny, „erster Hofarchitekt", ein Pariser; seine baulichen Leistungen waren recht unbedeutend. Von ihm rührt der häßliche halbrunde Anbau an der Rückseite des Museums her, der als Sitzungssaal der westfälischen Reichsstände diente.

[47]) Leo Klenze, zweiter Hofarchitekt, geb. 29. Februar 1784 im Hildesheimischen. Studierte in Braunschweig und Berlin, besuchte zu architektonischen Studien Paris und Italien, trat dann in westfälische Dienste. Nach Auflösung des Königreichs ging er nach München, wo er — nach einem kurzen Aufenthalt in Paris — Hofbauinspektor wurde. Er erbaute die Pinakothek, die Residenz, die Arkaden im Hofgarten, die Glyptothek, die Propyläen und zahlreiche andere Bauten Münchens, die Ruhmeshalle vor München, die Walhalla bei Regensburg, die Befreiungshalle bei Kelheim usw. Er starb, geadelt, als Oberbaudirektor in München am 26. Januar 1864.

[48]) Anne François Louis Bertrand de Boucheporn wurde 12. Juni 1808 Baron. Er war anfangs Hofmarschall, dann seit Dezember 1810 Generalkontrolleur der Zivilliste, seit Dezember 1811 wieder Hofmarschall. Am 10. März 1813 verließ er im Gefolge der Königin Westfalen für immer.

[49]) Ferdinand, Graf de la Ville-sur-Illon, geb. den 4. Mai 1777 als Sohn des Majors und Kommandanten von Lauterburg Alexander Franz, Grafen de la Ville-sur-Illon und seiner Ehefrau Cecilie, geb. Petit de Maubuisson. Er emigrierte, trat als Kavallerieoffizier in badische Dienste, wurde 1809 kgl. westfälischer Eskadronschef, Marechal des Logis und Oberadjutant des Palasts, 1809 Oberst, 25. Januar 1810 Ritter 1. Klasse des Ordens der westfälischen Krone, im Januar 1812 Gouverneur der Residenzpaläste, 19. April 1813 Adjutant des Königs. Kehrte 1813 nach Frankreich zurück, wo er als Maréchal-de-camp (Generalmajor) angestellt wurde. Er war ein sehr anständiger und allgemein beliebter Mann.

[50]) Marie Karoline, Prinzessin von Hessen-Philippsthal, geb. 14. Januar 1793 zu Neapel, gest. 4. August 1872 in Rom, Tochter des Landgrafen Ludwig und der Marie Franziska, geb. Baronin Berghe von Trips. 1814 wurde sie von ihrem Ehemann, dem Grafen de la Ville, geschieden, den sie 19. Dezember 1810 geheiratet hatte. Sie ging dann nach Italien, heiratete in späteren Jahren einen römischen Mosaik- und Pianofortehändler Angele und starb in einem Kloster in Rom.

[51]) Seitengebäude zum Hause Wilhelmshöher Platz 4 (Ecke Karls- und Friedrichsstraße).

[52]) Sie war an sich nicht häßlich, aber durch Blatternarben sehr entstellt.

[53]) Wilhelm August Eggena (im kurhessischen Staatshandbuch auch Friedrich E. genannt) war der Sohn des Kaufmanns Christoph Ludwig Eggena in Kassel. Er wurde 1810 kgl. westfälischer Gardeducorps, 16. Juli 1810 Sekondleutnant in der Chevaulegersgarde, 15. Juli 1812 Premierleutnant darin. Während des Feldzugs 1813 gegen die Nordarmee der Verbündeten wurde er 25. August 1813 bei Spremberg durch einen Lanzenstoß vom Pferde geworfen, rettete sich ins Dickicht und stieß erst nach einigen Tagen wieder zum Regiment. Er drang nun, obwohl seine Verletzung ganz unbedeutend war, darauf, nach Kassel zurückkehren zu dürfen, was ihm gestattet wurde. 1814 wurde er Premierleutnant im kurhessischen Leibdragonerregiment und für die Dauer des Feldzugs zum Regiment freiwilliger Jäger zu Pferd kommandiert. Hier rief er bei einer Attacke dem Regimentskommandeur zu: „Herr Oberstleutnant, ich will hinterher reiten, damit keiner zurückbleibt!", worauf die Jäger antworteten: „Herr Leutnant, das ist gar nicht nötig!" Nach dem Feldzug nahm er dann seinen Abschied, ließ sich von seiner Frau scheiden und folgte der Prinzessin von Hessen-Philippsthal nach Italien. Nach einigen Jahren kehrte er nach Kassel zurück.

[54]) 24. November 1811.

modern eingerichtet[55]), die Stuckbilder, welche bunt bemalt waren, zum Fenster hinausgeworfen, die Bilder verkauft, und so erging es nach und nach allen Räumlichkeiten des Schlosses. Der König zog nun[56]) nach Wilhelms- oder Napoleonshöhe, das Bellevueschloß wurde nun schnell zum Winteraufenthalt zugerichtet, die Galerie war ja bis auf weniges fort. Die Kolonnaden am alten Schlosse wurden abgerissen und durch Soldaten alles zu einem großen Platz gleichgemacht, wie er jetzt noch ist.[57]) Die alte Lätitia, des Königs Mutter, kam auch zu Besuch nach Kassel[58]); ich sah sie auf Wilhelmshöhe, damals Napoleonshöhe. 1811 kam ich in die Konskription. Durch allerlei Präsente an Silberzeug an den Arzt Monf. Isoir[59]), der eine Jüdin Delvie[60]) geheiratet hatte, und durch den Major von Sturmfeder[61]) wurde ein Stellvertreter für vieles Geld angeschafft, der in Rußland blieb.

Nun schickte mich mein Vater nach Paris, um mich in den Tapetenfabriken dort auszubilden. Ich wurde auch von den ersten dort, Jaquemart, Dufour usw. sehr freundlich aufgenommen. Mein Begleiter war der Maler Krauskopf[62]), den mein Vater unterstützte. Sein Vater war Kammerdiener bei dem Fürst Wittgenstein[63]), damaligem preußischen Gesandten beim alten Kurfürsten, und wohnte im Prinz Georgen-Palais in der Bellevue.[64])

Der Professor Hummel[65]) reiste damals mit seiner Frau und einem einjährigen Kind, der jetzigen Frau des Musikers Hauptmann in Leipzig, nach Paris, um eine Madonna von Raphael für den Herzog von Oldenburg zu kopieren. Er benutzte einen zurückfahrenden Hauderer nach Paris. Ich wurde ihm beigegeben, ebenso der Konrad Wolff[66]), noch ein Junge damals, der in ein Institut nach Metz sollte. Krauskopf machte die Reise zu Fuß, wir die Reise im April in der Kutsche, Hummel, seine Frau, die Amme mit dem Kind, der Konrad und ich. Es ging sehr langsam und war langweilig zum Verzweifeln. In Frankfurt traf ich Krauskopf wieder; ich entschloß mich kurz, kündigte Hummel an, daß ich mit Krauskopf weiterreisen würde, der sehr überrascht war. In Frankfurt besuchten wir noch die alten Bankier Schultzes, sahen einen Teil der Kaisergarde durchmarschieren, die zum Feldzug nach Rußland zog, und wanderten dann nach Darmstadt. Dort suchte ich den Geheimsekretär Isel auf, dessen Bruder bei uns Kommis war. Dieser, noch ein junger, unverheirateter Mann, wohnte mit der alten Mutter sehr angenehm. Er nahm mich mit offenen Armen auf. Er war auch Künstler nebenbei und gewann mich sehr lieb. Er zeigte uns alles Sehenswerte und wir verlebten sehr angenehme Tage dort. Er hoffte auch nach Paris zu kommen, da er bei dem alten Großherzog[67]) sehr gut angeschrieben war, was auch nachher sich erfüllte, wo er zu uns in das Hotel zog. Nun ging es weiter, die Bergstraße nach Heidelberg, wo wir beide fußwund ankamen. Das schöne Heidelberg ließ uns bald alles vergessen. Die Galerie der Gebrüder Boisserée[68]) besuchten wir und lernten

---

[55]) Vor dem Brande, im Jahre 1808.

[56]) Das Königspaar blieb nach dem Brande im Bellevueschloß; erst im nächsten Sommer wurde das Schloß Wilhelmshöhe wieder bezogen.

[57]) Der jetzige Exerzierplatz der Kriegsschule, dem gegenüber noch Reste der Kolonnaden zu erkennen sind.

[58]) Lätitia Bonaparte, „Madame Mère", traf 27. August 1811 in Wilhelmshöhe ein und hielt 1. September 1811 ihren feierlichen Einzug in Kassel.

[59]) Isoard war 1810 Regimentschirurg in der westfälischen Jägergarde, wurde 6. Mai 1811 Inspekteur des Militärsanitätswesens, 27. September 1812 Ritter 2. Klasse des Ordens der westfälischen Krone. Feldzug 1812 in Rußland. Kehrte 1813 nach Frankreich zurück.

[60]) Dellevie?

[61]) Heinrich Reinhard Hölcke, war 1800 Portepeefähnrich im hessen-kasselischen Regiment von Linsingen, 1806 Sekondleutnant im kurhessischen Füsilierbataillon Schlotheim, 1810 Kapitän und Adjutantmajor im westfälischen Jägerkarabiniersbataillon, wurde 13. Februar 1810 Ritter 1. Klasse des Ordens der westfälischen Krone, war 1813 kommandiert als Rekrutierungsoffizier. Wurde 1813 Kapitän im kurhessischen Regiment Kurfürst. Feldzug 1814. Blokade von Luxemburg; Gefechte bei Siebenbrunn am 11. und 13. Februar 1814. An letzterem Tage wurde er verwundet. Feldzug 1815. Einschließung von Sedan, nach dessen Einnahme er Kommandant der Stadt war. War später Kapitän im 1., dann Major und Oberstleutnant im 2. Linieninfanterieregiment. 1833 ging er in Pension. Er wurde am 21. Januar 1818 unter dem Namen Hölcke von Sturmfeder geadelt. (Seine Nachkommen nennen sich nur von Sturmfeder.)

[62]) Justus Krauskopf, geb. in Kassel 21. November 1787, gest. daselbst unverheiratet 14. November 1869. Tüchtiger Maler, dessen Bescheidenheit seine Bedeutung nicht zur Geltung kommen ließ. Er war außerordentlich beliebt als Zeichenlehrer.

[63]) Wilhelm Ludwig Georg, Reichsgraf zu Sayn-Wittgenstein und Hohenstein.

[64]) Der in der Georgenstraße liegende Teil des jetzigen Bellevueschlosses, genannt nach seinem früheren Besitzer, dem Prinzen Georg von Hessen, geb. 8. Januar 1691 zu Kassel, gest. daselbst 5. März 1755, Sohn des Landgrafen Karl und der Marie Amalie, geb. Prinzessin von Kurland und Semgallen.

[65]) Luigi Hummel, geb. 11. Mai 1770 in Neapel, Schüler Wilhelm Tischbeins, starb als Professor und Direktor der Akademie der bildenden Künste in Kassel am 28. August 1840. Seine Gemahlin Marianne, geb. von Rohden, geb. zu Kassel 11. Januar 1785, gest. zu Leipzig 16. Januar 1866, war ebenfalls eine ausgezeichnete Malerin. Das erwähnte Kind heiratete 1841 den bekannten Komponisten und Musiktheoretiker Moritz Hauptmann.

[66]) Vielleicht der spätere Bauinspektor Konrad Wolff in Kassel?

[67]) Ludwig I.

[68]) Sulpice Boisserée (1783—1854) und Melchior Boisserée (1786—1851), bekannte Kunstkenner und Schriftsteller. Ihre Gemäldegalerie befindet sich jetzt in der Münchener Pinakothek.

die freundlichen Herren kennen, ebenso einen Oberkirchenrat Schwarz, der einen Sohn in Paris hatte, der später eine hohe Stelle, ich glaube als Minister, in München hatte. Von da nach Straßburg; wir bestiegen den prachtvollen Münster, sahen die Aussicht nach den Ardennen; von da nach Nancy und endlich zuletzt mit der Diligence nach Paris. Bei der Einfahrt begegneten wir dem Napoleon, der zum Feldzug nach Rußland reiste. Der Kondukteur hatte uns ausgefragt, wo wir wohnen wollten; wir nannten ihm das Hotel de Lyon, wohin uns Hummel empfohlen hatte. Da riet er uns aber sehr ab. Die Rue St. Jacques, worin es läge, wäre eine schmutzige, dunkle Straße usw. Wir folgten seinem Rat nach einem anderen Hotel, wo es allerdings sehr schön war, aber so teuer, daß wir den folgenden Tag uns nach dem Hotel de Lyon aufmachten. Das ging durch einen dunkeln, langen Torweg in ein Hintergebäude, kleiner Hof und lauter kleine Wohnungen. Der Wirt, ein ehemaliger Peruquier, Monſ. Temquet, wies uns zwei Dachstübchen an, à 12 Frcs. monatlich, allerdings sehr ärmlich. Es wohnten größtenteils Studenten, Buchhändler und einige Spanier darin. Werner Henschel [69]) hatte vor uns auch da gewohnt. Krauskopf trat nun zu David [70]) ins Atelier. Ich machte erst meine Bekanntschaften mit den Tapetenfabriken und ging dann auch zu David. Ich machte mich erst mit einigen seiner Schüler bekannt, wurde auch von ihnen eines Abends in eine Gartenwirtschaft eingeladen, wo auch getanzt wurde. Einige sehr hübsche Frauenzimmer, denen ich vorgestellt wurde, sah ich zu meiner großen Überraschung kurz darauf nackt als Modelle im Atelier.

Ich war zu neugierig, aber auch sehr befangen, den berühmten David zu sehen. Er wohnte in einem sehr schönen Haus nahe dem Luxemburg.[71]) Er stand mit dem grauen Hut auf dem Kopf vor dem Kamin und rauchte aus einer kurzen Tonpfeife. Seine alte Frau saß daneben. Er war sehr ernst, fragte mich einiges und dann sah er meine Arbeiten, die ich in Kassel gemacht hatte. Er schlug die Blätter schnell um, schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Mon cher ami, oh, comme ça vent de l'académie, il faut que tu commences de nouveau, mais je vois, tu as de talent ainsi que de courage“, und gab mir die Hand zum Abschied. Er war ziemlich häßlich, hatte einen Knoten am Backen, den er in der Revolution durch einen Kolbenstoß erhalten hatte.[72]) Im Atelier, welches damals den Tuilerien gegenüber am pont des arts in quatre nations [73]) war, zeichnete ich erst wieder nach Gips, kam dann schnell zum Zeichnen und Malen nach dem Leben, wurde bald mit den andern Schülern, einigen 40 und größtenteils schon viel älter als ich, freundlich bekannt, so mit Robert[74]), de la Roche, Rittig, Schmidt aus Madrid usw. David war recht zufrieden mit mir. Wir hatten unsern Mittagstisch in der rue de boucherie für 2 Silbergroschen[75]), wo Wasser- und Kohlenträger aßen. Abends wurde entweder bei Licht noch gearbeitet oder herumgeschweift, um alles zu sehen, die Theater besucht. Wir sahen auch noch den Temple, wo Ludwig XVI. und Antoinette gefangen waren, und die Morgue, wo wir zum erstenmal 13 Leichname fanden und uns aller Appetit verging.

[69]) Johann Werner Henschel, Sohn des Stückgießers Karl Henschel, geb. zu Kassel 17. Februar 1782, gest. zu Rom 15. August 1850, hervorragender Bildhauer. Von seinen Werken sind am bekanntesten die Brunnengruppe in Charlottenhof bei Potsdam und die Bonifatiusstatue in Fulda.

[70]) Jacques Louis David, berühmter französischer Maler, geb. 30. August 1748 zu Paris, gest. 29. Dezember 1825 in Brüssel.

[71]) Luxemburgpalast, ein 1612 erbautes Schloß in Paris, das seinen Namen nach dem früheren Besitzer des Grundstücks, dem Herzog von Luxemburg, führt.

[72]) David war eifriger Jakobiner, stimmte als Konventsdeputierter für den Tod des Königs, wurde in den Sturz Robespierres verwickelt, eingekerkert und nur durch die Amnestie vom 26. Oktober 1795 gerettet. Seine republikanische Gesinnung hinderte ihn nicht, die Ruhmestaten Napoleons I. in zahlreichen Bildern zu verherrlichen. Als Königsmörder wurde er 1816 aus Frankreich verbannt.

[73]) Straße in Paris.

[74]) Leopold Robert, französischer Maler, geb. 13. Mai 1794 zu Les Eplatures bei La Chaux de Fonds in der Schweiz, bekannt durch seine Bilder aus dem italienischen Volksleben. Seine aussichtslose Liebe zur Prinzessin Charlotte Bonaparte trieb ihn am 20. März 1835 in Venedig zum Selbstmord.

[75]) 20 Pfennig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kerze.

Du klare Flamme, die du manche Nacht
An meinem Lager treulich hast gewacht,

Mit mir den Phantasien hast gelauscht,
Die meiner Nächte Einsamkeit berauscht, —

Nachtgeister, die des Tages Leuchten scheu'n,
Doch deines matten, goldnen Lichts sich freu'n,

Die rasch entfloh'n, eh' ich sie festgebannt,
Dein stiller Strahl allein hat sie gekannt! —

Es naht der Tag, der Sterne Licht erbleicht,
Dank für den nächt'gen Trost, den du gereicht!

So wie du stirbst, wie hell der Tag anbricht,
Vergeh' auch meine Seele einst im Licht!

Frankfurt a. Main.

Th. Endemann.

Vom Kasseler Hoftheater.

Das Hoftheater hat sich nicht länger gewissen Anforderungen der Zeit und des nun einmal herrschenden Geschmackes verschließen können. Es ist aus den Schranken herausgestiegen, die es selber seit Jahren um sich aufgerichtet hatte. Unsere Bühne verschmäht nicht mehr die leichtest geschürzte Operette, und selbst das französische Sittenstück ist kurfähig geworden. Zu „Fledermaus" und „Bettelstudent" ist „Fatinitza" und „Boccaccio" getreten. Und das Ehedreieck kommt in „Cyprienne" zu Wort. Das alles ist sehr erfreulich. Denn mit der Exklusivität und Vornehmheit dessen, was früher von modernen Stücken allein als „hoftheaterwürdig" angesehen wurde, war es immer eine eigene Sache. An den Problemen, die alle Welt bewegen, gingen sie meistens achtlos vorüber, und weniger Rücksicht auf das Amüsement der Zuschauer als auf die Gesinnung und untadelhaft sittliche Weltanschauung, die sich in ihnen aussprach, war entscheidend. Da kamen dann die zweiten Theater und spielten dem Publikum diese verpönten Stücke vor. Mit künstlerischem und pekuniärem Erfolg. Es ist daher nicht nur eine künstlerische Pflicht, die die Hofbühne erfüllt, wenn sie die Grenzen ihres Repertoirs weiter erstreckt, nicht nur ein Entgegenkommen den Besuchern des Theaters gegenüber, sie handelt auch im eigenen, wohlverstandenen Interesse. Auch nach anderer Richtung ist die Leitung bemüht, für rege Abwechselung zu sorgen. Ein Gastspiel folgt dem andern. In unaufhörlicher Folge. Die zahlreichen Personaländerungen, die eingetreten sind, machen ja die „Gastspiele auf Engagement" zu einer Notwendigkeit. Zu einer für Publikum, Schauspieler, Kritiker wenig erfreulichen Notwendigkeit. Man erträgt aber dieses stete Kommen und Gehen geduldig, denn man muß sich der dira necessitas beugen. Dazu kommen die berühmten Gäste. Man freut sich über ihr Erscheinen und bewundert sie. Man dankt der Intendanz, daß sie dem seßhaften Provinzler zu interessanten und genußreichen Bekanntschaften verhilft. Man fühlt zwar: das ausgeglichene Zusammenwirken eines fest miteinander eingespielten Ensembles wird dadurch nicht gefördert und wäre doch auch eine schöne Sache, ja wäre eigentlich das erstrebenswerteste Ziel. Aber hier entschuldigt der Zweck die Mittel. Und mit den nun doch jetzt auseinander strebenden Kräften ein solches Ensemble zu bilden, lohnte kaum der Mühe. Denn nach den Ferien wird unser Personal ganz anders aussehen. Nun kommen aber drittens Gastspiele, die uns weder engagementslustige, noch berühmte Künstler zeigen. Herrschaften von befreundeten Theatern — sehr annehmbare und tüchtige zwar, aber doch keine ersten Ranges — spielen uns Rollen vor, die wir von hiesigen Darstellern sicher nicht schlechter gesehen. Will man uns zeigen, daß auch auswärts mit Wasser gekocht wird? Das wußten wir ohnedies. Und es ist zu hoffen, daß mit den Engagementsgastspielen im neuen Spieljahr auch diese neueste Gattung verschwindet, damit die offenbar fleißige und rührige Leitung sich ungestört der Schaffung eines künstlerisch ausgeglichenen, sicher ineinander greifenden, im Stil einheitlichen Ensembles widmen kann. Denn auf ein solches sind wir (von den Einzelleistungen ganz abgesehen) immer stolz gewesen und möchten wieder stolz darauf sein.

Das Hauptereignis der Berichtsperiode im Gebiet des Schauspiels war die Aufführung von Shakespeares „Antonius und Kleopatra". Herr Hertzer hatte mit großer Sorgfalt das Stück neu bearbeitet. Ob aber gerade dieses Werk die bedeutende Mühe und Arbeit verlohnte? Man kann das bezweifeln. Zwar die Sprache ist prächtig, gedankenbefrachtet, bisweilen hinreißend. Die Wechselfälle der Politik und mit ihnen verknüpft die Peripetien des Liebeshandels sind meisterhaft geschildert. Und Goethe hat mit Recht an der Tragödie hervorgehoben: „Hier spricht alles mit tausend Zungen, daß Genuß und Tatkraft sich ausschließen." Aber um diese „tausend Zungen" zum Reden zu bringen, braucht Shakespeare einen langen Weg. Was immer Plutarch von der egyptischen Königin berichtet, er glaubt es nicht verschweigen zu dürfen. In auf- und abwogenden Wellen geht die Handlung dahin. Ihr Fortschreiten ist daher langsam und oft, durch nebensächliche Szenen unterbrochen, schwerfällig. Antonius ermannt sich und wird entnervt, um sich wieder zu ermannen. In fortwährendem Wechsel. Die „Tragödie des moralischen Rückfalls" hat Vischer es genannt. Für die moderne Bühne war das schon des unaufhörlichen Szenenwechsels wegen unmöglich. Aber moderne Nerven hätten es auch sonst nicht ertragen. Sie hätten das Kommen und Gehen der vielen Episodenfiguren, den schleichenden Fluß der vom Dichter mit ungewohnter Nachlässigkeit geformten Handlung schwerlich ertragen. Auch minder moderne Naturen lehnten sich dagegen auf. Und so gehört „Antonius und Kleopatra" seit dem Entstehen des Stückes zu den auf der Bühne wenig erfolgreichen Tragödien des Meisters. Zuerst also mußte es dem Bearbeiter auf ein straffes Zusammenziehen der Szenen ankommen. Schon die Vorgänger des Herrn Hertzer hatten das erkannt. Dieser hat das halbe Hundert handelnder Personen auf 21 ermäßigt, hat mit Geschick und Geschmack es fertig gebracht, die Verwandlungen auf elf zu beschränken. Aber es ist nicht zu verkennen, daß wichtiges in den Absichten des Dichters dabei unter den Tisch fiel. Die politischen Verwickelungen, die Jahre umspannen, kommen selbstverständlich zu kurz. Doch das ist kaum ein großer Fehler. Daß die Figur der Octavia ganz farblos wird und nebensächlich, ist schon eher zu beklagen. Noch peinlicher wird das Fehlen der Begegnung Cäsar Octavians mit Kleopatra vor ihrem Tode empfunden. Wer weiß, ob sie den Untergang gewählt, wenn sie auch ihn in ihre Netze gezwungen? Manches mußte anders, lapidarer motiviert werden, wie es Shakespeare getan, und wieder anderes — wie z. B. der Zweck der falschen Nachricht von ihrem Tode, die Kleopatra dem Antonius sendet — ward nicht ganz klar. Ein so riesenhaft ausgedehntes Werk auf das gewohnte Maß zu kondensieren, geht eben nicht ohne Gewaltsamkeiten ab. Ob trotz aller Mühe und trotz der vorzüglichen Ausstattung das Stück auf dauerndes Interesse rechnen kann? Wir glauben's nicht. Antonius ist ein allzu passiver Held. Seine Männlichkeit versinkt in weibischer Schwäche. Er wird — das Schlimmste, was einem Helden passieren kann — Gegenstand des Mitleids, in das sich verächtliches Bedauern mischt. Und Kleopatra ist viel zu viel verderbte Kokette. Wir vergessen nicht, daß Antonius sie schon als kaltgewordenen Bissen auf Cäsars Teller fand. Wir sehen sie als skrupellose Kokette, ohne innere, gewinnende Anmut. Eine ganze Skala von Empfindungen und Eigenschaften hat sie darzustellen, echt weibliches Empfinden ist nicht darunter. Und wenn sie sich in den letzten Szenen zu einer gewissen höheren Weiblichkeit emporreckt, — es ist zu spät, um uns mit Sympathie zu erfüllen. In Wien gibt man in Schlenthers neuer Bearbeitung den „Faust" und zwar der Tragödie zweiten Teil. Wie wär's, wenn Herr Hertzer sich einmal daran versuchte? Das wäre eine Arbeit, die dauernden, dankbaren Erfolg verspräche. Die Ausstattung war hervorragend schön. So schön, daß sie oft alle Sinne in Anspruch nahm und „Antonius und Kleopatra" schier zum

Ausstattungsstück werden ließ. Sie war vermutlich so echt wie möglich, und da wir kein Ägyptologe sind, wagen wir selbst an der Kleidung des Volkes von Alexandrien keine Kritik zu üben. Auf dem Lande und auf dem Meere, in Rom und in Egypten wurden uns Bilder von großer Eigenartigkeit, sorgsam abgestimmt, reich und eindrucksvoll gezeigt. Die Regie des Herrn Hertzer zeigte sich in allerbestem Lichte. Die Massen waren in natürlichster und doch künstlerisch abgetönter Bewegung, auf der Galeere des Pompejus entfaltete sich ein Leben voll Eigenart und zwingender Realistik. Jede Szene bot ein besonderes, anziehendes Bild. Durch Schaffung neuer Dekorationen hatte sich Herr Sterra, durch die fein charakteristische Musik Herr Dr. Beier verdient gemacht. Den Antonius gab Herr Bohnée vortrefflich wieder. Der schwankende Held, der sich bald ritterlich und kraftvoll, bald weibisch verliebt gibt, fand die vorzüglichste Verkörperung. Weniger gelungen war die Kleopatra des Fräulein Bayrhammer. Es mangelte ihr an jedem großen Zug: ihre Koketterie erschien kleinlich, ihre Leidenschaftlichkeit ohne innere Kraft. Aus der großen Zahl der Darsteller seien noch der kluge Octavian des Herrn Wolfram, der Lepidus des Herrn Jürgensen, der Pompejus des Herrn Kothe und der Enobarbus des Herrn Friedrich hervorgehoben. —

Dann sahen wir noch eine Novität, „Herbstzauber" von Presber. Der Verfasser ist ein Verskünstler ersten Ranges. Er reimt leichtflüssig und espritvoll. Das hat ihn verführt, einen poetischen Einfall zu einer Bühnenszene zu gestalten. Was als einfaches Gedicht durch die Grazie der Verse bestochen hätte und damit der Frage nach dem Warum? und Wieso? ausgewichen wäre, wirkte in der Gegenständlichkeit der Bühne geradezu unverständlich. Was der Dichter meint, wenn er eine Colombine von Fleisch und Blut in den Armen eines steinernen Dionysos ebenfalls zu Stein werden läßt, versteht wohl kein Mensch, außer dem Autor selbst. Will er sagen, daß sterben muß, wen ein Gott geliebt? Oder, daß

„wer jung von der Erde geschieden,
ewig wandelt er jung im Garten Persophoneias?"

Oder daß es für ein Liebespaar gefährlich ist, im Mondscheinzauber einer Herbstnacht sich auf eine Bank zu setzen? Oder hat er nur Darstellerinnen vom Range des Fräulein Arnstädt aus Berlin, die die Rolle hier gab, Gelegenheit geben wollen, irgend welche Verse mit hinreißendem Ausdruck zu sprechen? Das hat er erreicht. Aber zu diesem Zweck hätte man schließlich wohl auch ein anderes Stück gefunden, das keine Rätsel aufgibt. Und um Rätsel zu lösen, geht man doch schließlich nicht ins Theater. Fräulein Arnstädt gab übrigens auch die „Cyprienne" in Sardous Stück mit großem Liebreiz, mit hinreißendem Charme. Es ist, als ob Sardou mit diesem Lustspiel eine Illustration zu dem Motto hätte schreiben wollen, das Musset seiner Verserzählung „Namouna" gab: „Eine Frau ist wie Dein Schatten. Läufst Du hinterher, so flieht sie Dich. Fliehe sie, — sie läuft Dir nach". Graziös, witzig, prickelnd, voll Verve und Temperament fließt die Handlung dahin. Die Darstellung trug aber diesem leichten Flug keine Rechnung. Die Inhaberin der Titelrolle in der ersten Aufführung, Fräulein Brunow, ließ es an froher Laune, an echter Munterkeit, an Temperament fehlen, und auch die übrigen Darsteller waren fast alle zu gewichtig. Viel Anerkennung verdient Herr Kothe, der den Ehemann liebenswürdig und überlegen gab.

Dagegen war die Erstaufführung der Suppé'schen Operette „Boccaccio" ein voller Treffer. Wir haben das liebenswürdige Werk oft auf den verschiedenen Sommerbühnen unserer Stadt gesehen. Im Hoftheater wirkte es wie eine Novität. Große, hingebende Sorgfalt, feinsinniges Verständnis hatten die Operette inszeniert. Herr Hertzer zeigte wieder seine außerordentliche Fertigkeit in der Leitung der Massen, die, von jeder Einförmigkeit fern, stets charakteristische Typen aufweisen. Er hatte für ein vortreffliches Zusammenspiel gesorgt. Er hatte einen dem fröhlichen Stück angemessenen farbenfrohen Rahmen geschaffen. Ihm gebührt daher ein wohlgemessener Anteil an dem Erfolg des Abends. Frau Porst war ein entzückender Boccaccio, Frl. Herper, Frl. Clever, Frau Kallensee verkörperten die florentinischen Frauen mit großem Geschick, die Ehegatten wirkten in der Darstellung der Herren Eberle, Kögel und Derichs mit durchschlagender Komik. Frl. Backhaus war eine anmutige Fiametta. Herr Dr. Zulauf dirigierte die Operette, die die Zuhörer zu immer wiederholtem, rauschendem Beifall hinriß, voll Verständnis und Temperament. —

Von den berühmten Gästen, die wir eingangs erwähnten, sei Konrad Dreher hervorgehoben, der im „Raub der Sabinerinnen" und im „Verschwender" Beweise seines tiefinnerlichen Humors, seiner, von jeder Aufdringlichkeit fernen Kunst gab, und Frau Schramm, die in den „Dienstboten" und in „Wie die Alten sungen" mit ihrer ungekünstelten, einfachen und herzerfrischenden Komik das Publikum begeisterte.

Diese Woche begann das große Abschiednehmen. Künstler, die seit vielen Jahren die Sympathien der Theaterfreunde besitzen und ihre volle Anerkennung sich erworben haben, verlassen uns. Wir haben nicht zu untersuchen, ob bei allen dazu zwingende Veranlassung vorlag. Wir haben uns mit der Tatsache abzufinden. In einem folgenden Artikel gedenken wir auf diese scheidenden Darsteller zurückzukommen. Sie alle werden von des dankbaren Publikums freundlichen Wünschen begleitet. Uns aber und unserem Theater wünschen wir, daß auch in der neuen Besetzung, die die meisten „Fächer" betrifft, das Theater mit einem dauernden, ausgeglichenen, künstlerisch geführten Ensemble sich als das erweise, was es immer war, als eine Pflegestätte reiner, hoher Kunst, daß es uns „goldene Äpfel biete in silberner Schale".

H. Blumenthal.

Aus alter und neuer Zeit.

Eine Anekdote vom dänischen Landgrafen Wilhelm. Eine alte Sammlung dänischer Studentenlieder (Sang og Klang. Aeldre og nyere Vise og Sange samlede af V. Faber og C. Möller. Kjöbenhavn o. J.) enthält einige im Gassenhauerstil abgefaßte Spottgedichte auf den Gouverneur von Kopenhagen, die uns deshalb interessieren, weil dieser Gouverneur der Prinz, spätere Landgraf Wilhelm von Hessen*) war, der als nächster Agnat des kurfürstlichen Hauses bei der unebenbürtigen Ehe des Kurfürsten lange Zeit als nächstberechtigter Erbe des kurfürstlichen Throns galt. Landgraf Wilhelm war seit 1842 Gouverneur von Kopenhagen und legte dies Amt erst 1848 nach

*) Ältester Sohn des Landgrafen Friedrich von Rumpenheim, * 1787, † 1867 zu Kopenhagen.

dem Ausbruch des ersten schleswig-holsteinischen Krieges nieder. In der dänischen Hauptstadt war er keineswegs unpopulär, muß sich aber doch durch seine Strenge bei der Studentenschaft unbeliebt gemacht haben, wie aus den erwähnten Gedichten hervorgeht. Das eine erzählt einen Studentenstreich, wie drei Studenten im Königlichen Exerzierhaus ihre Fechtkünste an einer Büste König Friedrichs VI. erprobt hatten und dafür vom gestrengen Gouverneur in Arrest gesetzt worden waren. Das andere berichtet mit Schadenfreude von einem Abenteuer des Landgrafen, das ihm selber eine Arretierung zugezogen haben soll. Der Landgraf hatte als Gouverneur ein Edikt erlassen, wodurch das Tabakrauchen an bestimmten Orten der Stadt und speziell in der Nähe von Schildwachen verboten wurde. Die „Vise om hvorlunde det gik Gubernören i Rusland" behauptet nun, daß der Landgraf in Petersburg selber einmal wegen Übertretung eines ähnlichen Verbotes bestraft sein soll. Der Landgraf reiste im Jahre 1844 nach Rußland, wo sein Sohn Prinz Friedrich Wilhelm, der später sog. „Thronfolger", sich am 28. Januar mit der Großfürstin Alexandra, der Tochter des Kaisers Nikolaus I., vermählte.*) Der Dichter des Liedes — P. Chiewitz nennt er sich — erzählt nun, daß auch in dem schrecklichen Rußland es verboten sei, eine Pfeife oder Zigarre zu rauchen. Der Landgraf habe dies Verbot mißachtet und sei dabei in unangenehme Berührung mit den Hütern des Gesetzes gekommen.

*) Der Prinz wurde damals vom Kaiser zum Chef des *Mariapolschen Husarenregiments ernannt und ließ sich in* der schmucken Uniform dieser Truppe von W. Han malen. Eine jetzt recht selten gewordene Lithographie dieses Porträts von Golde erschien zu gleicher Zeit bei Velten in Petersburg. Die junge Gemahlin des Prinzen starb schon wenige Wochen nach der Hochzeit an einem zu frühen Wochenbette. Seine zweite Gemahlin Anna von Preußen lebt noch jetzt als Witwe zu Frankfurt.

Die entsprechenden Strophen des Gedichtes lauten etwa folgendermaßen in deutscher Übersetzung, wobei das russische Kauderwelsch der Kosaken so gut es ging nachzuahmen versucht ist:

Eines Tages, als nach dem Essen
Zum Genuß 'ner Pfeif Tabak
Ging spaziern der Prinz von Hessen,
Schnauzt ihn an ein Leibkosack:
„Cigarrowitsch ut Mundski rut,
Sonsten giebts wat mit die Knut!"

„Was! Der Kerl soll Prügel haben!" *)
Rief der Prinz. Doch gar nicht faul
Schlug der Russ' ohn' viel Gehaben
Unsern Gouverneur aufs Maul.
„Mukkevitski will er noch!
Fort! Pascholl! mit ihm ins Loch!"

Lernet, Kinder, aus der Märe,
Wie die Sach' in Rußland liegt.
Wünschen wollen wir drum sehre,
Daß der Kronprinz Söhne kriegt.
Kriegt sein Weibchen auch nur ein'n,
Woll'n wir doch zufrieden sein.

Die historische oder vielmehr kaum historische Grundlage dieser Anekdote soll hier nicht weiter untersucht werden. Es sei nur bemerkt, daß die letzte Strophe sich auf den Umstand bezieht, daß Landgraf Wilhelm damals bei der Kinderlosigkeit des Kronprinzen, spätern Königs Friedrichs VII., als nächster Anwärter des dänischen Königsthrones galt. Die Befürchtung des studentischen Dichters, daß diese Anwartschaft sich verwirklichen werde, hat sich trotz der mangelnden Nachkommenschaft Friedrichs VII. bekanntlich nicht erfüllt Der Sohn des Landgrafen, der oben erwähnte Prinz Friedrich Wilhelm, verzichtete 1851 zu Gunsten seiner Schwester Luise auf die dänische Krone, die darauf nach dem Tode des Königs auf deren Gemahl, den im vorigen Jahre verstorbenen König Christian VIII., überging.

Ph. L.

*) Auch im dänischen Originale sind diese Worte deutsch!

Aus Heimat und Fremde.

Geschichtsverein. Am 1. Juni unternahm der Hessische Geschichtsverein in Kassel einen Ausflug nach Münden und besichtigte unter sachkundiger Führung die dortigen Altertümer.

Universitätsnachrichten. Marburg: Der ordentliche Professor der Geburtshilfe und Gynäkologie und Direktor der Frauenklinik Geh. Medizinalrat Dr. Friedrich Ahlfeld ist auf seinen Antrag zum Herbst von seinen amtlichen Verpflichtungen entbunden worden. Geheimrat Ahlfeld steht im 64. Lebensjahr. — Mit der Vertretung des Professors Dr. H. Küttner in der Leitung der chirurgischen Klinik wurde für das laufende Sommersemester Prof. Dr. med. Anschütz, Privatdozent und Oberarzt an der Breslauer chirurgischen Klinik, betraut. Dr. Anschütz, 1870 in Halle geboren, gehörte seit 1902 dem Lehrkörper der Breslauer Universität als Privatdozent an. — Der Privatdozent in der juristischen Fakultät Dr. Paul Meyer ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — Rechnungsrat Beckmann, Kassenrendant der Universität, beging sein 50jähriges Dienstjubiläum. —

Landesmuseum. Die letzte Stadtverordnetensitzung in Kassel beschloß für das im Weinbergpark

zu errichtende Museum 11 000 M. zur Verfügung zu stellen, um von den Architekten Fischer-Stuttgart, Roth-Darmstadt, Hardenberg-Göppingen und Eubell-Kassel Bauskizzen anfertigen zu lassen. Weiterhin sprach die Stadtverordnetenversammlung ihre Geneigtheit aus, zu den jährlichen Unterhaltungskosten des neuen Landesmuseums 10 800 M. beizusteuern.

Schenkung. Der Bezirks-Konservator Prof. v. Drach in Marburg hat seine vortreffliche Sammlung hessischer Fayencen an das Kasseler Museum abgetreten. Sie enthält Fabrikate aus Kassel, Hanau, Flörsheim, Frankfurt, Fulda, Höchst, Kelsterbach und Offenbach und bildet im Verein mit anderen Erwerbungen schon jetzt ein überaus reiches Material für die Geschichte dieses hessischen Gewerbezweiges, der im 18. Jahrhundert in höchster Blüte stand. Sie füllt mit ihren Kannen und Krügen, Terrinen und Schüsseln, Platten und Tellern, Salzfässern und Tintenfässern, Vasen und Blumengefäßen, Körbchen, Konfektschalen und Figuren sechs große Schränke im Untergeschoß der Kasseler Gemäldegalerie. Auch ein Wappenpokal der Familie v. Drach aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ist als Geschenk Prof. v. Drachs in den Besitz des Kasseler Museums übergegangen.

Stiftung. Aus Anlaß der 3. Jahrhundertsfeier der Gießener Ludoviciana wird die dortige Kaufmannschaft ein Stipendium stiften, zu dem bereits 20 000 M. gezeichnet sind. Die Zinsen des Kapitals sollen an studierende Söhne von Kaufleute vergeben werden.

Funde. Auf einer Ziegelei in Ockershausen wurden verschiedene Tongefäße (Urnen, Eß- und Trinkschalen) gefunden, die z. T. dem Kasseler Museum überwiesen wurden. Nach dem Urteil Museumsdirektors Dr. Boehlau entstammen die Urnen wahrscheinlich der jüngeren Eisenzeit, würden also dann in die letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt zu datieren sein. — Bei Friedberg stieß man wiederholt auf Öfen aus altrömischen Zeiten. Wie aus Frankfurt gemeldet wird, fanden Arbeiter bei Ausgrabungsarbeiten auf dem Römerberg römische Ziegel, Tongefäße, Nägel, Hufeisen, Holzteile und andere Gegenstände. Die Fundstücke wurden dem städtischen Archiv übergeben. — Bei einem Umbau am Ratmarkte zu Alsfeld stieß man auf ein Gefäß mit 10 Gold- und 15 Silbermünzen, die aus den Jahren 1558—1634 stammen. Die Alsfelder Oberhessische Zeitung teilt in ihrer Nr. 59 den Wortlaut der verschiedenen Prägungen mit. — In einer Kiesgrube bei Niedergründau wurde ein noch wohlerhaltenes Steinbeil ausgegraben.

Künstlerbund Hessen-Nassau. Der Künstlerbund Hessen-Nassau wird die bis Ende dieses Monats im Kunsthaus befindlichen Gemälde seiner zweiten Ausstellung auf eine Tournée senden, und zwar werden die Bilder in folgenden Städten ausgestellt werden: Marburg, Elberfeld, Dortmund, Münster, Osnabrück, Bremen, Hannover, Göttingen. Damit ist ein weiterer wichtiger Schritt zu den Hauptzielen des Bundes geschehen. Wir machen besonders unsere Marburger Leser auf diese im Marburger Kunstsalon stattfindende Ausstellung aufmerksam.

Dombesichtigung. Am 22. Mai fand eine Besichtigung der Elisabethkirche in Marburg durch eine Kommission statt, die aus verschiedenen Vertretern des Kultus- und Arbeitsministeriums, ferner aus Geh. Baurat Waldhausen, Geh. Reg.-Rat Schmidt und Generalsuperintendent Werner aus Kassel bestand. Es handelte sich um die bauliche Unterhaltung der Kirche, für die namhafte Summen in Aussicht genommen sein sollen.

Radierung. Wilhelm Thielmanns Radierung „Familie über Land", die auf der großen Berliner Kunstausstellung ausgestellt ist, wurde für das kgl. Kupferstichkabinett in Berlin angekauft.

Todesfall. Am 9. Juni starb in Kassel Frau Therese Schefer, geb. Hochapfel. Sie war eine Tochter des bekannten Dekorationsmalers Reinhard Hochapfel und hat sich auf dem Gebiete der Jugendliteratur schriftstellerisch betätigt. Auch das „Hessenland" hat einige kleine Beiträge von ihr veröffentlicht.

Hessische Bücherschau.

Burger, Alexander. Die hessische Literatur der Gegenwart. Nieder-Ingelheim (Selbstverlag) 1906. Preis M. 1.—

Trotzdem das Werkchen auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, ist es in seiner Begrenzung wohl ziemlich lückenlos. Gegen diese Begrenzung oder vielmehr gegen den Titel dieser Arbeit müssen wir ehemaligen Kurhessen aber um so energischer protestieren, als neuerdings die Angehörigen des Großherzogtums den Titel „Hessen" für sich allein in Anspruch zu nehmen pflegen. Auch hier ist, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, unter Hessen nur das jetzige Großherzogtum verstanden, man wird also wohl noch dazu kommen, die Literatur nach Regierungsbezirken und nicht nach den Stammländern zu begrenzen. Wenn dies Verfahren allerdings eine Antwort auf Wilhelm Schoofs „Deutsche Dichtung in Hessen" sein sollte, so war es nicht ganz unberechtigt, denn auch dort sind beide Hessen nur bis zum Jahr 1567 in Betracht gezogen. Wo aber immer der Name Hessen auf den Titel eines Werkes gesetzt

wird, muß man wenigstens im Untertitel eine reinliche Scheidung erwarten können, die von vornherein Irrtum und Enttäuschung ausschließt.

Das flott geschriebene Buch, in dem nur, wohl infolge übereilten Druckes, eine ganze Reihe von Interpunktionsfehlern stört, setzt ein mit dem Beginn einer Blütezeit des hessischen Dramas, die mit Ernst Elias Niebergall (* 1815), dem Verfasser des famosen, in Hauptmanns „Kollege Crampton" noch nachwirkenden „Datterich", Georg Büchner und dessen Vorgänger August Fresenius gegeben war. Über Carrière, den Dialektdichter Wilhelm Weigand und den Epiker Otto Müller führt dann der Weg zur Gegenwart, in der auf dem Gebiet der Lyrik so ziemlich alle Phasen vertreten sind von der hergebrachten Goldschnittlyrik bis zur Erotik der bizarren Hermione von Preuschen, von der Waldpoesie Karl Ernst Knodts bis zum Formalismus George Stefans und seiner Schule, von der Ballade Georg Edwards bis zu dem „originellen" Karl Schloß; im Roman wiederum vom Realismus Walloths bis zu Rieger und Oeser, dem Sohne O. Glaubrechts, vom Feuilletonroman Friedrich Dernburgs bis zum Heimatroman der Bock, Holzamer und Karrillon. Im Drama kommen für diesen Zeitabschnitt nur Adolf Müller, Carlot G. Reuling, Ludwig Weber, der Weimarer Heldendarsteller Karl Weiser, Wilhelm Walloth und Georg Fuchs ernstlich in Betracht. Wer einen bei aller Kürze doch eingehenden und zusammenfassenden Überblick über die dichterische Produktion im Großherzogtum gewinnen will, wird mit Erfolg zu dieser fleißigen Studie Burgers greifen. Heidelbach.

Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Der ganzen Reihe 40. Band. Neue Folge. 30. Band. 2. Hälfte. Kassel. Im Kommissionsverlage von Georg Dufayel. 1907.

Die Unionstätigkeit John Duries unter dem Protektorat Cromwells. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Von Lic. Karl Brauer. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1907. Preis 4,80 M.

Aus stürmischer Zeit. Ein Soldatenleben vor hundert Jahren, von W. von Conrady. Mit einem Bildnis und zwei Karten. Berlin 1907. Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn.

B. Hanftmann, Beiträge zur Geschichte des erstdeutschen Hauses und Holzbaues zur Führung durch L. Bickell: Hessische Holzbauten. Mit 119 Abbildungen und einer Kartenskizze. Marburg, N. G. Elwert, 1907. Preis brosch 10 M., geb. 11,50 M.

Touristen-Führer für Kassel und Wilhelmshöhe sowie die nähere und weitere Umgebung, von H. F. Lorentz. 2. gänzlich umgearbeitete Auflage. Kassel 1907. Carl Vietor, Hof-Buch- und Kunsthandlung. Preis 0,50 M.

(Diese neue Auflage, die den alten Vorzug der bequemen Handlichkeit besitzt, ist gerade jetzt, da der Brunnemannsche Führer vergriffen ist, doppelt zu begrüßen. Sie läßt alles Nebensächliche und auch das Historische beiseite und enthält über 120 Touren in unser Hessenland. Der Führer ist bei aller Knappheit, soweit sich bis jetzt nachprüfen ließ, durchaus zuverlässig.)

Personalien.

Verliehen: dem Landgrafen Chlodwig zu Hessen-Philippsthal das Großkreuz des Roten Adlerordens; dem Pfarrer v. Jagemann zu Großauheim der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Universitätskassenrendanten und Quästor, Rechnungsrat Beckmann zu Marburg der Kronenorden 3. Kl.; dem Kgl. Kammervirtuosen Kaletsch zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Gymnasialoberlehrer Professor Dr. Womberg zu Hanau zum Gymnasialdirektor; Landrichter Aselmann zu Kassel zum Landgerichtsrat; Amtsrichter Hasse zu Hofgeismar zum Hilfsrichter bei dem Oberlandesgericht in Kassel; Gerichtsassessor Horn zu Netra zum Amtsrichter; Gerichtsassessor Amelung zu Weyhers zum Amtsrichter in Nentershausen; Gerichtsassessor Dr. Eberhard zu Gladenbach zum Amtsrichter in Langenselbold; die Referendare Bachmann, Klipproth und Pfläging zu Kassel zu Gerichtsassessoren; Landrentmeister Gerke zu Kassel zum Regierungskasseninspektor bei der Regierung in Magdeburg; Regierungssekretär Lange zu Oppeln zum Rentmeister bei der Kgl. Kreiskasse in Gelnhausen; Zollpraktikant Seelig zu Glanerbrücke zum Zollsekretär in Emden.

Überwiesen: Rentmeister Weigt zu Gelnhausen der Regierung zu Wiesbaden; Gerichtsreferendar Trippe zu Kiel der Polizeiverwaltung in Kassel als Bureaudiätar.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Olszewski bei dem Landgericht zu Kassel.

Geboren: ein Sohn: Ingenieur W. Wallbrecht und Frau Margarete, geb. Brehmer (Kassel, 10. Juni); — eine Tochter: Regierungsassessor Grüneisen und Frau Emmy, geb. Guenther (Kassel, 31. Mai); Oberleutnant Hünke und Frau (Kassel, 5. Juni); Landkrankenhausdirektor Dr. G. Zuschlag und Frau Milly, geb. Gustine (Hanau, 10. Juni); Postassistent Georg Kreilein und Frau Änne, geb. Köhler (Kassel, 13. Juni).

Gestorben: John Ewald, 80 Jahre alt (Chicago, 30. März); Bundesbeamter Konrad Fey, 76 Jahre alt (Saginaw, Mich., 3. Mai); Professor Karl Brauer, 77 Jahre alt (Nord-Tonawanda, N.-Y., 16. Mai); Kammergerichtsrat Geh. Justizrat Wilhelm Kersting, 77 Jahre alt (Berlin, 19. Mai); Maurermeister Wilhelm Stück, 57 Jahre alt (Kassel, 1. Juni); Privatmann Luis Braun, 76 Jahre alt (Kassel, 2. Juni); Lehrer a. D. Philipp Wieber, 79 Jahre alt (Volkmarsen, 2. Juni); Frau Lina Auffarth, geb. Keßler, 52 Jahre alt (Kassel, 2. Juni); verw. Frau Luise Lohmann, geb. Pfaff, 65 Jahre alt (Kassel, 2. Juni); Lehrer a. D. Ludwig Hämmerling, 72 Jahre alt (Kassel, 3. Juni); Frau Gertrude Sonnemann, geb. Missomelius, 49 Jahre alt (Marburg, 5. Juni); Färbereibesitzer Eduard Zahn, 59 Jahre alt (Rotenburg, 7. Juni); Frau Leonore Eisenmann, geb. Raab, Gattin des Geh. Regierungsrats und Museumsdirektors (Kassel, 7. Juni); Kais. Bankdirektor Richard Großgebauer aus Kassel, 61 Jahre alt (Baden-Baden, 7. Juni); Frau Auguste Diebel, geb. Schönknecht, Gattin des Postinspektors (Kassel, 7. Juni); Frau Auguste Ewald, geb. Haberkorn, Witwe des Amtsgerichtsrats, 60 Jahre alt (Birstein, 8. Juni); Frau Therese Schefer, geb. Hochapfel (Kassel, 9. Juni); Frau Minna Schotten, geb. Humburg, 77 Jahre alt (Kassel, 10. Juni); Kgl. Steuerinspektor a. D. Wilhelm Berghöffer, 75 Jahre alt (Kassel, 10. Juni); Eisenbahnsekretär a. D. Andreas Schenk, 74 Jahre alt (Kassel, 13. Juni); Fräulein Natalie zur Hellen, 73 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 13. Juni).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 13. XXI. Jahrgang. Kassel, 2. Juli 1907.

Kloster Weißenstein.

Von Paul Heidelbach.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nicht immer gingen solche Schenkungen und Verkäufe ohne Widerspruch der dadurch Geschädigten vor sich. Das Gut, das Propst Bruno am Ende des 12. Jahrhunderts zu Sigersen kaufte, hatte dessen Verkäufer Wigand nur zum Teil selbst erworben, der andere Teil war auf ihn vererbt gewesen; deshalb fochten seine Verwandten aus Hümme diesen Kauf an und ließen sich erst durch Überlassung einer Geldsumme zu einer Einwilligung bestimmen. 1365 hatte Kuno von Hertzenrade wegen gewisser Güter und Gefälle zu Schilderade (zwischen Niederkaufungen und Vollmarshausen), Beldershausen und Konnigeshayn einen Handel mit dem Weißensteiner Kloster und verklagte dieses vor dem Fritzlarischen Archidiakonat, dem damals die geistliche Gerichtsbarkeit über die Gegend von Kassel unterstand. Schon im Jahre 1244 war hier ein zwischen Konrad von Ernbretchesvelde als Kläger und dem Kloster Weißenstein als beklagtem Teil wegen einer Hufe zu Oberzwehren (in superiori Tveren) ausgebrochener Streit geschlichtet worden, und zwar, wie 1365, zu Gunsten des Klosters.

Die so erworbenen Klostergüter wurden gegen Geld, eine bestimmte Korngülde („was der Acker trägt oder gesät ist"), Federvieh usw. verpachtet und dabei dem Pächter die Besserung des Landes zur Pflicht gemacht. Das 12. und 13. Jahrhundert war für Hessen nicht nur die Zeit der meisten Klostergründungen, sondern auch der meisten Rodungen; eine große Zahl von Leihen, vornehmlich zu Wald- und Landsiedelrecht, verbreitete sich damals über das ganze hessische Land. Man hat gesagt, daß zu dieser Zeit die Klöster auf Spekulation gegründet gewesen seien, als große Rodeanstalten, da mit der zunehmenden Rodung die Klostereinkünfte naturgemäß vermehrt wurden; die Folge war, daß die kleineren Grafengeschlechter durch den sich immer mehr ausbreitenden Besitz der benachbarten, von ihnen meist mitbegründeten Klöster allmählich aufgezehrt wurden, so die Grafen von Schauenburg durch die Klöster Weißenstein, Hasungen und Nordshausen.

Das Kloster zu Weißenstein tat die Äcker auf 6, 12, 20, 24, 30, 31, 32 Jahre, aber auch „auf ewiglich" auf; der Zins wurde fast durchweg am St. Michaelstag entrichtet. Wurde diese Gülde (Zins) nicht bezahlt, so sollte, wie es in den Meierbriefen heißt, der Pächter sich von seinen Äckern vertreiben und verweisen und diese quitt,

ledig und los wieder dem Kloster anheimfallen. 1374 hatte ein Pächter zu Baune (Bunen) für 4 Hufen Land jährlich 6 Malter Frucht, halb gut Korn und halb Hafer, zu zahlen; für 11 vor der Dönche (Tonche, auch toniche) gelegene Äcker entrichtete ein gewisser Hermann Koch auf Grund eines Leihebriefs von 1368 von jedem Acker „eyn lymes" *) der jeweilig geernteten Frucht. 1299 wurden zu Kirchbauna (Kerichbune) mehreren Einwohnern und deren Erben 5 Hufen auf ewige Zeiten zu Waldrecht gegeben; jeder hatte jährlich von seiner Hufe 5 Viertel halb Korn, halb Hafer und zwei junge Hühner zu entrichten; ein anderer Pächter zu Kirchbauna verpflichtete sich (1404), jährlich 2 Viertel Korn an den Konvent zu Weißenstein und 2 Viertel Korn, 1 Malter Hafer und 2 Hühner an die dortige Propstei abzuliefern. Für 5 Acker auf dem „Hellenbole" (1379, Höllenküppel?) wurden jährlich 5 Limes Frucht und 2 Fastnachtshühner gezahlt; ein Pächter Fricke zu Neuenhof (zum Nuwenhobe), einer Wüstung zwischen Simmershausen und Hohenkirchen, an den das Kloster 1406 13 Äcker vermeiert hatte, gab jährlich zwischen Michaelis und Martini 2 Viertel Frucht, halb Korn, halb Hafer, und 1 Pfund Pfennige. 1383 bekennen Mechthilt Hasen, Priorin, und die sämtlichen Jungfrauen des Klosters zu „Wißinsteyn", daß sie dem Heinrich Scheibin, Bürger zu Kassel, ihre im Feld bei den Klosteräckern zu Oberwehlheiden gelegene Wiese gegen einen Jahreszins von 3 Pfund und 5 Schillinge hessischer Pfennige auf 32 Jahre eingetan hätten. Johann Schultheiß zu Harleshausen (Haroldishusin) pachtete 1382 auf 30 Jahre vom Kloster 4 Hufen und 2 Acker Land, in der Dorfmark zu Kirchditmold, Harleshausen und Todenhausen gelegen, gegen einen jährlichen Zins von 9 Malter halb Korn, halb Hafer, und je einen halben Malter Weizen und Wintergerste; er versprach dabei, ein getreuer Landsiedel des Klosters zu sein und das Land mergeln (düngen) und bessern zu wollen, und falls er von Todes wegen abginge, so solle das Besthaupt um 10 Schillinge Pfennige gelöst werden. Beiläufig sei bemerkt, daß der Name der Wüstung „Todenhausen", zwischen Kirchditmold und Harleshausen, dort noch heute als Flurbezeichnung üblich ist. Nach einem Leihebrief von 1416 zahlte Kurt Meymwart für ein Lehen und Gut zu Wahlershausen (Waldolfishusen) alljährlich am St. Michaelstag oder früher 9 Malter guter Frucht und zwar je einen halben Malter Weizen und Gerste, 4 Malter Korn und 4 Malter Hafer, ferner von einem dabei gelegenen Haus und Hof auf jeden Michaelstag 7 Schillinge Pfennige und 2 Hühner und auch auf alle Palmtage vor Ostern 50 Eier; er will das Land redlich beackern, so daß das Stift — selbstverständlich neben der Pacht — jährlich den gebührenden Zehnten von den Äckern abziehn könne; auch will er Lehn und Gut, Acker, Wiesen und Garten nebst dem genannten Haus und Hof ohne Wissen des Konvents weder versetzen noch verkaufen. Im Jahr 1453 bescheinigt der ehrsame Herr Johann Nickel, Erzpriester des Stuhls zu Kirchditmold (Kerchdepmelen) und Pfärrner zu Velmar, das Bekenntnis eines Ehepaars zu Obervelmar, alljährlich auf den heiligen Palmentag der geistlichen Priorin und den Konventsjungfrauen zu Weißenstein ein halbes Pfund Wachs aus einem halben, bei Obervelmar gelegenen Acker liefern zu wollen.

Gleich den Insassen anderer Klöster erhielten auch die Jungfrauen zu Weißenstein einen Zins aus dem Kasseler Brauhause an der Fuldabrücke und zwar 1520 3 Pfund (den üblichen Preis für ein Fuder Bier). Außerdem bezogen sie nach Ausweis der Kasseler Stadtrechnungen von 1513, 1520 und 1526 zu Pfingsten von der Stadt einen jährlichen Erbzins von 5 Gulden, der nach der Säkularisation des Klosters mit 89 Gulden 6 Albus abgelöst wurde.

Außer an den genannten Orten hatte das Kloster unter anderem noch Besitzungen an Äckern und Wiesen (und zwar meist in der Nähe des Habichtswaldes) bei der Bettenwiesen, bei dem Eckartsborn, unter dem Kylesberg, vor den Birken, an der Heide und bei der Kälberwiese (Kylbir weizin); diese lag unmittelbar am Fuße des Klosters, und noch im 18. Jahrhundert fanden hier Vergnügungen des im Weißensteiner Schloß weilenden Hofes statt. Weitere Besitzungen des Klosters lagen in Besse, Niederzwehren (Nydern Twerne), Niedersimmershausen, Bodegerne, Bivera, Blickershausen, Gerwardeshausen, Rothenditmold, Dörnberg, Elgershausen, Ehringen, Ehrsten, Fritzlar, Frommershausen, Gudensberg, Heckershausen, Immenhausen, Rengershausen, Sandershausen, Dennhausen usw.

Der erste Propst des Klosters hieß Bruno; aus dem 13. Jahrhundert werden noch Theodericus und Hartmannus, aus dem 14. Jahrhundert Henricus, Bruno und Albertus genannt. Priorissinnen zu Weißenstein waren im 13. Jahrhundert Lucardis und Cunegundis, im 14. Jahrhundert Sophia, Berta, Bertheydis, Albradis, Ermegast, Mechtilt (Methylde, Metze) Hasin, im 15. Jahrhundert Mechtild von Rocwordeßen, Albrat, Elisabeth (Ilse) von Fenne (oder Venne), Elisabeth

*) Ein limes (4 Metzen) war der vierte Teil eines kasselischen Viertels.

von Twiste, im 16. Jahrhundert noch Margaretha von Treyßbach. 1492 war Alheit Kannegieser Unterpriorissin. Unter den Klosterjungfrauen werden genannt im 14. Jahrhundert Cunegund von Notfeld, Geyle von Bodegerne, Cunegund von Kaufungen, Mechtild von Schartenberg, Elisabeth von Gothardeßen, Lucie, Alheyd von Volcmerßen, Alheid von Ehringen, Ysentrudis von Dithmelle und Elisabeth von Weimar; im 15. Jahrhundert die Schwestern Gertrud und Mete Schwartin, Trude von Dinkelberg, Ermengart von Gilse und Elisabeth von Besse.

Die hessische Prinzessin Mechthild, des Landgrafen Wilhelm des Älteren Tochter, die sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts unter den Nonnen des Weißensteiner Klosters befand, brachte eine bedeutende „Mitgift", wie es in der Urkunde heißt, mit; denn da der Eintritt einer Jungfrau in den geistlichen Stand als eine Vermählung mit Christus und sie selbst als Braut Christi angesehn wurde, so betrachtete man das, was sie dem Kloster zubrachte, als Heiratsgut. Der Landgraf hatte 1493, nachdem er „krank im Haupte" — wie die Zeitgenossen vermuteten, von einem Liebestrank, der ihm in Venedig beigebracht war — aus dem heiligen Land zurückgekehrt war, dem Kloster 1000 Gulden baren Geldes oder, nach Nutz und Gefallen des Konvents, ebensoviel an Früchten zu geben versprochen, sobald seine „herzliebe Tochter" im Kloster eingesegnet würde. Sollte Mechthild aber vor der Einsegnung ihren letzten Tag beschließen, so wollte er dem Kloster 100 Gulden zu geben verbunden sein. Am Walpurgistag 1500 stellte die Priorin die noch vorhandene Quittung über die empfangene Summe aus, für die der Landgraf jährlich 50, am Weihnachtstag fällige Gulden auf den Zoll zu Kassel angewiesen hatte.

Das Kloster blieb noch eine Reihe von Jahren eine Versorgungsanstalt für Töchter wohlhabender Familien, wie denn besonders die unverehelichten Töchter der niederhessischen Ritterschaft, die selbst eine Reihe von Klöstern gegründet hatte, in diesen Unterkunft fand. Als dann Philipp der Großmütige die Reformation in Hessen einführte, teilte auch Weißenstein das Schicksal der übrigen Klöster, es ging ein. „Auch seind die Cloester von moenchen und nonnen verstoehret worden, und haben die meisten gefreyet und sich in den ehestand begeben", heißt es in der „Congeries". In den fünfzig Klöstern des Hessenlandes lebten an tausend Mönche und Nonnen. Diejenigen, die ihrem Stand treu bleiben wollten, erhielten eine angemessene Versorgung, die übrigen wurden durch eine bestimmte Geldsumme oder auf andere Weise gegen eine ausgestellte Verzichturkunde abgefunden. Einige zogen auch ohne alle Abfertigung davon und traten in andere Klöster ein. Die letzte Priorin des Klosters Weißenstein, Margaretha von Treißbach, erhielt 120 Goldgulden, eine der Ordensschwestern, Magdalene Dippel, bekam 6 Viertel Korn als Abfindung, eine andere, Zeitlos Meysenbug, eine auf das Kloster Heida gewiesene Rente von 10 Malter Frucht, die 1554, nachdem Zeitlos einen Schultheißen geheiratet hatte, mit 200 Gulden abgelöst wurden. Im ganzen stellten in den Jahren 1527 und 1528 18 Nonnen beim Austritt aus dem Weißensteiner Kloster solche Verzichtbriefe aus: Immiche Westfalen, Katharina Konrads aus Kassel (gegen 2½ Malter Frucht jährlich, über deren Ablösung durch 50 Gulden 1567 ihr Sohn quittierte), Elisabeth Arnolds, Anna von Roßdorf, Antonia Clusers, Helisabeth Geylfuß, Anna Schönlebers, Elisabeth Twisten, Alheid Trostes, Elisabeth Meylen, Gertrud von Kaufungen, Gela Sporn, Helisabeth von Besse und eine Laienschwester. 1528 wurde die Priorin abgefunden, ihr folgten Kunne Beckhoven, Metze Gumperts und die Schwestern Meysenbug.

Das Kloster brachte seit der Säkularisation jährlich 1590 Gulden ein, die zum Teil nach einem Stiftungsbrief Landgraf Wilhelms IV. vom 24. Oktober 1583 zum Unterhalt 40 armer Predigerswitwen verwandt wurden; diese Pfründen bestanden außer in Geld auch in Fruchtgefällen, zu denen das Weißensteiner Kloster nach einer Konsistorialverfügung von 1732 alljährlich auf Martini 30 Viertel Korn, 20 Viertel Gerste und 10 Viertel Hafer beizusteuern hatte.

Je weiter eine Zeit zurückliegt, um so dankbarer sind wir für die geringste Mitteilung, die geeignet ist, das Gesamtbild zu vervollständigen. So sei auch ein noch vorhandenes Zeugnis erwähnt, in dem die Priorissa von Treißbach einer Eva von Dilberg bestätigt, daß sie 30 Jahre eine professa zu Weißenstein gewesen und im Molkenhause vortreffliche Butter und Käse gemacht habe.

Ein Vogt wurde mit der Verwaltung der Klostergüter beauftragt und bezog gemeinsam mit einem Ökonomieverwalter die verlassenen Klosterräume. Anno 1528 bekennen Bürgermeister und Rat zu Kassel, daß ihr Mitbürger Cyriax Hartmann und dessen Ehefrau Gertrud den jederzeitigen Vorstehern und Vögten zu Weißenstein einen Goldgulden kasselischer Währung jährlichen Zinses aus ihrem Haus, Grund und Hofftatt im Breul zu Kassel für 20 rheinische Gulden widerrechtlich verkauft hätten. Im Jahr 1543 war ein gewisser Philipps Geißmann Vogt zu Weißenstein; dieser bestätigt einem Johann Saxe den Empfang

eines Registers über die Zinsen von Weißenstein und verspricht dessen Rückgabe.

Die Klostergebäude gingen immer mehr ihrem Verfall entgegen. Die getragenen melancholischen Weisen der Nonnen, die jahrhundertelang durch die kalten Mauern drangen und, von niemand gehört, in der Waldeinsamkeit verzitterten, waren für immer verstummt, und selten genug, wenn überhaupt einmal, mag einer aus dem Tale herauf seine Schritte in diese Wildnis gelenkt haben, in der damals noch manches wilde Tier den Wanderer schreckte, — es sei denn, daß der landgräfliche Hof zu fröhlichem Jagen diese durch ihre reiche Wildbahn ergiebigen Jagdgründe am Weißenstein durchstreifte oder sich im Schatten des Klostergartens an Ballspiel und Bogenschießen ergötzte.

Eine Abbildung des Klosters aus der Zeit seines Bestehens ist leider nicht auf uns gekommen. Erst zwei Jahrzehnte nach der Aufhebung des Klosters findet sich dieses auf einem großen, aus der Vogelperspektive gezeichneten Plan, der die Schleifung der Stadt Kassel durch die Spanier während der Gefangenschaft Philipps des Großmütigen (1547) darstellt. Diesem in der Murhardschen Bibliothek aufbewahrten Plan ist die nebenstehende Skizze entnommen, die einen immerhin noch recht ansehnlichen Gebäudekomplex vorführt.



Kloster Weißenstein.
Skizze von Ernst Happel.

Die mehrfach umgebaute Klosterkapelle wurde erst 1785 niedergerissen. Als man 1829 zwischen den Haupt- und Seitenflügeln des Wilhelmshöher Schlosses die unschönen Zwischenbauten begann und für den zu dem Weißensteiner Flügel gehörenden Verbindungsbau das Fundament grub, fand man noch einige mit Platten eingefaßte und überdeckte Gräber, in denen sich noch gut erhaltene Gerippe befanden.

Die Burg zu Waldau.

Winkelmann und Engelhard berichten von einem Raubschloß und einem Kloster zu Waldau, einem vor dem Leipzigertore vor Kassel liegenden Dorf auf weiter ebener Wiesenfläche an der Straße nach Nürnberg.

Diese Berichte entbehren jeder geschichtlichen Grundlage, ganz abgesehen davon, daß sich ein Raubschloß unmöglich dicht vor den Toren Kassels an einer Hauptstraße halten konnte. Vielmehr findet man in dem Dorfe eine landgräfliche Burg, die als Vorwerk des fürstlichen Rentenhofs betrachtet wurde. Sie bestand jedenfalls nur aus einem befestigten Haus. Im Jahre 1484 übergab Landgraf Wilhelm I. seiner natürlichen Schwester Anna und deren Gatten, dem Torknecht Heinz Missener „die Kemnate zu Walde" mit ihren Äckern, Wiesen und Gärten, ausgenommen die Zehntscheuer, wie er sagte, für die Dienste, die beide seiner Mutter, der Landgräfin Mechtilde, geleistet und aus besonderer Zuneigung, unter dem Vorbehalte, diese Besitzung mit 200 Gulden zurückkaufen zu können. 1486 wurde die kleine Burg auf fürstliche Kosten erneuert. Dieser zum Teil auf uns gekommene Bau wurde bis zur Regierung des Landgrafen Moritz als Burg benutzt. Dieser ließ einen Teil der Burg als Försterwohnung einrichten, wie sie heute noch dem gleichen Zwecke dient. Schon 1463 wohnte der landgräfliche Jägermeister Henne Fleck in Waldau, vielleicht in der Kemenade. Die vorerwähnte Zehntscheuer wurde auch zu Jagdzwecken hergerichtet; Landau nennt sie in seiner Beschreibung des Kurfürstentums Hessen ein großes Jagdzeughaus. Es ist dies eine lange Scheune nördlich vor dem Dorfe rechter Hand an der Straße gelegen, die der Domäne Mönchehof



Die „Burg" zu Waldau.

zugehört und nach der die Wirtschaft „Jägerhof" genannt ist.

Der noch jetzt stehende Teil der Burg besteht aus einer langen Südmauer mit zwei Eckrondelen, in denen sich je eine Schlitzscharte befindet, und einer West- und Ostmauer, die sich jedoch bedeutend weiter nach Norden erstreckten und in gleicher Weise wie im Süden abschlossen. Innerhalb dieses Mauervierecks lag der Hof, die Gebäude lehnten sich mit ihrer Rückwand an die Umfassungsmauer. Die kleinen Fenster und eine vermauerte Tür in der Südwand sind noch erhalten geblieben. Bei der Belagerung Kassels durch Tilly wurde die Burg zerstört. Bei Wiederaufrichtung der Burg wurde nur der südliche Teil in Benutzung genommen und mit einem Fachwerksaufbau versehen. Die freistehenden Mauern wurden vor einigen Jahrzehnten mit vieler Mühe und großen Kosten abgebrochen.

In ihrer Gesamtanlage gleicht die Burg zu Waldau dem 1476 von Landgraf Heinrich III., dem Oheim Wilhelms I., neu erbauten Schlosse zu Friedewald und war wie dieses mit einem breiten Wassergraben umgeben, der seinen Zufluß aus dem Waldbach, jetzt Wahlebach, erhielt.

Ernst Wenzel-Wilhelmshöhe.

Jugenderinnerungen des Fabrikanten Karl Heinrich Arnold in Kassel.

Mit Ergänzungen von August Woringer.

(Schluß.)

Da mir der Vater schrieb, es werde in Kassel wohl bedeutende Dekorationsmalereien in Sälen und Plafonds geben, wo viel zu verdienen sein würde, so ging ich zu dem ersten Maler dieser Art, einem Herrn Münich aus Bayern, der mit seinen Söhnen und vielen Gehilfen die Plafonds in den Tuilerien in den Zimmern für den König von Rom gerade gemalt hatte, auch die Plafonds in der riesengroßen Gemäldegalerie. Ich arbeitete da tagelang hoch auf den Gerüsten und lernte diese Arbeit genau kennen, um sie später mit Gewinn zu verwenden. Isel, der Professor Meyer, Wolff, der auch mit uns wohnte, ein Architekt Hähnlein aus Stuttgart waren unser täglicher Umgang. Wir machten Touren nach St. Cloud, Versailles, wo wir die Wasserkünste sahen, sowie die Kaiserin Marie Louise mit dem kleinen König von Rom. Im Versailler Schloß sah es noch wüst aus, die Spuren der Revolution erinnerten lebhaft an diese Schreckenszeit.

Da kam der Winter 1812, wo die Seine zur allgemeinen Überraschung in einer Nacht zufror, etwas ganz Unerhörtes. Krauskopf kaufte sich Schlittschuhe und lief am pont neuf, machte als Meister seine Kunststücke, so daß immer eine große Menschenmenge ihm zusah. Da gab es denn bald viel Nachfolger, auch Schlitten aller Art. Wir standen viel von der Kälte aus bei den steinernen Fußböden und Kaminen. Ich baute mir einen Ofen, wo sich abends alles darum versammelte.

Da wurde eines Tages das 29. Bülletin ausgegeben, worin Napoleon ohne alle Rücksicht die enormen Verluste seiner Armee mitteilte. Da gab es nun ein fürcherliches Lamento; wenige Familien hatten nicht schwere Verluste zu beweinen. Mein Hauswirt verlor zwei Söhne. Da kam unerwartet Napoleon nach Paris. Nun wurde wieder mit aller Macht eine neue Armee geschaffen.

Mein Vater drängte nun in jedem Brief, wieder nach Hause zu kommen, um ihn zu unterstützen. Es kostete mir einen harten Kampf, denn ich wollte mich ganz der Kunst widmen und von Paris nach Italien reisen. Das Pflichtgefühl gegen meinen Vater überwand meinen Entschluß, ich reiste mit Krauskopf zurück. Letzterer, weniger zum Selbstschaffen geboren, gab Zeichenunterricht und bekam durch seine vortreffliche Methode viele Schüler, die sich gegen die Akademieschüler entschieden auszeichneten. Ich wurde nun Tapetenfabrikant. Für die Kasselaner war ich eine neue Erscheinung, man nannte mich nur den „Pariser" und wunderte sich sehr, daß ich aus dem liederlichen Paris meine damals so roten Backen wieder mitgebracht hatte.

Soweit reichen die Aufzeichnungen Karl Heinrich Arnolds. —

Die Familie Arnold stammt aus Thüringen. Christian Georg Arnold wurde am 26. November 1722 zu Leutenberg, einem Städtchen im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, geboren. Er studierte Theologie, war mehrere Jahre „Informator" bei seinem Onkel, dem Schullehrer Arnold zu Maar bei Lauterbach, hierauf 10 Jahre Kantor in Lauterbach selbst. Von hier aus wurde er Pfarrer in Engelrod im Kreise Lauterbach und 1781 Pfarrer in Freiensteinau, wo er gestorben ist. Er besaß drei Söhne und drei Töchter. Zwei Töchter sind in den vorstehenden Aufzeichnungen

erwähnt; die eine heiratete einen Spinnereibesitzer in Alsfeld, die andere einen Registrator in Kassel, als dessen Witwe sie in Maar starb. Von den drei Söhnen war der älteste Johann Heinrich 29. April 1755 geboren, war zuerst Rektor in Lauterbach, wurde 1792 Pfarrer in Maar und starb daselbst unverheiratet am 23. Juni 1828. Er war ein tüchtiger Kenner der französischen Sprache, so daß ihn Marschall Soult, der in den 1790er Jahren in Lauterbach lag, täglich zur Unterhaltung von Maar herüberholen ließ. Er verfaßte eine Art Katechismus im Anschluß an seine 35 jährige katechetische Tätigkeit. In einem Schneesturm einmal fast ums Leben gekommen, verlor er von da ab die Stimme fast vollständig, so daß er von 1823 bis 1828 durch zwei Vikare unterstützt wurde. Der Lebenslauf seines jüngsten Bruders Johann Paul ist in den obigen Aufzeichnungen seines Neffen erzählt.

Der zweite Sohn Christian Georgs, Johann Christian, wurde 1758, vermutlich in Lauterbach geboren. Seine erste Ehefrau, — wie oben berichtet, die Witwe eines Schweizerhauptmanns in französischen Diensten, — war Maria Solome Kramb aus Schlettstadt, welche 42 Jahre alt wurde. Seine zweite Frau, eine geborene Kersting, starb 1846. Die ersten Anfänge seiner Tapetenfabrik sind oben erzählt. Als die Räume des von Arnold angekauften Hauses in der Wildemannsgasse zu Kassel für den Umfang des Fabrikbetriebes nicht mehr ausreichten, wurde er in das zwischen Weinbergstraße und Friedrichstraße gelegene Haus, jetzt Wilhelmshöher Platz 4, verlegt. Dieses Haus hatte während der westfälischen Zeit dem Ersten Almosenier des Königs und Bischof von Hildesheim, Karl Friedrich, Freiherrn von Wendt, zur Wohnung gedient. Das zugehörige, an der Ecke der Karls- und Friedrichsstraße gelegene Haus (s. oben Note 51) soll dessen Hauskapelle gewesen sein, die durch den an der Friedrichsstraße entlang laufenden bedeckten Gang mit dem Wohnhaus verbunden war. Dieses Wohngebäude mit allem Zubehör an Stallungen 2c. und der erwähnten Kapelle erhielt nun Johann Christian Arnold von der kurhessischen Regierung in Erbleihe. Arnold war eine hochachtbare Persönlichkeit. Er wurde von der Regierung durch den Titel „Kommerzienrat", der in Hessen sehr selten verliehen wurde, ausgezeichnet, war Ratsverwandter der Stadt Kassel, Mitglied des Handels- und Gewerbevereins und Inspektor bei der Feuerrettungsgesellschaft. Als Ratsverwandter (Stadtratsmitglied) gehörte er der Deputation an, die am 15. September 1830 die Gewährung einer Verfassung bei Kurfürst Wilhelm II. durchsetzte. Auf dem diesen Vorgang darstellenden Bilde Ludwig Grimms ist auch Arnold dargestellt. Er starb 1842.

Johann Christian Arnold besaß drei Söhne, Georg Arnold, der früh an den Blattern starb, Karl Heinrich Arnold, geb. 17. September 1793 in Kassel, den Verfasser obiger Aufzeichnungen, und Paul Wilhelm Arnold. Karl Heinrich Arnolds Jugend hat er uns selbst im Vorstehenden geschildert. Nach seiner Rückkehr aus Paris war er sehr befreundet mit den Brüdern Grimm, Jakob, Wilhelm und namentlich Ludwig, dem Maler, mit Werner Henschel, Daniel Engelhard usw. Aus jener Zeit schreibt Wilhelm Grimm an Jakob, der damals als Attaché der kurhessischen Gesandtschaft in Wien weilte, unterm 3. November 1814:

„Die Feier des 18. (Oktobers) war hier im Ganzen schön und gut. Der schönste Anblick war, wie mit der Nacht auf allen Seiten und von allen Bergspitzen her die Feuer aufgingen. Die Unterneustädter hatten bei den Erschossenen auf dem Forst ihr Feuer angezündet, um sie zugleich zu ehren. Schön war es auch, wie darauf alle Glocken läuteten und die feierliche große[76]) darunter und auf dem Friedrichsplatz bei hundert Fackeln ein Gotteslied gesungen ward. Nur war die Musik dabei zu konzertmäßig gedämpft, so daß sie nicht durchdrang und zu sehr verhallte; ich hätte Posaunen dazu genommen, daß es durch die ganze Stadt gedrungen wäre. Der Zug hinaus war bei der feierlichen Stimmung ganz still, und das von der türkischen Musik angestimmte Reiterlied[77]) wurde nicht recht mitgesungen, der Kurprinzessin[78]), die auf dem Balkon stand, aber ein Vivat gebracht. Von zwei Haufen, die auf dem Kratzenberg aufgerichtet waren, und wobei der brave Henschel[79]) besonders tätig war, war der eine schon ziemlich abgebrannt, doch war es noch ein gewaltiges Feuer; wie nun die Kurprinzeß kam zu Fuß, vom Landgraf Friedrich[80]) geführt und auch mehrmals von uns mit einem Vivat empfangen, ward der zweite mit Pechtonnen, Stroh und Reisig noch kräftiger gemachte Haufen angesteckt, er brannte mit ungeheurer Schnelligkeit und gab das größte Feuer, das ich je gesehen, die Tausende, die auf dem Feld standen, waren auf einmal wie von einer wunderbaren Sonne hell beleuchtet. Schade war's, daß es nicht ganz windstill war; hätte die Flamme gerad aufsteigen können, so wäre

[76]) Die Osanna auf dem Turm der Martinskirche.

[77]) Schillers „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!"

[78]) Auguste, geb. Prinzessin von Preußen, Gemahlin Wilhelms II., geb. 1. Mai 1780, gest. 19. Februar 1841.

[79]) Bildhauer Werner Henschel.

[80]) Bruder Wilhelms I., geb. zu Kassel 11. September 1747, gest. zu Frankfurt a. M. 20. Mai 1837.

sie noch viel herrlicher geworden. Wir hatten noch einen besonderen Spaß ausgedacht, der aber leider verdorben wurde. Nämlich nach einer Carikatur, die der Louis[81]) zeichnen mußte, wurde der Napoleon, wie er friert und sich duckt, in Pappdeckel ganz kolossal, so hoch wie unsere Wände, ausgeschnitten und mit Tapetenfarben hauptsächlich vom Arnold unten beim Engelhard[82]) gemalt. Der Bischof[83]) war gedungen und sollte es auf einer Stange mit zwei Jungen, die Fackeln hatten, durch die Stadt und dann hinaus in den Scheiterhaufen tragen. Wie er es aber zum Fenster hinaus gereicht bekommen hat, wird ihm angst, wir freuen uns indeß und denken, wenn er es einmal hätte, müßte er es wohl hinbringen, da er es nicht verstecken konnte, allein er läuft mit fort in dunkle Feld nach Wehlheiden, sodaß der Engelhard ihm nachsetzen muß und ihn bei der Wachsbleiche[84]) wiederkriegt und das Ungeheuer zurückbringen läßt." [85])

Arnold bildete sich in Kassel auch zum Lithographen aus, gehörte als solcher der Kunstakademie an und machte 1823 die ersten Versuche, auf hessischem Kalkschiefer zu drucken. Er gründete um das Jahr 1830 eine Tapetenfabrik in Berlin. Hier lernte er den Maler Adolf Menzel kennen, mit dem ihn später enge Freundschaft verband. Hugo von Tschudi berichtet hierüber im „Jahrbuch der kgl. preußischen Kunstsammlungen", Bd. 26, S. 238 ff.:

„Arnold, der eine Tapetenfabrik in Berlin besaß und selbst künstlerisch begabt war, traf Menzel im Winter 1833/34 beim Abendzeichnen nach der Natur, das einige Künstler eingerichtet hatten. Der wesentlich ältere Mann fühlte sich zu dem talentvollen Jüngling, der schon mit seiner Hände Arbeit Mutter und Geschwister erhielt, hingezogen, und bald war Menzel häufiger Gast in seinem Haus am Monbijouplatz, wo viele Künstler und auch sonst hervorragende Persönlichkeiten verkehrten, wie der Architekt Schinkel, die Bildhauer Rauch und Drake, die Maler Magnus und E. Meyerheim, außerdem Professor Hotho und General von Radowitz. Eine reichhaltige Sammlung von Handzeichnungen (darunter solche des deutsch-russischen Malers Reutern), Kupferstichen und Radierungen wurde von Menzel eifrig durchstudiert. Hier entstand das Bilderbuch mit Versen von Fräulein Feige, zu dessen Illustrationen die drei Arnoldschen Kinder häufig die Modelle abgaben. Arnold, der früher zwei Jahre Schüler von David in Paris war, regte Menzel zur Ölmalerei an. Als erstes soll er ein Selbstporträt von Frans Hals kopiert haben, sich aber gern von der mühseligen Arbeit zum Ringspiel mit Frau Arnold und deren Töchtern geflüchtet haben. Dieser anregende Verkehr fand ein frühzeitiges Ende, da Arnold im Jahre 1836 nach Kassel übersiedelte, um dort die Tapetenfabrik seines Vaters zu übernehmen. Menzel widmete den Scheidenden eine Federzeichnung, ‚die trauernde Berolina darstellend, auf einer Lotosblume sitzend, umgeben von einem Kreis singender Kinder und einem Musikchor, während Engel aus den Wolken Regengüsse herniedersenken.'

... Im Jahre 1841 kam dann Menzel selbst für einige Wochen nach Kassel, wo er mit besonderem Interesse das Rokokoschlößchen in Wilhelmsthal und die Kasseler Gemäldegalerie studierte. Die Verbindung mit dem fernen Freunde blieb auch weiterhin rege; 1845 besuchte Friderike Arnold[86]) Menzel, bei welcher Gelegenheit das in der Nationalgalerie befindliche Porträt gemalt wurde, und 1846 folgte der junge Karl[86]), der sich mittlerweile für die künstlerische Laufbahn entschieden hatte und nun drei Monate unter Menzels Aufsicht in Berlin arbeitete. Im Jahre 1847 ging Menzel abermals und zu längerem Aufenthalt (aus den beabsichtigten 8 Wochen waren ebensoviele Monate geworden) nach Kassel, wo er in des Freundes Wohnung den großen Karton mit dem Einzug der Sophie von Brabant in Marburg für den nassauischen[87]) Kunstverein ausführte. Dem Beginn der Arbeit ging ein Abstecher nach Marburg zum Studium der Schwälmer Bauerntypen voraus." [88])

---

[81]) Ludwig Grimm, Maler, jüngster Bruder der beiden Germanisten, geb. 14. März 1790 zu Hanau, gest. als Professor an der Kasseler Kunstakademie 4. April 1863.

[82]) Johann Daniel Wilhelm Eduard Engelhard, Oberbaumeister. Vgl. „Hessenland" 1906, S. 303.

[83]) Johannes Bischoff, Fabrikarbeiter in Kassel.

[84]) Befand sich an der Stelle des jetzigen Polizeidirektionsgebäudes vor dem Königstor.

[85]) Grimm und Hinrichs, Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit S. 375, 376.

[86]) Sohn und Tochter Karl Heinrich Arnolds.

[87]) Muß „hessischen" heißen. Menzel kaufte den Karton später zurück.

[88]) Aus der Zeit des Kasseler Aufenthalts rühren mehrere Bleistift-Zeichnungen Menzels her, darunter „Ansicht aus Wilhelmstal", „Häuser und Gärten in Kassel" (Aussicht aus einem Hinterfenster des Arnoldschen Hauses über das nach der Karlsstraße führende Tor hinweg), „Die Fulda bei Kassel" (Aussicht von der Bastion am Justizgebäude aus), welche den a. a. O. von v. Tschudi veröffentlichten Briefen Menzels an Arnold beigegeben sind. Auch sind dort Menzels Bilder Arnolds, seiner Frau und seiner drei Kinder wiedergegeben.

Arnold hatte sich vor seiner Übersiedelung nach Berlin verheiratet. Seine Gattin Antonie Reuter gehörte dem Kasseler Theater von 1818 ab einige Jahre als Sängerin und Schauspielerin an; eine ihrer vorzüglichsten Leistungen war die Susanne in „Figaros Hochzeit". Sie schenkte ihrem Gatten drei Kinder, einen Sohn Karl Johann Arnold, den eingangs erwähnten kgl. preußischen Hofmaler in Weimar, geb. 30. August 1829 in Kassel, dessen Sohn sich wiederum der Malkunst gewidmet hat, und zwei Töchter, von denen die eine, Friederike, den bei der früheren kurhessischen Gesandtschaft in Bern angestellten Hofrat Henkel, die andere, Karoline, den General von Buttlar heiratete.

Johann Christian Arnolds dritter Sohn, Paul Wilhelm Arnold, wurde am 16. Januar 1798 in Kassel geboren und am 28. desselben Monats getauft. Sein Taufpate war der Bruder seines Vaters, Handelsmann Joh. Paul Arnold. Er trat frühe in das väterliche Geschäft ein. Zweimal verheiratet, besaß er aus seiner ersten Ehe drei Söhne, Theodor, Anton und Karl, letzterer geb. 1. November 1833, gest. 22. März 1905, und eine Tochter Amalie, geb. 22. Dezember 1825, geb. 12. Mai 1844, aus seiner zweiten, am 26. Oktober 1841 geschlossenen Ehe mit Anna Martha Rüde (geb. 7. Oktober 1813, gest. 16. Juli 1847) eine Tochter Dorette Rosine, die den Hauptmann im kurhessischen Jägerbataillon Franz Friedrich Zwirnemann (gest. 16. August 1899) heiratete und sich jetzt im Besitze des durch Ablösung in das volle Eigentum der Familie Arnold gelangten Erbleihehauses befindet.[89])

1839 übergab Johann Christian Arnold die von ihm gegründete Tapetenfabrik seinem jüngsten Sohne Paul Wilhelm. Dieser schloß nun mit seinem Bruder Karl Heinrich unterm 20. April 1839 einen Vertrag, durch den beide ihre Geschäfte in Kassel und Berlin „zu einem einzigen gemeinschaftlichen Betrieb" in Kassel vereinigten, der die Firma „J. C. Arnold Söhne" führte. Das Geschäft sollte zwar im allgemeinen von beiden Vertragschließenden gemeinschaftlich geführt werden, Karl Heinrich sich aber vorzugsweise der Zeichnung neuer Muster, sowie der Aufsicht über die Druckerei und Anstreicherei unterziehen, Paul Wilhelm dagegen vorzugsweise das Kontor und das Laboratorium verwalten und beaufsichtigen; letzterem blieb auch die Führung des Hauptbuchs vorbehalten. Das Geschäft blühte nun, wie bisher, weiter. Die beiden Brüder übernahmen sogar zusammen mit dem Fabrikanten Wilhelm Karl Pfeiffer die 1841 (?) gegründete Papierfabrik vor Niederkaufungen, die seit 1847 von Pfeiffer allein betrieben wurde. Nach Paul Wilhelm Arnolds Tode (16. Juni 1847) führte Karl Heinrich Arnold die Tapetenfabrik für sich und die Erben seines Bruders fort. Er war aber zu sehr Künstler und zu wenig Geschäftsmann, um das Geschäft auf der alten Höhe halten zu können. Nach seinem, am 1. April 1874 erfolgten Tode wurde die Fabrik noch eine Zeitlang für die Arnoldschen Erben fortgeführt, aber 1883 an die Herren Ferres und Fresenius verkauft. Später ging sie auf Herrn Louis Siegel über, der sie unter der Firma J. C. Arnold Söhne Nachfolger in der alten Blüte und wieder, wie bei Beginn, in der Wildemannsgasse fortbetreibt.

[89]) Für die gütige Unterstützung bei Zusammenstellung dieser Nachrichten sind wir Frau Hauptmann Zwirnemann zu ergebenstem Danke verpflichtet; ebenso Herrn Pfarrer Schultheis in Freiensteinau und Herrn Pfarrer Hill in Maar.

[Zu Note 12.] George Wilhelm Rüde war am 30. Juni 1765 in Kassel geboren als Sohn des „Apothekerprinzipals" August Johann Friedrich Rüde, der aus Zerbst stammte, und seiner Ehefrau Dorothee Luise, geb. Ranspach, Tochter des Pfarrers Ranspach zu Heiligenrode bei Kassel. Letztere war die Witwe des Kasseler Apothekers Mönch. Dieser war Besitzer der 1680 gegründeten Apotheke „zum Einhorn" am Altmarkt, die Aug. Joh. Friedr. Rüde, in dessen Besitz sie durch seine Heirat gekommen war, bis 1776 betrieb. Am 4. Mai 1776 übergab er sie für den Preis von 9000 Mark seinem Stiefsohn, dem späteren Marburger Professor und Hofrat Konrad Mönch, der sie beim Antritt seiner Professur 1782 verpachtete. A. J. F. Rüde hatte schon 1774 die Rosenapotheke gekauft.

George Wilhelm Rüde wurde am 21. Juni 1775, 10 Jahre alt, als Student beim Collegium Carolinum in Kassel immatrikuliert, widmete sich dem medizinischen Studium, besuchte die Vorlesungen der Professoren Stegmann, Sömmering, Matsko, Tiedemann und seines Stiefbruders Mönch und erhielt 1779 bei einer öffentlichen Prüfung über Physik die große silberne Medaille. Nach dem am 5. Januar 1781 erfolgten Tode seines Vaters entschloß er sich, Apotheker zu werden, und trat Ostern 1781 bei dem Apotheker Peter Salzwedel in Frankfurt a. M. in die Lehre, kam Ostern 1784 als Gehilfe zum Apotheker Klauer in Mühlhausen i. Th., Ostern 1785 zum Apotheker König in Landau (Pfalz). Dort lernte er den damaligen Platzmajor Alexander Beauharnais, dessen Gemahlin Josephine, die spätere Kaiserin der Franzosen, und ihre Kinder Eugen, den späteren Vizekönig von Italien, und Hortense, die spätere Königin von Holland, kennen und verkehrte viel mit ihnen. Besonders vertraut wurde er aber mit seinem Seelsorger, dem luthe-

rischen Superintendenten Denzel, der später als französischer General sich besonders bei Jena auszeichnete. Ostern 1786 verließ er Landau und begab sich bis zum Herbst auf Reisen. Er besuchte Straßburg, wo er mehrere Monate blieb, Pforzheim, Bruchsal, Karlsruhe, Mannheim, Frankfurt, Hanau und Wächtersbach. 7. Juni 1787 erhielt er nach bestandener Prüfung die Admission zur pharmazeutischen Praxis und verwaltete nun die Rosenapotheke bis Ende 1787. Am 1. Januar 1788 übernahm er sie als Eigentum gegen Zahlung von 24 000 Mark, von denen die Hälfte seine Schwester, die Witwe Ludwig, erhielt. Am 30. Juni 1788[90]) heiratete er Anna Barbara Nagell, Tochter des Ratsverwandten und Kaufherrn Johann Konrad Nagell und dessen Ehefrau Anna Margarethe, geb. Böttner.

Häusliche Zerwürfnisse veranlaßten ihn aber schon im März 1790, seine junge Frau zu verlassen. Unter dem Namen „Hermann" reiste er zunächst nach Süddeutschland, wo er von Sigmaringen aus die Klosterapotheken zu Beuron und Habstatt neu einrichtete. Dann fuhr er von Mannheim aus den Rhein hinab und gelangte nach mancherlei Abenteuern nach London, wo er eine kleine Apotheke in Adersgate-Street eröffnete. Hier weilte er über ein Jahr, bis er endlich durch einen Brief seiner Schwester erfuhr, daß er seiner Frau Unrecht getan und zum Verlassen seiner Familie gar keine begründete Veranlassung gehabt habe. Er übergab nun seine Apotheke in London seinem deutschen Gehilfen für einen geringen Preis und kehrte nach Kassel zurück.

Hier brachte er nun seine Rosenapotheke zu hoher Blüte und wurde ein recht wohlhabender Mann. Im Mai 1808 erhielt er die Ernennung zum kgl. westfälischen Hofapotheker (die alte hessische Hofapotheke war eingegangen), am 3. April 1808 wurde er zum Wähler des Wahlkollegiums des Fuldadepartements für die Reichsstände ernannt, am 1. Juni 1808 zum Generaldepartementsrat dieses Departements gewählt, am 1. Oktober 1808 zum Mitglied des einen Teil des Kriegsministeriums bildenden „Gesundheitsrats" bestellt.

Ostern 1809 verpachtete er seine Apotheke an seinen ältesten Sohn für nur 900 Mark jährlich. Er widmete sich nun ganz schriftstellerischer Tätigkeit und unternahm häufige Reisen, wurde Ehrenmitglied verschiedener pharmazeutischer und naturwissenschaftlicher Vereine und am 4. August 1821 Dr. pharm. h. c. der Universität Marburg.

Die Stelle als Mitglied des kurhessischen Medizinalkollegs, die er bis 1806 bekleidet hatte, war ihm 1813 nicht wieder verliehen worden; dies geschah dann aber wieder am 16. Oktober 1822. Er legte das Amt aber bereits am 5. Mai 1824 nieder.

Er starb am 6. Juli 1831. Von seinen vier Kindern überlebte ihn nur der älteste Sohn, Johann Konrad. (Siehe Note 24.) Der zweite Sohn starb, 15 Jahre alt, plötzlich in Hannover, die Tochter ertrank in ihrem 11. Jahre bei Rotenburg in der Fulda, der jüngste Sohn starb bereits ein Jahr nach seiner Geburt.

[90]) Nach seiner eigenen Angabe; nach dem Kirchenbuche war es am 20. Januar 1788.

Joggeli.*)

Von Wilhelm Speck.

In Dutenbach möchte ich Sommertags wohnen, dürfte ich einmal ein Haus auf Erden besitzen, besonders wenn das des Joggelis Haus wäre. Friedsam sitzt es sich da oben, die Landstraße zieht eine halbe Stunde entfernt um das Dorf herum, und zur Eisenbahn braucht man die doppelte Zeit. Eine grüne Wiesenflur breitet sich aus, wo das Dorf unten anfängt, und wo es oben aufhört, sind's nur noch einige Schritt zu einem rauschenden Buchenwald. Unterwärts wohnen die wohlhabenden Leute, den Berg empor die geringeren, ganz oben aber wohnt der Joggeli.

Wer den Joggeli besuchen will, steigt einfach den hohen Meißner hinauf und geht am Frauhollenteich, woraus dort zu Lande die kleinen Kinder kommen, ein Stück entlang.

Hierauf braucht er nur auf der andern Seite des Berges wieder hinunterzuklettern und einige Stunden geradeaus nach Osten zu wandern, dann kommt er, noch ehe das Hessenland zu Ende geht, nach Dutenbach. Geschieht dies etwa an einem schönen Sonntage in der Dämmerstunde, und hat er sonst etwas Glück, so gelangt er auch ohne weiteres und ohne sich erst befragen zu müssen, zum Joggeli selber. Denn dann hört er es vielleicht, sowie er in die sonntagsstille Dorfstraße einbiegt, von oben her klingen und singen, einmal etwas Lustiges, ein andermal ein Lied vom Scheiden und

*) Diese Erzählung unseres berühmten Landsmannes wird im Oktober im F. W. Grunowschen Verlag in Leipzig als besonderes Bändchen erscheinen. Die Redaktion.

Meiden und trauriger Liebe. Das zieht ihn weiter und weiter, immer höher den Berg hinauf, bis er zuletzt vor Joggelis Haus steht. Dort findet er die Sänger unter einem alten, weit überhängenden Nußbaum, schlanke Burschen, braune und blonde Mädchen im bunten Sonntagsschmuck, mitten unter der blühenden Jugend aber auch ein weißhaariges Männchen, runzelig schon und etwas gebeugt, aber mit hellen und freundlichen Augen. Das ist dann der Joggeli.

Am Sonntag hat er immer Gesellschaft. In den Nachmittagsstunden stellt sich stets ein Trupp Schulkinder bei ihm ein, die um ihn her im Nußbaumschatten spielen. Oder auch sein Patenkind, das Lenchen, drängt sich an ihn heran, hebt das blonde Köpfchen und die Veilchenaugen zu ihm auf und bittet: „Pate, erzähl' uns!"

Dann erzählt er Geschichten. Nichts Besonderes und Neues, jeder andere vermöchte es wohl auch, aber wenn der Joggeli erzählt, klopft einem das Herz, und die älteste Geschichte ist wie neuvergoldet. Gegen Abend statten ihm die jungen Leute gern noch einen Besuch ab, wenn sie vom Wald oder aus den Wiesen zurückkommen. Der Joggeli mag das Singen so gern, keiner kennt auch so viele Lieder als er. Und es fitzt sich dazu im Abendgold wunderschön unter dem Nußbaum. Das Haus steht schmuck daneben, mit schneeweißen Wänden, das Balkenwerk in dem einen Jahre himmelblau, im andern rosenrot, je nachdem Joggelis Stimmung gerade beim Malen gewesen war. Er hat auch Zeiten gehabt, wo er es wohl hätte von unten bis oben hin schwarz streichen mögen, sie sind aber lange vorüber. Weit schaut man bei ihm in die Welt hinaus, gerade gegenüber auf den Meißner und auf blaue Bergzüge, die niemand mehr mit Namen nennen kann, auch der Joggeli nicht, der sich doch überall auskennt, bis nach Bremen hin und bis tief nach Amerika hinein.



Wilhelm Speck.

Daß der Joggeli nicht irgend ein Beliebiger ist, merkt man besonders, wenn er von der Waldarbeit abends nach Hause geht. Er geht dann nicht schlankweg die Straße hinauf, sondern hat fast bei einem jeden Hause einen kleinen Aufenthalt. Und wo er dann geht, hört man's das Dorf entlang und von einem Haus zum andern rufen: „Gute Nacht, Joggeli, komm' gut nach Haus!"

Da soll einer nicht gut nach Hause kommen, wenn ihn so viele fromme Wünsche begleiten. Der Joggeli nennt den Gutenachtgruß sein Abendgeläute und müht sich alle Tage, sobald er sich zum Schlafen niederlegt, damit ab, das Geläute in Gedanken noch einmal zusammenklingen zu hören. Wenn's ihm gelungen ist, dann schläft er schon lange. Andere Leute seines Alters quälen sich stundenlang, ehe sie den Schlaf erzwingen, er braucht nur „Jüh" zu sagen, so fährt's ihn schon dahin. Man möchte ihn wohl beneiden, fiele dabei ein Nutzen heraus, und wäre es nicht gerade der Joggeli.

Man darf aber nicht glauben, es wäre ihm immer so gut gegangen, und man sei ihm sein Leben lang so wohl gewogen gewesen. Nein, es hat lange genug gedauert, bis er solche Ehren erlangte, und grau und alt ist er geworden, ehe er überhaupt der Joggeli wurde. Vorher hieß er Jochen, und zu dieser Zeit konnte man weniger gut von ihm denken. Er hatte sich aber auch auf keine besonders rühmliche Weise im Dorf eingeführt und auch späterhin manches versehen, so daß man mit ihm nicht recht warm werden konnte. Man muß die Leute davon erzählen hören oder lieber noch ihn selbst, wie er nach Dutenbach gekommen und wie es ihm dort ergangen ist.

* * *

Es war vor vielen Jahren an einem Pfingsttage, als man im Dorfe zum erstenmal von ihm hörte, und vorher kannte er von dem Dorfe wohl auch nicht viel mehr als den Namen. Eigentlich wollte er auch gar nicht nach Dutenbach, sondern eine halbe Stunde weiter, nach Rommersrode, und ein anderer als der Joggeli wäre auch dahin gekommen. Seine Heimat war Vallanden, ein einsamer Weiler mitten im Walde, wo sich die Füchse gute Nacht sagen, seine Mutter aber stammte von Rommersrode, hatte dort auch noch immer reiche Verwandte, darunter eine Erbtochter, die der Jochen heiraten sollte. Da Jochens Eltern alles andere als wohlhabend waren und ihr Anwesen dermaleinst auch noch unter viele Kinder verteilt werden mußte, so daß jedes von ihnen nur auf eine Handvoll Erde zu rechnen hatte, so hatte es lange Verhandlungen gekostet, ehe es sich mit der Heirat fügen wollte; aber Jochen hatte bei einem Vorbesuch dem Mädchen gefallen, denn er war zu dieser Zeit ein hübscher Bursch, nicht gerade stattlich, aber wohlgewachsen, mit frischem Gesicht und den schönen blauen Augen, die ihm verblieben sind, dazu gesprächig und von heiterem Gemüt. Nun sollte er sich nur noch in

Rommersrode vorstellen und den Schlußstein zu seinem Glücke selber legen.

Das Morgenrot leuchtete am Himmel, als er von Vallanden aufbrach. Vor dem Dorfe hielt er noch einmal an, um sich einen duftenden Maibusch an den Hut zu stecken, dann sprang er lustig in den Morgennebel hinein. Bald blitzte die Sonne aus den Wolken hervor und führte einen Tag herauf, wie er nicht prächtiger sein konnte, so recht geschaffen für einen, der dem Glück entgegenziehn will. Felder und Wiesen grünten und blühten, der Buchenwald badete sich im Sonnenglanz, und tausend Lerchen sangen in der blauen Maienluft. Noch viel mehr aber sang es im Herzen des frühen Wanderers, während er durch taufeuchte Wiesen dahineilte und manchmal einen rauschenden Bach in einem kühnen Sprunge nahm, obwohl eine bequeme Brücke zu seiner Verfügung gestanden hätte. Der ganze Mensch war ein einziger Übermut, es schwante ihm, das sei heute sein schönster Tag, und er ließ die Augen allenthalben herumschweifen, um unterwegs ja nichts zu versäumen.

So war er, ohne einmal auszuruhen, bei vier Stunden gelaufen, und schon winkte ihm der Rommersröder Turm über die letzte Anhöhe entgegen. Zuvor aber mußte er Dutenbach passieren, und eine Viertelstunde vorher quoll in seinem großen Brunnenhaus auch noch der Dohlsbrunn, der schon manchem gefährlich geworden war. Die Dutenbacher holen aus ihm ihr Trinkwasser und fahren es in großen Fässern nach Haus. Das dauert immer eine ganze Weile, ist aber dennoch kurzweilig und unterhaltend; der Lindenbaum über dem Brunnen vermöchte wohl manches zu erzählen.

Als Jochen fröhlich daherkam, schöpfte gerade ein Mädchen, flink und behende, wie man ist, wenn man die Welt erst achtzehn Jahre kennt, mit braunen Löckchen über der weißen Stirn und lachenden braunen Augen darunter. Sogleich, wie sie ihn grüßte, fühlte Jochen, jetzt müsse er erst einmal trinken, und nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, daß es gut sein werde, ein wenig im kühlen Lindenschatten zu rasten. Darauf plauderte es sich, während das Mädchen Eimer auf Eimer aus dem Brunnen hob, so schön mit ihr, daß er nicht eher weiter konnte, bis das Faß überlief. Dann ging er mit ihr nach Dutenbach hinein, überschritt mit ihr die Rommersröderstraße, ohne einen Ruck in sich zu spüren, und befand sich unversehens oben auf dem Berge vor dem letzten Haus, in dem das Mädchen wohnte. Da er sich einmal so weit verlaufen hatte, blieb ihm nun nichts anderes übrig, als daß er auch die Bekanntschaft ihrer Mutter machte, die eine Witwe war und weiter keine Kinder hatte als ihre Magdalene. Er ließ sich auch nicht vergeblich zum Morgenkaffee einladen, sondern setzte sich mit tausend Freuden und in solcher Behaglichkeit an den Tisch, als habe er an diesem Tage nichts weiter mehr vor.

Der Mittag war nicht mehr fern, als er sich endlich erhob. Nun bat ihn die Mutter, ihr Mahl zu teilen. Wären es reiche Leute gewesen, so würde er die Einladung vermutlich ausgeschlagen haben, die Armut durfte er aber doch nicht verletzen. Also nahm er wieder Platz, und es schmeckte ihm, so bescheiden das Pfingstmahl war, über die Maßen. Gerade als sie damit fertig waren und nun eine Pause in der Unterhaltung eintrat, kam der Rommersröder Pfarrer ins Dorf und ließ läuten. Da gefielen dem Jochen die Dutenbacher Glocken so wohl, daß er Verlangen trug, auch die neue Orgel zu hören, von der ihm die Mutter Wunderdinge erzählt hatte, denn Musik, erklärte er, sei gerade seine stärkste Seite. Während die Frauen aber auf dem altgewohnten Weg, jedoch in einer ungewöhnlichen Aufregung zur Kirche gingen, zog er es vor, erst ein wenig um das Dorf zu promenieren und das Gotteshaus von einer anderen Weltgegend her zu betreten. Dort zwängte er sich, ob sie ihn auch groß ansahen, mitten unter die jungen Männer, als wäre da sein herkömmlicher Platz, verschwand aber nachher, noch ehe sie sich den fremden Vogel etwas näher beschauen konnten, wie ein Geist und fand sich auf seinem diplomatischen Umwege richtig wieder in das Häuschen zurück, gerade als der Kaffee aufgetragen wurde. Die Orgel habe ihm ausnehmend gefallen, berichtete er. Er möchte sie wohl alle Sonntage hören, wenn es sich machen ließe.

Als er sich endlich verabschiedete, war es Nacht geworden, und auch dann noch, obwohl er schon vor der Tür war, dauerte es geraume Zeit, ehe er wirklich weiter kam. Denn nun mußte er sich erst aus zwei weichen Armen lösen, die ihn so warm umfingen, und mußte seinen Blick von den dunklen Augen wenden, die in der Frühe so schön gelacht hatten, jetzt aber in Tränen glänzten. Auch war es ihm ganz neu, daß man so flink von der Erde in den Himmel springen konnte, er war noch mitten im Staunen.

Bedenklicher als ihm, der heute schon manchen Graben übersprungen hatte, war es dem Mädchen, so schnell den Sprung ins Ungewisse zu wagen. Ob es sie auch vom Fuße bis zum Wirbel zog, so traute sie sich doch nicht, sondern ließ verzagt und unentschlossen den Kopf hängen. In dieser Not kam ihr Jochen zu Hilfe, indem er ihr unter dem Nußbaum, der dabei den Atem anhielt, eingestand, letzte Nacht sei ihm im Traume ein Mann erschienen, der habe ihm gesagt: Wenn Du jetzt nach Dutenbach kommst, so wirst Du vorher unter

einer grünen Linde einen Brunnen rauschen hören. Dort wird dann gerade ein Mädchen schöpfen, und zum Zeichen merke, sie hat braune Augen, so dunkel wie die Nacht und so tief, daß Dir sein wird, als müßtest Du darin versinken, ihr Name aber ist Magdalene. Geld und Gut wird sie nicht viel haben. Wenn sie Dich aber nähme, so wärest Du mit einem Male reich. Sie wird Dich aber nehmen, wenn sie Dich auf Deine Bitte hin aus ihrem Schöpfer trinken läßt und Dich dazu aus freien Stücken anlacht, denn das tut sie nicht jedem.

Man konnte bei dem Joggeli nie recht wissen, wie er es meinte, ob ernsthaft oder im Scherz, er sagte das Wunderlichste mit einem unschuldigen Gesicht, so daß ihm auch verständige Leute oft wider Willen Glauben schenkten. Wie viel leichter mußte es ihm gelingen, ein unerfahrenes, noch nicht zu seinem vollen Verstande gelangtes Mädchen irrezuführen. Die Magdalene wenigstens nickte, als er sie fragte, ob das nun nicht alles aufs Wort eingetroffen wäre, und lachte und weinte dazu. Nachher erzählte sie ihm, sie habe auch einmal geträumt, es wäre einer von weither gekommen, ein arger Schelm, der ihr jedoch von der ersten Minute an lieb geworden sei; sie hätte ihn gar nicht wieder fortlassen mögen. Und nun wundere es sie nur, daß sie ihn heute nicht sogleich wiedergekannt hätte.

Jochen machte zu dieser Geschichte ein zweifelhaftes Gesicht und behauptete, er sei das nicht gewesen und er könne sich auf nichts besinnen, aber fatal wäre es ihm, wenn es ein anderer gewesen sei. Wie der Mond aber, als er ihn unwirsch reden hörte, sein Gesicht sehen wollte und dieserhalb neugierig über den Berg kam, prallte er vor Schrecken in die Wolken zurück, denn er glaubte, unter Magdalenens Nußbaum stünde die Sonne.

Während dies geschah und die beiden jungen Menschen die wunderbarsten und seligsten Gedanken hatten, hatte das letzte Abendlüftchen des versinkenden Pfingsttages gerade ein Gerücht vom verloren gegangenen Jochen nach Rommersrode hinübergeweht, und es erwies sich nun, daß er klüglich getan hatte, sich in einiger Entfernung von diesem Dorfe zu halten. Aber auch ohne daß er hiervon wußte, focht ihn kein Zweifel an, sich trefflich gehalten zu haben. Erst viel später, da er spät in der Nacht zu Hause den Ausgang seiner Unternehmung vermelden mußte, hätte er vielleicht in seiner Zuversicht irre werden können, wäre er den Reden, die er über sich ergehen lassen mußte, nicht mit halbem Ohre gefolgt. Doch nahm er die Vorwürfe, die man ihm machte, als nicht ganz unverdient, geduldig hin und tröstete sich damit, daß ihm nach dem heißen Tage eine Abkühlung nicht unzuträglich sei, sein Herz brenne ja noch immer in roter Glut. Seine Magdalene dagegen, in deren Herzen nicht die kleinste Schuld den inneren Frieden störte, versank unterdes in einen schönen Traum voll himmlischer Freude, in dem ihr zuletzt auch ein Mann erschien, der es höchlich pries, daß sie ihren Pfingstgast freundlich aufgenommen und bereitwillig in ihrem Arm gehalten hatte. Darüber erstaunte sie nicht wenig, es hatte sie ja doch keine Überwindung gekostet. Gleich morgen täte sie es wieder.

Die Dutenbacher lachten, als sie hinter Joggelis erstes Stück kamen, und sagten, der habe ihnen gerade noch im Dorfe gefehlt. In Hülle und Fülle hätte er leben und als ein großer Herr fahren können, statt dessen habe er sich an eine Kette gelegt und zeitlebens zum Knechtdienst verdungen. Wenn einem etwas recht Törichtes zugemutet wurde, antwortete man seitdem sprichwörtlich, man sei doch nicht von Vallanden.

Jochen ließ sich aber durch den Spott nicht verstimmen und sah auch nicht schief, als bald darauf ein anderer das Glück, das er verschmäht hatte, mit beiden Händen festhielt. In seinem Häuschen war eitel Sonnenschein, Lachen und Freude am Morgen und am Abend. Die junge Frau besorgte das Feld, er ließ sich vom Förster einstellen und war den ganzen Tag, wie er es von früher her gewohnt war, im Walde, brachte aber, wenn er heimging, immer von der Sonne, die ihm etwa geschienen hatte, und von den warmen Gedanken, die ihm durchs Herz gezogen waren, ein gut Teil mit nach Hause, und seine Magdalene legte das ihrige dazu. Eine neue Welt öffnete sich ihm, als er seines jungen Weibes Herz immer mehr verstehen lernte, und wie dann erst ein Kind in der Wiege lag, hatte die Welt kein Ende. Nun begriff er erst, wozu er sich den Kopf vor Zeiten mit tausenderlei Geschichten und Einfällen vollgepfropft hatte, jetzt ließen sie sich recht gut verwenden. Neben seinem Ännchen, der Erstgeborenen, lag bald ein Bub in der Wiege, und kaum war dieser aus dem Ärgsten heraus, so meldete sich wieder etwas Neues an. Die Leute fragten ihn, ob er auch überlegt habe, wie er die Kinder, wenn das so fortginge, zu ernähren gedenke. Er lachte sie aus und erwiderte: Seit die Schwieger leider die Augen zugetan hätte, wäre ja genug Platz vorhanden. Wenn die Bürschlein einmal im Häuschen drin wären, könne er sie doch auch nicht gut wieder hinausjagen. Er wolle jedoch, da ihm die Magdalene Sorgen mache, einmal zum Frauhollenteich hinaufsteigen und abbestellen. Er zog auch wirklich eines Sonntags einmal den Berg hinauf, mußte seine Bestellung aber verkehrt ausgerichtet haben, da er noch weiter bei der Frau Holle in der Kundschaft verblieb. (Forts. folgt.)

Testamentum.

(Aus den „Scholarenliedern".)

Euch, bunte Edelfinken fein,
Genossen meines Sanges,
Euch setze ich zu Erben ein
Des frohen Liederklanges:
So manches Mal half eure Lust
Mit ihrem hellen Schlagen
Den trüben Mut in weher Brust
Mir aus dem Herzen jagen.
Drum seid bestellet auf das Best:
Testamentum meum est!

Der Wald, wenn durchs Geäste zieht
Windhauch in Buchenbäumen,
Der ließ die Zweiglein zu dem Lied
Wie Harfenrauschen träumen.
Verpfände drum mein Saitenspiel
Dem, der mich oft ließ gasten —
Und ruht' ich hier im Leben viel,
Will auch im Tod hier rasten.
Ihm sei der armen Habe Rest:
Testamentum meum est.

Nur Eines bleibet noch — mein Herz,
Als letztes zu vermachen.
Wie oft mußt' ich in Freud und Schmerz,
Im Träumen wie im Wachen
Dein, schlank braunäugig Mägdelein,
Bei ferner Fahrt gedenken:
Drum soll das letzte Grüßen sein
Mein sterbend Herz dir schenken.
Das deucht mich, ist das Allerbest:
Testamentum meum est. — — —

Dort flammet rot der Abendstrahl
Bei Sonnenniedersteigen.
Rings liegt erglüht mein Heimattal
In feierlichem Schweigen.
Die Stirn umfachet kühlend sacht
Der Wind mir, dem Scholaren. —
Mein Lieb — leb wohl —! Es kommt zur Nacht
Der Tod leis angefahren.
Mein letzter Kuß dir —! Halt es fest:
Testamentum meum est!

Kassel. **F. A. Rahles.**

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am Nachmittag des 22. Juni fuhr eine größere Zahl von Mitgliedern des Marburger hessischen Geschichtsvereins nach dem benachbarten Biedenkopf, um die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten, der Kirche und dem Schlosse, zu besichtigen und mit dem jungen, überraschend schnell emporblühenden Biedenköpfer Geschichtsverein Fühlung zu gewinnen. Die Liste der Mitglieder, die dieser jüngste Geschichtsverein Hessens in Nummer 10 seiner Mitteilungen kürzlich veröffentlichte, weist bereits über 80 Namen auf, von denen eine nicht geringe Anzahl aus Stadt und Kreis zur Begrüßung des Marburger Besuches erschienen war, u. a. auch der Landrat Herr v. Heimburg. In dem romantischen Hofe des alten Schlosses hieß der Vorsitzende des Biedenköpfer Vereines, Herr Pfarrer Balzer aus Eckelshausen, die Marburger willkommen und legte in kurzen Worten die Ziele seines Vereines dar. Dann hielt Herr Lehrer G. Zitzer aus Niedereisenhausen einen Vortrag über die Geschichte von Burg und Stadt Biedenkopf, der sich an ein in kurzem erscheinendes Werkchen desselben Herrn anschloß, auf das hiermit im voraus hingewiesen sein mag.

Nirgends, so führte der Herr Redner aus, fehlt es so an älteren Nachrichten als bei Biedenkopf, wo wiederholt verheerende Feuerbrünste zahllose wertvolle Aktenstücke eingeäschert haben. Die älteste dem Redner bisher bekannt gewordene Urkunde, die den Namen Biedenkopf erwähnt, stammt aus dem Jahre 1240. Die alte Burg, deren Entstehungsjahr unbekannt ist, hat dicht hinter dem heutigen, zweiten Bau gestanden, der von dem Sohne des Landgrafen Heinrich das Kind, Otto, begonnen und erst nach 1486 vollendet worden ist und der noch am Mauerwerk deutlich unterscheidbare Reste des älteren enthält. Die Inhaber der Burg haben dauernd gewechselt, so daß es zu weit führen würde, wollten wir uns hier an eine Aufzählung dieser machen. In der Mitte des 17. Jahrhunderts diente sie nur noch als Festung. Eines Schloßwächters wird 1727 gedacht. Dann aber machte der Verfall der Mauern so starke Fortschritte, daß man sich 1843 und 1847 zu gründlichen Ausbesserungen genötigt sah.

Von der Stadt Biedenkopf hören wir zum erstenmal 1304, die zur Zeit der hl. Elisabeth „ein Dorf" genannt wurde, wie die Chronik von Gerstenberger besagt. Ihre Hauptstraßen sind die Spital- und Hainstraße, die seit 1335 in der Entwickelung begriffen sind. Die Stadt hatte 6 Kirchen und Kapellen: die heute noch bestehende, 1417 erbaute und 1617 erweiterte Hospitalkirche, mit der ein Hospital verbunden war, die vielleicht 1250 erbaute, 1888 abgebrochene Pfarrkirche, die St. Nikolauskirche, von der 1742 noch Trümmer zu sehen waren, die 1387 zum erstenmal auftauchende Kapelle der hl. Maria, die Kapelle des hl. Kreuzes und die schon vor dem 16. Jahrhundert verschwunden gewesene Kapelle der hl. Ursula. In die geistliche Pflege der Stadt teilten sich drei geistliche Brüderschaften: die Brüder

St. Johannis Evangelistae, die der 12 Apostel und die Kalandsherren. Letztere sollen ihren Namen daher bekommen haben, weil sie an den ersten Tagen jedes Monats, den Kalenden, Gastereien veranstalten. Diesen, so meint der Verfasser, verdankt vielleicht Biedenkopf sein treffliches Bier und seine dem entsprechende Trunkfestigkeit. Eine vielleicht nicht ganz falsche Annahme!

Burg und Stadt sind, wie uns Stiche von Merian und Dillich aus dem 17. Jahrhundert zeigen, durch Mauern mit Warttürmen miteinander verbunden gewesen, von denen heute noch deutlich wahrnehmbare Reste erhalten sind.

Eine der ältesten und interessantesten Sitten Biedenkopfs ist die alle vier Jahre stattfindende Grenzbegehung, zu deren heuriger die Marburger vom Redner herzlichst eingeladen wurden.

Nachdem Herr Generalleutnant Beß den Dank des Marburger Vereines für den Empfang wie den lehrreichen Vortrag ausgesprochen und gebeten hatte, man möge sich mit einem Gegenbesuch „rächen", machte Herr Prof. Wenck Mitteilungen aus einer handschriftlichen Quelle, die den Namen des Dorfes Biedenkopf zum erstenmal für das Jahr 1232 aufweist. Es ist ein Protokoll über die Wunder, die alsbald nach dem Tode der hl. Elisabeth an ihrem Grabe geschahen. Dies wurde infolge päpstlichen Befehls zur Vorbereitung ihrer Heiligsprechung aufgenommen und enthält drei Wundererzählungen von Heilungen, die sich an Mädchen aus Biedenkopf vollzogen, deren Namen, etwa 20, der Vortragende bekannt gab. Da das Protokoll bisher ohne die Zeugen und überhaupt nur zur Hälfte bekannt war, fand dieses „Mitgebrachte" dankbare Aufnahme.

Nach behaglichem Abstieg von der Burg, von der aus Biedenkopf und Umgebung einen stimmungsvollen Reiz bietet, mußte sich ein Teil der Versammelten, leider nur allzu früh, wieder trennen, während der Rest die letzten Abendstunden in dem idyllisch gelegenen Tannhäuser bei köstlich mundendem Biedenkopfer Bier und in anregendster Unterhaltung verbrachte, bis auch ihm die Scheidestunde schlug.

Dr. H. F.

Am 30. Juni unternahm der Hessische Geschichtsverein in Kassel einen Ausflug mit Damen nach Oberkaufungen zur Besichtigung der dortigen Stiftskirche. Trotz dem unablässig niederströmenden Regen hatten sich über 70 Teilnehmer eingefunden. In der Stiftskirche hielt Landesbauinspektor Dr. phil. et ing. Holtmeyer einen hochinteressanten Vortrag über die Geschichte des Klosters Kaufungen und sprach sodann noch im einzelnen über die Baugeschichte der Stiftskirche. Im Anschluß hieran wurden noch Archiv, Turm und Wappensaal einer eingehenden Besichtigung unterzogen.

Universitätsnachrichten. Marburg: Der außerordentliche Professor D. Johannes Bauer hat einen Ruf als ord. Professor für praktische Theologie nach Königsberg erhalten und angenommen. — Geheimrat Küster weilt gegenwärtig in den Vereinigten Staaten und hielt jüngst in der deutschen Medizinischen Gesellschaft in New-York einen Vortrag. — Kanzleirat Trebing wurde der Titel Rechnungsrat verliehen. — Gießen: Als Nachfolger für den Heidelberger Professor Dr. Marks ist der Professor der neueren Geschichte Dr. H. Oncken berufen worden.

Hessische Vereinigung für Volkskunde. In Büdingen tagte am 15. Juni die diesjährige ordentliche Hauptversammlung der Hessischen Vereinigung für Volkskunde. Die Vereinigung besteht jetzt 10 Jahre, gibt eine eigene Zeitschrift heraus und umfaßt 1070 Mitglieder; ein Zusammengehen mit der Vereinigung in Kurhessen ist angestrebt. Pfarrer Schulte sprach über „Sitte und Brauch bei Taufen in einem Orte Oberhessens im Laufe von zwei Jahrhunderten", Oberlehrer Falz über „Büdinger Kinderlieder und -reime". Dr. Heyding gab Erläuterungen über die Fragebogen, die demnächst zwecks Sammlung der Kinderreime und -spiele in alle Teile Hessens versandt werden. Die nächstjährige Hauptversammlung findet in Starkenburg statt.

Volkstrachtenfest. Am 16. Juni fand zu Butzbach das zweite oberhessische Heimat- und Volkstrachtenfest in Gegenwart des Fürsten Karl von Solms-Hohensolms-Lich statt. Es begann mit der Eröffnung des in der Michaeliskapelle errichteten Heimat- und Volkstrachtenmuseums. Dann fand die Nennung der preisgekrönten Gedichte und Erzählungen statt. Hierauf sangen Hüttenberger Mädchen einige Spinnstubenlieder, worauf andere einen Blumenreigen tanzten. An einem Harmonika-Preisspielen beteiligten sich 15 Spieler. Am nächsten Tag fand die Hauptversammlung des Heimatpflegevereins statt.

Münzenfund. In Marburg fand man bei Umbauarbeiten in der Barfüßerstraße ein Gefäß mit spanischen, böhmischen, braunschweigischen und Tyroler Gold- und Silbermünzen, deren Prägezeit ins Ende des 16. und in den Beginn des 17. Jahrhunderts fällt.

Ernennung. G. Braun, Mitinhaber der N. G. Elwertschen Universitätsbuchhandlung in Marburg, wurde vom Herzog von Sachsen-Meiningen zum Hofbuchhändler ernannt.

Ende einer althessischen Industrie. Nachdem vor kurzem die Glashütte zu Ziegenhagen

eingegangen war, ist nun auch der Betrieb der Glashüttengesellschaft v. Buttlar in Immenhausen eingestellt worden. Die 1641 von Volkmar Becker und Esaias Gundlach, Glasermeister zu Großalmerode, errichtete Glashütte zu Ziegenhagen war die letzte der zahlreichen Glashütten, die sich ehedem im Kaufunger Wald befanden. Sie bildete früher eine eigene Dorfgemeinde, besaß ein Schleifwerk und lieferte grünes und weißes Hohlglas. Eine vor einer Reihe von Jahren begründete Aktiengesellschaft, die die beiden genannten v. Buttlarschen Hütten angekauft hatte, ließ vorwiegend Arzneiflaschen herstellen.

Alte Gebräuche. Landrat Dr. Hagen in Schmalkalden bittet namens des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege um möglichst baldige Beantwortung folgender Fragen: 1. Wo kennt man noch Michaelisfeuer, und wie verlaufen die Feiern? Wo noch ein Feuer am Lichtmeßtage (2. Februar), das nur noch ganz vereinzelt vorzukommen scheint? Wo, wie und an welchem Tage feiert man noch das Erntebittfest der „Hagelfeier", wo ist die Feier mit einem Feuer verbunden? 2. Wo leben oder lebten bis in die neuere Zeit festliche Bräuche des Hirtenlebens (festlicher Austrieb und Heimtrieb der Herde, Wettläufe usw.?). 3. Dringend wird gebeten um die genaue Schilderung ländlicher Spiele, die der Großvater und die Großmutter in jungen Tagen gespielt haben und die heute ganz oder beinahe vergessen sind. Auf die Beifügung der mundartlichen Bezeichnung für jedes Spiel, für das Spielgerät, für den Verlauf des Spiels wird Gewicht gelegt.

Todesfall. Am 18. Juni verschied plötzlich an den Folgen eines unglücklichen Sturzes auf der Treppe des Pfarrhauses der langjährige erste Pfarrer der Freiheiter Gemeinde an der St. Martinskirche zu Kassel, Superintendent Dekan Heinrich Adolf Karl Kröner, Metropolitan der Stadt. Kröner, der 27 Jahre lang als Geistlicher an der Martinskirche gewirkt hat, beging 1905 unter außerordentlicher Anteilnahme der Gemeinde und seiner Amtsgenossen sein 25jähriges Dienstjubiläum als Pfarrer der Martinsgemeinde und würde am 30. Oktober dieses Jahres sein 50jähriges Jubiläum als Geistlicher haben feiern können, wenn nicht ein jäher Tod dem Schaffen des noch so rüstigen alten Herrn ein rasches Ende bereitet hätte. Am 20. Januar 1831 in Rinteln geboren, studierte Kröner 1851—54 in Marburg, wurde dann Hauslehrer in Frankfurt a. M. und am 30. Oktober 1857 nach bestandenem Examen ordiniert. In den Jahren 1857—1864 war er nacheinander Vikar in Leckringhausen, Wabern und Eschwege, 1864—1872 Pfarrer in Kleinschmalkalden, wurde dann erster Pfarrer in Frankenberg und 1875 Metropolitan der reformierten Klasse Frankenberg. Im Januar 1880 wurde er als erster Pfarrer und Dekan an die St. Martinskirche in Kassel berufen und hier 1888 zum Superintendenten ernannt. Die öffentliche Trauerfeier in der Martinskirche, wo die Leiche des Verstorbenen aufgebahrt wurde, fand, wie die Bestattung, unter sehr zahlreicher Beteiligung sämtlicher Kasseler Kirchengemeinden, der Behörden und Gemeindeglieder statt. Kröners rastlosem Bemühen ist auch der Neubau der Martinstürme zu danken.

Nekrolog. Über den vor einigen Wochen in Wolfhagen beerdigten, einer alten kurhessischen Familie entstammenden Kammergerichtsrat und Geh. Justizrat Ferdinand Wilhelm Kersting, entnehmen wir dem „Kasseler Stadtanzeiger" folgendes. Kersting wurde am 20. März 1830 als Sohn des Justizrats und Garnison-Auditeurs Wilhelm Kersting zu Hofgeismar geboren, stand also bei seinem Tode im 78. Lebensjahre. Er besuchte das Gymnasium zu Kassel von 1846—50, studierte von 1850—53 in Marburg, Göttingen und Heidelberg und wurde im Jahre 1854 Obergerichtsreferendar am kurfürstlich hessischen Obergericht in Kassel. 1861 wurde er Unterstaatsprokurator in Eschwege, 1865 Obergerichtsassessor in Hanau und später daselbst Kreisrichter, als 1866 das Obergericht Hanau in ein kgl. preußisches Kreisgericht verwandelt wurde. Von 1872—1877 war er als Kreisgerichtsrat in Kassel tätig, wurde 1877 Apellationsrat in Frankfurt a. M. und nach der Gerichtsorganisation im Jahre 1879 Kammergerichtsrat in Berlin. Vor längeren Jahren erhielt er den Titel Geh. Justizrat und wurde zugleich Mitglied der Justiz-Prüfungskommission für das Assessorexamen. Im Jahre 1904 feierte er seine silberne Hochzeit und sein 50 jähriges Dienstjubiläum. Er starb nach kurzem Krankenlager an einer Rippenfellentzündung.

Hessische Bücherschau.

Beckmann-Führer. Kassel und Wilhelmshöhe. Mit fünffarbigem Stadtplan und 9 Kunstbeilagen. Bearbeitet von Rektor A. Gild. Stuttgart (Verlag von Walter Seifert). Preis 75 Pfennig.

Der vorliegende Führer bringt in seinem ersten Teile eine Geschichte der Entwickelung Kassels, im zweiten eine Beschreibung der Stadt mit besonderer Berücksichtigung der Denkmäler und Sehenswürdigkeiten. Überall ist das Erklärungsbedürftige erläutert. Marmorbad, Museum, Naturalienmuseum, Bildergalerie, Unterstock der Bildergalerie, Mathematisch-physikalische Sammlung und Landesbibliothek sind eingehend behandelt, so daß sich ein besonderer

Führer entbehrlich macht. Karlsaue und Wilhelmshöhe sind eigene Kapitel gewidmet. Im historischen Teil finden sich einige landläufige Unrichtigkeiten, so die Papinlegende u. a.; das Klopstock in den Mund gelegte Zitat über die Wilhelmshöhe stammt von Weber-Demokritos; die Worte, die Klopstock einem Kasseler Bürger gegenüber geäußert haben soll, lauten anders. Erfreulich ist das energische Eintreten für die Schreibung Kassels mit K, für die sich ja auch der hessische Geschichtsverein entschieden hat. Das Buch ist äußerst praktisch angelegt. Heidelbach.

Eingegangen:

Jesus. Dramatische Dichtung von Dr. Daniel Greiner. Mit 6 Steinzeichnungen und Buchschmuck vom Verfasser. Darmstadt (Druck und Verlag von H. Hohmann) 1907. Preis 3 M., gebunden 4 M.

Die Kunst unserer Heimat. Mitteilungen der Vereinigung zur Förderung der Künste in Hessen und im Rhein-Maingebiet. Hrsg. von Dr. Greiner. Diese neue Zeitschrift ist das Organ der oben genannten Vereinigung und wird deren Mitgliedern gegen einen Mindestjahresbeitrag von 10 M. frei zugestellt. Kommissionsverlag für Kurhessen bei N. G. Elwert in Marburg. Preis des Einzelheftes 2,50 M. Abonnement 15 M. Inhalt des 1. Heftes. Textbeiträge: Dr. Daniel Greiner, Was wir wollen. K. E. Knodt, Sprüche. Dr. D. Greiner, Golgatha, dramatische Dichtung. Prof. H. Werner, Das deutsche Landesmuseum in Darmstadt. Therese Köstlin, Graf und Hirtin. Das Mädchenheim Marienhof in Braunshardt von Heinrich Metzendorf. W. Holzamer, Das Prinzeßchen. Eine Märchenerzählung. David Herberger, Angelus. K. E. Knodt, Am Abend. Walter Kinkel, Der Abend. C. G. Christaller, Dilettantismus. Zu unseren Bildern. Bilder: L. Habich, Büste des Großherzogs Ernst Ludwig. O. Hupp, Vater vergieb ihnen. J. M. Olbrich, Prinzeßchen in der Küche. Joh. Lippmann, Waldeinsamkeit. H. Messel, Fassade und Hofansicht des Landesmuseums. H. Bahner, Abend am Kanal. H. Metzendorf, Marienhof in Braunshardt. J. M. Olbrich, Adresse. Papstfigur vom Altarschrein in Babenhausen. Rudolf Rost, Zwei Naturaufnahmen. Musikalischer Beitrag: Trautmann, Verklungen.

Verhandlungen der 18. Jahresversammlung des Hessischen Städtetags zu Pyrmont am 24. und 25. Mai 1907. Herausgegeben vom Stadtrat Boedicker-Kassel. Beiliegend ein von Stadtrat Boedicker auf die Stadt Pyrmont ausgebrachter poetischer Toast. Kassel 1907.

Personalien.

Verliehen: dem Vorstand der Murhardschen Stadtbibliothek zu Kassel Professor Dr. Steinhausen die Amtsbezeichnung „Direktor“; dem Oberbürgermeister a. D. Geh. Reg.-Rat Schüler zu Marburg der Rote Adlerorden 3. Kl.; dem Amtsgerichtsrat Henkel zu Fronhausen der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Oberbahnassistenten a. D. Gunkel zu Schlüchtern der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Oberpräsident von Windheim zum Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen; Unterstaatssekretär Hengstenberg zu Berlin zum Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau; Landgerichtsdirektor Hempfing zu Kassel zum Mitglied der Kaiserlichen Disziplinarkammer; die Regierungsassessororen Irgahn und Pfeiffer zu Kassel zu Regierungsräten; Regierungs-Referendar Köhler zu Fulda zum kommissarischen Bürgermeister in Unterliederbach bei Höchst a. M.; Pfarrer extr. Koch zum Hilfspfarrer an der luth. Gemeinde zu Marburg; der bisherige interimistische Bankvorstand bei der Reichsbank Nieschling zu Schmalkalden zum Bankvorstand.

Versetzt: Staatsanwaltschaftsrat Mackelbey zu Naumburg a. S. an die Oberstaatsanwaltschaft daselbst; Landrichter Dr. Hagens zu Köln an das Landgericht in Kassel; Regierungsassessor Eilert zu Köln an die kgl. Eisenbahndirektion in Kassel; Regierungsbaumeister Seelig von Fulda nach Tilsit; Oberbahnhofsvorsteher Rauschel von Niederhone nach Ruhbank; die Eisenbahnbau- und Betriebsinspektoren Neubert von Kassel nach Frankenberg, Sarrazin von Frankenberg nach Olpe und Schürhoff von Oberaula nach Kassel.

Übertragen: dem Forstmeister Zais zu Forsthaus Chausseehaus bei Wiesbaden die Oberförsterstelle in Hombressen; dem Regierungssekretär Sucker zu Essen die Rentmeisterstelle bei der Kreiskasse in Ziegenhain.

In den **Ruhestand** getreten: Forstmeister Runge zu Hombressen.

Geboren: ein Sohn: Oberlehrer Schüßler und Frau Else, geb. Wendt (Schwerte i. Westf., 13. Juni); Prof. Dr. Ludwig Aschoff und Frau Klara, geb. Dieterichs (Freiburg i. B., 14. Juni); Hauptmann Clausius und Frau Luise, geb. Kuckein (Kassel, 15. Juni); Dr. Georg Breithaupt und Frau Emmy, geb. Riemann (Kassel, 21. Juni); Dr. W. Lippoldes und Frau Marga, geb. v. Todenwarth (Rittergut Falkenberg, 21. Juni); Leutnant im 1. kurh. Feldartillerie-Regiment Nr. 11 Uhse und Frau Thea, geb. Müller (Fritzlar, 24. Juni); Oberlehrer Henkel und Frau Olly, geb. Hilsenberg (Schmalkalden, 25. Juni); — eine Tochter: Mittelschullehrer Wilhelm Kramer und Frau Frieda, geb. Wettich (Kassel, 28. Juni).

Gestorben: Kaufmann Gustav Riebe, 60 Jahre alt (Chicago, 3. Juni); Frau Oberverwaltungsgerichtsrat Elisabeth Scheffer, geb. Pfeiffer (Marburg, 15. Juni); verw. Frau Louise Arnoldi, geb. Katzenstein, 87 Jahre alt (Kassel, 16. Juni): Frau Mathilde Moeli, geb. Becker, Witwe des Reichsgerichtsrats a. D., 80 Jahre alt (Kassel, Juni); Frl. Elise Gosker (Alsfeld, 17. Juni); Rektor a. D. Ferdinand Burmeister, 67 Jahre alt (Gelnhausen, 17. Juni); Superintendent Karl Kröner, 76 Jahre alt (Kassel, 18. Juni); Amtsgerichtsrat Bernhard Sebold, 63 Jahre alt (Kassel, 20. Juni); Privatmann Karl Heinrich Pechmann, 69 Jahre alt (Kassel, 20. Juni); Frau Margarete Thon, geb. Bernhardt, 64 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 20. Juni); Frau Wilhelmine Schmelz, geb. Krippendorf, Gattin des Dr. med., 59 Jahre alt (Elgershausen, 20. Juni); Rentner Karl Schultz, 82 Jahre alt (Marburg, 21. Juni); Oberschulrat i. P. Prof. Dr. Dettweiler (Gießen, Juni); Historien- und Bildnismaler Julius Hamel, 73 Jahre alt (Frankfurt a. M., 23. Juni); Zigarrenfabrikant Jean Weimar (Kassel, 25. Juni); Frl. Louise von Meibom, 83 Jahre alt (Kassel, 26. Juni); Freifrau Alice von Haxthausen, geb. Dangerfield, 64 Jahre alt (Karlshafen, 27. Juni); Lederfabrikant Georg Rößing, 70 Jahre alt (Rotenburg, 27. Juni).

Von der in Nr. 11 abgedruckten Zeichnung **„Hessisches Städtchen“** von Hans Meyer-Kassel und dem zugehörigen Gedicht von H. Bertelmann haben wir Sonder-Abzüge auf Büttendruckpapier herstellen lassen, die wir zum Preise von 25 Pfg. abgeben.

Der Verlag des „Hessenland“.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 14. XXI. Jahrgang. Kassel, 16. Juli 1907.

Welke Hände.

Die welken Hände der zitternden Alten,
Wie sie mich rühren!
Sie taugen nicht mehr zum Spatenhalten
Und Nadelführen.

In diesen runenbeschriebenen Händen
Ist viel zu lesen
Von eines Lebens Sonnenbränden,
Das köstlich gewesen.

Den Becher des Glücks, den Kelch der Leiden,
Sie durften ihn greifen.
Nun blieben nur noch aus fernen Zeiten
Zwei goldene Reifen.

Die welken Hände der zitternden Alten,
Die stumm beredten,
Sie taugen nur noch zu stillem Falten
In brünstigem Beten.

Rinteln. **Helene Brehm.**

Die Kasseler Synagoge und ihr Erbauer.

Nach urkundlichem Material bearbeitet von L. Horwitz.

Überall, wohin die Israeliten auf ihrer Wanderschaft kamen, galt ihre erste Sorge der Erwerbung eines Ackers, auf dem sie ihre Toten betten konnten. Sodann errichteten sie ein „Lehr- und Bethaus", „Schule" genannt, denn die Stätte des Unterrichtes war auch meistens die des Gebetes. Schon viele Jahrhunderte bevor das Christentum in germanischen Landen festen Fuß gefaßt hatte und jene herrlichen Dome und monumentalen Kirchen gebaut wurden, betete man in einfachen, schmucklosen Synagogen zum Schöpfer des Himmels und der Erde. Mit den Römern kamen auch Israeliten nach Germanien und gründeten in Speier, Worms, Mainz, Trier und Köln Gemeinden, die in steter Fühlung mit dem Stammlande blieben.

Wann in hessischen Landen zuerst Israeliten sich niederließen und Gotteshäuser bauten, ist bisher nicht genau festgestellt worden. Ein Bethaus in Marburg wird 1318, in Kassel 1348 erwähnt. Selbstredend waren auch auf kleineren Plätzen Räume zum gemeinsamen Gebet, fast immer in der Wohnung eines Privatmannes. Wenngleich die Israeliten Kurhessens unter dem

Schutze der Landesherren ruhig wohnen, ihrem Geschäfte nachgehen konnten und in ihren religiösen Überzeugungen nicht gestört wurden, darf doch eine Tatsache nicht verschwiegen werden. Es ist ja hinlänglich bekannt, daß unter der Landgräfin Amelia Elisabeth, einer so klugen und weisen Regentin, zu bestimmten Zeiten „Judenpredigten" gehalten wurden, um dem Christentum bei ihnen Eingang zu verschaffen. Diese Maßregel, die selbst von gläubigen Bekennern des Christentums als ungehörig bezeichnet wird, führte zur Schließung des gemeinsamen Bethauses in Kassel. Am 12. September 1649 wurde eine Kommission, bestehend aus Hans Heinrich von Günterode, Johann Bultejus und Andreas Christian Pagenstecher, beauftragt, zu untersuchen, „daß einige Juden öffentlichen Gottesdienst abgehalten haben und dafür in Arrest genommen wurden." Unterm 19. September berichten die Genannten, „es sei wahr, daß die Juden Gottesdienst im Hause ihrer Vermieter abgehalten und über Nacht in der Festung verweilt haben." Von der Konfiskation des Vermögens wurde abgesehen, doch sollten sie bei Wiederholung 1000 Taler ad pios usus zahlen und der Einziehung des Vermögens gewärtig sein.*) Aus urkundlichen Aufzeichnungen des 18. Jahrhunderts ist noch zu ersehen, daß auch in der Landeshauptstadt kein öffentliches Gotteshaus bestanden hat. Die vielen Besucher der Kasseler Messen suchten, so gut es ging, ihr religiöses Bedürfnis zu befriedigen, denn jeder reine Ort darf ja als Gebetstätte benützt werden, und alle Betenden kannten das Schriftwort: „An jedem Orte, wo ich meines Namens gedenken lasse, werde ich zu dir kommen und dich segnen."

Für die kleine Gemeinde in Kassel war ein Bethaus bei dem Hoffaktor Benedikt Goldschmidt dem Jüngeren**) eingerichtet. Am 24. März 1712 erhielt der judenschaftliche Obervorsteher Benedikt Goldschmidt vom Landgrafen die Erlaubnis, „daß die Synagoge nur in seinem Hause sein darf, an demjenigen Ort, wo dieselbe bisher von so vielen Jahren her gewesen." An keinem anderen Orte sollte sie „weder gehalten noch geduldet werden". Dem Rabbiner Moses Abraham und der Judenschaft wird dieses „bei Vermeidung unnachlässiger Bestrafung bekannt gegeben". Es dauerte aber nicht lange, bis eine zweite Synagoge eröffnet wurde. Schon am 7. November 1715 dürfen sie „Hesse Goldschmidt und Konsorten" außer bei Bendix (Benedikt) Goldschmidt in einem „abgelegenen Logiment, aber nicht bei Christen" ihr Gebet verrichten. Dem Landgrafen und den Behörden entging es nicht, daß viele in Kassel wohnende Israeliten von der Familie Goldschmidt unabhängig sein wollten. Auf ihren vielen Reisen nach den großen Handelsplätzen Deutschlands und des Auslandes hatten sie große Gemeindesynagogen kennen gelernt, die jedem Beter offen standen. Es ist sicherlich das Verdienst des Hofagenten Abraham David, seinen Landesherrn für einen Neubau gewonnen zu haben. Ein fürstlicher Befehl an die Kasseler Landgerichtsbeamten (1743, April 26.) spricht von einem Projekt über die zu errichtende Rabbiner-Synagoge und ersucht, „den Hof- und Kammeragenten Abraham David, den Landrabbiner Veit Singer und sämtliche judenschaftliche Vorsteher zu vernehmen." Damals wohnten in Kassel 18 mit Schutz versehene Familien, von diesen waren nur einzelne wohlhabend. Einen Reichtum, wie man ihn bei den Glaubensgenossen in Frankfurt a. M., Hannover, Berlin, Dessau und anderen Orten fand, hätte man in Kassel vergebens gesucht. Alle in Kurhessen wohnenden Israeliten hatten ferner dem Staate überaus hohe Abgaben zu zahlen — Schutzgeld, Kriegsbeiträge, Kraut- und Lotgeld, Silbergeld und Federlappengeld. Es ist deshalb erklärlich, daß die zu errichtende Gemeinde-Synagoge nur ein ganz einfaches Gebäude, ohne jeden Schmuck und jede Architektur sein konnte. Fast elf Jahre vergingen nach erwähntem fürstlichen Befehl, bis man zum Neubau schritt. Eine landgräfliche Verordnung (1755, März 11.) gewährte die Erlaubnis zum Ankauf des dem Burggrafen-Adjunkten Augustin Wilke zu Wabern gehörenden Hauses auf dem Töpfermarkt nebst Scheuer; letztere sollte zu Beamtenwohnungen, ersteres zur Synagoge verwendet werden. Der Kaufpreis betrug 1950 Taler. Die fürstliche Resolution wurde auf besondere Bitte der Hof- und Kammeragentin Herz, einer hochherzigen, frommen und klugen Frau, die ihre hohen Geistesgaben und großen irdischen Güter zum Wohle ihres Vaterlandes und ihrer religiösen Gemeinschaft verwendete, erlassen. Im Gotteshause waren vorhanden Plätze für Männer 35, Frauen 39, Söhne 15, Schulmeister 5, Schreiber 3, Knechte 12. Der während der Regierungszeit des Landgrafen Friedrich lebende

---

*) Auf die Bitte der Judenschaft zu Eschwege um einen Bauplatz verfügte Landgraf Ernst:

„Wir sind es in Gnaden zufrieden und zwar ohne Entgeld, weilen sie ihrer intention nach Gott dem allmächtigen damit zu dienen vermögen, danach sich Unser Amtmann, Rentmeister und Stadtschultheiß zu Eschwege zu richten haben.

Rheinfelß, den 24./14. Aprilis 1687.

Ernst, L. zu Hessen."

St. A. M. Nro. 2416.

**) Benedikt Goldschmidt der Ältere starb 1648.

Hofagent und judenschaftliche Obervorsteher Feidel, dessen Nachkommen noch in gutem Andenken durch ihre hochherzigen Stiftungen leben, benutzte seinen Einfluß bei seinem Landesherrn, ihn für die Errichtung eines Prachtbaues zu gewinnen. Es geht dieses auch aus nachstehendem Handschreiben hervor:

„Der Hof- und Cammer-Agent Feidel hat die Sämtliche Judenschaft zu Vernehmen, ob sie auf eine selbst Vorzuschlagenden Platz in der Mitten eine Sinaguege zu bauen willens gegen die Gewöhnliche Bau Doucoeurs und deßwegens von Ein- sowohl Außländsche Juden die Gelder zu diesem Bau zu Erheben. Wann der Bau fertig, so kann der Rabbiner von Witzenhausen hierherziehen." (Kassel 1771, Mai 17.)

Es ist aus den Akten nicht zu ersehen, welchen Erfolg die Umfrage Feidels hatte. Daß er den Plan nicht aufgegeben hat, beweist nachstehender Befehl des Landgrafen an seinen Kabinettsvorsteher:

„Der Feidell bittet, daß man ihm möchte eine Resolution geben, daß er der Judenschaft könnte bekannt machen, daß mir sehr Angenehm wäre, wann sie wollten eine Schule vor dem Hollandischen thor, nach eine vom Professor Duri zu Verfertigen Riße zu Erbauen und daß ich dazu das nöhtige Holtz geben werde."

Diese Resolution (1775, Mai 19.) blieb auch nur auf dem Papier stehen. Erst im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts trat die Frage nach einem Neubau in den Vordergrund.

Am 7. Februar 1822 stellten die Gemeindeältesten S. M. Levy, Flescher, G. J. Rieberg, Lazarus J. Wallach der Regierung vor, daß es wünschenswert sei, eine neue Synagoge zu bauen, weil die alte nicht geräumig genug sei und doch repariert werden müsse. Eine Reparatur würde nach dem Voranschlag des Oberbaudirektors Jussow 1000—1200 Taler kosten. Die Regierung ließ sich durch den Kreisrat Koch berichten, nachdem er die Gemeinde vernommen: er habe sich überzeugt, daß ein Neubau der Synagoge nicht absolut notwendig, doch sehr wünschenswert sei, weil das bisherige Lokal baufällig und unanständig für eine große Gemeinde in der Residenz erscheine. Bei dem beinahe gänzlichen Mangel an Fonds (es war nur ein Legat von 750 Talern, gestiftet von Moses Joseph Büding, vorhanden), einer Kapitalschuld von mehr als 20000 Talern, den jährlichen Abgaben der Gemeinde in der Höhe von 2100 Talern, erscheine ihm ein Bau der finanziellen Lasten wegen zur Zeit unausführbar. Die Aufbringung der Korporationslasten sei schon schwer und verursache zahllose Reklamationen. Ferner waren die Wohlhabenden gegen den Neubau, der 20000 Taler kosten würde. Kreisrat Koch ließ noch die Gemeindemitglieder vernehmen. Von den 112 Erschienenen stimmten nur 29 für, 83 gegen den Neubau, unter den letzteren gerade die Reichsten und Höchstbesteuerten. Da ohne deren Unterstützung und Zustimmung das Unternehmen unmöglich gelingen konnte, mußte die Aufsichtsbehörde entscheiden, daß die Sache unter den obwaltenden Verhältnissen vorerst beruhen müsse.

Im Jahre 1827 mußte die Angelegenheit aufs neue in ernsthafte Erwägung genommen werden. Die alte Synagoge war baufällig geworden und konnte ohne Reparatur nur mit Gefahr für die sie Besuchenden betreten werden. Da durch ein Gutachten des Stadtphysikus Dr. Mangold die höchst ungesunde Lage und die Baufälligkeit festgestellt war, wurde die Synagoge und das Beamtenwohnhaus durch eine Verfügung der Residenz-Polizeikommission im August 1827 geschlossen. Voraussehend, daß nunmehr der Bau einer neuen Synagoge wieder zur Sprache kommen werde, reichten 13 der vermögendsten Gemeindemitglieder der Regierung eine ausführliche Vorstellung (21 Folioseiten) ein, worin sie unter Darlegung der drückenden und ungünstigen Gemeindeverhältnisse, der Armut des größten Teiles der Gemeindemitglieder und der Reparaturfähigkeit und Zulänglichkeit der alten Synagoge gegen die Anordnung eines Neubaues aufs dringendste eintraten.

(Schluß folgt.)

Gelegenheitsschriften aus westfälischer Zeit.

Von Paul Heidelbach.

In diesen Tagen sind hundert Jahre seit der Gründung des Königreichs Westfalen verflossen. Im Frieden von Tilsit wurde am 7. Juli 1807 von Rußland und Preußen Jérôme als König von Westfalen anerkannt, und in dem kaiserlichen Dekret vom 18. August desselben Jahres wurden alle diejenigen Gebiete aufgeführt, die vom 1. September an das Königreich Westfalen umfassen würde.

Die Vergleichung der beim Regierungsantritt Jérômes erschienenen Gelegenheitsschriften mit denjenigen, die dem flüchtigen Exkönig sieben Jahre

später nachgesandt wurden, würde eine dankbare Aufgabe für die Völkerpsychologie sein, wenn solche — so oder so — betrübsamen Erscheinungen nicht so alt wie die Geschichte selbst wären.

Vor mir liegen eine ganze Anzahl solcher, auf unseren beiden Kasseler Bibliotheken im Original aufbewahrten Gelegenheitsschriften; nur wenige kleine Pamphlete ragen durch derben, oft zutreffenden, oft übertreibenden Witz aus der Flut dieser sonst vorwiegend seichten Literatur hervor, die im großen Ganzen kein stoffliches, sondern höchstens kulturhistorisches Interesse beanspruchen kann.

Schon als das neue Königspaar am Abend des 6. Dezember 1807 zum ersten Mal in dem festlich erleuchteten Marburg westfälischen Boden betrat, traten ihm Universität und städtische Behörde huldigend entgegen. Vierhundert Studenten zogen mit Musik und Wachsfackeln vor das ehemalige deutsche Haus und sangen, als der am Fenster stehende König ein schönes Lied hören wollte, das „Gaudeamus igitur“. Weit steifer entwickelte sich der Empfang durch die Senatsmitglieder, Stadtrat, Behörden und Dikasterien. Junge Damen überreichten dabei der Königin ein Gedicht, das noch im Druck erhalten ist. Es trägt den Titel: „Frohe Empfindungen bey der beglückenden Ankunft Ihrer königlichen Maiestät Friderica Catharina Sophia Dorothea Regierenden Königin von Westphalen gebohrenen königlichen Prinzessin von Würtenberg in tiefster Unterthänigkeit gewidmet von einigen Bürgerstöchtern Marburgs.“

> Von allen Jungfraun sind wir heut beneidet,
> Die von dem Feste die Entfernung scheidet

heißt es darin. Die dritte Seite bringt ein Verzeichnis, das die „Erste Zugsanführerin“, die „Damen d'honneur“, die „erste Zugs-Beschließerin“, die „zweiten Zugsanführerinnen“, die „zweiten Zugsbeschließerinnen“ und schließlich die 45 den eigentlichen „Zug“ bildenden Damen namentlich aufführt.

Recht frostig war die Begrüßung des (nach der am Morgen des 7. Dezember erfolgten Ankunft in Wilhelmshöhe) am 10. Dezember feierlich in die Residenz einziehenden Paares durch die Kasseler Bürgerschaft, wenn auch bei der Illumination am Abend manches Transparent bereits in heller Schrift von kriechender Gesinnung Kunde gab. Die offizielle Huldigung durch die Bürgerschaft bot sich in einem besonderen Gedicht dar: „Ihren Königlichen Majestäten von Westphalen in tiefster Ehrfurcht gewidmet von der sämmtlichen Bürgerschaft zu Cassel. Cassel 1807. Gedruckt bei M. Aubel, Regierungs-Buchdrucker.“ Es beginnt:

> Ja, das Schönste, was die Welt nur hat,
> sandte Dir, von seinem Sternen-Dome,
> mild herab der ew'gen Götter Rath
> Dir, erhab'ner Menschenfreund Jerome! —
> Haupt und Arm und Herz, geliebter Prinz,
> sollten schnell den süßen Lohn sich nehmen:
> Darum schmückten Wesen höhern Sinns
> Dreifach Dich mit ihren Diademen.
> Mars verlieh Dir seinen Lorbeerzweig;
> Jupiter ließ Deine Stirn umgürten
> mit dem Strahlenband der Völkerhirten;
> mehr, als sie, doch macht Dich Hymen reich
> durch den Kranz von Katharinas Myrthen.
> Ja, das Schönste, was die Welt nur hat,
> sandte Dir von seinem Sternen-Dome
> mild herab der ew'gen Götter Rath!
> O, wer preist nicht glücklich Dich, Jerome?
>
> Täglich mehr doch wirst Du glücklich seyn;
> denn es soll's durch Dich Kath'rina werden
> und ein Volk — der besten eins auf Erden —,
> das, für Treue, Treue nur kann weih'n. —

Weiter wird dann der unerschütterlichen Zuversicht Ausdruck gegeben, daß der König das biedere Volk hin zu jenem Borne leiten werde, wo für jeden, jeden Stand Erdenseligkeiten sprudeln.

Aber auch die unschuldigen Kindlein durften nicht zurückbleiben, wie uns ein zweites Blatt zeigt: „Sr. Königlichen Majestät von Westphalen und Ihrer Majestät der Königin allerunterthänigst gewidmet von den Kindern der treuen Einwohnerschaft der Königlichen Residenzstadt Cassel.“ Hier die ersten beiden der zehn Strophen:

> Endlich ist der Tag des Heils gekommen,
> Der zu uns Westfalens Herrscher führt!
> Unsre Herzen waren tief beklommen,
> Doch nun sind die Sorgen all' entnommen,
> Innigst sind von Freude sie gerührt!
>
> Nimm, Monarch, was Cassels Väter senden;
> Nimm die kleine Gabe huldvoll an!
> Zwar nur Blumen sind's, die Dir sie spenden;
> Doch, gepflückt von treuen Bürger-Händen,
> Streut die Unschuld sie auf Deine Bahn.

Daß auch die hessischen Juden dem neuen König, auf den sie große und, wie sich bald zeigte, berechtigte Hoffnungen setzten, huldigten, kann man ihnen wahrlich nicht verdenken. Ihre einen französischen, einen deutschen und einen hebräischen Teil umfassende Huldigung ist betitelt: „Ode A Sa Majesté Jérôme Napoléon, Roi De Westphalie Très-Humblement Présenté Au Jour Glorieux De Son Entrée Solennelle Dans La Ville De Cassel Par La Corporation Des Juifs De La Hesse. Cassel. Imprimé Dans L'Imprimerie De La Cour.“ Der bemerkenswerteste Vers der deutschen Ode lautet:

> Monarch! nicht nur als treue Hessen opfern wir
> Dir unser biedres Herz bey jubelvollen Chören;
> Wir huldigen zugleich als Reste Jacobs Dir,
> O möchtest Du voll Huld bald unser Flehn erhören
> Und uns der tausendjähr'gen Fesseln Last entbinden,
> Daß Deines weisen Zepters Mild' auch wir empfinden.

Die Huldigung des Landes fand am 1. Januar 1808 durch 275 aus allen Teilen des Reichs herbeigeströmte Deputierte im Orangerieschloß statt. Bei einem am 7. Februar zu Tangermünde stattgefundenen Erinnerungsfest hieran hielt der dortige Superintendent Hanisch eine Festrede, in der er seinen Festgenossen mit bezwingender Logik u. a. folgenden Satz vorlegte:

„Ja! unsre Anhänglichkeit war groß gegen ein Fürstenhaus, worin Friedriche glänzten. Nun entlassen, wollten wir diese uns eigenthümliche Anhänglichkeit an unsre Regenten nicht zum neuen Fürstenstamm mit hinüber nehmen?"

Mit einigen ähnlichen Produkten ließ Hanisch diese Rede 1808 zu Stendal unter dem Titel „Christliche Huldigungsreden" im Druck erscheinen.

Die nächsten beiden mir vorliegenden Stücke beziehen sich auf die am 4. August 1811 zur Besichtigung der Bergwerke über Münden, Göttingen und Northeim unternommenen Harzreise des Königspaares. Der Dorotheen- und Karolinenschacht wurden befahren*), Klausthal wurde festlich beleuchtet, und die Bewohner, die seit fast 1000 Jahren keinen Herrscher in ihren Mauern gesehen hatten, legten eine außergewöhnliche Begeisterung an den Tag. Am 8. August bestieg man den Brocken und übernachtete im Brockenhaus; in der Nacht brach infolge eines Sturmes Feuer aus und die Königin mußte, notdürftig gekleidet, ins Freie flüchten.**) In Klausthal wurden beiden Majestäten Huldigungsgedichte gewidmet. Das erste trägt den Titel: „Seinem Hieronymus Napoleon dem besten der Könige weihet in Unterthänigkeit und Liebe diese Zeilen das treue Volk des Harzes. Clausthal den 5ten August 1811." Pathetisch, mit der gehäuften Anaphora „Kennt Ihr", wird in vier langen Strophen gefragt:

Kennt ihr das Volk, das stolz auf seinen König?

und dann die Antwort erteilt:

Ihr kennt es nicht, doch kennt's sein guter König schon;
Er kommt zu ihm, und das ist seiner Treue Lohn.
Drum Brüder, jauchzet mit des Dankes Stimm:
Heil Ihm, Heil Ihm!

In dem der Königin unter demselben Datum gewidmeten Blatt heißt es:

Sehet, unsers Glückes Sonne
Geht zum ersten Mal uns auf;
Catharina kommt herauf,
Unser Stolz und unsre Wonne.

*) O. v. Boltenstern, Am Hofe König Jérômes, S. 59.

**) A. Kleinschmidt, Geschichte des Königreichs Westfalen, S. 444.

Der Beschluß lautet:

Dir schlägt unser Herz entgegen,
Dir erbetet jede Brust:
Sey des besten Königs Lust,
Lange noch des Landes Segen.

Am 15. November 1812 wurde zum letzten Mal in Kassel der Geburtstag des Königs mit großem Pomp gefeiert; Hochamt und Tedeum, Volksfest auf dem Napoleons(Königs-)platz, auf dem drei Tage zuvor die Statue Napoleons enthüllt worden war, Diners bei den höchsten Behörden und Illumination füllten den Tag aus.*) Zu den Huldigungen, die dieser Tag zeitigte, gehören die „Empfindungen der Casselschen Schützen am hohen Geburtstage Sr. Königliche (sic) Majestät Hieronymus Napoleon. Dem Herrn W. Fr. von Buttlar, Commandeur des Schützen-Bataillons und der Nationalgarde unterthänig überreicht von Heinrich Schuriem am 15. November 1812. Cassel." Das Gedicht gipfelt in dem Wunsch:

Heut an dem frohen Jahres-Feste
Erschall ein lautes Vivat-hoch!
Es leb Hieronymus der Beste
Zu unserm Glück viel Jahre noch.
Die Königin an Seiner Seite,
Westfalens Stolz und Cassels Lust,
O, daß Sie Ihn noch lang begleite,
Gelehnt an Seiner treuen Brust! —

Dieser fromme Wunsch wirkt angesichts der wirklichen Verhältnisse überaus komisch. Das Gedicht schließt:

Und darauf frisch ins Horn geblasen,
Ihr Waldhornisten! laßt euch sehn!
Macht kurze Pausen, lange Phrasen,
Die können heute nur bestehn;
Trompet' und Klarinett' erschalle
Jetzt lauter wie's jemals geschah,
Ein ächter Jubel belebt alle,
Zu singen ein Halleluja!

Nach dem russischen Feldzug erfolgte die Erhebung der Verbündeten gegen Napoleon. Am 10. Juni 1813 verließ Jérôme Kassel, um die durch die feindlichen Invasionen besonders betroffenen Departements Ocker, Elbe und Saale zu bereisen. Die Bewohner waren in verzweifelter Stimmung, und trotzdem jeder, der nicht Vive le roi! rufe, mit zwei Talern Strafe bedroht war, verhielt sich die Bevölkerung eisig kalt. Trotzdem fand sich in Halberstadt, von wo aus Jérôme ein Detachement gegen das Lützowsche Freikorps entsandte, ein Einwohner noch zu einer triefenden Huldigung bereit, wie folgendes Blatt zeigt: „Seiner Majestät Hieronymus Napoleon König von Westphalen bey dero höchsterfreulichen Ankunft zu Halberstadt den 17. Juny 1813 gewidmet von einem Vater von zwölf Kindern,

*) Kleinschmidt, S. 537.

dem Buchdrucker Johann Christoph Döller. Halberstadt. Gedruckt mit eignen Schriften." Die Hauptverdienste des Mannes um den westfälischen Staat verrät folgende Strophe:

Ein Zwillingspaar gab mir des Himmels Huld
In jenen Tagen, als in Dir, Monarch,
Westfalens Sonne hehr und herrlich aufging.
Es führt den Namen seines Herrscherpaars,
Jérômes und Catharinens Namen!
So oft in unserm Kreis ihr Laut erschallt,
Hebt Freude hoch die treue Brust empor.

Aber die sonstigen Wünsche des Halberstädters für das Wohlergehen Jérômes kamen zu spät. In der Morgenfrühe des 26. Oktober reiste Jérôme, vom Donner der russischen Kanonen verscheucht, von Napoleonshöhe ab, um sein Land nie wieder zu betreten. Kaum war man sicher, daß er diesmal nicht, wie zehn Tage zuvor, nochmals wiederkehren werde, so veränderte sich die Situation merklich. Mit kühnem Männermute sandte man dem Entthronten einen förmlichen Hagel von Pamphleten nach und hielt sich so durch Spottlieder, Steckbriefe, imitierte Dekrete und anonym herausgegebene Sammlungen der boshaftesten Anekdoten schadlos für die Kriecherei, in der man sich — mit geringen Ausnahmen — sieben lange Jahre gefallen hatte.

Ein am Tage der Flucht ausgestelltes angeblich „Königliches Decret" lautete:

„Wir Hieronymus Napoleon durch Gottes Zorn und des Teufels Gewalt und die Konstitution des Höllenreichs Zaun-König von Westphalen, französischer Luftprinz ꝛc. ꝛc. haben in Erwägung der Ereignisse an der Bereßina — wovon das 29. Armee-Bulletin eine trostreiche Meldung enthalten hat —; und in fernerer Erwägung der Schlachten bey Lützen, Bautzen, an der Bober, bey Berlin, Jüterbock, Dresden, Leipzig ꝛc., nach Anhörung des Generals Czernitscheff und der unter seinem Befehle stehenden Kosacken; und nach weiterer Anhörung des Generals Grafen v. St. Priest, verordnet und verordnen:

Artic: I.

Daß Unser Königreich Westphalen für diese Welt, ein höchst deh- und wehmüthiges Ende nehme.

Artic: II.

Daß der nahe bevorstehende Tag Unserer Großherrlichen Geburt (den 15. November) nicht mehr zur Freude Unserer sauberen Anhänger (Deutsch-Franzosen) durch Kanonendonner angekündigt und keinesweges von denen mit Brandwein-Fusel erfüllten Jungens, unter löblicher Anführung Unseres ehrenfesten Susmann u. Comp. durch Vivat-Gurgeln, pomphaft verschönert werde.

Artic: III.

Daß Wir zu Unserem Ehlenhandel zurückkehren und Uns es ausdrücklich vorbehalten — wenn anders Wir mit einem Patent dahin zu gelangen im Stande sind — demnächst in Baltimore Pariser Schnupftabak anzufertigen.

Unser getreuer Minister des Schatzes und der Finanzen*) und Unser Lieutenant Allix, sind ein jeder, in so weit es ihnen angehet, mit Vollziehung des gegenwärtigen Decretes, welches in kein Gesetz-Bulletin mehr eingerückt werden kann, beauftragt. Gegeben auf Unserer glorreichen Flucht von Unserer guten Stadt Cassel am 26. October 1813.

Unterzeichnet: Hieronymus Napoleon,
Ex-Zaunkönig.

Für die Treue der Ausfertigung:
Malchus,
Blutigel."

Am 30. Oktober folgte diesem noch zur Ergänzung ein „Anderweiteres Königliches Decret".

Im ersten Artikel wird der Orden der Westfälischen Krone verhöhnt. Nach geendeter Farce blieben natürlich statt der wirklich gestempelten Ritter nur noch solche von der traurigen Gestalt übrig. Im zweiten Artikel folgt das Geständnis, daß auch die Erneunung von Grafen und Baronen nur eine „Angel war, um sie in Unser Netz zu ziehen, das nunmehro durchlöchert ist". Der dritte und letzte Artikel lautet:

„Ob Wir auch gleich aus den Schlössern und Häusern Unsers bisher vom Satan ingehabten Königreichs nicht nur Alles, was Nied und Nagellos, sondern auch was Nied und Nagelfest Uns zugeeignet und nebst vielen Millionen des Staatsschatzes in mehreren Transporten zu einer der französischen Räuberhöhlen abführen lassen, so, daß Wir, wer weiß, wie lange, dennoch mit Unserer Catharina, wenn es sein muß, die Rolle eines Quasi-Königsmenschen fortzuspielen im Stande seyn dürften; so wäre es doch möglich, daß Wir von einem Mißgeschick so verfolgt werden könnten, daß Uns nichts andres übrig bliebe, als zu Unserer ursprünglichen Bestimmung wieder zurückzukehren. Unsern durch so viele tausende von Franken aus dem von dem Schweisse und Blute des usurpierten Königreichs zusammengebrachten Staatsschatze biegsam und für Uns gelenk gemachten Anhängern zu Gefallen, welche Uns bey Unserer Transfiguration in geneigtem Andenken behalten werden, finden wir es solcher Maase für gut, zu hinter-

*) Baron v. Malchus.

bringen, daß, wenn es uns bey der Ehle oder auch mit dem Pariser Schnupftabak in Baltimore nicht gelingen sollte, Wir Uns entschlossen haben, in Erwägung der genauen Familien-Verbindung mit der Corsischen Mezgergilde in Ajaccio, das nötige Fett von daher zu ziehen, um eine Talglichter-Fabrik zu etablieren, nebenher auch noch selbst unseres eigenen Bedarfs halber, falsche Waden zu verfertigen, und Uns demnach auf die eine und die andere Art in der Folge vor Mangel zu schützen, bis Wir zu dem Eiskeller hinabsteigen, wo des Heulens und Zähnklapperns kein Ende seyn wird, und Wir mit Unserer ganzen Sippschaft den Lohn empfangen, den Wir durch Unsere unaussprechliche Greuelthaten verdient haben.

Camus*) und Pothau**), Unsere vormaligen Kameraden und nun treue Begleiter auf Unserer mannhaften Flucht, mögen mit Vollziehung dieses Decrets beauftragt seyn; indem Unserer gewesener Lieutenant Allix wegen seiner Vandammischen Frechheit und Hartsinnigkeit noch zuletzt Unser Zutrauen verlohren hat. Gegeben auf Unserer Eilreise mit Sack und Pack voll und in reichem Maase geraubter Schätze, den 30. Oktober 1813."

*) Graf von Fürstenstein, Minister-Staatssekretär.
**) Generaldirektor der westfälischen Posten.

Ein „Lied, gesungen dem sechs und zwanzigsten Oktober, als dem Tage, der im letzten Jahre der Zwingherrschaft mehreren achtungswerthen Patrioten der Stadt Cassel die Freiheit wiedergab", bezieht sich auf die Kastellgefangenen, die an diesem Tage entlassen wurden.

Und sieh, des Patriotenkerkers Türen,
Sie öffnen sich dem Glück
Des Wiedersehns, und zu den lieben Ihren
Froh kehren sie zurück,
Die ungerecht ein Wüterich verdammte,
Weil ohne Furcht und Scheu
Ein teutsches Herz in ihrem Busen flammte
Und Haß der Tyrannei.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gießener Universitäts-Jubiläum.

Die großherzoglich hessische Landesuniversität Gießen feiert am 31. Juli d. J. das Fest ihres dreihundertjährigen Bestehens. Ein kurzer Abriß der Geschichte ihrer Entstehung und Entwicklung dürfte daher gerade jetzt auch weitere Kreise interessieren.

Philipp der Großmütige, der seinen Namen vor denen aller übrigen Landgrafen von Hessen in die Tafeln der Geschichte Deutschlands eingraben durfte, schon darum allein, weil er bereits im Jahre 1526 die Lehre Luthers in seinem Lande einführte, hatte bei seinem im Jahre 1567 erfolgten Tode das von ihm beherrschte Gebiet unter seine vier Söhne geteilt. Nachdem zwei von diesen ohne männliche Erben gestorben waren, gelangte unter seinen Enkeln das Hessenland zu seiner den Grundzügen nach noch heute bestehenden Zweiteilung. Die hart an der beide Länder trennenden Grenze, jedoch noch auf Hessen-Kasselschem Gebiet gelegene Universität Marburg, die von Philipp im Jahre 1529 gegründet worden war, sollte, nach Bestimmung der Erblasser, von beiden Staaten sowohl benutzt als verwaltet werden. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung begann jedoch Landgraf Moritz der Gelehrte von Hessen-Kassel die reformierte Lehre an Stelle der lutherischen in dem ihm untergebenen Lande einzuführen. Den leidenschaftlichen Widerspruch, den die drei Marburger Theologen Leuchter, Winkelmann und Mentzer gegen dieses sein Vorgehen einlegten, beantwortete er mit ihrer sofortigen Entlassung. Da nahm sich Landgraf Ludwig II. der Getreue von Hessen-Darmstadt der Vertriebenen an, indem er mit ihrer Hilfe in dem auf seinem Gebiete, doch nur sechs Wegstunden von Marburg entfernt gelegenen Gießen ein gymnasium illustre gründete. Unter dieser Bezeichnung verstand man in damaliger Zeit eine von dem Landesherrn ins Leben gerufene Hochschule, die sich noch nicht des allein vom Kaiser zu gewährenden Privilegs, akademische Würden auszuteilen, erfreute. Um nun diese seine Schöpfung, „sein kostbarstes Kleinod", von dem ihr anhaftenden Mangel zu befreien, unternahm Ludwig im Mai 1607 in eigener Person eine Reise nach Prag ins kaiserliche Hoflager, von wo er nach einigen Monaten im Triumph mit der von Kaiser Rudolf II. ausgestellten Bestätigungsurkunde zurückkehrte. Obwohl anfänglich eine jede ihrer vier Fakultäten nur durch zwei Lehrkräfte vertreten war, durfte sich die neue Hochschule bald eines durchschnittlichen, für die damalige Zeit ansehnlichen Besuches von 300 Studierenden rühmen. Eine ungestörte Weiterentwicklung sollte ihr aber vorläufig noch nicht beschieden sein. Im Jahre 1627 fiel nämlich Marburg, beim Abschlusse einer durch religiöse Streitigkeiten zwischen den beiden hessischen Fürstenhäusern ausgebrochenen Fehde, infolge kaiserlichen Schiedsspruches an Hessen-Darmstadt. Zwei Universitäten waren des Guten zuviel für das kleine Land. So wurde denn die jüngere, Gießen, ebenfalls nach Marburg verlegt, ohne sich jedoch, wie ausdrücklich festgesetzt, mit der dortigen verschmelzen und auf die Ausübung der ihr zustehenden Privilegien ver-

zichten zu müssen. Dieser seltsame Zustand sollte bald wieder sein Ende erreichen, da beim westfälischen Friedensschlusse Marburg an Hessen-Kassel zurückfiel. Nun verlegte Georg II. von Hessen-Darmstadt im Jahre 1650 die von seinem Vater gegründete Hochschule endgültig nach Gießen zurück, nach welcher Stadt sich übrigens inzwischen einmal für die Dauer eines Jahres (von 1634—35) beide Lehranstalten infolge einer zu Marburg herrschenden mörderischen Seuche geflüchtet hatten.

Ungehemmt nahm nun die Entwicklung der wieder in ihren eigentlichen Nährboden verpflanzten Hochschule ihren Fortgang. Eine prächtige Aula entstand, ein herrschaftlicher Kanzlersitz, die jedoch leider beide im Beginne des 19. Jahrhunderts abgebrochen und, dem Zeitgeschmacke gemäß, durch Gebäude nüchternsten Stiles ersetzt worden sind. Auch ein riesiges, formenschönes Ballhaus erhob sich. Da es aber meist verödet stand, obwohl sich den geschichtlichen Quellen zufolge gerade damals eine große Zahl reicher, vornehmer „Ausländer" — wohl Nichthessen — in Gießen aufhielten, ward es schon nach kurzer Zeit zu einer Kirche umgebaut. Auch der innere Ausbau der Hochschule schritt voran, die Zahl der Lehrstühle mehrte sich. Allerdings vermochte sich eine 1777 gegründete landwirtschaftliche Hochschule nicht zu erhalten, und ebensowenig eine von 1830—59 bestehende katholisch-theologische Fakultät. Ungleich kräftiger als diese beiden Schmerzenskinder entwickelte sich eine andere 1824 ins Leben getretene Tochter der alma mater Ludoviciana, die forstwissenschaftliche Lehranstalt, die bald, besonders während der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unter Gustav Heyer (später in Münden und München), zu hoher Blüte gelangte. Ein erbitterter Kampf, der um 1870 zwischen den Städten Gießen und Darmstadt um den Besitz der für das Großherzogtum neu zu gründenden technischen Hochschule entbrannte, endete mit dem Siege der Landeshauptstadt, indem dieser durch Mehrheitsbeschluß der hessischen Ständekammern die umstrittene Anstalt zufiel. An diese mußte nun die Universität Gießen von 1874 ab obendrein noch die bisher von ihr innegehabten Lehrstühle für Bau- und Ingenieurwissenschaften abgeben. Eine Einbuße an lehrendem und lernendem Material, die sie um so drückender empfand, als damals gerade ohnehin unter der deutschen Jugend infolge des hohen Aufschwunges, den die vaterländische Industrie seit 1870 genommen, eine starke Begeisterung für die technischen Wissenschaften aufflammte und den Strom der Studierenden von den Universitäten nach den technischen Hochschulen hinüberdrängte. Dazu kam noch, daß lange Jahre über die neugegründete Anstalt in Darmstadt alle dem kleinen Lande für Hochschulzwecke zur Verfügung stehenden Gelder für sich in Anspruch nahm, so daß zur Aufbesserung der weit und breit mit Recht für rückständig geltenden Institute der Landesuniversität so gut wie nichts geschah. Hervorragende Lehrkräfte wie Rudolf v. Ihering, Gustav Heyer, der Zoologe Leuckart waren dieser überdies kurz zuvor abhanden gekommen. So war es nur allzu erklärlich, wenn es Jahre gab, in denen die Zahl ihrer Studierenden die Durchschnittsziffer ihrer Kindheitsjahre nicht immer erreichte. So gering war die Beachtung, die sie selbst im eigenen Lande fand, daß 1878 gelegentlich der mit Tod endenden Erkrankung der Großherzogin Alice von Hessen von deren Leibärzten, mit gänzlicher Umgehung der einheimischen medizinischen Fakultät, der Münchener Laryngologe Oertel zugezogen ward, auf welches vollkommen unkorrekte Vorgehen hin der damalige Leiter der Klinik für innere Medizin in Gießen, Geheimrat Seitz, sich veranlaßt sah, seinen Posten zu verlassen.

Bessere Zeiten kamen, in denen sich Regierung und Volksvertretung der Landesuniversität kräftig annahmen und sie durch Bewilligung reicher Geldmittel vor gänzlichem Verfalle retteten. Neubauten für die Lehrzwecke aller Fakultäten wuchsen nun gleichsam aus dem Boden, die sich, was ihre, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechende Ausstattung anbelangte, mit jenen der größten deutschen Hochschulen messen durften: eine Klinik für innere Medizin, eine gynäkologische, psychiatrische, chirurgische, ophthalmologische, veterinärärztliche, ein hygienisches, ein pathologisch-anatomisches Institut, ein chemisches, ein physikalisches Laboratorium, ein stattliches Bibliotheksgebäude. Auch in den Betrieb kam ein frischerer Zug. Männer wie Adolf Harnack und Röntgen gehörten jahrelang dem Lehrkörper an und lockten durch die der aufgehenden Sonne ihres Ruhmes vorausfallenden Strahlen Schüler aus allen Teilen Deutschlands herbei. Die Zahl der Hörer mehrte sich von nun an in regelmäßiger Steigerung von Jahr zu Jahr, so daß sie im Sommer 1903 — dabei allerdings unterstützt durch die infolge Übersetzung der technischen Fächer gerade damals einsetzende Rückflut der Studierenden von den technischen Hochschulen nach den Universitäten — die 1000 erreichte und bis heute auf 1200 anwuchs. Es dürfte der jetzigen Glanzzeit der Hochschule nur jene frühere, wenn auch vollkommen anderswertige an die Seite zu stellen sein, da Darmstadts großer Sohn Justus Liebig von 1824—52 in Gießen lehrte und wirkte, wobei er, der durch seine Methode zur organischen Chemie und mehr noch durch seinen im Jahre 1830 hergestellten Apparat zur organischen Elementaranalyse rasch zur Berühmtheit gelangt

war, einen sich immer wieder erneuernden, aus Angehörigen aller Kulturländer gebildeten Kreis andächtiger Jünger in einem für heutige Begriffe unglaublich beschränkten Laboratorium um sich versammelte.

Eine jede, wenn auch noch so knappe Skizze der Geschichte der Hochschule wäre unvollständig, wollte sie nicht der Zeit Erwähnung tun, da der ausgezeichnete Pandektist Höpfner in Gießen lehrte und der damals 23jährige Goethe im Sommer 1772 häufig von dem zwei Wegstunden entfernten Wetzlar herübergewandert kam, um diesen seinen Freund, dem er in „Dichtung und Wahrheit" ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, zu besuchen. Leider war Höpfner, dem stillen Gelehrten, das Treiben der Studierenden außerhalb des Hörsaales, das sich allerdings nach Goethe gerade damals in Gießen durch die tiefste Roheit auszeichnete, in hohem Grade verhaßt. Nachdem ihm nun, während er das Rektorat innehatte, von den Studierenden gelegentlich der Ablehnung eines Rufes nach Göttingen zuerst ein Abendständchen und zwei Wochen später aus belanglosen Gründen eine Katzenmusik mit Fensterbombardement gebracht worden war, nahm er, um der Universitätsstadt den Rücken wenden zu können, eine Stelle als Obertribunalsrat in Darmstadt an. In ihr verblieb er auch, trotz mehrfachen Versuchen Goethes, ihn von Weimar aus zur Übernahme einer Professur in Jena zu überreden und damit seinem eigentlichen Berufe zurückzugeben. Gleich ihm Sprossen in Gießen alteingesessener Familien und Söhne dortiger Gelehrten waren später auch Karl Hillebrand und Karl Vogt. Sie wurden aber beide von den in ihrer Vaterstadt besonders hochgehenden Wogen des tollen Jahres 48 in Bahnen geschleudert, die sie nie mehr dauernd nach der alten Heimat zurückführten.

Das erste hundertjährige Jubelfest der Hochschule, die sich damals 516 Studierender rühmen durfte, ward im Oktober 1707 mit allem jener Zeit eigenen Pompe gefeiert. Landgraf Ernst Ludwig bestimmte selbst alle Festlichkeiten und sandte als Vertreter seine beiden Söhne. Der ältere, Ludwig, war kurz zuvor zum rector magnificentissimus ernannt worden, eine Würde, die heutzutage ein für allemal mit der Person des Landesfürsten verknüpft ist. Der zweite derartige Gedenktag, der in das trübe Jahr 1807 fiel, ging dagegen sang- und klanglos vorüber. Rektor und Kanzler lehnten alle Vorschläge zu einer Feier ab, zu der auch in anbetracht der durch die Kriegsjahre sehr verminderten Frequenz, der Anwesenheit eines französischen Kommandanten, der Errichtung eines starkbelegten Lazaretts in den der Universität zugehörigen Gebäulichkeiten und tägliche drückende Einquartierung in der Tat wenig Anlaß vorlag.

Um so erfreulicher dürfte sich die diesmalige dritte Jubelfeier der Hochschule gestalten. M. P.

Joggeli.

Von Wilhelm Speck.

(Fortsetzung.)

Kümmerlich ging es damals bei ihm her, wenn die Kinder auch wie die Röslein blühten und mit den Schwalben unterm Dache um die Wette zwitscherten. Nur die Magdalene fiel immer mehr ab, was ja auch bei den vielen Kindern und der schweren Arbeit kein Wunder war. Allmählich besserten sich jedoch ihre Verhältnisse, sie kauften sogar etwas Land zu dem ihrigen hinzu. Woher sie es eigentlich hatten, war nicht herauszubringen. Sie hatten wohl einmal geerbt, aber doch nur eine Kleinigkeit, fleißig und sparsam waren sie auch, der Jochen arbeitete für zwei und gab nichts aus, dafür wurde die Magdalene mit jedem Jahr weniger. Man konnte es nicht erklären. Im Dorfe ging eine Rede, ein Haulemännchen habe dem Jochen im Walde einen Schatz verraten, den er nun nach und nach in seinem Ranzen nach Hause schleppe. Als er einmal von diesem Gerücht hörte, lächelte er geheimnisvoll und wich einer Erklärung aus, indem er sagte, solch ein Haulemännchen sei gar nicht zu verachten, er brauche nur zu pfeifen, so käme ihrer ein ganzer Haufen und trüge ihm das Glück zu. Wer dem Jochen aber seinen Ranzen untersucht hätte, der würde etwas anderes als Gold und Geschmeide gefunden haben, einen Waldbeerenstrauß etwa, dazu ein paar bunte Häherfedern, einen funkelnden Bergkristall und ganz sicher ein Stück Hasenbrot, denn das sparte er sich immer am Munde ab, weil seine Kinder so gar lüstern danach waren. Als sie größer geworden waren, liefen sie ihm des Abends immer entgegen und warteten auf einem großen Stein unter einem Ebereschenbaum, bis sie ihn kommen sahen. Dann setzte er sich mit ihnen einen Augenblick nieder, kramte das ausgedörrte Brot hervor, gab jedem sein Stück und eine Erdbeere dazu, worauf man mit neuen Kräften heimwärts ziehen konnte.

Lieb hatten ihn die Kinder, sie waren aber doch von anderer Art als er. Sie wurden bald ernst, hatten den Kopf voll unternehmender Gedanken und

träumten, ohne die Bedeutung zu verstehen, schon frühe davon, daß sie aus Dutenbach bald herausziehen würden. Die Älteste erklärte denn auch nach ihrer Einsegnung, es sei besser, sie nähme einen Dienst an, zu Hause seien noch genug Münder zum Essen und reichlich Hände für die Arbeit, und der Vater, so schwer es ihm ankam, gab ihr Recht. Sie zog dann immer weiter das Land hinauf, und weil der Vater so oft von den Bremer Stadtmusikanten erzählt hatte, war ihr die Stadt in Gedanken heimisch geworden, und es lockte sie so lange dahin, bis sie dort war. Dann wanderte sie nach Amerika aus und blieb verschollen. Der Sohn wurde Zimmermann, ging nachher in die Welt, aber nicht sehr weit, kam auch bald wieder zurück als ein brustkranker Mensch, der noch eine Zeitlang herumkümmerte und dann für immer auswanderte. Bei den übrigen Kindern, die zu einer Zeit geboren waren, wo die Magdalene schon kränkelte, zeigte es sich frühe, daß sie nur zu einem kurzen Besuch auf die Erde gekommen waren. Die ersten Jahre sprangen sie munter herum, dann wurden die Augen groß und still, und der Vater mußte ihnen viel erzählen, wie es sich im Himmel unter den goldenen Lichtern wohne. Als sie genugsam Bescheid wußten, zog eins hinter dem andern her den Sternen zu.

In Joggelis Haus wurde es finster, als die Lichter, die es hell gemacht hatten, nach und nach erloschen. Die Magdalene sank immer mehr in sich zusammen, und das Lachen schwand aus ihren braunen Augen, wenigstens solange ihr Mann außer dem Hause war. Hörte sie seinen Schritt über den Hof hin, so holte sie es aus ihrem Herzen wie aus einem tiefen Brunnenschacht hervor, und wenn er die Tür öffnete, schimmerte es ihm schon entgegen, freilich nicht mehr hell und strahlend wie einst, sondern mild und müde. Ihm selber merkte man nicht an, daß ihn ein Kummer beschwerte. Man sieht doch, daß er nicht von hier ist, sagten die Leute. In Vallanden werden sie eine andere Natur und eine härtere Haut haben. Da geht er hin, aufrecht und gerade wie immer, und zu Hause plaudert er mit heiterem Gesicht, als sei ihm nichts geschehen.

Könnten die Bäume im Walde reden, sie hätten von einem Jochen zu erzählen, der kein heiteres Gesicht hatte, und der Ebereschenbaum wüßte wohl auch etwas zu berichten. Noch immer saß der Jochen auf dem Heimwege ein Weilchen unter ihm, stumm und still, die Augen zu Boden gesenkt. Erhob er sich dann, so gab er sich einen Ruck, fuhr sich mit der schwieligen Hand über die Augen und sagte: Fertig! Es war ihm gesagt worden, er müsse sein Weib vor jeder Aufregung hüten und sie auf helle und fröhliche Gedanken bringen, und das versuchte er, so viel er es von sich aus vermochte, sorgte auch dafür, daß ihr die Leute nichts davon zutragen konnten, wie ihm zumute war. Als der erste Sarg hinausgetragen worden war, tröstete er sie: Wir sind ja noch immer so reich. Beim andern: Wir haben noch drei, Magdalene. Darauf: Denk an die zwei. Und dann: Noch eins. Endlich aber, als alles um sie leer geworden war, legte er die harte Hand, so zart es ihm möglich wurde, um sein Weib und sagte: Jetzt sind wir allein, und wir müssen nun versuchen, so glücklich zu sein als damals, da wir auch nicht mehr waren. Wir müssen's versuchen, Magdalene.

Außer dem Wald und dem Ebereschenbaum wußte nur eine noch, wie es in seinem Innern aussah, sie, die es nicht wissen sollte und es auch solange in sich verbarg, bis ihre Kraft versagte und sie sich auch niederlegen mußte. Während der Jochen seine schwere Bürde nach dem Wald hinaustrug, saß eine Nachbarin bei ihr, eine Witwe, die vor wenig Jahren ihr armes Vaterhaus glückstrahlend verlassen hatte und nun mit ihrem Kinde, bei dem die Magdalene Pate war, wieder dahin zurückgekommen war, eine Stube bei den Eltern bewohnte und sich mit Taglöhnern ernährte. Sie hätte das Lenchen gern um sich gehabt, aber Magdalene hatte heftig geweint, als das Mädchen, so wie es vordem ihre eigenen Kinder getan hatten, in der Stube herumspielte. Darauf verbot der Jochen, das Kind mitzubringen. So schaute das Lenchen, wenn es sich einsam fühlte, von ferne nach den Fenstern und lauerte darauf, ob die Mutter nicht einmal hinter den Scheiben zu sehen wäre. Kam der Jochen nach Hause, so versuchte es immer wieder, hinter ihm her durch die Tür zu schlüpfen, er scheuchte es aber mit strenger Miene zurück. Da er ihm aber ein andermal einen Busch Erdbeeren oder Himbeeren mitbrachte, so wußte das Kind nicht recht, wessen es sich zu ihm zu versehen hätte, ob er tückisch sei oder ob man ihm dennoch trauen dürfe.

In Joggelis Haus war es jetzt den ganzen Tag still, erst gegen Abend hörte man darin reden. Jochen erzählte oder las etwas vor mit ruhiger Stimme und ganz wie sonst, und sein Weib wurde dabei zuletzt fast heiter. Ihm selber ging freilich manchmal die Luft aus, er mußte vor die Tür treten und Atem schöpfen. Sah er dann aus der Nacht auf das Haus hin, dann quoll es ihm in der Brust. Sein alter freundlicher Nußbaum rauschte schwer und verwandelte sich in einen Totenbaum, dessen Schatten höher und höher in die Finsternis hinaufwuchs und das Häuschen zu erdrücken drohte.

Als er wieder einmal lange draußen gestanden hatte und darauf in die Stube zurück kam, schaute

ihm die Magdalene anders als sonst entgegen, über ihren Augen lag wieder der lang verlorne Glanz und die untergegangene Sonne. Mir träumte, erzählte sie, ich stände am Dohlsbrunn und schöpfte Wasser. Da kamst du im Sonnenschein daher, und das Herz lachte mir, als ich dich erblickte. Dort kommt mein Glück, sagte mein Herz. Es hat nicht gelogen.

In der Nacht drückte ihr Jochen die Augen zu.

* * *

Die nächsten Tage kam er nicht zu sich selbst, später suchte er sich mit der Arbeit zu betäuben, es wurde ihm jedoch schwach, und er mußte nach Hause gehen. Einige Tage wartete er, versuchte es dann wieder, aber es ging nicht, die Axt fiel ihm aus den Händen. Als ihn die Leute zurückwanken sahen, sagten sie: Jetzt hat es ihn gepackt. Grau ist er auch geworden, vorher konnte man es nicht bemerken, jetzt läßt es sich nicht mehr verbergen.

Er verbarg es auch nicht, er brauchte ja auf niemand mehr Rücksicht zu nehmen. Nur daß er sich in sein Haus einschloß und kaum noch zu sehen war. Wer des Abends spät an dem Hause vorüberging, sah ihn dann wohl am Tische sitzen vor der Lampe, den Kopf in beiden Händen, regungslos. Später irrte er mit dem Licht im Hause herum, unten und oben, von einer Stube in die andere, als suche er etwas und könne es nicht finden. Noch später saß er im Finstern, es lohnte nicht mehr, Licht zu machen. Klopfte jemand an die Tür, so gab er Antwort, rührte sich aber nicht vom Platze. Hätte er sagen sollen, was er eigentlich im Sinne führte, er hätte nicht antworten können. Er war ohne alle Gedanken, dachte weder rückwärts noch vorwärts, er lag wie der Stein, der in einen Brunnen gefallen ist, in der Tiefe. So ging es einige Zeit, in der er aß und trank, ohne es gewahr zu werden, ohne es zu schmecken, ohne es zu wollen, nur weil er es früher getan hatte, und er wäre wohl auch, ohne es zu merken, hinter den Seinen her aus der Welt gegangen.

Eines Nachts aber, da er weder gewacht noch geschlafen hatte, drang ein Geräusch zu seinem Ohr und ließ ihn zusammenfahren. Es war schon wieder vorüber, als er lauschen wollte, und es war ganz still. Kein Lüftchen ging, der Nußbaum regte kein Blatt, nicht eine Fliege summte.

O Gott, stöhnte es in ihm, ich liege in einem Grab. Es hat mich alles verlassen. Auch die Uhr ist still geworden. Die Uhr! Er fuhr von neuem auf und lauschte: sie war nicht zu hören. Er lauschte länger: nichts. Das Stundenschlagen hatte sie ja längst aufgegeben, ob sie auch immer noch dazu ansetzte, aber ihr leises Hin- und Hergehen war doch immer zu vernehmen gewesen, auch damals, als noch viele um ihn her atmeten. Nun besann er sich, daß er sich seit langem nicht mehr um sie bekümmert habe. Früher hatte die Magdalene sie aufgezogen, erst seit ihrer Krankheit hatte sie ihn damit betraut, und das letzte Mal, da er es getan hatte, war sie ihm noch mit den Augen gefolgt.

Er stand auf, suchte im Dunkeln den Schlüssel, drehte ein paarmal herum, dann fühlte er einen Widerstand, und als er ihn überwunden hatte, konnte er drehen, solange er wollte. Nun machte er mit zitternden Händen Licht und nahm das Werk aus dem Gehäuse: die Feder war zerbrochen, er wußte es ja ohnehin. Ach, wie viel war hier schon gebrochen, nun zerbrach auch das letzte, was einmal um ihn her gelebt hatte. Es war ihr zu still geworden, der alten Uhr. Sonst hatte sich die Magdalene mit ihr unterhalten, lief sie einmal zu eilig oder blieb sie hinter der Zeit zurück. Die Kinder hatten ihr nachgemacht, wenn sie schlagen wollte und es nicht fertig brachte, und eines nach dem andern hatte im Uhrkasten als in einem Versteck gesessen, gleich dem Geislein, da der Wolf ins Zimmer sprang. Das war alles vorüber, sie hatte recht getan, ihren Dienst einzustellen. Das Uhrwerk fiel ihm aus der Hand, er achtete es nicht, sondern legte den alten müden Kopf auf den Tisch und schluchzte laut. Als er sich endlich aufraffen und die Uhr aufheben wollte, sah er, daß der morsche Holzrahmen, der das Räderwerk umspannt hatte, auseinandergebrochen war. Nun holte er den Nagelkasten, paßte ein, hämmerte, schraubte fest und schraubte lose. Die ganze Nacht saß er über seiner Arbeit; erst als es tagte, gab er die Sache auf, zog sich aber nun zum Ausgehen an, schlug die Uhr in ein Stück Papier und wanderte über den Berg in die Stadt, kehrte von da auch erst spät am Nachmittag zurück.

Später verlautete es, daß er beim Uhrmacher gewesen war, dort aber wenig Trost empfangen hatte. Der Meister hatte vielmehr gesagt, es lohne sich nicht, einen Finger der Uhr halber zu rühren. Jochen hatte aber nicht nachgelassen, bis man ihm den inneren Bau einer Uhr auseinandersetzte und ihm auch mancherlei, dessen er bedurfte, mitgab, und nun wollte er sie selbst in Ordnung bringen. Der Jochen ein Uhrmacher! Nun, er konnte es ja versuchen, verderben ließ sich ja nichts mehr.

Jetzt saß der Jochen Tage und Wochen vor seiner Uhr. Der Mond schaute ihm einige Nächte geduldig zu, dann wurde es ihm langweilig, denn hundertmal war die Sache schon zusammen gewesen, aber immer wieder wurde sie auseinandergenommen. Die Uhr selbst sträubte sich mit aller Gewalt dagegen, wieder heil zu werden, sie war froh, das Leben soweit

überstanden zu haben. Ihr Herr aber blieb hartnäckig und hielt sie wie in einem eisernen Schraubstock. Ja, selbst im Schlaf verlor er sie nicht aus den Augen, sondern baute im Traume Uhren über Uhren. Sah ihn jemand zufällig einmal am Fenster stehen, dann hörte man, lange werde er es nicht mehr machen, er schaue schon wie ein Gespenst aus, die Uhr bringe ihn so ganz allmählich um den Verstand und das Leben. Dem war aber nicht so. In seiner tiefen Verlassenheit und Finsternis hatte er vielmehr von irgend woher einen Laut vernommen und tappte nun mit dunklem Sinn dem Schall nach, ohne zu wissen, was er tue, und ohne es wissen zu wollen, nur weil er einmal aufgestört und auf die Füße gestellt worden war. Das ging dann eine Weile zwischen finsteren Wänden her, dann schimmerte es ein wenig, und die Dämmerung wurde heller, bis er zuletzt erwachte und sich erstaunt im Lichte sah.

Als er soweit gekommen war, ging gerade jemand an seinem Hause vorüber, der dann unten im Dorfe verkündete, er habe beim Jochen eine Uhr schlagen hören. Nicht lange darauf war das Häuschen voller Menschen, die sich davon überzeugten, daß die Uhr ging und die Stunden angab. Ein feiner Kopf ist er doch, gestanden sie sich ein. Wie ein Gespenst sah er auch nicht aus, bleich wohl und eingefallen, aber mit hell gewordenen Augen, und über dem ganzen Menschen schimmerte etwas wie Freude und Frieden. Er selber empfand diesen Schimmer und bedachte bei sich, während er sein Werk vorführte, an einem wie dünnen Faden der Mensch doch aus dem Finstern ans Licht gezogen werden könne.

Als die Erwachsenen ihre Neugierde befriedigt hatten, klopfte ein Trupp Kinder an seine Tür, und sein Patenkind, das blonde Lenchen, rief ihm zu, sie wollten auch gern die Uhr schlagen hören. Jochen lächelte, nahm den Besuch aber bereitwillig und freundlich an und ließ die Kleinen auf der Bank unter dem Fenster, von wo man die Uhr gut betrachten konnte, Platz nehmen. Er setzte sich auch selbst bei ihnen nieder, und das Lenchen kletterte ihm vertraulich die Knie hinauf und schmiegte sich in seinen Arm. Nun saßen sie still und spitzten das Ohr wie die Mäuschen, bis die Zeit herankam, wo die Uhr schlagen mußte. Ja, ihr Kinderchen, sagte Jochen, als es vorüber war, so hat sie geschlagen, als ich hier einzog, und jetzt, wo ich wieder ausziehen will, schlägt sie wieder.

Das Lenchen sah ihn groß an. „Pate, wo ziehst du hin?"

„Da drüben über den Berg, Lenchen, wo die weiße Wolke steht und darauf Tagereisen in den Himmel hinein. Aber nun geht nach Haus, ich bin müde."

Sie waren jedoch noch nicht zufriedengestellt. Die Uhr hatte nur die halbe Stunde geschlagen, sie wollten mehr hören. Jochen mußte ihnen nachgeben. Da man aber nun geraume Zeit zu warten hatte, holte er, um die Kinder in der Zwischenzeit zu beschäftigen, allerlei Merkwürdigkeiten von früher hervor und erzählte, während er sie vorzeigte, was er darüber einstmals zu seinen Kindern gesagt hatte. Da war zuerst ein Fernglas. Man konnte aber damit nicht in die Welt hinaussehen, sondern hatte glitzernde Steine vor sich, die, wenn man das Rohr bewegte, durcheinanderstürzten und immer neue Herrlichkeiten offenbarten. So hatte es wohl dem Marienkind vor den Augen gefunkelt, als es zwischen den Sternen im Himmel saß und die Englein mit ihm spielten. Dann war da ein Kompaß mit einer zitternden Nadel, die den Weg über die ganze Erde hin zeigte. Hätte er gewußt, seine Anna führe nach Amerika, so hätte sie den Kompaß mitnehmen müssen, vielleicht wäre sie dann zurückgekommen. Und noch manches andere. Zuletzt hielt er gedankenvoll ein Stück rostigen Drahtes in Händen, das er vor vielen Jahren auf der Wiese des Frauhollenteiches gefunden hatte. Seinen Kindern hatte er damals erzählt, es gehöre zu dem Glockenzug, mit dem man einst die Frau Holle in ihrem unterirdischen Schlosse angerufen habe, und sie hatten es scheu, aber mit unstillbarer Neugierde wieder und wieder betrachtet. Jetzt nach vielen Jahren, wo er es wieder einmal in der Hand hielt, war ihm plötzlich, als hätte er damals nicht gefabelt, sondern die Wahrheit gesagt, ja der Glockenzug sei gar nicht abgebrochen, sondern führe unsichtbar weiter, und jetzt rühre er an die Tore einer untergegangenen Welt und wecke sie auf. Ihm däuchte, er höre es klingen. Es klang auch, es war jedoch die Uhr, die die volle Stunde verkündigte.

Nun geht nach Haus, ihr Kinderchen, sagte Jochen bewegt. Ihr habt nun genug erlebt, ein andermal erzähl' ich euch mehr.

Nun war sein Stern aufgegangen und schimmerte in mildem, sanftem Glanz über dem Dorfe, aller Augen auf sich ziehend. Sein Haus, das so lange beiseite gestanden hatte, rückte mitten ins Dorf hinein, und der Nußbaum bekam viel zu sehen und zu hören. Jochen mußte Rat erteilen, wenn irgendwo eine Uhr versagte, später auch in anderen Angelegenheiten, vor allem aber wurde ihm das heranwachsende Geschlecht herzlich zugetan und sammelte sich um ihn wie unter einer alten Dorflinde, in deren Schatten es sich wohlig sitzen und schön erzählen läßt. Damals lasen die Leute ein Buch von Jeremias Gotthelf, worin einer namens Joggeli vorkam, eigentlich ein übler, hintersinniger und verzwickter Mensch, das gerade Gegenteil von Jochen, in dessen Herz man wie in einen tiefen, klaren Brunnen hineinsehen konnte. Dennoch rief ihn plötz=

lich jemand Joggeli, und bald tat es das ganze Dorf. Er stutzte zuerst über den neuen Namen, sein feines Ohr verstand aber schnell, was er zu bedeuten hatte. Wohl klang in dem fremden Namen etwas Neckerei mit und etwas Überlegenes, noch mehr aber Freundliches und Gutes. Wer ihn so anrief, wollte zugleich nach seiner Hand greifen und sie warm halten. Das tat ihm wohl, sein altes Herz ermunterte sich ja in allen seinen Tiefen und breitete sich wie das Licht nach allen Seiten aus, und er selber wandelte wieder wie seine alte Uhr mit der Zeit und in der Zeit. Einen lauten Ton brachte er freilich noch immer nicht aus sich heraus, aber weiter ging er, still und leise.

Ein Jahr war vergangen, als wieder etwas Neues über ihn kam. Bei seiner Heimkehr aus dem Walde, in dem er nun wieder arbeitete, hörte er schon unten im Dorfe, es sei für ihn ein Brief angekommen von weit her, der Bote sage aus Amerika. Wie er damals nach Hause gekommen war, ist ihm nie deutlich geworden. Er meinte immer, er sei nicht vom Fleck gekommen, die andern behaupteten, er sei geflogen. Vor seinem Haus erwartete ihn schon das Lenchen mit dem Brief, aber nun konnte er den Türschlüssel nicht finden, und als er ihn hatte, vermochte er ihn nicht in das Schloß zu stecken, das Lenchen mußte ihm helfen. Drinnen war das Feuerzeug verlegt, dann wollte die Lampe nicht brennen, und als endlich Licht war, konnte er die Augen nicht gebrauchen. Es dauerte eine Ewigkeit, bis er den Brief gelesen und begriffen hatte, und da er nun aufstehen wollte, waren ihm die Füße abgestorben und der Körper gelähmt.

Auf einmal aber faßte es ihn und hob ihn mit Gewalt in die Höhe, rüttelte und schüttelte ihn, als sei ihm eine neue Feder eingesetzt worden, eine viel zu starke, er konnte nicht mehr gehen, er mußte springen. In einem Nu war er im Nachbarhaus, dann im folgenden und weiter und weiter. Überall aber erzählte er, seine Tochter lebe, und es ginge ihr gut. Sie habe so lange geschwiegen, weil sie ihren Eltern das Herz nicht schwer hätte machen wollen mit ihrer Not. Jetzt sei sie verheiratet, habe Kinder, ihr Mann sei ganz aus der Nachbarschaft von Dutenbach, nämlich von Gelnhausen. So habe sie geschrieben. O, ihr Leute, rief der Joggeli ganz außer sich, was muß das für ein Land sein, das Amerika! Gelnhausen liegt ein gutes Ende entfernt von uns, ich traue mich nicht zu sagen, wie viel Meilen. Und das nennen die drüben noch Nachbarschaft. Geld wollen sie mir auch senden. Es wäre nicht nötig, ist mir aber doch lieb, da ich daraus ersehe, daß es ihnen gut geht.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Ein alter Brief. Von Herrn Hofapotheker *Nagell in Kassel wurde uns ein Brief des in den K. H. Arnoldschen Aufzeichnungen**) mehrfach erwähnten Apothekers Rübe (siehe S. 188) zur Verfügung gestellt, den wir im Nachstehenden zum Abdruck bringen. Der Apotheker Christiani, an den er gerichtet ist, wohnte, soviel sich feststellen ließ, in Kiel. Der im Briefe erwähnte Wild war der Besitzer der Sonnenapotheke in der Marktgasse zu Kassel, Johann Rudolf Wild Der Brief lautet wie folgt:

„Cassel, d. 20. Juny 1793.

Innigst geschäzter Freund und O. B.!

Ich bin so frei mich, in einer sehr wichtigen Angelegenheit, an Ihnen zu wenden; und Sie ergebenst zu bitten, Sie wollen doch ja, bei Erfüllung meiner Bitte, den nemlichen Eifer beweisen; den Sie in Ihren eigenen Angelegenheiten, zu beweisen, gewohnt sind. Ich will einleiten.

Einer meiner Gehülfen verläßt mich zu Michaeli; er hat großes Unwesen in meine Haußhaltung gebracht, die Gesinnungen aller, von seinem Collegen an, bis zur Kindermagd, verstimmt; und mich so, in meinen Rechten, aufs tiefste gekränkt. An die Stelle dieses Mannes, mögte ich durch Sie mein lieber Christiani, ein besser-denkendes taugliches Subject haben, von dessen verträglicher Gemüthsart, Insinuantheit, Geschicklichkeit, Treue, und Fleiß, Sie durch Selbsterkenntniß des Mannes, hinreichend überzeugt sein müßten.

Diese Vorsicht, verzeihen Sie mir ja mein Bester, glauben Sie mir; daß, wenn ich nicht offenbar hierauf sehe, einen Mann zu erhalten, von dem ich zum voraus, gewiß weiß; daß es nur an mir liegt, ihn eine lange Reihe von Jahren, bei mir zu behalten, ich im höchsten Grade riskire, zu sinken, in dem Zutrauen das das hiesige publicum zu mir hat; und dahinschwinden zu sehen, so gantz, meine Ruhe und haüßliche Glückseeligkeit.

*) Bei dieser Gelegenheit sei eine Berichtigung gestattet. Das zweite Kind des Fabrikanten Paul Wilhelm Arnold war nicht, wie Seite 188 angegeben, ein Sohn, namens Anton, sondern eine Tochter, namens Antonie, die z. Z. noch in Finnland lebt. Der Hofmaler Karl Johann Arnold ist nicht in Kassel, sondern in Berlin, Monbijouplatz 10, geboren.

Freund kennen Sie niemanden; der sich ohngefehr so bei mir qualificiren ließe; wie ein HE. Winckelmann bei HE. Wilde? o rathen Sie doch; denken Sie doch nach; es gilt das höchste Wohl oder Wehe, Ihres verbrüderten Freundes.

Ich bestimme ihm das 1te Jahr 50 oder 60 Rthlr.; (Anmerkung am Rande: Das machen Sie nun gantz nach eigenem Gutdünken; so wie der Mann ist, so brätet man ihm die Wurst) jährlich soll sein Salair mit 10 Rthlr. steigen bis die 100 Rthlr. voll sind. Neujahr erhält er pro primo eine pistole oder wenn Sie wollen 1 Karoline*); und ich behalte mir es vor; nach seinem zunehmenden Verdienst um mich, auch dieses verhältnißmäßig zu erhöhen.

Billigen Sie dieses so versprechen Sie es demjenigen, den Sie für mich werben, den Sie aber gantz kennen müßen; und von dem Sie wißen können; daß er nach meinem Wunsche ist.

Nehmen Sie ja Rücksicht darauf; wo er gelernt und servirt hat; ersteres ist die Hauptsache, die Eindrücke der Lehre, verwischen sich nie; auf sie wirkt kein Beispiel mehr, sie bestimmen auf Lebenszeit, den inneren Gehalt, eines Mannes.

*) 1 Pistole = 15 M. 50 Pf., 1 Karoline = 18 M. 90 Pf.

Ich erwarte zwar gerade keinen gantz vollkommenen Mann, indem mich keineswegs die Mühe reuen soll, ihn, wenn er keinen störrigen Karakter hat; nach meiner Methode, die Kunst auszuüben, zu bilden, aber ich würde doch sehr zu bedauren sein; wenn mir ein Mann zugesellt würde; der seine Apothekerexistentz, in einer gewissenlosen und schmiervollen officin, erhalten hätte.

Lieber Christiani, ich lasse Ihnen sorgen. Suchen Sie mir einen Mann, nach meinem Hertzen, der auch keine eigene große Mittel habe, dann mag er sein jung oder alt, blond oder schwartz; und denken Sie bei der Auswahl, ja an HE. Winkelmann; damit auch mir einmal, ein solches Loos zu Theile werde.

Ich werde auch nicht ermangeln, einen schönen Defect für Sie zu praepariren. Ich werde Ihnen den Freundesdienst so verdanken; wie es nur immer vermag

Ihr

redlichster Freund u. D. B.

G. W. Rüde. Apoteker.

Emphelen Sie mich Ihrer Gemalinn und dem HE. Schwager bestens und antworten Sie mir auf alle Fälle mit umgehender Post."

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 30. Juni unternahmen etliche Mitglieder des Marburger hessischen Geschichtsvereines einen Ausflug nach Neustadt (M.-W.-B.), an dem sich auch trotz des ungünstigen Wetters einige Damen beteiligten. In Neustadt wurden die Marburger von Amtsgerichtssekretär Wessel empfangen und geführt. Zunächst ging es an dem mit dem Mainzer Rad und einem alten, erst kürzlich dort eingelassenen Steinwappen geschmückten einstigen Schlosse, jetzt Amtsgericht, vorbei zu dem Junker Hansenturm. Dieser ist von dem Hofmeister Hans von Dörnberg am Ende des 15. Jahrhunderts erbaut worden und erregte durch seine eigenartige Bauart Bewunderung. Sodann wurde die laut Inschrift über der Tür im Jahre 1502 erbaute Pfarrkirche von außen in Augenschein genommen, während drinnen Orgelton und Choralgesang ertönte. Hier erinnerten drei an der Nordseite über dem oberen Fenster der ehemaligen Sakristei in die Mauer eingelassene steinerne Kugeln an die 1462 stattgefundene Belagerung Neustadts durch die Hessen. Die Wappen Hansens von Dörnberg und seiner Gemahlin Lükel von Hatzfeld an der Südseite, sowie das guterhaltene, in Hochrelief ausgeführte Grabdenkmal Johanns von Fischbach († 1448) und seiner Frau Eylheidis († 1446) an der Nordseite der Kirche kündeten von längst vergangenen Tagen und Taten. Ein Abstecher in den südwestlich der Pfarrkirche gelegenen Burgsitz derer von Nordeck zu Rabenau zeigte den Marburgern prächtige alte Möbel mit geradezu wunderbarer Einlegearbeit. Während eines kurzen Gabelfrühstücks zeigte Herr Wessel noch einige alte, auf der Bürgermeisterei aufbewahrte Schätze: Briefe, Verordnungen, einen geschnitzten, aus dem Jahre 1688 stammenden Holzkasten und alten silbernen Innungsschmuck mit dem Bilde des hl. Sebastian und den Wappen von Mainz und Hessen. Auf einer aus dem 14. oder 15. Jahrhundert stammenden silbernen Spange fand man noch den einstigen Namen der Stadt „Nugenstad" eingraviert. Danach begaben sich die Ausflugsteilnehmer nach Willingshausen, wo auf einem leider verregneten Volksfest der nun in einer Stube getanzte Schwälmer Tanz angesehen werden konnte. Abgesehen davon, daß dieser sich für einen engen Raum nicht eignet, war noch weit mehr zu bedauern, daß sich unter den Tänzern nur wenig Männlein in Tracht befanden, während die Weiblein sie fast allgemein trugen. Eine große Überraschung wurde den Marburgern dadurch zu-

teil, daß die Willingshäuser Malerkolonie, deren Sprecher der Konservator des Vereins, Maler Hch. Giebel, war, die Liebenswürdigkeit hatte, ihnen ihr urgemütliches und originelles Trinkstübchen im Gasthof von Hase zu öffnen. Über dieses aber wollen wir heute nichts verraten, sondern hoffen später einmal in ausführlicherer Form, als ein Referat dies gestattet, selbiges zu beschreiben. Solche aber, die gar zu neugierig sind, mögen sich inzwischen die in der zweiten Hälfte des ersten Bandes von Heßlers hessischer Landes- und Volkskunde auf S. 344 abgebildete Tür des Malerstübchens ansehen.

H. F.

Universitätsnachrichten. Marburg: Geh. Regierungsrat Professor Dr. Hermann Cohen, Ordinarius der Philosophie, vollendete am 4. Juli das 65. Lebensjahr. Cohen gehörte seit 1873 dem akademischen Lehrkörper in Marburg an. — Der Direktor der chirurgischen Klinik in Greifswald, Prof. Dr. Paul Friedrich, hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft an Stelle Prof. Dr. H. Küttners erhalten und angenommen. Friedrich, 1864 zu Roda in Thüringen geboren, promovierte 1888, kam 1889 als Assistenzarzt in die pathologisch-bakteriologische Abteilung des Kaiserl. Gesundheitsamtes in Berlin und von da in gleicher Eigenschaft an die von Prof. Thiersch geleitete chirurgische Universitätsklinik in Leipzig, wo er sich 1894 habilitierte. 1895 wurde er außerordentlicher Professor und Direktor des chirurgisch-poliklinischen Universitätsinstituts, 1903 ordentlicher Professor in Greifswald. Friedrich ist *Mitherausgeber mehrerer Handbücher und* Zeitschriften und entfaltet eine ausgedehnte operative Tätigkeit. — Der bisherige außerordentliche Professor Lic. Karl Bornhäuser in Greifswald ist zum ordentlichen Professor in der theologischen Fakultät mit dem Lehrauftrag für systematische und praktische Theologie ernannt worden. — Die Landsmannschaft Hasso-Guestfalia begeht gegenwärtig ihr 40jähriges Stiftungsfest. — Gießen: Den Diez-Preis der philosophischen Fakultät bei der diesjährigen Bearbeitung der von der Universität gestellten Preisaufgaben erhielt Oberlehrer Dr. K. Glaser in Marburg. — Die Stadtverordneten erhöhten den für Zwecke der Universitätsfeier bewilligten Kredit von 30,000 auf 35,000 Mark. Davon sollen 10,000 Mark zu öffentlichen Ausschmückungen Verwendung finden. Ferner hat der Provinziallandtag für Oberhessen die Gewährung eines Geldgeschenks von 20,000 Mark an die Landesuniversität anläßlich des 300jährigen Jubiläums beschlossen. — Das Programm für die dritte Jahrhundertfeier der Universität Gießen ist nunmehr festgesetzt: Mittwoch, 31. Juli: Empfang des Großherzogs und der Großherzogin sowie der Ehrengäste. Fackelzug der gesamten Studentenschaft; Beleuchtung der Stadt. Abends Empfang der Gesamtheit der Gäste mit ihren Damen in der Festhalle. Donnerstag, 1. August: Festgottesdienste; Imbiß in der alten großen Aula für die Ehrengäste und die Mitglieder des Lehrkörpers. Festakt in der neuen Aula. Festessen in der Festhalle. Gesellige Vereinigung sämtlicher Festgäste mit ihren Damen im Philosophenwald. Festvorstellung im neuen Stadttheater. Freitag, 2. August: Festakt in der Stadtkirche. Gartenfest im botanischen Garten, gegeben von dem Großherzog für besonders geladene Gäste, und Ausflug in die Umgegend. Wiederholung der Festvorstellung im neuen Stadttheater. Festkommers in der Festhalle für Ehrengäste, Lehrkörper, Studentenschaft, frühere Angehörige der Universität und besonders geladene Gäste. Sonnabend, 3. August: Abschiedsfrühschoppen. Wiederholung der Festvorstellung im Stadttheater. Sonntag, 4. August: Großes Volksfest in der Festhalle; Zutritt für jedermann. Abends großes Feuerwerk bei der Festhalle.

Altertumsfund. In einer Sandgrube bei Oppershofen wurde in einer Tiefe von 1½ Meter ein gut erhaltenes Steingrab mit einem menschlichen Skelett und mehreren Bronzegegenständen gefunden.

Todesfall. Am 9. Juli verstarb zu Kassel im 91. Lebensjahr Oberstleutnant z. D. Friedrich Wilhelm Sunkel. Näheres über den Verstorbenen brachten wir anläßlich seines 75jährigen Dienstjubiläums am 15. November vorigen Jahres. (S. „Hessenland" 1906, S. 314.)

Hessische Bücherschau.

Ludoviciana. Festzeitung zur 3. Jahrhundertfeier der Universität Gießen 1907. Hrsgeg. im Auftrag der Universität von B. Sauer und H. Haupt. Schmuck von J. V. Cissarz. Druck u. Verlag der von Münchowschen Hof- und Universitätsdruckerei (O. Kindt), Gießen.

Inhalt der bis jetzt erschienenen Nummern: 1. Der Jubilarin (Gedicht). W. M. Becker, Ludwig V. und die Gründung der Universität Gießen. R. A. Fritzsche, Aus alten Gießener Stammbüchern. W. Diehl, Hessische Landgrafen als Rectores Magnificentissimi der hessen-darmstädtischen Landesuniversität in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens. F. A. Kehrer, Gießener Professoren (Eckhard und Wernher). B. Sauer, Die Wohnstätten der Ludoviciana. Alfred Bock, Albertine von Grün. Eine Liebesgeschichte aus der Genieperiode. Aus Nebels Jocoso-Seria, Beiträge zur Geschichte und Charakteristik der Gießener Professoren. Willkomme aach obder: Nix wäi

uff noach Gäiße (Gedicht. — 2. W. M. Becker, Landgraf Georg II. und die Rückverlegung der Universität von Marburg nach Gießen. K. Ebel, Stadt und Universität Gießen. H. Haupt, Die Universitätsbibliothek. Dr. W. Fabricius, Pennalismus und Deposition in Gießen. Sauer, Die erste Jahrhundertfeier der Ludoviciana. Aus Nebels Jocoso-Seria. Alfred Bock, Albertine von Grün. (Fortsetzung.) H. F. Klein, Aus verschollenen Gießener Tagen. Diese bis jetzt (in Großfolio) erschienenen, verschwenderisch illustrierten Nummern sind — bei der Kindtschen Offizin etwas Selbstverständliches — in Druck und Ausstattung sehr vornehm gehalten und werden nicht nur denen willkommen sein, die alte Beziehungen an das Geburtstagskind, die Ludoviciana, knüpfen. Heidelbach.

Personalien.

Verliehen: dem kgl. Baurat Seligmann, Erbauer des neuen Polizeigebäudes in Kassel, und dem Forstmeister Runge zu Hombressen der Kronenorden 3. Kl.; dem Regierungs- und Baurat Trimborn zu Kassel, dem Pfarrer Danz in Schröck, sowie dem Rentner Merckel zu Frielendorf der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Hof-Konzertdirektor Kramer-Bangert zu Kassel das Ritterkreuz des Lippeschen Hausordens; dem Musikdirektor Hallwachs zu Kassel der Orden der Lippischen Rose für Kunst und Wissenschaft; dem Oberbahnhofsvorsteher Friedrich Riebeling zu Ems das Ritterkreuz 2. Kl. des Sachsen-Ernestinischen Hausordens; dem Eisenbahnkassenvorsteher Karstedt und dem Regierungsbaumeister Kallmeyer zu Kassel, sowie dem Hegemeister a. D Bornemann zu Forsthaus Kammergrund, Kreis Hofgeismar, der Kronenorden 4. Kl.; dem Lehrer a. D. Müller zu Münchhausen der Adler der Inhaber des Hohenzollernschen Hausordens, desgleichen mit der Zahl 50 dem Kantor Friesleben in Winnen aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums; den Amtsgerichtsräten Amelung zu Rauschenberg und Gößmann in Hanau der Charakter als Geh. Justizrat; dem Oberlehrer Schenkheld in Marburg der Charakter als Professor; dem Provinzialsteuersekretär Hodiesne zu Kassel beim Eintritt in den Ruhestand der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Regierungsbaumeister Hagelweide zu Koblenz zum Meliorationsbauinspektor in Kassel; Regierungsbauführer Julius Hufnagel in Hanau zum Regierungsbaumeister; Katasterlandmesser Günther zu Kassel zum Katasterkontrolleur in Schöneck; Regierungssekretär Knöppel aus Kassel zum Geh. expedierenden Sekretär beim Ministerium des Innern.

Versetzt: Professor Dr. Rambeau vom Progymnasium in Genthin an das Gymnasium in Hanau; Landmesser Grenz von Hann. Münden nach Fulda; Postsekretär Frese von Fulda nach Gelnhausen.

In den **Ruhestand** getreten: Meliorationsbauinspektor Baurat Müller zu Kassel.

Bestätigt: die Wahl des Oberlehrers Weichelt zu Chemnitz als Oberlehrer an der städtischen höh. Mädchenschule in Marburg.

Entlassen: der Rektor Kolbe an der Stadtschule zu Rinteln behufs Übertritts in den Seminardienst.

Geboren: ein Sohn: Landgerichtsrat Avenarius und Frau (Kassel, 2. Juli); Dr. G. Schneider und Frau Johanna, geb. Ries (Fulda, 4. Juli).

Gestorben: Architekt William Schickel, der „Vater der Kirchenarchitektur in Amerika", Schöpfer zahlreicher Monumentalbauten Newyorks, 57 Jahre alt (Newyork, 14. Juni); Farmer August Fischer, 68 Jahre alt (Elgin, Ill.); Kaufmann Konrad Metz, 60 Jahre alt (Homberg, 1. Juli); Mühlenbesitzer Justus Heinrich Eidam, 58 Jahre alt (Hof Wambach bei Rauschenberg, 3. Juli); Oberlehrer in Frankfurt a. M. Dr. Franz Heinrich Sardemann (Kassel, 5. Juli); Landwirt Justus Friedrich Wicke, 70 Jahre alt (Hilgershausen, 6. Juli); verw. Frau Wilhelmine Thiel, geb. Brandau, 81 Jahre alt (Kassel, 7. Juli); Oberstleutnant z. D. Friedrich Wilhelm Sunkel, 90 Jahre alt (Kassel, 9. Juli); Lehrer Friedrich Wenzel, 27 Jahre alt (Kassel, 10. Juli); Eisenbahn-Betriebskontrolleur Karl Stutte (Kassel, 11. Juli); Kanzleisekretär a. D. Adolf Rothe, 62 Jahre alt (Kassel, 11. Juli).

Mit einer Zusammenstellung der belletristischen Schriftsteller Hessens und der schönen Literatur, die auf hessischem Boden spielt, beschäftigt, ersuche ich um Bekanntgabe solcher Schriftsteller, die im Gebiete Kurhessens resp. des Großherzogtums Hessen geboren sind und belletristische Werke in Buchform herausgegeben haben. Ich bedarf dabei folgender Angaben: 1. Vollständiger Name und Adresse; 2. Pseudonyme; 3. Geburtsort, Jahr und Tag der Geburt; 4. bei Verstorbenen Sterbeort, Jahr und Tag des Todes; 5. vollständiges Verzeichnis der schöngeistigen Werke mit Angabe der Gattung und Jahr des Erscheinens.

Der erste Teil, die im Großherzogtum Hessen geborenen Schriftsteller enthaltend, ist im Manuskript fertiggestellt und soll in Kürze in meinem Selbstverlag erscheinen, wenn eine genügende Anzahl Vorausbestellungen (à 1,20 Mk.) die Druckkosten zum Teil wenigstens decken. Ich nehme Vorausbestellungen bis Ende Juli entgegen.

Die kurhessische Bibliographie, an der fleißig gearbeitet wird, soll Ende dieses Jahres abgeschlossen werden, vorausgesetzt, daß ich noch von recht vielen Mitarbeitern in dem mühevollen Werke unterstützt werde.

Nieder-Ingelheim, Juli 1907.

Alexander Burger,
Schriftsteller.

Einladung zur Subskription auf:

Herrmann, F. Die evangelische Bewegung zu Mainz im Reformationszeitalter. Ca. 17 Bogen Oktav. Darmstadt (C. F. Wintersche Buchdruckerei, Bismarckstraße 51). Ladenpreis Mk. 6.—, Subskriptionspreis Mk. 4.50 inkl. Porto.

Inhalt: Einleitung: Zur Sittengeschichte des Mainzer Klerus im 16. Jahrhundert. — Kap. I: Die Stellung Erzbischof Albrechts zu Luther bis zum Eintritt Capitos in Mainzer Dienste 1517—1520. — Kap. II: Erzbischof Albrecht unter dem Einfluß Capitos 1520-1523. — Kap. III: Die evangelische Bewegung in Mainz bis Ende 1522. — Kap. IV: Der Umschwung in der Haltung Erzbischof Albrechts und die ersten Maßregeln gegen die Mainzer Evangelischen 1523-1524. — Kap. V: Das Entscheidungsjahr 1525. — Kap. VI: Nachklänge. — 23 urkundliche Beilagen.

Dalwigk, Freiherr v. Geschichte der kurhessischen und waldeckischen Stammtruppen des Infanterie-Regiments v. Wittich (3. Kurhessisches) Nr. 83 von 1681—1866. Preis etwa M. 7.50.

Bestellungen vermittelt der Schriftführer des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Herr Rechnungsrat Woringer in Kassel, Kölnische Straße 84.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 15. XXI. Jahrgang. Kassel, 1. August 1907.

Mein Garten.

Ein jeder hat sein Ackerfeld
Da draußen an dem Wege.
Doch liegt das Gärtlein wohlbestellt
Am Haus im Zaungehege.

Da draußen wird von früh bis spät
Geschafft vor aller Augen.
Doch mag, was man im Garten sät,
Für aller Blick nicht taugen.

Lavendel, Myrt' und Tulipan
Und Rosen an der Laube —
Was geht das fremde Augen an
All, was ich lieb' und glaube!

Kassel. **H. Bertelmann.**

Das Höchste.

Wenn dir ein Kinderlachen gilt:
's ist mehr, als du je träumst und weißt;
Was aus dem kleinen Seelchen quillt,
Die ganze Welt dir nicht verheißt.

So rein und tief strahlt dir kein Licht;
So zart und leis kein Glöckchen tönt,
Als wenn ein Kinderangesicht
Mit Lächeln deinen Tag verschönt.

Halt' fest die Stunde! Sie ist hehr
Und voll der höchsten Heiligkeit.
Gilt dir kein Kinderlachen mehr,
Bist du gestorben vor der Zeit. —

München. **Gustav Adolf Müller.**

Die Kasseler Synagoge und ihr Erbauer.

Nach urkundlichem Material bearbeitet von L. Horwitz.

(Schluß.)

Der Regierung erschien es vom höchsten Interesse, den Widerstand der Vermögenden gegen einen Neubau zu beseitigen. Dieses ist ihr auch im wesentlichen gelungen. Die Gemeindeältesten und der Kreisvorsteher berieten mit Zuziehung einer Kommission, die aus Vertretern der 24 Klassen der Steuerpflichtigen bestand, die Sache nach allen Seiten, und auch sie kamen zu dem Resultat, daß das Wohnhaus einer Reparatur unfähig sei und die alte Synagoge einem Neubau Platz machen müsse. Durch Beschluß vom 11. September 1828 wurde ein Neubau ohne alle Nebengebäude gutgeheißen und die Regierung gebeten, Allerhöchsten Ortes für die unentgeltliche Anweisung eines

Bauplatzes sich zu verwenden „in Berücksichtigung des verschuldeten und belasteten Gemeindehaushaltes". Nach einem Berichte des Ministeriums des Innern fand der Kurfürst als schicklichsten Bauplatz zur Synagoge der israelitischen Gemeinde der Residenz den Platz, worauf das Laboratorium der Artillerie (Schützenstraße) stand; dieses sollte zum Kauf vorgeschlagen werden, „indem dort der neue Tempel in das point de vue der neuen Straße am Zeughause komme." (31. Dez. 1828.) Die Behörden der israelitischen Gemeinde hielten aber den ihnen Allerhöchst zugedachten Bauplatz für höchst ungeeignet und viel zu fern für die in allen Teilen der Stadt wohnenden Israeliten. Es bedeute gleichsam, die Leute nötigen, den Gottesdienst nicht zu besuchen. Das israelitische Religionsgesetz gebiete einen täglich zweimaligen, oft dreimaligen Besuch des Gottesdienstes, im Winter sogar vor Sonnenaufgang, desgleichen in der heiligen Zeit vor dem Neujahrs- und Versöhnungsfeste 14 Tage nacheinander. Es hieße die Strenge der religiösen Buße noch vergrößern, wenn man am Versöhnungstag, an dem der Körper durch 24stündiges Fasten geschwächt ist, den Fastenden noch den weiten Weg zurücklegen lasse. So führten die Gemeindeältesten noch eine Reihe von Tatsachen an, die die Annahme des Platzes in der Schützenstraße als unmöglich erscheinen ließen.

Einen anderen Bauplatz erhielt die Gemeinde vom Kurprinzen nicht angewiesen. Die Kommission fand den ehemals Wolffschen, später Neuberschen Garten vor dem Holländischen Tor geeignet. Seine Lage war in der Mitte des Stadtteils, in dem der größte Teil der Israeliten wohnte. Das hier zu errichtende neue Gebäude mußte auch zur Verschönerung der Stadt sichtbar beitragen.

Viele Sorge machte der Kommission die Beschaffung der Bausumme. Die Verhandlungen über die Aufbringung des Geldes dauerten mehrere Jahre. Durch Regierungsverfügung vom 8. Dezember 1829 hatte das Vorsteheramt der Israeliten „die nötige Einleitung zu treffen, daß die vorhin bestandene Abgabe von 4 Hellern vom Pfunde Fleisch jedoch ohne Ausnahme und Abzug anderer Gemeindeabgaben vom 1. k. M. an erhoben werde, auch binnen 8 Tagen zu berichten, ob nicht bereits zu Subskriptionen von freiwilligen Beiträgen (Geschenken) und unverzinslichen Darlehn zum Synagogenbau Einleitung getroffen sei und mit welchem Erfolge". Gegen diese indirekte Steuer, Pardon genannt, die in der westfälischen Zeit eingegangen war, trat lauter Widerspruch auf. Es ist auch aus den Rechnungen nicht zu ersehen, ob sie tatsächlich erhoben ist.

Die Gemeindebehörden kauften den Wolffschen Garten (3. Januar 1832), die Genehmigung zum Bau erteilte das Ministerium des Innern, gez. Hassenpflug, am 1. Oktober 1834. Am 15. März 1836 teilte das Vorsteheramt der Regierung mit, es habe den von den Gemeindeältesten angenommenen Bauplan des Hofbaudirektors Ruhl bestätigt und die Kosten von 30 700 Talern genehmigt. Diese Summe wurde aber weit überschritten.

Bedenkt man, daß die damalige Kasseler Gemeinde aus 273 Mitgliedern bestand, von denen nur wenige wohlhabend waren, so muß man deren Opferfreudigkeit hoch anerkennen, denn der Bau des neuen Gotteshauses kostete 42 473 Taler, 11 g. Gr. und 8 Heller. Nicht unerwähnt darf an dieser Stelle bleiben, daß Baron Meyer Anselm v. Rothschild in Frankfurt a. M. 300 Louisdor zum Neubau spendete, während die Restsumme als Anleihe gezeichnet wurde; die Familien Friedemann, Büding, Gans, Goldschmidt, Flescher, Traube, von Heppe, von Haynau, Wallach, Honnet, Rothfels beteiligten sich mit hohen Summen.

Für den Bauplatz erhielten die Wolffschen Erben 7 250 Taler, Oberbaurat Schuchard für alle Vorarbeiten und die von ihm geführte obere Leitung 500 Taler, Architekt Rosengarten für Anfertigung des Projekts 6 Friedrichsdor, für seine Mühewaltung bei Ausführung des Gebäudes 250 Taler und 100 Taler als besondere Gratifikation für gute Ausführung.

Der Baustil der Synagoge ist romanisch mit byzantinischen Anklängen, ist jedoch nicht „rein", so daß sich der Bau keineswegs mit Sempers Synagoge in Dresden messen kann. Seiner Form nach bildet er ein Rechteck, die längeren Seiten sind durch mäßige turmartige Vorsprünge geziert, in denen die Treppen zu den Emporen angebracht sind. Jeder Kenner wird das gute Baumaterial — Sandstein — bewundern. Das Innere des Gotteshauses wirkt erhebend und stimmt zur Andacht und zum Gebet. Betritt man durch die Mitteltür den Männerraum, so fallen die herrlichen, von Säulen getragenen Decken auf. Auf einer Empore befinden sich Chor und Orgel und an den beiden Langseiten Galerien für Frauen. Elf an den Seiten angebrachte Tafeln nennen die Namen Kasseler Israeliten, die in den Jahren 1813 bis 1815 für Deutschlands Ehre und ihres Vaterlandes Befreiung kämpften — in einer Zeit, als sie nicht einmal das Bürgerrecht besaßen.

Auf den Ehrentafeln sind verzeichnet: 1. Adolf Jakob Bensa, freiwilliger Reiter im Jäger-Bataillon, geb. 21. 1. 1786, gest. 12. 9. 1826. 2. Meyer Jakob Feldstein, Leutnant im 3. kurhessischen Landwehr Regiment, geb. 9. 8. 1793,

gest. 25. 9. 1858. 3. Heinemann Stein, Musketier im Regiment Landgraf Karl, geb. 6. 4. 1784, gest. 19. 9. 1839. 4. Hermann Hirsch Pinhas, Kupferstecher, kurhess. freiwilliger Jäger zu Fuß, geb. März 1794, gest. 17. 2. 1844. 5. Moses J. Weill, kurhess. freiwilliger Jäger zu Fuß, geb. 7. 1. 1795, gest. 16. 4. 1845. 6. Joseph Feist Traube, Portepee-Fähnrich im Regiment Kurfürst, geb. 31. 12. 1793, gest. 10. 2. 1848. 7. Philipp Mosenthal*), kurhess. freiwilliger reitender Jäger, geb. 13. 11. 1793, gest. 23. 10. 1850. 8. Heinemann Koppel, freiwilliger Jäger zu Fuß, geb. 3. 6. 1793, gest. 26. 6. 1855. 9. Abraham Lehrberger, freiwilliger Jäger zu Fuß, geb. 23. 6. 1796, gest. 6. 10. 1863. 10. Jonas Meyer Hoffa, Kompagnie-Wundarzt im kurhess. Infanterie Regiment Kurfürst, geb. 27. 2. 1796, gest. 28. 4. 1871; bis zum 1. Juli 1858 Oberstabs- und Regimentsarzt im kurhess. Artillerie Regiment. 11. Marx Gotthelf, Wachtmeister bei den reitenden freiwilligen Jägern, geb. 16. 6. 1787, gest. 18. 3. 1874. — Im Feldzuge 1870 – 71 starb für König und Vaterland Ernst Goldschmidt, Einjährig-Freiwilliger im Husarenregiment Hessen-Homburg. Er fiel am 6. August 1870 bei Gundershofen-Wörth.

Während der Bauzeit mußten die Kasseler Israeliten in mehreren Sälen der Stadt ihre gemeinsamen Andachten abhalten. Deshalb sah man dem Tage der Einweihung des neuen Gotteshauses mit vieler Freude entgegen. Um die Feier recht würdig zu gestalten, bedurfte es langer Beratungen der damaligen Führer der Gemeinde: Landrabbiner Dr. Roman, Dr. Pinhas, Mitglied des Vorsteheramts der Provinz Niederhessen, L. Katzenstein, Kreisvorsteher, der Gemeinde-Ältesten Salomon Büding, J. S. Werthauer und Moses Weill, die durch die Herren Philipp Mosenthal, Meyer Berger, Josef Traube und Gustav Arnthal unterstützt wurden. Einladungen erhielten der Kurprinz und sämtliche Mitglieder des kurfürstlichen Hauses, die Zivil- und Militärbehörden, die städtischen Behörden, angesehene Bürger u. v. A. Im ganzen wurden 1100 Eintrittskarten ausgegeben. Über die Einweihungsfeier berichtet die „Casseler Allgemeine Zeitung" in ihrer Nummer vom 10. August 1839:

„Am 8. d. M., nachmittags um 2 Uhr, fand die Einweihung des neuen Bethauses der israelitischen Gemeinde hierselbst statt. Das gottesdienstliche Gebäude war frühzeitig von einer zahlreichen Versammlung, aus Mitgliedern aller Konfessionen bestehend, erfüllt, darunter die Herren Minister und Ministerial-Vorstände, mehrere Mitglieder des diplomatischen Korps, der erste Kommandant von Kassel, Generalleutnant Bödicker Exz., mehrere Generäle, Obersten, Stabs- und andere Offiziere, die Direktoren und viele Mitglieder aller Behörden, die gesamte Geistlichkeit der christlichen Kirchen, auch eine Menge hiesiger Bürger und viele Fremde. Die Tribünen waren mit Frauen erfüllt, die dem Tabernakel gegenüberstehende Tribüne mit einem zahlreichen Sänger- und Musikkorps. Das mit Bogen- und Säulenarchitektur von gelblichem Stuckmarmor und weißem Stukko geschmackvoll verzierte Tabernakel war mit einem reichgestickten rotsammtnen Vorhang versehen, die Thora-Tribüne (Almemmor), die Kanzeln, Rabbiner- und Kantorpulte mit roten Sammtdecken überlegt, Kerzen flammten auf großen Kandelabern, auf dem Weih-Leuchter und vor dem Tabernakel. Kurz vor 2 Uhr betrat der Landrabbiner Dr. Roman, assistiert von drei Kreisrabbinen, die zu weihende Stätte, und der Chor stimmte den Eintrittsgruß: „Wie schön sind deine Gezelte, Israel!" (IV. Buch Moses, Kap. 25, 5) an, vor dessen Schluß der Landrabbiner mit den anwesenden Rabbinern, den Mitgliedern der israelitischen Provinzial- und Gemeinde-Vorstände, sowie der Schul- und milden Anstalten und Vereine, dem Vorsänger und mehreren der ältesten Mitglieder der Gemeinde sich zur Abholung der Gesetzesrollen in das zur Rechten des Tabernakels befindliche Zimmer begaben. Als sie mit diesen Gesetzrollen zurückkehrten, erhoben sich alle Anwesenden."

Nach dem üblichen Zeremoniell bestieg der Landrabbiner Dr. Roman die Kanzel und hielt unter Zugrundelegung der Textworte Jesaija 66, 1—2 die Festrede.

In beteiligten Kreisen war man über das Fernbleiben des Kurprinzen sehr überrascht; nach einem unverbürgten Gerüchte soll er den Kasseler Militärkapellen die Mitwirkung verboten haben. So mußte denn noch in letzter Stunde der Musikdirektor der Bürgergarde J. L. Gerlach mit „24 Musici" eintreten, und es gelang dem Chordirigenten A. Hornthal, die Einweihungsfeierlichkeit auch in musikalischer Hinsicht würdig zu gestalten. Die Frau Kurfürstin Auguste und Prinzessin Karoline weilten während der Festlichkeiten in Wilhelmsbad und entschuldigten ihr Ausbleiben. Nach der Rückkehr in die Residenz „werde es ihnen zum Vergnügen gereichen, das neue Bethaus einmal in Augenschein zu nehmen".

Die Feier wirkte auf die zahlreiche Versammlung recht erhebend. Nach stattgehabter Weihe wurden für die Kasseler Ortsarmen 47 Tlr. 9 g. Gr.

*) Mosenthal war später Violinist bei der Hofkapelle. Die von ihm komponierten Gesänge „Jigdal" und „Adaun Aulom" sichern ihm ein dauerndes Andenken und werden stets an den Festtagen von der Gemeinde gesungen.

und 10 Heller gesammelt und durch den Gemeindeältesten Weill dem Inspektor und Kassierer der Armenverwaltung Hüfner übergeben.*) —

Wenn auch das Werk den Meister loben soll und jeder Künstler sich in seinen Werken ein Denkmal setzt, so mögen doch einige kurze Mitteilungen über das Leben des Baumeisters Rosengarten angebracht sein. Er teilt mit so vielen anderen Männern das Schicksal, daß sein Name in seiner Heimat kaum noch genannt wird.

Albrecht Rosengarten wurde in Kassel am 5. Januar 1810 geboren. Sein Vater war Inhaber einer Tabakfabrik, deren Absatz über einen großen Teil von Deutschland verbreitet war. Da sich die einzelnen deutschen Staaten durch Zollschranken gegenseitig abschlossen, trat eine Stockung des Fabrikbetriebes und Beeinträchtigung des väterlichen Vermögens ein. Diese Umstände waren von großem Einfluß auf die Laufbahn des jungen Rosengarten. Dieser hatte sich einer sorgfältigen Erziehung zu erfreuen und wurde von seinem siebzehnten Jahre an bei der Oberbaudirektion in seiner Vaterstadt als Baueleve angestellt und bei dieser Behörde mit dienstlichen, das Bauwesen des Kurfürstentums betreffenden Arbeiten beschäftigt, später aber auch bei denen der „Residenzverschönerungs-Kommission“ verwendet.

Diese im ganzen 12 Jahre dauernde Periode seiner Tätigkeit im kurhessischen Staatsdienste fand ihren Abschluß durch ein infolge einer Preisaufgabe (kurfürstliches Sommerresidenzschloß) von der Akademie der bildenden Künste in Kassel ihm zuerkanntes Reisestipendium für drei Jahre. Inzwischen hatte sein Riß zum Bau der Kasseler Synagoge die Billigung sowohl des Gemeinde-Vorstandes als des kurfürstlichen Ministeriums des Innern erhalten. Nachdem er den Bau vollendet hatte, trat er den Genuß des Stipendiums an. Er verbrachte das erste der zu seinen Reisen bestimmten Jahre in Paris, wo er freilich nur auf kurze Zeit Schüler von Henry Labrouste war und im Aquarellmalen des bekannten Paysagisten Huber Unterricht genoß. Die beiden anderen Jahre verwendete er zum Studium der bedeutendsten Bauwerke Italiens.

Er besuchte nun noch verschiedene deutsche Staaten, Belgien und Frankreich und kehrte 1842 nach Kassel zurück; da sich ihm daselbst jedoch keine seinen Wünschen genügende Anstellung im Staatsdienste sowie auch keine entsprechende Gelegenheit zur Privattätigkeit darbot, so entschloß er sich, nach Hamburg zu gehen, wo damals die große Brandkatastrophe den Architekten einen weiten Spielraum darbot. Die unabhängige selbständige Stellung daselbst sprach ihn so an, daß er sich in Hamburg dauernd niederließ.

Seine hauptsächlichsten in Hamburg ausgeführten Bauten sind: das Wohnhaus des Herrn Beinhauer an der Ecke der Johannisstraße, eine kleine Synagoge in der Peterstraße und das große Schrödersche Stift an der Sternschanze, das er in den Jahren 1852—1853 erbaute. Ferner das Krankenhaus in St. Georg, 1858 vollendet, die Synagoge in den Kohlhöfen, 1858 vollendet, die Synagoge für die portugiesische Gemeinde in der Marktstraße, die Schrödersche Grabkapelle, das Direktionsgebäude der Hamburg-Amerika Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft auf dem Steinwärder und das Grabdenkmal Gabriel Rießers.

1850 lieferte er Pläne für das Weltausstellungsgebäude in London und erhielt dafür vom Prinzen Albert eine ehrenvolle Erwähnung und Medaille und für den Riß des Kunstmuseums in Hamburg 100 Louisd'or.

Als Publizist entfaltete er ebenfalls eine sehr rege Tätigkeit. Das Hamburger Schriftsteller-Lexikon nennt 12 größere selbständige Arbeiten. Für sein Werk „Die architektonischen Stilarten“ erhielt er vom König von Hannover eine goldene Medaille mit dem Bemerken: „Zur Anerkennung der darin betätigten Bestrebungen zur Förderung der Kunst.“

Rosengarten starb in Wiesbaden am 10. August 1893 in der Villa Wera und wurde auf seinen Wunsch im Krematorium zu Hamburg verbrannt, woselbst auch seine Urne mit den Aschenresten steht.

*) Zu obigem Aufsatz sind die diesbezüglichen Akten des königlichen Staatsarchivs zu Marburg (Geh. Rats-Akt. Nr. 2408) und die der israelitischen Gemeinde zu Kassel benutzt.

Gelegenheitsschriften aus westfälischer Zeit.

Von Paul Heidelbach.

(Fortsetzung.)

Ein von der „sämtlichen Bürgerschaft“ in Kassel gegen den „Kaufmannsdiener Hieronimus“ erlassener Steckbrief ist datiert vom 30. Oktober 1813. Es sei wenigstens das „Signalement des entsprungenen Inculpaten“ daraus wiedergegeben: „Hieronymus, 29 Jahre alt, kleiner Statur, elenden Körperbaus, entnervt und kraftlos, blassen gelblichen Angesichts, triefenden hohlliegenden Augen, schüchternen Blicks, mittlerer Nase und spitzem hervorragendem Kinn; ist besonders an seiner

undeutlichen schnarrenden Aussprache kenntlich; bei seiner Entweichung trug er einen weißen, abgetragenen, mit Litzen und unechten goldenen Tressen besetzten Rock mit blauen Aufschlägen und Kragen, kurze weiße tuchene Weste und bocklederne Hosen; ferner hatte er einen alten großen dreieckigen Hut auf und neue vorgeschuhte Stiefel mit schmutzigen gelben Kappen, welche unten stark mit Kreuzpinnen beschlagen waren!"

Am Abend des 10. November wurde in dem Gesellschaftstheater Thalia zu Kassel eine Feier zu Ehren des Kurprinzen veranstaltet, der am 30. Oktober in Kassel eingezogen und im „roten Haus", dem ehemaligen Gasthof „zum Kurfürsten von Hessen" (jetzt Steinweg 4) abgestiegen war. Ein einst zur Feier der Vermählung der Herzogin von Bernburg von Gustav Hagemann verfaßtes Lustspiel „Die Hessin oder das patriotische Fest" wurde mit einigen Veränderungen in Gegenwart des Kurprinzen aufgeführt.*) Es folgte ein von Dr. Niemeyer verfaßtes Lustspiel, in dessen erster Szene ein Prolog desselben Verfassers von Ernst Wiederhold gesprochen wurde. Der Prolog findet sich in Niemeyers Chronik und ist auch als besonderes Flugblatt gedruckt.

Die gleichzeitig mit der „französischen Garküche an der Fulde" 1814 in Petersburg in zwei Bänden erschienene „Geheime Geschichte des ehemaligen Westphälischen Hofes zu Cassel" wollen wir hier unberücksichtigt lassen, aber noch einen Blick auf die Spottgedichte werfen, soweit sie mir zugänglich waren.

Da ist zunächst ein Blatt: „Der König vor seiner Abreise von Cassel. Eine Parodie des Schillerschen Liedes: Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?"

Hört ich nicht Hurrah hier schreien?
Waren Kosacken nicht dort?
Nein, die Garden sind's, die neuen,
Jauchzend gaben sie ihr Wort.

O wehe, mich ergreift ein Fieberfrost
Und meine Knie fangen an zu beben,
Mich stärkt nicht fürderhin der edle Most
Und meiner Damen anmuthsvolles Streben.
O Allix, liebster Lieutnant gieb mir Trost
Und schaffe mir ein sorgenfreies Leben,
Ich liebe mehr den Frieden als den Krieg,
Denn Cypripor verhieß mir Glück und Sieg.

Seh ich nicht dort in der Weite
Blutiges Schlachten-Gewühl?
Nein, die Damen sind's, die heute
Loosen um das Minnespiel
usw.

Das Blatt schließt:

Und leise bey nächtlicher Stille
Mit Pothau und Fürstenstein
Verscheuchte der König die Grille
Und schiffte sich über den Rhein.

*) Anton Niemeyer, Casselsche Chronik S. 80.

Nach der Melodie des damals sehr beliebten Liedes „Als ich auf meiner Bleiche ein Stückchen Garn begoß" zu singen war das „Geständniß des Königs an die Casselaner":

Als ich auf Cassels Auen
Das Völkchen lieb gewann,
Wollt' ich dem Frieden trauen,
Ward da ein reicher Mann.

Mein Bruder, groß gebohren,
Setzt' da mich auf den Thron,
Doch ach! mit langen Ohren
Zog ich, o weh! davon.

Mein Bruder liebte Fehde,
Ich liebte Friede nur;
Der Schmeichler süße Rede
War schwächlicher Natur —

Doch mußte ich nach Pohlen
Von meinen Frauen weit,
Mußt' Schimpf und Schande holen;
Das war 'ne schöne Zeit.

Ich konnt' nicht kommandieren,
Wo hab' ich's denn gelernt?
Half Schlachten dort verlieren,
Und hab' mich dann entfernt.

Mein Bruder ging dann weiter;
Er wollte Sieger seyn.
Doch ach! Der Bärenhäuter
Ging in die Fall' hinein. —

In Moskau wollt' er bleiben,
Allein sie konnten ihn
Mit Feuer dort vertreiben,
Und richtig, er war hin.

Jetzt wollt' er retiriren,
Sich aus der Falle ziehn:
Da fing er an zu frieren —
Nun Wehe über ihn! —

Es fror, ach! ohn' Erbarmen
In Rußlands Wüstenei,
O weh, o weh! dem Armen
Glatt die Armee entzwei.

Ich exerziert' im Stillen
An meinem alten Schloß:
(Nach meines Bruders Willen)
Soldaten — frisch drauf los.

Doch aber diese hielten
Wie ich in Polen, Stand,
Die schlechten Kerle fühlten
Gar nichts für's Vaterland.

Sie liefen fort in Haufen
Und kosten schweres Geld —
Ich dachte, laßt sie laufen,
Und räumte selbst das Feld.

Bin hin nach Frankreich flogen,
Verzehre da mein Geld,
(Um das ich euch betrogen —)
Und bleib französ'scher Held.

Des Königs Tätigkeit in Polen wird auch in einem andern, „Jérômchen" betitelten Flugblatt witzig karikiert, das beginnt:

Des dicken Korsen dünner Bruder
Kam über'n Rhein zu uns geflogen,
Ergriff Westphalens neues Ruder;
Ihm ward die Macht klein zugewogen.
— — — — — — — — —
Er nahm zu seines Thrones Stützen
Vier Mann mit breiten Schulterknochen,
Ihn vor der Lieb' des Volks zu schützen,
Das hungrig zu ihm kam gekrochen.

Nach einigen Ausfällen gegen das Liebesleben Jérômes heißt es dann:

In Pohlen gings dem armen König
Doch oftmals gar zu schlecht;
Für seinen Schnabel fand sich wenig,
Das war ihm dann nicht recht
Mit Geld konnt' er den Feind nicht schlagen,
Sonst hätt' er's gleich gethan,
Und wohl gar eine Schlacht zu wagen,
Das rieth man ihm nicht an.
Um sich die Angst vom Hals zu schaffen,
Meld't er sich krank beym Bruder,
Der schrieb: Du kannst sogleich Dich raffen,
Du feiges, faules Luder!
Der König, ob der Antwort froh,
Setzt' sich in seinen Wagen,
Und aus dem Läuseland er floh,
Ließ allen Lebwohl sagen.

Als er in seine Hauptstadt kam,
Ließ er die Glocken läuten;
Ein Andrer hätte da aus Schaam
Versteckt sich vor den Leuten.

Dann schildert das Blatt seine endgültige Flucht und schließt:

Laßt fahren hin! laßt fahren!
Nun sind wir Deutsche doch!
Wir sind nach sieben Jahren
Befreit vom fremden Joch.
Auf! Greift zum Saft der Reben!
Hoch leb' der deutsche Mann!
Für ihn beginnt ein neues Leben:
Er wend' es edel an.

„Jérôme Napoleons Weihnachts-Lied an die gute Stadt Cassel" parodiert Theklas Monolog in „Wallensteins Tod" IV. 12.:

Was ist das Leben ohne Herrscherglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.
Ja! da ich dich, du gute Stadt, gefunden,
Da war das Christfest etwas. Glänzend lag
Vor mir auf Bergen dort der Tag!
Mir träumte von zwey himmelschönen Stunden:

Mein Bruder herrschte nur in Deutschlands Welt,
Die ich betrat mit jugendlichem Zagen;
Sie war von Frankreichs Sonne aufgehellt,
Ein guter Engel schien er hingestellt,
Mich aus der Handlung faselhaften Tagen
Schnell auf des Thrones Stufen hinzutragen.

Mein erst Empfinden war der Herrschaft Glück,
In den Schatz fiel mein erster Blick!
(Er sinkt hier in Nachdenken und fährt dann mit Zeichen des Grauens auf.)
— Da kömmt das Schicksal — Roh und kalt
Faßt es des Kaisers leidige Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
— Das ist der Lohn des Stolzen auf der Erde! —
M — — y.

Die Stimmung in der Hauptstadt gibt wieder der „Abschied der Casselaner vom König von Westphalen (nach der Melodie: Es ritten drey Reuter zum Thore hinaus: Adje!)":

1. Du armer Herr König, Dein Reich ist nun aus, Adje!
Geschlichen hast Du Dich zum Tempel hinaus, Adje!
Es flohn die Franzosen, die bey uns gehaußt,
Nachdem sie die Braten des Landes verschmaußt,
Adje! Adje! Adje!

2. Durch Dich werden ferner wir nicht mehr beglückt, Adje!
Du wirst ungesegnet nach Hause geschickt! Adje!
Dein Brüderlein erndtet der Püffe gar viel,
Es droht seiner Herrschaft ein klägliches Ziel, Adje! ꝛc.

3. Die Weiberchen lässest Du hier uns in Ruh, Adje!
Du kehrst Deinem Harem den Rücken nun zu, Adje!
Es liebt nicht der Deutsche die türk'sche Manier,
Drum pflanze wo anders Dein Lieblingspanier; Adje! ꝛc.

4. Das Tanzen und Schwelgen, es ist nun vorbey, Adje!
Du gakerst, wie's Huhn, um's verlorene Ey, Adje!
Geh, reise, und such' Dir ein anderes Nest,
Sonst packen Kosacken am Kragen Dich fest, Adje! ꝛc.

5. Die Zügel Westphalens sind Dir eschapirt, Adje!
Erlaub', daß von uns Dir nun wird decretirt; Adje!
Du armer verlassener Landespapa!
Du wanderst nun wieder zu Deiner Mama! Adje! ꝛc.

6. Die Schinken Westphalens, sie sind nun dahin, Adje!
Nach Lilliput richte den zärtlichen Sinn, Adje!
Vielleicht find't sich dort noch manch williges Kind,
Das streichet die Segel vor fränkischem Wind, Adje! ꝛc.

7. Die gute Stadt Cassel die saget: mit Gunst! Adje!
Entwichen für immer ist gallischer Dunst, Adje!
Mit tapferer Eil bist Du rückwärts marschirt,
Nachdem man zuletzt noch die Stadt kanonirt, Adje! ꝛc.

8. Die Garde du Corps Dich gar schön convoyirt, Adje!
Bis über den Rhein sie Dich hat transportirt, Adje!
Zum Lohne jedoch — Du warest nicht faul —
Nahm'st jedem Du dorten das Wamms und den Gaul,
Adje! ꝛc.

9. Fort hast Du geschleppet, was Dein sonst nicht war, o weh!
Vergessen zuletzt das Bezahlen sogar, o weh!
Du war'st doch, Jerom', nur ein schwacher Gesell,
Drum rufen wir nach, Deinem mageren Fell; Adje! ꝛc.

10. Am Ende wird Dir's vielleicht jämmerlich gehn, o weh!
Als Ladenbursch wird man Dich abermals sehn, o weh!
Dann stehst Du, verkümmert, im Thranlampenschein,
Und handelst mit Schwefel, mit Zunder und Stein.
O weh! o weh! o weh!

Eine der wenigen Flugschriften, deren Verfasser sich auf dem Titel bekennt, ist die „Quintessenz des Königreichs Westfalen oder Geschichte dieses Reiches in Nuce. (Gegenstück zu den Schicksalen Napoleons des Großen.) Von Dr. J. A. G. Heinroth. 1814." Hier wird im Eingang zunächst mit wohligem Behagen das Land Westfalen charakterisiert:

Auf deutsch hieß es ganz allgemein
Das Reich der guten Schinken,
Drum durfte dort auch jedes Schwein
Sich mehr als andre dünken,
Denn, was des Landes Ruhm vermehrt,
Wird überall geschätzt, geehrt,
So kömmt ein Schwein zum Adel.

Das Reich war also, wie gesagt,
So *halb und halb gestohlen*,
Die Fürsten hatte man verjagt
Nach allen beyden Polen,
Und einen winzig kleinen Rex
Sofort seit achtzehnhundert sechs
Geboten zu regieren.

Ironisch wird dann der Arbeitseifer des Königs gerühmt:

Im Grunde braucht ein König nicht
Vor Arbeit schier zu bersten,
Gewöhnlich übt er bloß die Pflicht
Des Popanz in dem Gersten;
Doch anders dacht' Hieronimus,
Er regte täglich Hand und Fuß,
Mund, Magen und — die Lenden.

Auch sonst wird er kräftig in Schutz genommen:

Indeß war er nicht ganz so schwach
An Geist, wie manche klagen,
Viel sprach man aus Verläumdung nach,
Ich kann mit Wahrheit sagen:
Scharf war des Königs Blick, er sah,
Kaum war er vierzehn Tage da,
Daß — — es am Gelde fehle.

Das Heftchen schließt:

So endete die Monarchie
Genant Royaum' de Westphalie,
Zu deutsch, das Land der Schinken.

(Schluß folgt.)

Joggeli.

Von Wilhelm Speck.

(Schluß.)

Als er heimkam, war es schon tiefe Nacht, nur die Sterne flimmerten so hell über ihm, als wäre auch am Himmel Festtag. Ihr Lichterchen, rief er hinauf, wüßtet ihr, wie es in mir brennt! Ich habe ja mein Leben wiedergefunden. Ach, Magdalene, wenn du das doch miterlebt hättest. Du schläfst aber in Frieden. Ich aber werde diese Nacht kein Auge zutun.

Kaum hatte er sich jedoch niedergelegt, so hielt draußen vor der Tür ein goldener Wagen mit kristallenen Fenstern, und der Joggeli setzte sich hinein und fuhr nach Amerika. Das tat er fortan in jeder Nacht und war am andern Morgen doch nicht müde, sondern ging, wohl ausgeruht, mit hellen Augen und das Herz voller Morgenrot an seine Arbeit. Er hatte jetzt fortwährend Briefe zu schreiben, denn es gab unendlich viel zu erzählen und zu erfragen. Was er aber erfuhr, mußte er weiter berichten, und der Joggeli schwärmte in seinen alten Tagen in den Gassen herum wie der Vollmond, wenn der Flieder duftet und die Nachtigall flötet. Nicht lange, so begann eine neue Melodie, die er, halb erschrocken, halb in einen Freudenrausch versinkend, vernahm: er sollte zu seinen Kindern kommen und bei ihnen wohnen. Du wirst doch nicht, Joggeli! riefen ihm die Leute entgegen, und obwohl er sich ebenso zugerufen hatte, fragte er dennoch mit unternehmendem Gesicht: Warum denn nicht? Fügte aber vorsichtig hinzu, er müsse sich die Sache reiflich überlegen. Das sprach sich herum, drang auch über die Gemarkung hinaus und hatte zur Folge, daß ihn ein Versicherungsagent aufsuchte, der ihm allerlei schöne Dinge erzählte und ihm auch einen Pack Schriften zur weiteren Belehrung zurückließ. Das war gerade das, was dem Joggeli noch gefehlt hatte, er studierte die Schriften, bis er sie auswendig kannte und noch mehr wußte, als darin geschrieben stand. Wer hinfort nach Amerika reisen wollte, hatte es leicht, der Joggeli konnte ihn unterrichten. Einmal kam auch ein Knecht aus einem Nachbardorf, der im Vaterland nicht gedeihen konnte und es gern bequemer haben wollte. Der empfing auch so schön Bescheid, daß ihm die Augen vor Freuden übergingen und er Joggelis Lob in allen Tonarten sang.

Inzwischen erörterten die Amerikaner Joggelis eigene Auswanderung immer ausführlicher, und obwohl es ihm damit ebensowenig Ernst war als etwa mit dem Plane, einen Luftballon zu besteigen und darin in der Sommerluft herumzukutschieren, so wollte er ihnen doch die Freude nicht verderben, sondern meinte, man könne, wenn es bedenklich würde, noch immer Halt blasen. Aber eines Tages schrieb ihm seine Tochter, nun habe sie das Heimweh gefaßt, und sie werde selbst hinüberkommen und den Vater mitnehmen. Der Joggeli fuhr zusammen, aber die Freude war doch größer als der Schrecken, und als er sein Kind von der Bahn abgeholt hatte, wandelte er, noch etwas befangen zwar, aber glückselig wie ein Kind mit einem Kringel in der Hand an der Seite der stattlichen vornehmen Frau, die doch seine Tochter war und ihm zärtlich begegnete, und noch ehe sie miteinander das Dorf erreichten, war alles Fremde verloren und der Zwischenraum der Jahre übersprungen.

Es kam aber doch anders, als er es sich in Gedanken ausgemalt hatte. Das ganze Dorf hatte sich auf den amerikanischen Besuch eingerichtet, und Joggeli hatte, um nur jedem die nötige Ehre anzutun, wie ein großer Herr die einzelnen Tage im voraus vergeben müssen. Seine Tochter verspürte jedoch keine Neigung, in den Häusern herumzusitzen und sich auftafeln zu lassen, sondern machte es so kurz wie möglich ab, indem sie erklärte, die Leute seien ihr vollkommen fremd geworden und sie sei auch nicht aus Sehnsucht zu ihnen, sondern aus Heimweh nach dem Vater zurückgekommen.

Joggeli war darüber etwas verstimmt und fragte, warum sie denn bei solchem Heimweh so lange mit einer Nachricht gewartet hätte.

Ach, Vater, antwortete sie ihm. Mir ist es lange Zeit so schlimm ergangen, daß ich nur an mich zu denken vermochte, und in den harten Zeiten ist auch mein Gemüt hart geworden. Erst als ich zur Ruhe kam, brach die Rinde über dem Herzen, und wie ich dann deine Stimme wieder hörte, so gut und freundlich, wie vor vielen Jahren, fiel sie vollends von ihm ab, und das alte Herz und die alte Liebe brachen mit Gewalt hervor. Nun kann ich mir nicht vorstellen, daß ich ohne dich wieder abreise.

Gegen die Auswanderung hatte sich Joggeli längst mit Gründen ausgerüstet: Er danke es ihnen, daß sie ihn pflegen und hegen wollten, aber er bedürfe es nicht, er fühle sich ganz wohl, brauche es nicht besser und möchte ihnen nicht zur Last fallen. Außerdem sei er schon alt und schwer in einen anderen Boden zu verpflanzen. Sie sollten sich seinetwegen keine Sorge machen. Die Tochter griff die Sache aber von einer anderen Seite her an. Sie sagte ihm, sie wisse recht wohl, daß er ihrer aller nicht bedürfe, sie aber bedürften seiner.

Ihre Kinder seien brav und lieb, sie meine aber, es würde ihnen sonderlich gut sein, wenn sie des Großvaters Einfluß verspürten. Sie selbst habe immer deutlicher erkannt, daß sie das Beste, was an ihr sei, ihrem Vater zu verdanken habe, und seine Stimme habe sie immer in sich nachklingen hören. Sie habe auch versucht, mit ihren Kindern in der Weise zu reden, wie es der Vater mit ihr getan habe, sie bringe es aber nicht recht zusammen. Daher müsse er ihr nun helfen, aus seinen Enkeln echte und rechte Menschen zu machen. Die Kleinsten sprächen schon mit Sehnsucht von der Zeit, wo sie dem Großvater im Schoße sitzen würden.

Das war ein Ton, bei dem der Joggeli das Ohr spitzte und der ihm das Herz aufspringen machte. Ja, wenn man ihn nötig hatte, dann bekam die Sache ein anderes Gesicht, dann durfte er sich ja nicht versagen. Nun war er bald Feuer und Flamme, bot das Haus mit allem, was dazu gehörte, zum Verkauf aus und unternahm es, während seine Tochter zu ihres Mannes Verwandten nach Gelnhausen fuhr, die Angelegenheit zum Abschluß zu führen. Er förderte sie auch so weit, daß man nur noch zu unterschreiben brauchte. Dann schlug er jählings um, und seine Tochter fand ihn bei ihrer Rückkehr als ein Häuflein Unglück vor, in seinem innersten Herzen mit sich entzweit, da der halbe Joggeli durchaus in die Welt hinausbegehrte und vor Freuden herumsprang wie ein losgelassenes Füllen über eine grüne Wiese hin, die andere Hälfte von ihm aber klagte und stöhnte und sich verzweiflungsvoll an sein Häuschen anklammerte. Die Tochter mußte lachen, als sie seine Not gewahrte, strich ihm beruhigend über sein verwirrtes weißes Haar und den heißen Kopf und sagte: „Aber Vater, es zwingt dich ja niemand, zu verkaufen. Es ist meine eigene Meinung, du läßest hier alles beim alten, fährst vorerst mit mir hinüber und entschließest dich, sobald es dir richtig scheint."

Nun war der Joggeli wieder ganz, lief umher und sagte ein über das andere Mal Lebewohl. Dem Lenchen, das weinend zu ihm hinaufkam, versprach er, es solle mit seiner Mutter nachkommen, sobald er erst einmal Bescheid wüßte. Seine Tochter hing dem Kinde dazu ein goldenes Kreuz an einer goldenen Kette um, das sie ihm in Gelnhausen gekauft hatte, worauf es sich die Augen trocknete und der Mutter seine neuen Aussichten verkündigte. Dann kam die Stunde, wo Joggeli seinen zweiten Hausschlüssel zum Aufheben für alle Fälle im Nachbarhaus ablieferte, den andern aber, an den er gewöhnt war, in die Tasche steckte. Und nun konnten sie Joggelis Fahne, die so lange über dem Dorf geweht hatte, herunternehmen.

Lange hörte man dann nichts von ihm. Als er aber erst einmal geschrieben hatte, folgte ein Brief dem andern, und der letzte war jedesmal glückseliger als der vorhergehende. Er sei wie im Himmel, schrieb er, seine Enkelchen gingen ihm nicht mehr von der Seite, und alles sei so schön, wie er es sich nie vorgestellt hätte. Zurück käme er nicht wieder.

Damals zeigte es sich, daß sein Stern schon im Erbleichen war: seine Tochter hatte es ihm im Dorf verdorben. Sie hatte stolz und fremd getan, und nun, sagte man, fange der Joggeli auch so an. Daß es ihm bei seinen Leuten gefalle, könne man ihm nicht verdenken, aber schön sei es nicht zu nennen, daß er sich von der Heimat, darin es ihm doch so lange wohl gewesen sei, in jedem Brief lossage. Dem Lenchen riet man, es solle ja auf seine amerikanischen Aussichten keine Häuser bauen. Der Joggeli habe es schon des öfteren bewiesen, daß er ein Kind sei und eins über dem andern vergesse.

* * *

Als der Winter vorüber war und die Weiden silberne Kätzchen trugen, träumte Lenchens Mutter einmal in der Nacht, beim Joggeli brenne Licht, sie sah aber nachher, als sie die Augen klar bekommen hatte, daß das Haus mit seinen Fenstern dunkel wie immer war. Am Morgen entdeckte dann das Lenchen, daß bei ihrem Paten ein Fensterflügel aufstand, und wie sie oben gewesen war, rief sie schon von weitem: „Beim Joggeli geht die Uhr." Jetzt stürmte man hinauf und sah den Joggeli am Kammerfenster stehen vor einem kleinen Spiegel, ganz in Gedanken versunken und das Gesicht voller Seifenschaum. Man verhielt sich also, da man einen, der mit dem Messer hantiert, nicht aufschrecken darf, solange still, bis er die Wangen glatt hatte und nun wieder aus seinem Nachdenken erwachte und, seine Zuschauer bemerkend, lebhaft hinausgrüßte.

„Ja, Joggeli, da bist du ja", rief man ihm entgegen, als er bald darauf in der Tür erschien. „Wir dachten, du kämest niemals wieder."

„Das glaubte ich selbst," versetzte er, „aber es kommt manchmal anders als man denkt. Mitten in meinem Glück legte sich mir plötzlich etwas auf die Brust, fester und fester, dann fing es auch an, in meinem Ohr zu läuten, und wie ich genau hinhörte, waren es unsere Glocken hier. Die läuteten nun in einem fort, Tag und Nacht, bis mir ganz schwindelig wurde und meine Tochter sagte, es sei gewiß am besten, ich führe erst einmal nach Hause, nachher würde mir besser werden und das Heimweh nach Amerika würde mich erfassen. Sie hat die Wahrheit gesagt, ich spüre es schon. Gestern, als es zur Nacht läutete, war ich über dem Dorf,

und ich sage euch: Ich habe doch inzwischen vieles gesehen und gehört, aber etwas schöneres als unsere Glocken gibt's auf der Erde nicht wieder. Ich war halb ohnmächtig vor Freude, als ich sie wieder hörte".

Die Leute schüttelten den Kopf und sagten, als sie auseinandergingen: „Es stimmt nicht und es stimmt nicht. Seine Anna und ihr Wesen haben wir ja nun kennen gelernt, und Joggelis Art ist uns auch nicht unbekannt. An ihm selber wird ihnen nicht so viel gelegen haben als an seinem Geld. Wie wenig es sein mag, die Amerikaner können alles gebrauchen. Wäre ihm so wohl gewesen, so würde er drüben geblieben sein, nun aber schämt er sich, seine Enttäuschung einzugestehen".

Joggelis Ruhm zu vernichten, kehrte auch der Knecht, den er nach Amerika beschieden hatte, wieder zurück und machte ihm einen bösen Auftritt, lärmte danach auch im Dorf herum, Joggeli habe ihn belogen und betrogen, es sei drüben ganz anders, als er es ihm abgebildet hätte, und er wäre froh, den amerikanischen Staub von den Schuhen abgeschüttelt zu haben. Seitdem hörte man Joggeli mit vorsichtiger Miene zu, wenn er berichtete, und hing allen seinen Worten ein Fragezeichen an. Sprach er von seiner demnächstigen Rückreise und daß er das Herz bis oben hin voll Sehnsucht habe, so klopfte man ihn lächelnd auf die Achseln und meinte, so schlimm werde es doch wohl nicht sein. Schilderte er seines Schwiegersohnes Wohlstand, so sagte man, so schnell werde ihm dieser wohl nicht den Grund der Dinge aufgedeckt haben, und man dürfe nicht alles, was einem in die Augen glänze, für Gold halten. Für jedes Wort sollte er Brief und Siegel herbeibringen, und wäre ihm darum zu tun gewesen, ihr Vertrauen wieder zu gewinnen, so hätte er die amerikanischen Steuerlisten einfordern müssen, so wichtig war ihm aber ihre Meinung nicht mehr, er zog sich vielmehr von ihnen zurück. Nur die Kinder sammelten sich nach wie vor unter dem Nußbaum, und auch die jungen Leute ließen sich darunter noch weiterhin zum Singen nieder. Joggeli empfand erst Betrübnis über die eingetretene Entfremdung, er machte aber keinen Versuch, sie wieder aufzuheben.

Es geht mir mit den Menschen, wie mit meiner Uhr, sagte er zu sich selbst, ich fühle jetzt einen Widerstand und brauche nur ein wenig aufzudrücken, so springt die Feder, und wir sind ganz auseinander. Recht zusammen waren wir ja auch niemals, sondern als ich meinen klügsten Tag hatte und meine Magdalene nahm, waren sie voll Spott und Hohn. Mein schwerstes Werk, das müde Herz, worin alles gebrochen war, dennoch im Gang zu halten, daß es nicht zuckte und wehklagte, haben sie übersehen, aber daß ich eine alte Uhr wieder zurecht gebracht habe, galt ihnen als etwas Großes, und wie ich vor lauter Glück närrisch geworden war, wurde ich ihr Orakel. So geschieht mir recht, wenn sie mich jetzt, wo ich meinen Verstand wieder erlangt habe, für kindisch ansehen.

Er besprach daher seinen Reiseplan hinfort nur noch mit dem Lenchen und dessen Mutter und ließ die beiden, da er sich inzwischen an ihre Gesellschaft gewöhnt hatte und sie nicht so lange entbehren wollte, bis sie zusammen aufbrächen, bei sich wohnen. Damit glaubte er, vorerst genug getan zu haben, nahm also seine Waldarbeit wieder auf, ging aber nicht mehr mit der schweren Axt, sondern war dem Förster sonst behilflich, zu säen, zu pflanzen und den Forst zu hegen. Da er nun mehr in der Nähe des Dorfes blieb, trug ihm das Lenchen gern das Essen zu und erlustigte sich, derweilen er speiste, im Wald und in den Beeren. Hatten die Menschen den Joggeli verlassen, so hielt der Wald um so treuer zu ihm. Weit herum kannte ihn ja jeder Baum. Diesen hatte er gepflanzt, jenem Luft gemacht, als es ihm zu enge wurde, unter anderen hatte er bloß geruht, aber manch liebes Mal in Freude und Kummer. Wenn der Joggeli aß, wollte der ganze Wald wissen, wie es ihm mundete. Die Finken spazierten ihm vor den Füßen herum, die Häslein beäugten ihn von weitem, und die Eichhörnchen strengten sich um die Wette an, eine Buchecfernschale in seinen Suppennapf zu werfen. Bei der Arbeit aber schauten ihm tausend Augen andächtig zu, und ringsum besprach man sich, warum der Joggeli heute dies und morgen das täte.

So war sein Leben vom Morgen bis zum Abend eine stille Freude. Er wandelte in der köstlichen Abenddämmerung des Lebens, die das Nahe in die Ferne rückt und das Ferne in einem warmen Schimmer wieder nahebringt. Sein Reiseplan konnte dabei freilich nicht weiterkommen, doch wechselte er viele Briefe und besprach sich auch eine Zeitlang mit dem Notar, der die Sache aber auch nicht förderte, denn er war schnell mit ihm fertig. Als ihn das Lenchen einmal unmittelbar daraufhin ansprach und ihn fragte, wann sie nun endlich aufbrächen, antwortete er: „Kind, du fragst mich zuviel. Siehe, ich habe jetzt zwei Heimaten, zwischen denen ich wählen soll, eine so schön wie die andere, diese hier, woran meine Jugend hängt, mein ganzes Erinnern und alles, was mir einmal teuer gewesen ist, und dazu jene jenseits des Meeres mit meinen Kindern und Enkeln. Und dann, während ich mich besinne, bin ich gewahr worden, daß ich noch eine dritte Heimat habe. Die leuchtet mir mit jedem Tag goldener in die Gedanken, und ich sehe sie

immer deutlicher vor Augen. Nun weiß ich nicht, wofür ich mich entscheiden soll."

Er entschied sich aber für die dritte Heimat und wanderte mitten in der Nacht, und ohne daß es jemand merkte, dahin aus.

Nun kam es heraus, was er mit dem Notar verhandelt hatte: Das Lenchen erbte alles, seine Kinder in Amerika hatten verzichtet und waren mit ihres Vaters Wunsch einverstanden gewesen, das Häuschen so zu hinterlassen, wie er es einstmals übernommen hatte. Damals hatte eine Witwe mit ihrer Tochter darin gewohnt, so sollte es auch jetzt wieder geschehen, und der Joggeli mahnte nur, sie möchten, soviel als an ihnen läge, das Glück nicht daraus entweichen lassen, denn das Häuschen sei daran gewöhnt. Außerdem hatte er ein Legat ausgesetzt, wofür am Pfingsttag ums Morgenrot, da er vor Zeiten von Vallanden aufgebrochen war, die Glocken geläutet werden sollten, denn das wäre eine gute Stunde gewesen, die man nicht vergessen dürfe.

Jetzt kam der Joggeli wieder zu Ehren. Die Amerikaner mußten doch wohlgestellte Leute sein, sonst hätten sie solche Geschenke nicht machen können, und großherzige Menschen dazu, sonst hätten sie es trotzdem nicht getan. Dann hatte der Joggeli aber die Wahrheit gesagt und war unverdienterweise verkannt worden. Ein besonderer Mensch war er aber dennoch gewesen, hatte immer mehr gehört als andere Leute, und der liebe Gott mußte ihm die Augen auch auf eine andere als die gewöhnliche Art eingerichtet haben. Zum Beispiel das mit den Glocken. Man hatte es nicht nötig, nach Amerika zu reisen, um ein schöneres Geläute zu hören als daheim. Da er es aber einmal so sehr geliebt hatte und es auch in der Ewigkeit nicht entbehren wollte, so konnte man ihm ja seinen Willen tun.

Wer den Joggeli nun einmal besuchen will, der muß genau Zeit und Stunde abpassen. Er muß in der Nacht, bevor es Pfingsten wird, zur Stelle sein. Dann läuten die Glocken in der halben Nacht und um die Zeit der Morgenröte in die Blüten und den Frühling hinein. Wer dann aufwacht, sagt: Es ist dem Joggeli seine Stunde. Jetzt ist er von seinem himmlischen Häuschen herabgekommen und sitzt irgendwo in der Nähe, dem Läuten zu lauschen.

Und ist es vorüber, so daß man die Schwalben wieder zwitschern und die Lerchen wieder singen hört, dann legt man sich, weil es ein Feiertag ist, noch einmal auf das andere Ohr und denkt: Jetzt steigt er wieder nach seiner dritten Heimat hinauf.

Gute Nacht, Joggeli, komm' gut nach Haus.

Aus Heimat und Fremde.

Vom letzten Kurfürsten von Hessen. Am 16. Juli waren es 40 Jahre, daß Kurfürst Friedrich Wilhelm I. mit seinem Hofstaat das Schloß zu Hanau, das er seit dem 29. September 1866 bezogen hatte, und somit sein Land für immer verließ, um nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Bad Kissingen in Horschowitz und Prag ständigen Aufenthalt zu nehmen. Am 16. August traf der Kurfürst in Prag ein.

Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Für die diesjährige Mitgliederversammlung, die vom 15.—17. August in Eschwege stattfindet, ist folgendes Programm aufgestellt:

Donnerstag, 15. August. 4 Uhr nachmittags: Sitzung des Gesamtvorstandes im Kasino. 8 Uhr abends: Vereinigung der Mitglieder und Gäste ebendaselbst.

Freitag, 16. August. Von 7 Uhr morgens ab: Besichtigung der Stadt und der Ausstellung von Altertümern. 11 Uhr: Mitgliederversammlung im Kasino. 1 Uhr: Frühstück daselbst. 2 Uhr: Besuch des Leuchtberges. 6 Uhr: Festessen im Kasino.

Sonnabend, 17. August. 7 Uhr 4 Min. morgens: Ausflug über Geismar nach Keudelstein, Gehülfensberg und Schloß Wolfsbrunn; bei ungünstiger Witterung nach Wanfried. Rückkehr nach Eschwege 5 Uhr 47 Min. nachmittags.

Wegen Unterbringung der von auswärts zu erwartenden Teilnehmer bittet der Vorstand, die Anmeldungen bis spätestens den 9. August an Herrn Stadtschullehrer Bierwirth in Eschwege zu richten. Sämtliche Festteilnehmer können in Gasthäusern untergebracht werden, doch stehen auch Quartiere in Bürgerhäusern zur Verfügung. Gäste, auch Damen, sind willkommen.

Universitätsnachrichten. Marburg: Der außerordentliche Professor an der Berliner Universität Dr. Karl Geldner hat einen Ruf als Ordinarius auf den durch das Ableben von Professor F. Justi erledigten Lehrstuhl für indische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft angenommen. Geldner, 1852 zu Saalfeld geboren, wurde 1877 Privatdozent in Tübingen, siedelte 1887 nach Halle über, wurde hier 1890 Extraordinarius, aber schon im März desselben Jahres in gleicher Eigenschaft nach Berlin versetzt. — Bei der am 20. Juli abgehaltenen Rektorwahl wurde der Direktor der Landesheilanstalt Geh. Medizinalrat Professor Dr. Tuczek zum Rektor ernannt. — Am 31. Juli fand in Marburg eine Zusammenkunft der Rektoren aller deutschsprechenden Universitäten statt. Die

Studentenverbindungen brachten den Gästen eine Ovation dar. — Am 31. Juli habilitierte sich in der medizinischen Fakultät Dr. Reinhard von den Velden als Privatdozent für innere Medizin und experimentelle Pathologie mit einer Antrittsvorlesung „über die anatomischen Dispositionen zu Krankheiten". — Am 30. und 31. Juli beging der „Wingolf" sein 60. Stiftungsfest. — Gießen: Zum Rektor für die Zeit vom 1. Oktober bis 30. September wurde der Professor für römisches und deutsches bürgerliches Recht Dr. Alexander Leist ernannt. Leist steht im 45. Lebensjahr und wirkte 1893—95 als außerordentlicher Professor in Marburg. — Dr. med. Hans Koeppe, Privatdozent für Kinderheilkunde, wurde zum außerordentlichen Professor ernannt. — Gelegentlich des Jubiläumsfestes der Ludoviciana wird auch die neue Aula der Universität eingeweiht, desgleichen die neuen Kliniken — die chirurgische und die Augenklinik — am Seltersberg. — Die Universitätsbibliothek veranstaltete eine Ausstellung von Büchern, Handschriften, Autographen und Bildern, die sich auf die Geschichte der Universität und das studentische Leben in Gießen beziehen. — Seinen 70. Geburtstag feierte am 31. Juli der Chemiker Geh. Hofrat Professor Dr. Alexander Naumann.

---

80. Geburtstag. Reichsfreiherr Friedrich Wilhelm von Verschuer vollendete am 24. Juli in Salzburg sein 80. Lebensjahr. Er gehörte 1866 als Flügeladjutant zu den Begleitern des letzten Kurfürsten von Hessen während dessen Gefangenschaft in der Festung Stettin; in Prag versah er die Funktionen eines Hofmarschalls und Kammerherrn. Nach dem Tode des Kurfürsten siedelte er nach Salzburg über. — Gleichfalls den 80. Geburtstag wird am 3. August Generalleutnant z. D. Julius von Schmidt begehn, der 1827 geborene Sohn des späteren kurhessischen Generalmajors und Kriegsministers Heinrich Schmidt. Am 9. Juni 1846 trat er aus dem Kadettenhaus als Portepee-Fähnrich in das kurh. Leibgarde-Regiment ein, wurde 1846 Sekondleutnant, 1853 Premierleutnant und kam 1863 als Hauptmann in den Generalstab. 1866 trat er in preußische Dienste über und wurde dem Großen Generalstab aggregiert; seit 1867 Major, machte er den Feldzug 1870/71 als erster Generalstabsoffizier beim Oberkommando der zweiten Armee mit und erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse. 1871 wurde er Kommandeur des 1. Bataillons des Inf.-Rgts. Nr. 52, 1873 Oberstleutnant und erhielt den erblichen Adel verliehen; 1875—81 befehligte er das damalige westfälische Füsilier-Rgt. Nr. 37 und stand von da ab als Generalmajor an der Spitze der 37. Infanterie-Brigade, bis er 1886 als Generalleutnant zur Disposition gestellt wurde. v. Schmidt war auch schriftstellerisch tätig. Bekannt ist sein Werk über „Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. 2. Aufl. Kassel 1896".

---

25 Jahre Senator und Polizeidirektor. Am 18. Juli d. J. waren es 25 Jahre, daß unser hochgeschätzter Landsmann und Mitarbeiter, der jetzige Senator und Polizeidirektor Dr. Otto Gerland diesen Posten in Hildesheim antrat. Bis dahin Rechtsanwalt und Notar in Schmalkalden, war er von der Hildesheimer Stadtverwaltung einstimmig als juristischer Stadtrat, Senator, gewählt. Außer den Aufgaben, die jeder Stadtverwaltung durch das rasche Wachstum der Städte sowie durch die Einführung der sozialen Gesetzgebung in den letzten Jahrzehnten erwuchsen, harrte seiner die Neueinrichtung der Polizei und des Feuerlöschwesens. Daß er seine Aufgabe in den 25 Jahren glänzend gelöst hat, daß er es verstanden hat, trotzdem die Polizei, an deren Spitze er in der ganzen Zeit gestanden, gewiß nicht lässig, im Gegenteil stets schneidig aufgetreten und eingeschritten ist, beweist die allgemeine Liebe und Verehrung, die dem Jubilar bei der Feier seines 25jährigen Jubiläums entgegengetragen wurde, über dessen Feier uns der nachstehende Bericht zugegangen ist:

Schon am Abend vorher hatte die Feuerwehr die Vorderseite des Hauses, in dem Gerland wohnt, illuminiert, indem sie über der Tür die von Sternen umgebene Zahl 25 und an der Seite einen vollständig ausgerüsteten Feuerwehrmann durch Gasflammen darstellte, dazu brachte die freiwillige und die Berufsfeuerwehr unter Vorantritt des Musikkorps der Feuerwehr dem Jubilar einen großartigen Fackelzug; hierbei schilderte der Branddirektor in längerer Rede Gerlands Wirken, indem er hervorhob, wie er das einträchtige Zusammenwirken von Polizei und Feuerwehren stets herbeigeführt, wie er für die bei der Entwickelung der Stadt unumgänglich notwendig gewordene Errichtung einer Berufsfeuerwehr eingetreten, wie er, nachdem diese errichtet, stets das gute Einvernehmen zwischen ihr und der freiwilligen Feuerwehr aufrecht erhalten habe und wie der Jubilar endlich mit voller Energie für den Bau einer allgemeinen heutigentags beim Feuerlöschwesen unentbehrlichen Wasserleitung eingetreten sei.

Am Morgen des Jubiläumtags brachte das gesamte Polizeipersonal dem Jubilar beim Betreten des Dienstgebäudes seine Glückwünsche dar und überreichte zum Zeichen seiner Liebe, Verehrung und Dankbarkeit eine Sammlung von Photographien der sämtlichen zur Polizei gehörigen Beamten, dann folgten Deputationen der städtischen Behörden, solche von Vereinen, Innungen und Private in ununterbrochener Reihe, die herrliche Blumenarrangements, Palmen oder dergleichen übergaben. Inzwischen hatte auch der Vertreter der Königl. Regierung sowohl die Glückwünsche der Behörde, wie seine persönlichen überbracht, und ebenso zeigte die Militärbehörde ihre Anteilnahme durch Darbringung eines Ständchens seitens der Musikkapelle des in Hildesheim garnisonierenden 79. Infanterie-Regiments. Den Schluß der Feier bildete ein von den

städtischen Kollegien veranstaltetes Festessen, zu dem, um dem Jubilar eine besondere Freude zu bereiten, dessen Brüder und Sohn eingeladen waren. Zu dem Essen waren unter anderem erschienen der Regierungspräsident, der Oberst und Regiments-Kommandeur, die städtischen Kollegien, an ihrer Spitze der Stadtsyndikus, die Senatoren und Bürgervorsteher, zahlreiche Vertreter der evangelischen und katholischen Geistlichkeit, an der Spitze der letzteren der Bischof von Hildesheim, Vertreter der sonstigen Behörden, Korporationen und der Bürgerschaft aus allen Ständen, im ganzen ungefähr 160 Personen.

Der Regierungspräsident eröffnete die Reihe der offiziellen Reden, indem er dem Jubilar den Dank der Königlichen Regierung für sein treues Wirken als Polizeidirigent aussprach, bei dem er es sich stets habe angelegen sein lassen, Königstreue und Vaterlandsliebe zu pflegen. Es folgte der Stadtsyndikus, der als Vertreter des beurlaubten Oberbürgermeisters für die städtischen Kollegien sprach, indem er in längerer Rede das Wirken des Jubilars beleuchtete, es sei ja nicht immer ohne Kampf abgegangen, oft seien die Ansichten verschieden gewesen, aber stets hätte aus allem hervorgeleuchtet die Liebe und Fürsorge des Jubilars für die Stadt Hildesheim und sein hoher Gerechtigkeitssinn, mit dem er unbeirrt nach oben und unten seinen Weg verfolgt habe. Dem schloß sich der Oberst als Garnisonältester an, um auch militärischerseits seinen Dank dafür auszusprechen, daß der Jubilar es verstanden habe, stets das gute Verhältnis zwischen Bürgerschaft und Militär aufrecht zu erhalten und daß er sich namentlich der Unteroffiziere behufs Ausbildung zu Zivilstellen angenommen habe. Endlich dankte noch Professor Dr. Schimmelpfeng dem Jubilar dafür, daß er allen die Jugend berührenden Fragen sein vollstes Verständnis und Entgegenkommen gezeigt habe. Alle Redner schlossen mit dem Wunsch, daß der Stadt Hildesheim das Wirken des Jubilars trotz seines vorgerückten Alters noch lange Jahre erhalten bleiben möge.

Er war eine Feier, wie sie selten vorkommt, sie zeugte in ihrer Großartigkeit für die hohe Achtung, Verehrung und Liebe, sowie für die hohen Verdienste, die sich Gerland in diesen 25 Jahren erworben hat.

Auch wir hoffen, daß dem um die Erforschung der Geschichte unserer engeren Heimat hochverdienten Jubilar, dem auch unsere Zeitschrift zahlreiche wertvolle Beiträge zu verdanken hat, noch manches Jahr rüstigen Schaffens beschieden sein möge.

Schwälmer Tanz. Wie das „Ziegenhainer Kreisblatt“ mitteilt, wird sich die deutsche Kaiserin gelegentlich ihres diesjährigen Sommeraufenthaltes in Wilhelmshöhe den Schwälmer Tanz vorführen lassen.

Vorträge. Nach den eben versandten Einladungen zur 79. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Dresden am 15.—21. September haben von Kassel aus folgende Herren Vorträge angemeldet: E. Stephani, Über die photographische Registrierung der Sonnenflecke mit Vorlage von Bildern und Vorlage einiger photographischer Spektroskopbilder der Sonne mit Flecken, in der 1. Abteilung; Hermann Schelenz, Zur Geschichte des Naturselbstdrucks (Physiotypie) und des Skelettierens von Pflanzenblättern mit Vorlage von Beispielen, in der 17. Abteilung; Dr. Kuhn, Fabrikation von Sterilcatgut, Überdruck mit weicher Maske bei Lungenoperationen, Operation des Wolfsrachens mittelst peroraler Tubage, in der 18. Abteilung, ferner: Weiteres zur peroralen Tubage mit Demonstrationen, in der 23. Abteilung.

Jahresversammlung. Der Hauptausschuß des Rhönklubs versendet seine Einladung zur 31. Jahresversammlung des Rhönklubs, die am 17., 18. und 19. August in Vacha stattfindet.

Beitrag zur Erd- und Bodenkunde Hessens. Von dem Professor der Erdkunde Dr. Denkmann von Berlin wurden, wie uns mitgeteilt wird, unter Versteinerungen aus einer Feldlage der Gemarkung Gilsa abgesehen von Ammoniten zahlreiche Abdrücke der großen und kleinen Miesmuschel (Gervillia Murchisoni), die charakteristisch für die Grenze des untern gegen den mittleren Buntsandstein sind, festgestellt. Auf manchen Sandsteinplatten kommen auch eigentümliche Wellenlinien und Muster vor. Im Obersilur bei Schönau auf dem rechten Gilsaufer fanden sich seltene Goniatiten. Auf Veranlassung Professor Denkmanns wurden die Versteinerungen der königlichen geologischen Landesanstalt in Berlin überwiesen.

Erinnerungsfeier. Am 18. Juli bestand das Hanauer Gymnasium, die ehemalige hohe Landesschule, 300 Jahre. Die vom Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau erlassene Stiftungsurkunde datiert vom 18. Juli 1607. Die Gedächtnisfeier soll, da der Gründungstag in die großen Ferien fiel, am 27. September stattfinden.

Stadtfest. Am 25. Juli wurde zu Gelnhausen ein Stadtfest zur Erinnerung an den Gründungstag der Freien Reichsstadt Gelnhausen am 25. Juli 1170 veranstaltet und dabei der Obermarkt festlich beleuchtet. Der dortige Verkehrsverein gab aus diesem Anlaß ein Erinnerungsblatt heraus, das verschiedene Brakteaten, Denare Barbarossas, das Barbarossasiegel der Stadt Gelnhausen und schließlich das kaiserliche Siegel wiedergibt, wie es die Gründungsurkunde der Stadt trägt.

Einweihung. Am 24. Juli wurde das von Hans Meyer-Gießen neu erbaute Stadttheater in Gießen durch eine Festvorstellung eröffnet. Nach dem Vortrag eines von Alfred Bock verfaßten Prologes und einer Ansprache des Oberbürgermeisters gingen das „Vorspiel auf dem Theater“ aus dem „Faust“, Kleists „Zerbrochener Krug“ und „Wallensteins Lager“ in Szene. Das Theater, ein weißer,

mit dem Viergespann Apollos gekrönter Sandsteinbau, dessen Bausumme auf 600 000 M. veranschlagt ist, enthält 800 Sitzplätze.

Grenzgang. Vom 15.—17. August findet das Biedenkopfer Grenzgangfest statt, das alle sieben Jahre gefeiert wird.

Von der Altenburg. Bei den Reparaturarbeiten an dem zum Boyneburgschen Gut am Abhang der Altenburg gehörenden alten Herrenhaus hat sich in den Kellerräumen ein noch ziemlich gut erhaltener Sarg vorgefunden. Das Herrenhaus soll in Zukunft von Gliedern der Gräflich-Freiherrlich von Boyneburgschen Familie im Sommer bewohnt werden. Während die Burg sich schon seit 1537 im Besitz der Herren von Boyneburg befand, wurde das Herrenhaus erst von Joh. Urban, dem Sohne Joh. Friedrichs, als Witwensitz erbaut, der als erster seiner Familie die Altenburg bewohnte und auch (1721) auf ihr starb.

Zum Schutze des Limes. In letzter Zeit ist im Reichstag verschiedentlich darauf hingewiesen worden, daß die ausgegrabenen Reste des Limes fortwährender Nachbesserung und regelmäßiger Erneuerung bedürfen, damit sie nicht den Unbilden der Witterung zum Opfer fallen. Da aber andererseits die dauernde Überwachung der Überreste des Limes nicht Aufgabe der Limes-Kommission sein kann, sondern von den einzelnen Landesregierungen besorgt werden müsse, hat der Abgeordnete Köhler in der Zweiten Hessischen Kammer eine Interpellation eingebracht, ob und welche Maßregeln die Regierung zum Schutze des Limes innerhalb des Großherzogtums zu ergreifen gedenkt. In Betracht kommt dabei eine Reihe von Resten des Limes in Oberhessen.

Münzen- und Altertümerfunde. Um dem Museum Fridericianum in Kassel ein gesetzliches Vorkaufsrecht bezüglich aller im Lande aufgefundenen Altertümer einzuräumen, wurde im § 6 der Hessischen Verordnung vom 22. Dezember 1780 bestimmt, daß derjenige, der Münzen und sonstige Altertümer findet, dies dem nächsten Beamten anzuzeigen hat. Der Regierungspräsident weist darauf hin, daß dieses Recht auch heute noch nach Artikel 109 des Einführungsgesetzes zum B. G.-B. fortbesteht. Demgemäß unterliegen also Altertumsfunde nach wie vor der Anzeigepflicht, und zwar sind derartige Anzeigen in den Landkreisen beim Landrat, in den Stadtkreisen bei der Polizeibehörde anzubringen. Das „Recht an Münzfunden in Kurhessen“ wurde eingehend in einem Aufsatz von Theodor Meyer im „Hessenland“ 1903, Seite 62 f. erörtert.

Todesfälle. Der am 14. Juli zu Hanau verstorbene Gymnasial-Oberlehrer a. D. Professor Dr. Reinhard Suchier, seit 1889 Vorsitzender und seit 1894 Ehrenvorsitzender des Hanauer Bezirksvereins für hessische Geschichte und Landeskunde, war in weiten Kreisen seiner hessischen Heimat als Spezialforscher bekannt. Im Jahre 1823 zu Karlshafen als Sohn des dortigen Physikus Dr. B. W. Suchier geboren, studierte er nach Absolvierung des Gymnasiums zu Rinteln in Marburg und Berlin klassische Philologie und kam 1846 an das Gymnasium zu Hanau, an dem er bis zu seiner 1879 erfolgten Pensionierung wirkte. Schon früh gab er eine Übersetzung der Ovidischen Dichtungen heraus. Neben numismatischen Abhandlungen — er galt als einer der namhaftesten Numismatiker Deutschlands — wandte er sich besonders der geschichtlichen Erforschung des Hanauer Grafenhauses zu, die ihm 1898 den Professorentitel eintrug. Im selben Jahr beging er auch sein 50jähriges Doktorjubiläum. Von 25 größeren Arbeiten Suchiers waren allein 17 der hanauischen Geschichte gewidmet. Die letzte größere Veröffentlichung, „Die Münzen der Grafen von Hanau“, bildete die Jubiläumsgabe des Geschichtsvereins zur Neustadt-Jubelfeier. Auch über römische Niederlassungen in der Hanauer Gegend hat Suchier Verschiedenes veröffentlicht.

Ein Mitarbeiter des „Hessenland“ ist in dem am 14. Juli zu Nöschenrode-Wernigerode im Alter von 75 Jahren verschiedenen Geh. Medizinal- und Regierungsrat a. D. Dr. Albert Weiß dahingegangen. Am 28. Oktober 1831 zu Lindow geboren, studierte er auf der militärärztlichen Akademie in Berlin Heilkunde, war mehrere Jahre Militärarzt, übte dann Zivilpraxis aus und war als Medizinalreferent bei der Regierung tätig. Als Regierungs- und Medizinalrat wirkte er in verschiedenen Städten, zuletzt in Kassel, das ihm zur zweiten Heimat wurde. In seinen fachwissenschaftlichen Werken behandelte er vorwiegend hygienische Fragen. Seine reiche Tätigkeit als Dichter und Übersetzer weist die lange Reihe der in Kürschners Literaturkalender aufgeführten Werke nach. Schon 1861 veröffentlichte er einen Gedichtband „Ranken und Reben; es folgten „Zeitlosen“ 1884, „Herbstfäden“ 1890, 2. Aufl. 1901, „Schneeflocken“ 1896, 2. Aufl. 1901, „Christrosen“ 1900. Sehr verdient machte er sich durch zahlreiche Übersetzungen und Nachdichtungen aus der slavischen, namentlich der polnischen Literatur, denen ein feinsinniges Nachempfinden und großes Sprachtalent nachgerühmt wird. Erwähnt seien sein fünfbändiges, bei Hendel erschienenes „Polnisches Novellenbuch“, sein „Album polnischer Volkslieder“, der zweibändige Roman „Käthe, die Karyatide“. Auch als Dramatiker hat

sich Weiß wiederholt versucht. Seinen letzten Beitrag fürs „Hessenland“ brachten wir im Jahrg. 1906, Seite 301. Die Leiche des Verstorbenen wurde in Gotha verbrannt, die Urne auf dem Friedhof in Friedrichroda beigesetzt. Albert Weiß hinterläßt einen weiten Kreis von Verehrern, die dem reichbegabten, für alles Schöne empfänglichen Manne ein dauerndes Andenken bewahren werden.

Am 16. Juli starb zu Hamm im 51. Lebensjahr ein geborener Kasselaner, der Oberlandesgerichtsrat Dr. Hermann von Spindler. Er entstammte einer württembergischen, 1604 von Kaiser Rudolf II. geadelten Familie, die jedoch erst seit 1895 das Adelsprädikat führte. Die Familie, die der evangelischen Kirche in Krain mehrere Superintendenten gab, kam später nach Hessen und hatte lange Zeit einen namhaften Fabrikbetrieb auf dem Agathof inne (siehe auch „Hessenland“ 1907, Seite 139). Hermann von Spindler absolvierte 1876 das Gymnasium zu Rinteln, studierte in Straßburg, Leipzig und Marburg Rechtswissenschaft, wurde 1879 Referendar, 1884 Gerichtsassessor, 1888 Amtsrichter in Langenselbold, 1898 Amtsgerichtsrat, wurde 1899 nach Hanau versetzt und ging am 1. Januar 1900 an das dortige Landgericht über. Politisch war er im Sinne der deutsch-konservativen Partei tätig. Zum 1. Januar 1905 wurde er an das Oberlandesgericht in Hamm versetzt, wo ihn jetzt, mitten in einer von ihm geleiteten Schwurgerichtsperiode in Dortmund, ein hartnäckiges inneres Leiden hinwegraffte.

Im Alter von 67 Jahren wurde am 21. Juli Medizinalrat Kreisarzt Dr. Vietor in Hersfeld aus einem arbeitsreichen Leben abgerufen. Der Verstorbene siedelte im Jahr 1884 von Hilders in der Rhön nach Hersfeld über, waltete also 23 Jahre hindurch dort seines verantwortungsvollen Amtes als Arzt und Kreisarzt. Längere Jahre schon zehrte ein hartnäckiges Leiden an seinem Lebensnerv, niemals aber verließ ihn sein köstlicher Humor, wegen dessen er weit über die Mauern Hersfelds hinaus bekannt und beliebt war.

Gebt den Türmen ihre Sprache wieder! So lautet die alte Forderung, die von R. Batka im 2. Juniheft des „Kunstwart“ aufs neue gestellt wird. Auf dem Lande begegne man noch vielfach der Poesie der Glockenstimmen, doch mit dem Verstummen der ganz großen Glocken sei die Macht des Glockentones, der sich in den tausend Winkeln und Ecken der alten Stadt verfing, dem Gedächtnis der heutigen Generation entrückt. Man solle sich entschließen, die Glocke auch außerhalb der Kirche als öffentliches Signalwerkzeug wieder mehr zu verwenden, den heulenden Dampfpfeifen der Fabriken wäre sie jedenfalls vorzuziehen. Das großstädtische Leben werde täglich geräuschvoller und doch tonloser; warum also solle man gerade die freundlichen und musikalischen Lebensklänge, die von unseren Türmen in das tolle Getriebe niederschallen, ohne Gegenwehr beseitigen lassen? Also gebt den Türmen ihre Sprache wieder!

Wilhelm Speck. Es ist heute Mode geworden, Neuerscheinungen der deutschen Literatur mit einem unerhörten Aufwand der Reklame dem Publikum nahe zu bringen. Nur so läßt sich der Massenerfolg gewisser Romane erklären, der in keinem Verhältnis zu deren literarischem Wert steht. Wenn mit Verzicht auf solche Mittel ein gediegenes Buch heute noch seinen Weg findet, so ist das ein tröstlicher Beweis dafür, daß man die Urteilskraft des deutschen Lesepublikums trotz alledem noch nicht allzu tief einschätzen darf. Die nachfolgenden kurzen Auszüge aus Kritiken zeigen, mit wie einmütiger Anerkennung unseres Landsmannes Wilhelm Speck „Zwei Seelen“, die jetzt in 4. Auflage (10.—12. Tausend) vorliegen, von der deutschen Kritik aufgenommen wurden.

„ . . . Und jetzt, vor ein paar Wochen, schrieb Heyse mir aus Gardone: Als der Brief ankam, las ich gerade eine Erzählung von Wilhelm Speck, „Zwei Seelen“, die mich höchlich erbaut durch den sehr eigenartigen Vortrag, an Keller erinnernd, doch ohne eine Spur von Nachahmung, nur durch die körnige, bilderreiche Sprache und sehr feine Menschenschilderung.“

Sigmund Schott. (Frankfurter Generalanzeiger.)

„Wieder ein Erzähler, der ein Dichter ist, wieder ein Buch, das wir von Herzen empfehlen können! Unsere Leser werden gut tun, auf den heute noch unbekannten Namen Wilhelm Speck in Zukunft zu achten . . .“

Ferd. Avenarius. (Kunstwart.)

„ . . . Ich muß, wenn ich aufrichtig sein soll, ‚Zwei Seelen‘ durchaus über die guten, zum Teil trefflichen Romane stellen, mit denen uns die letzten Jahre beschenkten: ‚Peter Camenzind‘ und ‚Jörn Uhl‘, ‚Buddenbrooks‘ und ‚Freund Hein‘; sie haben alle nicht voll das Maß, sind alle nicht Kinder einer so stark verinnerlichenden Kunst, die zugleich das äußere Leben so gut sieht, sind nicht Sprossen einer so aus dem Verborgensten schöpfenden Seele. Und wie der Spiegel eines Alpensees jede Bewegung unten wirksamer Mächte widerspielt, gibt Specks Stil aufs zarteste jedem Hauch nach, sitzt der Handlung wie das Gewand den Statuen der feinsten Bildner. . . .“

Heinrich Spiero. (Die Zukunft.)

„ . . . Man würde aber diese Dichtung nicht genug loben, wenn man eins vergäße zu erwähnen: das kristallne, ausgezeichnete Deutsch, in dem sie geschrieben ist. Wie die Sätze sich füllen und runden, wie sie ruhig und verständig, doch ohne Nüchternheit, weiterführen, klar und luftig auch dort gebaut, wo sie breiter ausladen, wie selbst das Gewöhnliche durch eine aparte, aber niemals aufdringliche Wendung leicht geadelt wird — das ist jedes Ruhmes wert. Wir haben nur wenige Stilisten in Deutschland, die sich mit Wilhelm Speck messen können . . .“

Carl Busse. (Velhagen & Klasings Monatshefte.)

„Es ist ein starkes Buch, dessen künstlerischer Wert, ganz abgesehen von der tiefen Erfassung und großherzigen Durchführung des Problems, auch in der Form beruht. Das Buch hat Stil. Eine gewisse Verhaltenheit des Ausdruckes, eine leichte Unfreiheit in der sprachlichen Bewegung, die mit dem Freierwerden des Menschen aufhört und schließlich einer voll dahinströmenden Rede weicht, deckt sich mit dem tiefen Gehalt. Dennoch erfüllte das Buch nur halb seine Aufgabe, wenn es nur als Kunstwerk betrachtet würde. Es ist mehr. Es ist ein Lebensbekenntnis, das Bekenntnis der Weltanschauung eines Mannes, der sich von Berufs wegen mit dem Verbrechertum beschäftigen mußte, der aber, mit Augen der Liebe begabt, in Dunkelheiten sehen lernte. Denn es ist ja nicht wahr, daß die Liebe blind macht. Sie macht im Gegenteil sehend, sehkräftig für das Gute und Lichte auch dort, wo der Nichtliebende nur Finsternis gewahrt. . . ."
Karl Storck. (Der Thürmer.)

Auch aus der großen Anzahl der Besprechungen von Specks kürzlich erschienenen und jetzt in neuer Auflage vorbereiteten „Menschen, die den Weg verloren" seien einige Auszüge mitgeteilt:

„. . . Die Novelle ist in ihrer Art unvergleichlich, von einem zarten und keuschen Duft, den man durch eine Wiedergabe zerstören würde. Es ist einer der bezeichnendsten Züge von Specks Talent, daß seine Muse die seltene Gabe besitzt, bis in die dunkelsten Tiefen des Lasters und der Verderbnis führen zu dürfen, ohne daß nur der Saum ihres Gewandes noch derer, die ihr folgen, befleckt würde; das reine Auge der erbarmenden Seele, das die ursprüngliche Unbeflecktheit der verirrten armen Seele durch allen Erdenstaub hindurch erkennt."
J. Höffner. (Das Daheim.)

„. . . Die Novelle ist ein Griff in die Seelenkämpfe des modernen Fabriklebens, eine Perle echter, erhebender Poesie. Hier hat der Dichter seine Aufgabe nicht nur gelöst, sondern glänzend gelöst. Unter Aufbietung höchster Kunst erzielt er den Eindruck naturwahren Lebens und einen durch nichts gestörten reinen Genuß."
Eduard Preuß. (Allgemeine Zeitung, München.)

„Was in ‚Ursula' besonders köstlich geworden ist, sind die Naturschilderungen. Schöner hat kaum je ein deutscher Novellist den Wald geschildert, weil kaum einer ihn inniger in sich aufgenommen hat."
Heinrich Spiero. (Die Grenzboten.)

„. . . Speck ist Dichter, der seinen Stil eben hat, kein Literat, der sich eine bestimmte Schreibweise drechselt. Er ist zuweilen als Heimatkünstler bezeichnet worden. Der ist er nun nicht im Sinne einer bestimmten Richtung, die gewisse engbegrenzte Gegenden mit heimischen Originalen getreu nachgebildeten Gestalten bevölkert; er ist Heimatkünstler nicht mehr und nicht weniger als Keller mit seinem Seldwyla. Man glaubt an die Existenz seiner Landschaften und die Bodenständigkeit seiner Menschen, und da nun Hessen sein Heimatland ist, mögen wohl auch in sein Dichten hessische Wälder hineinrauschen, mögen ihm beim Schaffen hessische Ortsnamen ans Ohr klingen, mag die Erinnerung an die Linien des heimischen Hessenlandes die Zeichnung des Hintergrundes für seine Erzählung mit bestimmen. Und die blaue Hügelreihe mit dem dunklen Walde, die als Erinnerungsbild aus der Kindheit noch im Kerker vor den Augen seines Heinrichs (‚Zwei Seelen') steht, mag sich dem zurückschauenden Dichter wohl auch am eigenen Lebenshorizonte duftig hinziehn.

Im Wesen von Specks Dichtung liegt eine innere Wahrhaftigkeit als Ergebnis der wunderbaren Einheit von Realismus und Romantik, die den Novellen eines Gottfried Keller ihre eigne künstlerische Weihe gibt. Mit seiner Kunstanschauung schließt er sich an die schon genannten Meister der Novelle an, aber nicht als überflüssiger Epigone, sondern als ein Eigner, der dabei ist, der Erzählungskunst neues Gebiet zu gewinnen.

Von Specks Roman ‚Zwei Seelen' und seinen Novellen ‚Flüchtlinge' und ‚Ursula' geht es aus wie Osterweihe; ein Aufschwung aus tiefen Seelenleiden zu versöhnender Erlösung erhebt uns; allein aus der reinen Schönheit wahrer, nicht tendenziös getrübter Kunst quillt der freudige Osterglaube an die sieghafte Kraft des Guten, an seine Auferstehung aus Sündennacht und Seelenfinsternis. Möchte es denn Ostern werden für das noch nicht genug erkannte Gute in der neuen deutschen Literatur, und nach den schnellen Massenerfolgen minderwertiger Ware auch den ehrlichen und innigen Büchern Wilhelm Specks als bleibenden Werten noch die volle Wirkung ihres hohen künstlerischen und sittlichen Gehaltes beschieden sein. Goethes Wort:

Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen,

hat eben nicht zum wenigsten darum noch immer Geltung, weil die meistgelesenen Bücher nicht zu den besten zu gehören pflegen."
H. Marshall. (Magdeburgische Zeitung.)

„. . . Wie dem auch sei, Wilhelm Speck ist ein ganz Eigener und Bodenständiger, ein fertig aus sich selber Gewachsener, eines von den seltenen Sonntagskindern der Dichtkunst, die mit zwingendem Bann an die schlagende Brust rühren. Wenn einmal spätere Geschlechter im Schrifttum unserer Zeit die Spreu von dem Weizen sondern, dann wird man ihm einen Ehrenplatz anweisen unter denen, die da bleiben und dauern."
Dr. J. G. Sprengel. (Konservat. Monatsschrift f. Politik, Lit. u. Kunst.)

Hessische Bücherschau.

Bock, Alfred. Hessenluft. Novellen. 192 S. Berlin (Egon Fleischel & Co.) 1907. Geh. 2 M.

Wer sich heraussehnt aus all der Krankhaftigkeit des größten Teils unserer modernen Literatur und Lust hat an freien, starken Vollnaturen, der lese Bocks „Hessenluft". Ein frischer starker männlicher Zug geht durch alle diese teils humoristischen, teils bitterernsten, dramatischen Novellen. Hier gibt's kein Jammern und Zagen; was das Geschick bringt, selbstverschuldet oder nicht, das wird still und standhaft ertragen, wie deutsche Männer — ausgenommen in der Literatur! — es zu tun pflegen. Hessen mit dem ganzen Stolz und Trotz und der zähen Kraft ihres Stammes zeichnet der Verfasser, Menschen, die gelernt haben, die Zähne zusammenzubeißen und erhobenen Hauptes zu sühnen, was sie begangen haben. Man könnte dem Buch als Motto einen Sinnspruch voransetzen, den ich vor einiger Zeit — wer weiß wo — gelesen habe:

„Es jammert der eine und stöhnt vor Leid,
Der andre trägt's schweigend manch' Jahr,
Der getroffene Sperling, der klagt und schreit,
Doch lautlos verblutet der Aar."

Ich wüßt' kaum ein zweites Buch aus neuester Zeit zu nennen, das mir so gut gefallen hat wie Bocks „Hessen-

luft", und ich wünschte ihm aufrichtig recht viel Leser. Erst wenn man nur noch nach solchen Büchern begehrt, wird die Zeit, die sich für Schnitzler und Wilde u. v. a. m. begeisterte, gottlob vorüber sein. Dr. Heinz Fechner.

Aus einer kleinen Universitätsstadt. Kulturgeschichtliche Bilder von Alfred Bock. 2. veränderte Auflage. 115 S. Gießen (Verlag von Emil Roth). Preis 1 M.

Lange nicht hatte ich solchen Genuß wie bei der Lektüre dieses Buches, das eben, im Jubiläumsjahr der Universität Gießen, seine zweite Auflage erlebte. Der Verfasser hat sich darin die Aufgabe gestellt, „die Beziehungen Gießens zur allgemeinen deutschen Kultur im letzten Drittel des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch Persönlichkeiten ins Licht zu setzen." Zunächst wird uns da, auch im Bilde, der feinsinnige Hoepfner vorgeführt, der, ehe er nach Gießen kam, 1767—71 als Professor am Kasseler Carolinum wirkte. Eingehend lesen wir von der originellen Art, mit der sich der an einem heiteren Sommertag von Wetzlar herüberwandernde Goethe bei Hoepfner einführte, und verfolgen die ferneren Beziehungen dieser beiden Männer zueinander. Ein zweiter Aufsatz entrollt uns Klingers, des Stürmers und Drängers, Aufenthalt in Gießen, das er als Brotstudent aufsuchte uns als bekannter Dramatiker verließ. Die auch hier erwähnte Liebeständelei Klingers mit der schönen Westerwälderin, Albertine v. Grün, hat Bock auch in einer Novelle der soeben erscheinenden Gießer Jubiläumsfestzeitung weiter ausgesponnen. Auch Börne kam 1800 aus dem Frankfurter Ghetto in das ganz anders geartete Gießer Milieu, wo er in einem großen Kreis gebildeter Männer und Frauen Anteil und reiche Anregung fand. Nachdem er 1802 Gießen mit anderen Universitäten vertauscht hatte, kehrte er sechs Jahre später zurück, um hier mit einer Schrift zu promovieren, in der er seiner auch später bewahrten Lieblingsidee, deutsches und französisches Wesen zu verschmelzen, Ausdruck gab. Goethes Korrespondenz mit Professor Wilbrand wird kommentiert, während ein anderer Artikel die Beziehungen des Theologieprofessors Schmidt, der mit einer Verteidigungsschrift für den 1799 des Atheismus angeklagten Fichte eintrat, zu diesem und ferner zu Schleiermacher nachweist, der Schmidt vergeblich für die Berliner Universität zu gewinnen suchte. Nachdem noch Blüchers Aufenthalt in Gießen 1813 behandelt ist, würdigt ein Schlußaufsatz Karl Vogts, der 1848 außerordentlicher Professor in Gießen war, Kandidatur für die Frankfurter Nationalversammlung und die dagegen in Szene gesetzten Agitationen. Heidelbach.

Eingegangen:

Festschrift zum 75jährigen Bestehen der städtischen Sparkasse in Kassel am 1. August 1907. Hrsgeg. von Stadtrat Boedicker.

Dunkle Nächte. Ausgewählte Gedichte von Kurt Rotermund. Marburg (Adolf Ebel, O. Ehrhardts Universitäts-Buchhandlung) 1907.

Die Lügner des Lebens. Der Börsenkönig. Roman von Edward Stilgebauer. 1.—10. Tausend. Berlin (Verlag von Rich. Bong). Preis 4 M., geb. 5 M.

Personalien.

Verliehen: dem Betriebsdirektor a. D. Wagner zu Hanau der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Oberlehrer Kratsch am Realgymnasium zu Kassel sowie den Oberlehrern am Gymnasium zu Rinteln Brandes und Najork der Charakter als Professor; dem Ökonomiekommissar Dr. Heiser zu Rinteln eine etatsmäßige Spezialkommissarstelle unter Übertragung der Verwaltung der Spezialkommission in Rinteln; den Gerichtssekretären Pflugmacher zu Schmalkalden und Fröhlich zu Wolfhagen der Charakter als Kanzleirat; dem Oberlandesgerichtssekretär Kuhring zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: der erste Pfarrer, Metropolitan Most zu Allendorf a. W. zum ersten Pfarrer an der Oberneustädter Gemeinde in Kassel; Pfarrer Dömich zu Obergude zum Pfarrer in Caßdorf; Landrichter Stötzel zu Kassel zum Landgerichtsrat; die Amtsrichter Bersch zu Fritzlar, v. Klocke zu Kassel und Kotzenberg zu Burghaun zu Amtsgerichtsräten; die Referendare Dr. Habrucker, Dr. Mauer und Dr. Gernsheim zu Kassel zu Gerichtsassessoren; der erste Assistenzarzt Dr. med. Lindner zum Abteilungsarzt am Landkrankenhaus zu Fulda; Rektor Kolbe zu Rinteln zum ord. Seminarlehrer am Lehrerseminar in Homberg.

Versetzt: die Landmesser Joergens von Marburg nach Siegburg und Ungemach von Frankenberg nach Marburg; der Oberpostkassenrendant Hesse von Hamburg nach Kassel.

Übertragen: dem Regierungs-Assessor Rabe von Pappenheim zu Posen die kommissor. Verwaltung des Landratsamts im Landkreise Kassel; dem Forstmeister Effenberger zu Drewenzwald die Oberförsterstelle Hanau; dem Oberförster Müller-Hillebrand zu Montjoie die Oberförsterstelle Lautenhausen.

In den **Ruhestand** getreten: Kanzleirat Ziegner zu Frankenberg.

Geboren: ein Sohn: Architekt Th. Langenberg und Frau Hermine, geb. Fischer (Kassel, 18. Juli); Kaufmann Hans Krafack und Frau, geb. Katz (Kassel, 19. Juli); Amtsgerichtssekretär Sturm und Frau Agnes, geb. Breitbarth (Eiterfeld, 22. Juli); eine Tochter: Dr. Overhof und Frau, geb. Cranz (Marburg, 14. Juli); Obergrenzkontrolleur M. Lutze und Frau Marta, geb. Offermann (Wilhelmsbrück, Posen, 28. Juli).

Gestorben: Kantor Heinrich Schoof, 78 Jahre alt (Fischbeck, 14. Juli); Frau Mathilde Breithaupt, geb. Bode, aus Kassel (Aargau i. B., 14. Juli); Geh. Regierungs- und Medizinalrat a. D. Albert Weiß, 75 Jahre alt (Nöschenrode-Wernigerode, 14. Juli); Sanitätsrat Dr. Emil Groos, 69 Jahre alt (Marburg, 15. Juli); Pfarrer a. D. Ernst Friedrich Gerlach, 75 Jahre alt (Kassel, 15. Juli); Privatmann Nikolaus Adolf Raabe, 75 Jahre alt (Wolfsanger, 15. Juli); stud. jur. Hermann Keßler (Marburg, 16. Juli); Oberlandesgerichtsrat Dr. Hermann von Spindler, 50 Jahre alt (Hamm i. W., 16. Juli); Oberlehrer Professor Dr. Becker aus Hersfeld (Hadamar, 18. Juli); Frau Cäcilie Peltesohn, geb. Gotthelft, 55 Jahre alt (Dresden, 19. Juli); Medizinalrat Dr. med. Karl Vietor, 66 Jahre alt (Hersfeld, 21. Juli); Kanzleirat Warnke, 61 Jahre alt (Hersfeld, 22. Juli); Frau Pfarrer Julie Krapf, geb. Fleischhut (Obervellmar, 22. Juli); Generalkommissionssekretär und Stadtverordneter August Bangert, 48 Jahre alt (Kassel, 22. Juli); Frau Anna Seidler, geb. Ulrich (Kassel, 23. Juli); Frau Minna Hassel, geb. Weber, Witwe des Rentmeisters, 82 Jahre alt (Kassel, 29. Juli).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 16. XXI. Jahrgang. Kassel, 16. August 1907.

Zwei alte Briefe aus Eschwege.[1]

Von L. Armbrust.

Oft wird heutzutage über allzu viel unnötiges Schreibwerk in den Amtsstuben geklagt und Vereinfachung und mehr mündliche Behandlung empfohlen. In einzelnen Fällen mag die Klage berechtigt sein, aber wer sich dabei auf die gute alte Zeit berufen wollte, der beginge einen bedenklichen Irrtum. Im Mittelalter gab es noch keine Schreibmaschinen, und Abkürzungen waren in Reinschriften nicht viel beliebter als heutzutage, während die Gestalt der Buchstaben kein allzu schnelles Schreiben erlaubte, auch der Stil für Umschweife und höfliche Umständlichkeiten eine besondere Vorliebe hatte. Trotzdem schrieb man sehr viel, selbst mittlere Städte beschäftigten einen Oberschreiber (Protonotar), einige Schreiber und im Notfalle auch noch Scholaren und dazu mehrere Briefboten, die fast ununterbrochen unterwegs waren und bei Sonnenhitze und Regen, bei Schnee und Kälte, ja sogar in finsterer Nacht auf die unsicheren und schlechten Landstraßen hinausgejagt wurden. Die mitgegebenen Briefe verschloß der Bote zur Sicherheit in einer Büchse[2]), die bemalt zu werden pflegte. Mündliche Bestellungen waren in den meisten Fällen ausgeschlossen; die Wichtigkeit oder Schwierigkeit der Sache, die Stellung desjenigen, der die Botschaft empfing, erforderten regelmäßig eine schriftliche und versiegelte Ausfertigung.[3])

Die Angelegenheiten, um die es sich in den Städtebriefen handelte, zerfielen in mancherlei Arten. Die auswärtige Politik spielte damals in den Rathäusern eine Rolle, von der unsere jetzigen Zustände keine Vorstellung mehr gestatten. Insonderheit gingen neben den großen Kriegen wahrhaft unzählige kleinere Fehden, vorzüglich mit dem Adel, einher, die zu Klagen und Verhandlungen, Vermittlungen und Bündnissen, Fehdeerklärungen, Verwahrungen und Sühnen Anlaß boten. Den Zweck mancher Schreiben wiederum bildete die Einholung von rechtlichen Gutachten, von Belehrungen über städtische und bürgerliche

[1]) Die Einordnung der Briefe in die Geschichte der Stadt Eschwege überlasse ich denjenigen, die sich mit dieser Geschichte beschäftigen. Ich beschränke mich auf allgemeine Erläuterungen. — Die beiden Briefe am Schlusse verdanke ich dem Stadtarchiv in Göttingen, ebenso alle anderen handschriftlichen Unterlagen zu diesem Aufsatze.

[2]) Landau, Rittergesellschaften S. 109, Nr. 2 (1372).

[3]) Soweit man nicht eine kostspielige Gesandtschaft von Ratsherren vorzog.

Verhältnisse, über technische und Gesundheitsfragen, oder die Anwerbung von Künstlern, Handwerkern u. dgl., die es in der betreffenden Stadt nicht gab, z. B. von Ärzten, Büchsenmeistern, Baumeistern. Weit häufiger, als man voraussetzt, betrafen die Briefe Geldgeschäfte. Fürsten und Ritterbürtige machten manchmal größeren Aufwand, als ihre Mittel erlaubten, oder wurden durch Kriege, Händel und Mitgiften in Schulden gestürzt; dann streckten sie die offene Hand aus nach den Städten, in denen sie Freunde besaßen. Viele wohlhabende Leute, Ritter, Bürger, Welt- und Klostergeistliche, gaben ihr Geld einer fremden Stadt, zu deren festen und geordneten Zuständen sie Vertrauen hegten, auf Zins oder auf Leibrente und erhielten darüber Nachrichten und Empfangsscheine.

Sehr viele Briefe betrafen den Handel und Verkehr. Die meisten Städte mußten den Wein für ihren Weinschank, den Salpeter und Schwefel zur Pulverbereitung[4]), das Silber zur Münzprägung, die Pferde für die berittenen Söldner auswärts einkaufen. Von diesen Dingen verlangte der Salpeter, der manchmal recht rar war, wohl die meisten Schreibanstrengungen. Weniger der Wein, den man gewöhnlich durch einen Vertrauensmann einkaufen ließ; außerdem führten Straßburger Händler und südhessische Fuhrleute den Wein weit ins Land hinein.

Dem Schutze der Stadtbewohner, die draußen in der Fremde weilten, der Förderung ihrer Unternehmungen wandte sich unausgesetzt die Fürsorge der Bürgermeister und des Rates zu. Der Handel ihrer Bürger veranlaßte die Stadtbehörden unzähligemal, schriftlich einzugreifen, Empfehlungen auszustellen, vor Feinden zu warnen, säumige Schuldner, die auswärts wohnten, durch ihr Gericht mahnen zu lassen, und was es sonst noch zu ordnen gab. Nicht selten aber verhalf sich der Gläubiger selbst zu seinem Rechte, nahm den auswärtigen Schuldner, der so unvorsichtig war, sich in des Gläubigers Wohnorte blicken zu lassen, gefangen und entließ ihn nicht eher, bis er die Bezahlung der Schuld innerhalb einer bestimmten Frist beschworen und obendrein Bürgen gestellt hatte. Zuweilen war es aber gar nicht der Schuldner selbst, sondern ein ganz beliebiger Landsmann, an dessen Gut und Person man sich schadlos hielt. Dann nahm die Heimatsstadt des Gefangenen sich seiner an und forderte in einem Briefe seine Freilassung, die Herausgabe seiner Güter und die Entbindung der Bürgen von ihrem Worte.[5])

[4]) Den dritten Bestandteil des Pulvers, die Lindenkohle, konnte man meist in der Nähe beschaffen.

[5]) Vgl. Brief Nr. 1.

Manchmal führte gar keine berechtigte Forderung, sondern der nackte Haß zur Gefangennahme eines Fremden, als Erinnerung an die Urzeit, in der Fremder und Feind gleichbedeutende Begriffe waren. Und selbst Stadtknechten, städtischen Polizeisoldaten, konnte man solche Taten zutrauen. Dann kamen aber geharnischte Mahnbriefe zum Schutze der Bedrängten, und die Stadtbehörden mußten für die Übergriffe und Untaten ihrer Söldner tiefer in den Säckel greifen.

Die mächtigeren Städte dehnten ihren Schutz gelegentlich auf ihre Freunde unter der umwohnenden Bevölkerung und Ritterschaft aus, so Göttingen in einzelnen Fällen auf hessische Lehnsträger, ein andermal auf das niedersächsische Geschlecht von Bovenden.[6]) Ob diese im Jahre 1426 mit der Stadt Eschwege in regelrechter Fehde lagen, beim Vorüberzuge sich vergingen oder auf andere Weise das Faustrecht ausübten, oder ob sie ganz ohne Grund höchstens als verdächtig aufgegriffen waren, das zu bestimmen war dem Schreiber dieser Zeilen nicht möglich.

Nr. 1.

[Nach 1350].[7]) Der Rat zu Eschwege schreibt den Bürgermeistern und dem Rate zu Göttingen, daß der Göttinger Stadtknecht Hermann Hesse einen Eschweger aufgehalten habe, obgleich durch ihn beim Rate der Stadt Eschwege niemals Klage erhoben sei. Er bittet, den genannten Hesse zur Aufhebung der Beschlagnahme und zur Freigabe des Gefangenen und der Bürgen zu veranlassen; etwaige Beschwerden und Ansprüche solle er beim Rate in Eschwege vorbringen.

Unsin dinst fruntlichin to vor.
lybin . . herren . . und frunde . .[8])

Wyßed daz Heyneman Helmer unse miteborger, uns geuffind had . . daz . . Herman gen*ant* Heße jungen Bernikin becker*s* knecht, ein knecht bii uch, uf gehalden had also, alse, er, vor uns . . en ny besculdiget had . . da bete wir uwer erbarkeyt umb mid flyße . . daz ir, den egen*anten* Heßen — . daczu steld, daz h*er* den kummer abe tu, und en und sine borgen loz laße. had her czu dem egen*anten* uns*em* [9]) miteborg*ere* icht czu redine, so kome h*er*, vor uns, wir wollen, eme helfin allir bescheydinheit und rechtis —. daz wir uwer hii ane genyßin. daß wol wir g*er*ne vordinen

n*ostr*o utim*ur* secreto.

Cons*ules* in Eschinwege —.

[6]) Vgl. Brief Nr. 2.

[7]) Nur der Schrift nach angenommen.

[8]) Die Interpunktion der Handschrift ist beibehalten, wichtigere Abkürzungen und Zeichen durch Kursivdruck kenntlich gemacht.

[9]) Durchgestrichen: knechte icht.

Außen: Prudentibus viris .. magistris consulum et —. consulibus in Gotingen debet.
Original. Verschlußsiegel zerstört.

Nr. 2.

1426 September 20. Die Amtleute Gebrüder Berthold und Reinhard Keudel[10]), sowie Bürgermeister und Rat zu Eschwege sprechen Otto von Bovenden nebst fünf Knechten, die ergriffen waren und beschworen hatten, in einer Eschweger Herberge als Gefangene zu bleiben, von diesem Gefängnisse und von allen Gelübden los.[11])

Wir Berlt unde Reinhart Koidele gebrudere amptlute burgermeister rad unde die gantze gemeynde der stad Eschinwege bekennen mit disme geynwertigen brieffe vor allen luden die en sehin horen adir lesin also als Otte von Bobentzen unde funff knechte die mit eme nedirlagen eyn gefengnisse uns in truwen unde tzu den heiligin globit unde gesworn habin geyn Eschinwege yn eyn herberge sulchis gefengnisses allir eyde unde globede die sie uns adir den unsern han globit adir gesworn sagin wir den egenanten Otten unde die genanten funffe syn knechte vor uns unde vor unse erbin unde nachkommen quid ledig unde lois yn disme unsem uffin brieffe unde wir adir unse erbin adir nachkommen sullin adir en wullin adir nymand von unsir wegin den egenanten Otten adir syn knechte nummerme umme daz gefengnisse ane gelangen adir tzugesprechin ane alle argelist unde geverde des tzu orkunde habin wir egenante Berlt unde Reynhart unse ingesigele vor uns unde unse erbin uff dissin brieff gedrucket So habin wir burgermeistere rad unde wir die gantze gemeynde unser stad ingesigele vor uns unde unse nachkommen ouch uff dissin brieff thun drucken bie der vorgenanten unser amptlude.

Datum anno domini millesimo CCCC°XXVI^to in vigilia beati Mathei apostoli et ewangeliste.
Original. Spuren dreier Siegel auf der Rückseite.

[10]) Sie waren die hessischen Amtleute, außer denen sich noch ein thüringischer Amtmann in der Stadt befand. Jul. Schmincke, Geschichte der Stadt Eschwege S. 129, 130.

[11]) Kämrb. 1425/26 Pro equitatura: 25 β Joh. Swanenfloghele in Aldendorp (Allendorf a. d. Werra) cum den von Boventen. 13 β Hanse Swanenfloghele in Oldendorf cum den von Boventhen feria quarta post Letare (1426 März 13.). Offenbar Vorverhandlungen!

Die Meierschaften in Hofgeismar als agrarischer Überrest aus dem Mittelalter.

Von F. Pfaff.

Wer sich mit den agrarischen Verhältnissen in Hessen während des Mittelalters beschäftigt, muß mit Bedauern feststellen, daß brauchbare Vorarbeiten nur in geringem Maße vorhanden sind. Diese beziehen sich zudem fast nur auf die Besitzverhältnisse und die Formen der Nutzung, die nicht auf Besitz beruhen, während Flurgestaltung und Wirtschaftsweise im Dunkeln bleiben. Aus schriftlichen Quellen läßt sich der Natur der Sache nach wenig hierüber schöpfen, die Überlieferung ist abgebrochen, und der Acker redet nicht von dem Wechsel seiner Schicksale.

In den Meierschaften in Hofgeismar ist ein, so zu sagen, versteinerter Rest aus dem Mittelalter erhalten, der mit der Wirtschaft in ausgegangenen Dörfern zusammenhängt. Von diesen Genossenschaften mit gemeinschaftlichem Grundbesitz sind noch vier vorhanden: die Nordgeismarer, Gauzer, Ober- und Niederkelzer Meierschaft, nachdem die Bünchheimer im Jahre 1841 aufgelöst ist. Diese mittelalterlichen Erbstücke haben den Verwaltungsbeamten zu verschiedenen Zeiten Rätsel aufgegeben und öfters ihren Unwillen bis zu dem Grad erregt, daß sie ihnen nach dem Leben trachteten; war es nicht unerhört, daß in diesen etwas vorhanden war, was in ihre Schablone nicht paßte, und wovon sich ihre Aktenweisheit nichts träumen ließ!

Der Hof Geismar, zu den alten Siedelungen gehörig, war vielleicht ein Königshof, der aus der Verlassenschaft des Herzogs Eberhard von Franken an Mainz kam, das wir im Jahre 1082 im Besitz finden. Er lag zwischen der Esse, den Warmebergen und zwei kleinen Wasserläufen und hatte die Form eines langen Rechtecks, die zur Anlegung von Vorwerken aufforderte. So entstanden, ziemlich genau auf den Haupthof orientiert, Nordgeismar, Westheim und Sudheim. Im Westen wurden weiter auf teilweise geringem Kalkboden durch Anrodung aus Wald und Busch die Wohnplätze Friesenhausen und Watberg geschaffen; der Flurname Köhlerschlag findet sich nahe bei der Stadt. Es steht urkundlich fest*), daß bei letzterem Wohnort der Höhenkamm ums Jahr 1200 erreicht war. Guderode, das Landau unter den Wüstungen

*) Westfälisches Urkundenbuch IV Nr. 38.

anführt, ist ebensowenig für einen Wohnplatz zu halten, wie Gerkenrod, das er nicht nennt. Jenseit der Esse wurden aus dem Reichsforst Reinhardswald, mithin zunächst als Reichsgut, schon früh Bünchheim, Rodersen und Gauze geschaffen, während Aschendorf im bruchigen Essegrund später angelegt wurde. Oberkelze lag an der Stelle der heutigen Kolonie und Niederkelze nahe bei den in der Mitte des 16. Jahrhunderts angelegten Kelzer Teichen; diese beiden alten Orte wurden früh wüst, und ihre Marken wurden nach Hofgeismar gezogen. Wie weit die genannten Wüstungen den Namen Dorf in dem Sinn, den wir damit verbinden, verdienten, muß dahingestellt bleiben; die Bezeichnung als villa kann dabei nicht entscheidend sein. Als einziger dieser Wohnorte hat sich Rodersen vor dem Reinhardswald in den Röddenhöfen, heute drei Gütern, erhalten. Der Antrieb zum Ausbau lag bei denjenigen Orten, bei denen er nicht ohnehin durch die Größe der Entfernung geboten war, in der Wirtschaftsform, in der die Viehhaltung überwog; die gemeinen Anger, große Triescher und die ausgedehnten Waldhuten, die später planmäßig eingeschränkt wurden, kamen dabei zu statten. Wie gering die Ergebnisse des Körnerbaus waren, beweisen die Ansätze für die Heuerfrüchte; sie sind verglichen mit den heutigen in Frucht umgerechneten Pachten geradezu verschwindend und gehen bei geringem Boden noch im 16. Jahrhundert auf 4 Metzen, halb Korn halb Hafer, vom Acker herunter. Als das Fehdewesen überhand nahm, schwebte der Viehstapel in beständiger Gefahr, und bei ihm stand nicht der Ertrag des Besitzes, sondern das Kapital selbst auf dem Spiel. Allenthalben entstanden nun die Landstädte; es sind Orte darunter, bei denen der Name Stadt heute wie Hohn klingt. Sie wurden notwendig als Bergungsorte, Burgen, und der Mauerring schlotterte um die dünnen Glieder ihrer Straßen. So beurkunden Bürgermeister und Rat von Hofgeismar im Jahre 1374, daß sie die Güter des Klosters Lippoldsberg vor Geismar „unde da by up den dorpen“ vor Schaden bewahren und seine Meier, „de in unsser borg sint“, verteidigen wollen. Als aber die Unsicherheit ihren Höhepunkt erreichte, genügte der gelegentliche Zufluchtsort nicht mehr, und der Einbau in die Stadt begann. Er ist allmählich erfolgt, ein Ort, der als wüst bezeichnet wird, muß deshalb noch nicht endgiltig als Wohnplatz aufgegeben sein. Das bekannte Wort: „Stadtluft macht frei!“ trifft bei den Landstädten nur sehr bedingt zu, den Hörigen, die zuzogen, klebten die Merkmale ihrer Lage noch lange an. Die Herden mußten natürlich während der längsten Zeit des Jahres täglich die Stadt verlassen. Um sie und die Feldarbeiter zu sichern, schuf man große Anlagen, indem man die mit Knicken bepflanzten Landwehren an den Grenzen aufwarf und Warten errichtete. Hofgeismar hatte einen geschlossenen Schutzwall um seine Flur gelegt, von dem ein Stück nicht mit Recht, wie ich glaube, als eine fränkische Landwehr angesprochen ist. Es läßt sich sogar nachweisen, daß weiter rückwärts noch eine zweite Wehr vorhanden war. Diese Annäherungshindernisse wurden erst überflüssig, als die ausgebildete Fürstengewalt endlich den Landfrieden zuwege gebracht hatte. Da die an den Grenzen gelegenen, bis zu 4 km entfernten Feldlagen, die ohnehin vielfach gering waren, den Anbau längst nicht mehr lohnten, wurden auf ihnen große Schäfereien angelegt, es mögen damals an 10000 Schafe gehalten sein. Die Schäfer bildeten eine eigene Bruderschaft, und an dies genossenschaftliche Verhältnis erinnert eine noch jetzt bestehende Sitte. Am Dreikönigstag gehen die Schäfer mit ihrem Nachwuchs vor jedes Haus, in dem Schafe gehalten werden; sie tragen eine hölzerne Gabel und singen folgende sicherlich sehr alten Verse nach einer gleichfalls alten Weise:

1. So gah wi diesen Berg enub,
   sid froh, sid heil!
   vor eines riken Herren Hus,
   das freuet sich also, also.
   Sid froh, sid heil!
   Gott gebe diesem Wirte
   viel Glück und Heil.
2. Und wann der Wirt herunterkommt
   mit seinen Junggesellerchen,
   die freuen sich also, also.
   Sid froh, sid heil!
   Gott gebe diesem Wirte
   viel Glück und Heil.

Es werden ihnen dann Würste verehrt, die sie an die Gabel hängen.

Nach dem großen Krieg war die Erschöpfung der Landwirtschaft infolge der erlittenen Verluste und der Schuldenlast, die sie nicht loswerden konnte, so groß, daß andauernd sehr viele Ländereien an den Grenzen wüst blieben. Daher fand ein neuer Ausbau durch die in Hofgeismar eingetroffenen französischen Flüchtlinge statt; in der Mark des ausgegangenen Bünchheim wurde die Kolonie Schöneberg angelegt, oberhalb des früheren Gotharbessen oder Gauze Karlsdorf, an der Stelle von Oberkelze das heutige Kelze, zuletzt kam im Jahre 1775 Friedrichsdorf hinzu, gelegen unter dem Watberg, der dem ausgegangenen Ort den Namen gegeben hatte. Die Kolonien bildeten

bis zu der im Jahre 1881 beendigten Zusammenlegung Bestandteile der Gemarkung Hofgeismar.

Die Meierschaften, die nach den fünf oben erwähnten Wüstungen benannt waren, treten erst im Anfang des 18. Jahrhunderts in den Beleuchtungskreis der Akten; sie verdankten das weniger dem Interesse, das ihr ehrwürdiges Alter einflößte, als dem Umstand, daß der Fiskus zu Leistungen an sie verpflichtet war — hinc illae lacrimae. Doch besitzt die Nordgeismarer Meierschaft eine Privaturkunde in einem Kapitalbuch vom Jahre 1696, das eine Spezifikation der ihr gehörigen Ländereien enthält; aus ihm ist auch zu ersehen, daß ein älteres Kapitalbuch, das auch die Meierschaftsrechte enthielt, bei einer Feuersbrunst zugrunde gegangen war. Karl v. Mansbach in Karlshafen, der seit 1727 Oberamtmann am Diemelstrom war, berichtete im folgenden Jahre nach Kassel, jede Meierschaft habe Äcker und Wiesen, „die sie von undenklichen Jahren her vor eigenthümlich halten und gegen Zins austhun". Als die Nordgeismarer, Bünchheimer und Gauzer Meierschaft im Jahre 1732 um Fortgewährung der seither gelieferten Frucht nachsuchten, erstattete der Rentmeister Köhler der Kammer Meldung darüber. Auf Erfordern gab er weiter an, daß sie bei Jagden, Erhaltung der Brücken und Wege die ihnen obliegenden Pflichten erfüllten; wenn man ihnen die Frucht weiter belasse, so könne man ihnen einen Revers abfordern, daß von den Grundstücken, die herrschaftlich seien und deshalb nur in halber Kontribution ständen, nichts veräußert werden dürfe, sie vielmehr zum Inventar einzutragen seien. Die Meierschaften, die auch ihrerseits zu einer Begründung ihrer Ansprüche aufgefordert waren, erklärten, ihre Urkunden seien bei den unterschiedlichen Bränden in Rauch aufgegangen, daher müßten sie sich auf den ruhigen Genuß seit unvordenklichen Jahren beziehen. Die Nordgeismarer Meierschaft müsse dagegen Aufsicht auf die Wildbahn und Obacht auf die Wildwächter haben, bei Hofjagden am Schöneberg eine Jagdbrücke ausschließlich zweier Balken bauen, welche die Herrschaft liefere, endlich die Straße im Scheidebecke bauen und bessern. Die Bünchheimer Meierschaft müsse die Landstraße von der Bünchheimer Linde den Diebsweg hinauf bis an den Lohgerberacker bauen und die Gauzer Meierschaft von da bis zur Karlsdörfer Brücke. Der Antrag des Rentmeisters wurde genehmigt, und die Frucht aus der Renterei, 13⅓ Metzen Korn und ein Viertel Hafer für jede Meierschaft, wurde fortgewährt; unter den Straßen sind natürlich Feldwege zu verstehn. Übrigens hatten die Meierschaften schon längst ihre Rechte, ihre alten Bräuche und Gepflogenheiten als eine Art von Verfassung aufgezeichnet. Nach dem Brand vom Jahre 1696, in dem das ältere Kapitalbuch der Nordgeismarer in Rauch aufgegangen war, wurde einiges der Art aus dem Gedächtnis der Alten in das neu angelegte aufgenommen. Es kann zum Beweise dienen, wie sehr sich die Meier noch als Markgenossen in der Flur fühlten, nach der ihre Genossenschaft benannt war. Danach hatte jeder Meier auf Erfordern des erwählten Vorstehers zum Wegebessern, bei Leichenbegängnissen und anderen nötigen Dingen bei einer Strafe von einem Schreckenberger*) gehorsamlich zu erscheinen. Andere Bestimmungen zielten darauf hin, den Feldfrieden fest aufrecht zu erhalten. Wer dem Nachbarn einen Wandstein auspflügt oder Land abpflügt oder Früchte aberntet, der soll nicht nur der Obrigkeit die gesetzliche Strafe erlegen, sondern auch der Meierschaft unwiderruflich drei Zober Bier geben. Die Heerstraße, die in einer Breite von zwei Ruten durch das Nordgeismarer Feld nach Hümme führte, durfte nicht durch Abpflügen geschmälert werden, auch war es streng untersagt, Äcker und Wiesen durch Fahren, Eggen und Reiten zu beschädigen oder durch Hüten zu verderben. Auch für diese Fälle war dem Verbrecher eine besondere Strafe von einem Zober Bier angedroht. Von alters her war es dem Müller in der jenseit der Esse unterm Schöneberge gelegenen Hagemühle verwehrt worden, einen Steg über das Wasser zu legen, weil man das Tun dieses Mannes und seines Gesindes nicht leicht überwachen konnte. Es wurde nun schriftlich festgesetzt, daß ein solcher Steg, so oft er gelegt würde, in Stücke gehauen werden sollte. Ihre Fruchtrente empfing die Meierschaft nach dieser Aufzeichnung nur wegen des Wildwächterdienstes und des Haltens einer Jagdbrücke unter dem Schöneberger Hagen. Ein neu gewähltes Mitglied hatte bei der Aufnahme drei Zober Bier und einen unsträflichen Schinken zu liefern.

Die Aufzählung der Grundstücke der Genossenschaft enthält auch manches Bemerkenswerte. Zunächst gehörte dazu der Thiehof, der Versammlungs- und Gerichtsplatz, der in keinem Dorfe fehlte und fast stets mit einer Linde bepflanzt war**); er wurde als Grasgarten benutzt. Ebenso deutet der Name eines anderen Grundstücks „beim Torenkasten" auf einen öffentlichen

---

*) Nach unserm Gelde etwa 50 Pf., der Kaufwert war natürlich weit höher.

**) Arch. f. Nieder-Sachsen, 1853, S. 265: Wo fry für einer stad oder für einem Dorfe uff einer thie eine linde sein schulle? Die soll so fry sein als ein wendelstein im felde.

Zweck. So hieß das Drillhaus, in das besonders Feld- und Waldfrevler zum Gespött eingesperrt wurden. Der Acker „auf dem Sänger“ war offenbar ein Teil der gemeinen Mark, der durch Feuer angerodet war, und ein anderes Grundstück lag so ungünstig an der Winterseite des Kammergrunds, daß man es später zu dem nahen Walde wachsen ließ. Beschäftigte man sich früher nur mit den drei Meierschaften, die vom Staat Fruchtrenten empfingen, so wurden im Jahre 1750 bei allen fünf die Verhältnisse untersucht, und es kamen dann die Meierschaftsartikel vom 7. März 1751 zustande, deren Grundsatz zu sein scheint: Was man nicht unterbringen kann, das sieht man als ein Staatslehn an. Der Eingang lautet: „Gleichwie kein collegium oder Gesellschaft ohne Consens und approbation des Landesfürsten rechtmäßig bestehen kann, als sollen sämtliche Meierschaften bei allergnädigster Herrschaft und jedesmaligen Regierungsveränderung bei dem Durchlauchtigsten Successore um gnädigste approbation und ratification ihrer Gerechtsame ansuchen.“ Die Meierschaften sollen dem Landesherrn treu, hold, gewärtig und gehorsam sein und Wege und Brücken in Ordnung halten; was sie für das onus refectionis genossen haben, soll ihnen weiter zustehn. Ihre Vorsteher haben die Güter ungeschmälert zu erhalten und die Einkünfte getreulich zu verwalten. Unnötige Zusammenkünfte und Schmausereien sind untersagt; die Versammlungen sind ohne Kosten und in Ruhe zu halten, und der Beamte, vor den auch die Irrungen und Bestrafungen zu bringen sind, soll von ihnen benachrichtigt werden. Wenn einer eintreten und muten will, soll die Aufnahme mit Vorwissen des Beamten geschehen; es sind zwei Taler für den Eintritt zu zahlen, davon einer an die Herrschaft. Schon der erste Artikel wurde bei den Regierungswechseln von 1760 und 1785 nicht gehalten. Auch im übrigen ließen die Genossenschaften nicht von ihren alten Bräuchen, denn die Überschüsse aus den Ländereien, die verpachtet wurden, während man die Wiesen meist gemeinsam nutzte, wurden auch weiterhin unter Zuzug von Gästen verschmaust und die Aufnahmegelder gingen denselben Weg.

(Schluß folgt.)

Im Dämmer.

Wir saßen droben. Müd und bang
Zog Dämmerung drunten das Tal entlang.
Du blicktest still in den sterbenden Tag,
Deß lohendes, feuriges Grüßen noch lag
Auf blinkenden Bergeshöhen.

Ist deine Seele in Traum gewiegt —
Ahnt sie, was dunkel noch vor uns liegt —
Spinnt sie in schimmerndes Glück sich ein —?
Schau um dich: droben noch Tag und Schein
Und drunten Nacht und Vergehen. —

Oder geht deine Seele jetzt still zur Ruh
Und schließt ihr leuchtendes Auge zu,
Umkost von der Nacht wie von Mutterarm,
Ein leidlos Schlummern, ohn' Gram und Harm,
Um morgen neu zu erstehen —? — — — —

Noch einmal im Scheiden der Sonne Blick
Umküsset mit Gold dich, mein junges Glück.
Da reichst du mir schweigend die zarte Hand:
Da hat dein sonniger Blick mir gebannt
Nächtige Schatten im Herzen.

Kassel. **F. A. Rahles.**

Gelegenheitsschriften aus westfälischer Zeit.

Von Paul Heidelbach.

(Fortsetzung.)

Zu den relativ hervorragendsten Pamphleten dieser Zeit gehört die derbe, mit beißendem Spott ausgestattete und flott gereimte „Jeromiade. Gegenstück zur Bonapartiade. Cassel 1813“. Von den die gesamten sieben Jahre der Fremdherrschaft umfassenden 97 Strophen des Büchleins seien, soweit es der Raum gestattet, hier einige wiedergegeben:

1. Der Mann, von dem ich schreiben will,
Den ganz Westphalen kennet,
Ist von Natur ein wenig still
Und wird nicht groß genennet.
Hieronymus, so heißet er,
Stammt von geringen Eltern her,
Und dennoch wurd' er König.

2. Im Grund war er Verwalter nur
Und zinsbar seinem Bruder;
Kurzum, war dessen Creatur
Und führt' ein schwaches Ruder:
Denn, ach! sein weiland Königreich
Sieht einem nackten Vogel gleich,
Dem man gerupft die Federn.

In dem Bericht über Jérômes Vorleben wird die Legende von seiner Tätigkeit als Kommis nicht als unumstößlich angenommen:

10. Man murmelt sich wohl leis' ins Ohr,
Er hab' einst Band gemessen,
Als Ladenbursch' in Baltimor',
Und das sey nicht vergessen.
Doch was sagt nicht Verläumdung all'
Auf diesem tollen Erdenball!
Man muß Jerom' nicht ärgern.

Es folgt die Schilderung seiner Seereisen, der Vermählung mit Miß Patterson, seine kriegerische Tätigkeit in Schlesien, die zweite Vermählung mit der württembergischen Prinzessin, seine Ernennung zum König.

19. Jerom', zum König avancirt,
Zog ein in Cassels Thore;
Doch — da im Winter er entrirt —
Mit halb verfrornem Ohre.
Es war da manches deutsche Maul
Bey'm Einzug recht verwegen faul,
Im Vivat zuzurufen.

20. Doch desto lauter war ein Troß
Zerlumpter Gassenjungen;
Die Buben waren, klein und groß,
Zur Festlichkeit gedungen.
Es that dies edle Straßenchor
Durch Vivatschreien sich hervor;
Ein Lümmel kommandierte.

21. Auch ward Illumination
Der ganzen Stadt befohlen;
Doch da es finster blieb zum Hohn,
So ließ man Fackeln holen.
Und nun zog der gemeine Schwarm
Vor's Schloß mit Flambeaux in dem Arm,
Die Majestät zu ehren.

22. Und bald kam eine müß'ge Schaar
Verlaufener Franzosen,
Die prangte schon im ersten Jahr
Mit Flittern auf den Hosen;
Und jeder beutellose Held
Bekam nun gutes deutsches Geld
Für Wind, den er uns brachte.

Die verschiedenen Minister werden vorgeführt und die Einführung des Code Napoléon und der Schwurgerichte kritisiert. Dann geht es fort:

31. Hauptsächlich ward die Polizey
In Cassel reformiret.
Der Herr Präfecten sah' man zwei,
Die's Ruder hier geführet.
Herr Bercagny und Bongars sind
Uns unvergeßlich durch den Wind,
Den scharf auf uns sie bließen.

32. Es gab hier eine Legion
Von allerlei Spionen.
Die edle Inquisition
Fing hoch hier an zu thronen.
Der allerwinzigste Verdacht
Ward zum Verbrechen leicht gemacht,
Und flugs saß man beim Susmann.

33. Die Wände hatten Aug' und Ohr
Zum Hören und zum Gaffen;
Besonders thaten sich hervor
Zwei hergelauf'ne Laffen.
Der Herr von Schalch ist stadtbekannt;
Der lange Würz, sein Helfer, stand
An allen Straßenecken.

34. Auch Damen wurden gut bezahlt,
Geheimes auszuspähen.*)
O, ständen sie doch abgemalt
An allen Winkelthüren!
Dann würde Alles, Groß und Klein,
Mit Abscheu auf die Nattern spey'n,
Und lautes Bravo! schallen.

35. Ach, leider trifft dies ein Geschlecht,
Das schön und sanft man nennet;
Dem Mancher sich zu Füßen legt
Und ew'ge Treu' bekennet!
O, Mädchen, die ihr Herzen habt,
Dem Fremdling Herz und Liebe gabt;
Entweih't ist eure Würde!

36. Im Übrigen ward väterlich
Gesorgt für seine Sitten.
Frau Venus zeigte öffentlich,
Daß sie sich ließ erbitten;
Denn Freudendirnen, ohne Zahl,
Erboten, patentiert, zur Wahl
Sich ohne alle Gène.

37. Und dieser leicht geschürzte Trupp
Von feilen Amazonen,
Formirte einen wicht'gen Club,
Werth in dem Staat zu wohnen.
Die Kupplerinnen, Heus' und Gall,
Versah'n vorab den Freudenstall
Mit manchem lieben Pärchen.

Dann erhalten Präfektur, Post und Münze ihr Teil; besonders schlecht aber kommt der von Johannes von Müller protegierte charakterlose Franzosenschwärmer Friedrich Wilhelm Murhard als Redakteur des „Moniteur" weg:

42. Ein Moniteur trat auch an's Licht,
Das Neu'ste uns zu künden.
Doch war darin von Wahrheit nicht
Das Mindeste zu finden.
Nach seinem Inhalt wär' Berlin
Und alles bis zum Eismeer hin
Längst fricassiret worden.

43. Wie konnt', durch solch ein Lügenblatt,
Ein Deutscher sich blamieren?
Er dürfte nun sich noch so glatt,
Man wird ihn mepprisiren.
Und sey er Jude oder Christ,
Gewühlt hat er in fremdem Mist;
Besudelt seine Feder.

Der Orden der westfälischen Krone —

Jetzt ist er wieder außer Brauch
Und gilt nicht eine Bohne —

wird sehr derb gekennzeichnet, Hoftheater und Maskenbälle geschildert und der recht negativen Bautätigkeit Jérômes das Urteil gesprochen:

48. Nun fing man auch mit Bauen an,
Und stark wurd' dies betrieben.
Herr Grandjean, ein Pariser Mann,
Ward ungesäumt verschrieben.
Der machte dann gar manchen Kohl;
Den Architekten ward nicht wohl;
Doch kümmert's nicht den Franzmann.

---

*) Soll wohl „auszuspüren" heißen, was der Reim verlangt.

49. Das Schloß, zum Theil, ward renovirt,
Zu machen mehr Parade;
Ein mächtig groß Balcon placirt
An seiner Hauptfaçade.
Zwei Flügel doch sind nun kaput,
Ein starker Brand legt' sie in Schutt;
Das war dann recht verdrießlich.

50. Auch an's Museum ward gedacht,
Jedoch nicht mit fünf Sinnen.
Zum Ständehaus ward es gemacht
Von Außen und von Innen.
Der neue Saal ist wunderschlecht,
Nach Grandjeans Plan gebaut, man möcht'
Den Großhanns*) nasenstübern.

52. Und auf der Höh' der Bellevü',
Wo sonst ein Garten blüh'te,
Da thronte jetzt des Marstalls Vieh
Von allerlei Gestüte.
Und Winkelställe mancher Art
Sieht man, mit Ekel da gepaart;
Man möchte schier purgiren.

53. Der große, schöne Friedrichsplatz,
Wo Gräschen lieblich sprießten,
Der glich bald einer Mönchesglatz',
Und ward zur sand'gen Wüste.
Des guten Friedrichs Marmorbild —
Des Fürsten, einst so sanft und mild —
Zerstückten die Vandalen.

54. Der Reitbahn, wo Galop und Trab
Geübt ward, ging's nicht besser.
Man riß die Colonade ab,
Der Platz ward dadurch größer.
Doch, was gewährt der weite Raum?
Das Schloß erscheint als Schlößchen kaum;
Wo Fülle war, herrscht Leere.

55. Der Königsplatz, den leer man fand,
Erhielt ein Wasserbecken.
Des Bruders Bild, das mitten stand,
Sollt' Ehrfurcht in uns wecken.
Doch sahe man das Ganze an,
So gab der weiße Brunnenmann
Nur Stoff zum Hohngelächter.

56. Gebaut ward ein Casernenhaus**),
Zu mildern Cassels Plagen;
Es leerte manchen Beutel aus,
Trotz allem Schrei'n und Klagen.
Auch blieb der lang' genährte Gast,
Die schwere Einquartierungslast,
Den Bürgern auf dem Halse.

57. Auch Wilhelmshöh' kam an die Reih';
Man tauft's Napoleonshöhe.
Ein Schauspielhaus stand funkelneu
Bald in des Schlosses Nähe;
Und beides ward, mit Geld und Müh' —
Vereint durch eine Gallerie
In Chinas buntem Gusto. —

Es wird dann Jérômes Zug nach Sachsen abgetan:

62. Es war der königliche Held
Vergnügt in seiner Seele,
Als er zurücke aus dem Feld
Gelangt mit ganzer Kehle.
Auch ist, fürwahr, der Krieg kein Spaß;
Man patscht im Koth, wird kalt und naß,
Und flugs hat man den Schnupfen.

63. Jerom' erholte sich nunmehr
Von seinen Kriegsstrapatzen.
Galant ging es bei Hofe her,
Verliebter, wie bei Spatzen.
Gern spielte l'Hombre der Monarch
Mit Damen; war dabei nicht karg;
Die Königin — sie paßte!

Aber, wenn er auch oft und gern mit den Damen des Hofes Ovids „ars amandi" umblätterte,

Nicht dieser Zeitvertreib allein
War der, an dem er hinge;
Ein König weiß sich zu zerstreu'n
Durch tausend schöne Dinge.
Gar viel wurd' aufs Tapet gebracht:
Par force ward gar oft gejagt
Im Park, genannt die Aue.

Aus Polen wird Jérôme vom Kaiser bald wieder heimgeschickt.

Der kam dann ganz verblüfft nach Haus
Und ließ die Nase hängen.
Doch da er sich in's Kriegsgebrauß
Nicht brauchte mehr zu mengen;
So tröstete sich sein Gemüth
Und er fing an das alte Lied
Mit seinen Concubinen.

71. Doch störte bald den Wonnetraum
Ein fürchterliches Wecken.
Aus Rußlands eisbedecktem Raum
Drang Hiobspost und Schrecken.
Denn Hunger, Frost und all' die Noth,
Die dem Geschick steht zu Gebot,
Rieb auf des Corsen Heere.

Mit packender Anschaulichkeit wird uns nun der russische Feldzug vorgeführt:

72. Ha! wer vermag das graffe Bild
Des Elends wohl zu schildern?
Die Seele wird beim Denken wild;
Nichts kann der Griffel mildern.
Die Hand erlahmt, das Herz erbebt;
Und alles, was auf Erden lebt,
Muß dem Verschulder fluchen! —

73. Man denke sich ein weit Revier
Von mehr als hundert Meilen,
Wo Teufel sich voll Mordbegier
In Menschenopfer theilen;
Wo alles zürnet, alles stürmt;
Sich Eis und Schnee zu Bergen thürmt,
Und wo kein Hälmchen grünet.

74. Wo eine Stadt in Asche sinkt,
Von Thränen heiß umflossen;
Wo — o des Greul's! — der Boden trinkt
Das Blut von Mensch' und Rossen.
Wo eines Volk's gereiztes Schwerdt
Den Feind von Heerd und Altar wehrt;
O Engel möchten weinen!

75. Wo alles gilt, Gewalt und List,
Und Tausende verbluten;
Wo, was der Rache Schwerdt nicht frißt,
Streng peitscht der Allmacht Ruthen.
Wo der versinkt in Feuersgluth,
Den nicht verschlingt die Wassersfluth;
Ha! weh' dem großen Würger!

*) Witzige Übersetzung von Grandjean.
**) Die jetzige städtische Kaserne.

76. Wo, ganz erstarrt von Eis und Schnee
Die Krüppel fort sich schleppen,
Und, ach! sich unter Angst und Weh
Verirr'n auf öden Steppen,
Bis sie zuletzt der Tod ereilt,
Da, wo kein Todtengräber weilt,
Und die Natur nur trauert.

77. Wo zwischen tief morast'gem Strand
Die Beresina schleichet;
Ein Brückenpaar der Ufer Rand
Nur schwach zusammen beuget.
Wo alles sich den Weg verrennt
Und Menschheit Menschlichkeit nicht kennt,
Um Rettung zu erzwingen.

78. Wo endlich man, auf Gott ergrimmt,
Das Heiligste nicht achtet;
Hinüber über Leichen klimmt
Und selbst den Bruder schlachtet.
Wo alles sich einander zwängt,
Sich wüthend von der Brücke drängt
Und in die Fluth begräbet! —

79. Der Griffel meiner Hand entfällt,
Die Seele will verzagen!
Nein, nein, um eine ganze Welt
Möcht' ich den Fluch nicht tragen;
Den Fluch, der jenen Henker trifft;
Sich wiederholt in Flammenschrift
Und hoch zum Himmel schreiet!

Doch nun kommt die Nemesis:

Der Löwe ist vom Schlaf erwacht;
Die Riesenschlange matt gemacht;
Laut tönt die Sieg'strompete!
Dem kleingemachten großen Mann
Bangt für sein Sünderleben;
D'rum eilt er, was er eilen kann,
Zum Rhein sich zu begeben.
Denn seit der Schlacht bei Leipzig ist,
Wie, liebe Leser, ihr es wißt,
Rumor in allen Ecken. —

Die Kosacken unter Czernitscheff ziehen in Kassel ein. Aber

87. Zum zweiten Mal verließen schnell
Die Stadt die Herrn Kosacken;
Dem Franzmann strahlte wieder hell
Die Sonn' auf Nas' und Backen.*)
Jerom', der hier nun war nicht mehr,
Schickt seinen Lieutnannt Allix her,
Ein wenig uns zu zwiebeln.

88. Der wußte denn auch den Befehl
Recht strenge zu vollstrecken.
Auf wack're Männer sah er scheel,
Ließ in's Castell sie stecken.
Verhöre kamen in den Gang,
Denn dazu hat der Franzmann Hang,
Vorab auf deutschem Boden.

89. Gar drollig das Benehmen war
Der Herrn Inquisitoren,
Mit Backenbärten, krausem Haar
Und Midasförm'gen Ohren.
Sie fragten Manchen im Verhör:
Warum er eingekerkert wär'?
Und spreizten sich nicht wenig.

*) Gemeint ist wohl die notdürftig mit Gips restaurierte Napoleonstatue auf dem Königsplatz, der beim Einzug der Russen der Pöbel Arm und Nase abgeschlagen hatte.

90. Doch wieder kam Jerom', der Held,
Zu jedermanns Erstaunen,
Zu tummeln sich auf sicherm Feld
Mit Trüffeln und Kapaunen.
Die Sehnsucht nach so manchem Schatz
Trieb ihn, den Tapfern, nach dem Platz
Der weichen Ottomanen.

91. Das Späßchen doch war leider kurz
Mit seinen Freudenschwestern.
Sie floh'n, kurz vor des Thrones Sturz,
Nach Südens warmen Nestern.
Man weiß, der Kantschu paßt nicht sehr
Zu Muse und eau de mille fleurs,
Und Jerom's magern Rücken.

92 Doch noch wich dieser nicht vom Fleck,
Trotz Tartar'n und Baschkiren;
Es mußte noch der letzte Speck
Westphalens fortmarschiren.
Was werth noch schien, ward eingesackt;
Zum Transportiren rasch gepackt;
Es galt für bonne prise.

93. Und starke Conto's, ohne Zahl,
Die man insinuiret,
Sie wurden, unbefriedigt, all'
Zur Schwelle renvoyiret.
Die letztbezahlte Zeche nahm
Man ja zurück, und nichts bekam
Der d'rum geprellte Diener.

94. Die Helden an der Saal' und Pleiß'
Nun bließen her die Feder;
Sie rückten, nach der Sieger Weis',
Den Feinden dicht auf's Leder.
Die waren dann nun auch nicht dumm;
Sie liefen und sah'n sich nicht um,
Bis an den Rhein sie kamen.

95. Die Majestät ist nun entfloh'n;
Gesäubert sind die Gassen.
Leer hinterläßt Jerom' den Thron,
Doch leider! auch die Kassen.
Conträr ging's seinem Hoheitssinn,
D'rum sagt' er noch zuletzt*): „Ich bin
Französ'scher Prinz viel lieber".

96. So fahr' denn hin, du schlechter Hecht,
Mit dem, was du gestohlen;
Man wird es einst, und das mit Recht,
Zurück vom Hauptdieb holen.
Du raubtest deutsches Gut und Blut,
D'rum haben wir jetzt stolz den Muth,
Dir stillen Dank zu geben.

97. Und alle Herrn Franzosen, die
In Cassel hoch stolziret,
Den Deutschen bête — das heißt Vieh —
Gar oft getituliret;
Zerstoben sind sie all', wie Spreu,
Und wir, Gott lob! sind wieder frei,
Und feiern ein Te Deum!

Damit schließt das Gedicht. Es leistet sich, wie man gesehen hat, vielleicht einige Übertreibungen und Unrichtigkeiten, ist aber im Gegensatz zu den meisten anderen Produkten jener Zeit so kernig frisch gehalten, daß es sich wohl verlohnte, in größerem Maße daraus zu zitieren.

*) Bei der großen Cour im Bellevueschloß am 17. Oktober.

Es bleibt noch ein auch wieder anonym erschienenes Pamphlet übrig, das wohl von allen die größte Verbreitung hatte und besonders wegen der Person des Verfassers interessant ist. Es ist „Der Abschied aus Cassel. Ein rührendes Singspiel von Friedrich Germanus. Moskau, bey Hans van Damme.“ Sein Verfasser ist, wie Paul Zimmermann, der Kommentator dieses Pamphlets, nachgewiesen hat*), der vormalige westfälische Finanzminister Graf von Bülow, der im Jahre 1811, ein Opfer der gegen ihn gesponnenen Intrigen, gestürzt wurde und auch noch auf seinem Gute Essenrode von Spionen umgeben war, so daß ihm der Zusammenbruch des westfälischen Reiches sehr erwünscht sein mußte. Die ursprüngliche Dichtung Bülows war zum größeren Teil französisch abgefaßt: Le Départ de Cassel 1813. Sehr bald wird es dann ins Deutsche übertragen worden und muß sehr beliebt gewesen sein, wie die zahlreichen umlaufenden Drucke beweisen, von denen sich noch jetzt fünf verschiedene nachweisen lassen.

Der mir vorliegende, 15 Seiten in 8°, trägt den oben angeführten Titel. Bülow zeigt sich überall als hervorragenden Kenner der Verhältnisse am Kasseler Hof; umsomehr ist es zu verwundern, daß auch er das Märchen von Jérômes früherer Tätigkeit als Kommis kolportiert. Bei dem erbitterten Haß Bülows gegen seinen Verdränger und Nachfolger Malchus sind die gerade gegen diesen besonders gerichteten Übertreibungen verständlich.

Bülow läßt in einer „Großen Versammlung bei Hofe“ nacheinander den König, die Palastdamen, Minister usw. auftreten:

*) Zeitschr. d. Harzvereins XXIV.

Der König (vom Throne steigend).

Adieu, meine Damen! Adieu, meine Herr'n!
Ich geh' nach Corsika;
Man sah mich hier doch niemals gern,
Jetzt ist der Teufel nah'!
Man trägt nach alten Herrn Verlangen,
Und wär capabel, mich aufzuhangen.
Adieu, meine Damen! Adieu, meine Herr'n!
Ich geh' nach Corsika!

(Für sich, im Abgehen.)

Ich geh' nun wieder in den Laden,
Was setzt auch mich der Tollbrecht auf den Thron?
Trotz allem Räuchern, allem Baden
War ich darauf ein trauriger Patron:
Verlor — ach Gott! — die schönen Waden
Und meine süsseste Miss Patterson:
Ach! welch' ein wackerer Geselle
War ich vordem in Baltimor!
Nein! Nein! ich ziehe doch die Elle
Den Kronen und den Sceptern vor. (Ab.)

Die französischen Palast-Damen.

Laufet, ach laufet! Räumet die Häuser!
Rettet die Ringe! rettet das Geld!
Läuft doch der König, läuft doch der Kaiser,
Alles vergehet in irdischer Welt.
Längst schon, ach! war es gar deutlich zu spüren,
Konnte Jerome nicht Prästanda prästiren.

(Ab mit zierlichen Sprüngen.)

Die deutschen Palast-Damen.

Ach! was sollen wir beginnen!
Allem, was der König will,
Halten wir so gerne still;
Doch nichts mehr ist zu gewinnen;
Denn Jerome hört auf zu zahlen
Und das Königreich Westphalen
Hohlt der Teufel ganz und gar.
Jeder weiss, was er — einst war.
Mögen unsre Männer brummen!
Wir verdienten grosse Summen.
Unsre Männer sind nicht dumm.
Geld ist ein Specificum.

(Sie schlagen ein Schnippchen und trippeln ab.)

(Schluß folgt.)

Der tolle Musikant.

Frei aus dem Amerikanischen des Egerton Castle übertragen von Louise Faubel.

(Nachdruck verboten.)

Der Reisende saß auf dem Meilenstein, gerade dort, wo der Weg über den Hügel hinüber sich nach dem Walde zu abzweigt. Zu seinen Füßen lag das zerbrochene Rad, etwas weiter hinweg die Überreste des Wagens selbst. Ein wohlgenährtes Pferd war daneben an einem Baumstamm festgebunden, es graste gleichgültig und unbekümmert, während des jungen Reisenden schönes Gesicht einen mürrischen, unzufriedenen Ausdruck trug. Hinter ihm befand sich das kühle Dunkel des Waldes, vor ihm lag die Ebene, mit Gold bestreut von den wagerechten Strahlen der sinkenden Sonne. Zwischen dem Weg und dem Waldessaum plätscherte ein munterer Bach, und auf dem obersten Ast eines Tannenbaums sang eine Drossel. Aber der auf dem Meilenstein Sitzende sah weder das Gold des Tales, noch hörte er des kleinen Vogels Lied. „Das ist eine schöne Geschichte“, war wohl für den Augenblick sein einziger Gedanke. Es ist gewiß auch kein Vergnügen, eine volle Stunde wie festgenagelt auf einem Meilenstein zu sitzen, während Kutscher und Diener zu Pferde und zu Fuß das Land nach allen Richtungen hin durchstreifen, um Hilfe herbeizuholen. Von der Schläfrigkeit übermannt, verwünschte der junge Mann das friedliche Tal mit seinen Feldern und Obstgärten und nannte

es den elendesten, von Gott verlassenen Flecken der Erde. Plötzlich belebte sich sein müdes Auge. Unten auf der Landstraße schien sich etwas zu bewegen. Leider war es aber nur ein Fußgänger, doch vielleicht konnte er Rat oder Hilfe schaffen. Jedoch, als der Näherkommende am Fuß des Hügels angelangt war, erstarb die Hoffnung in der Brust des Reisenden; er fiel wieder in seine üble Laune zurück. Der Wanderer sah nicht wie ein kräftiger Landmann aus, der befähigt war, als Führer nach dem nächsten Dorf oder der nächsten Schmiede zu dienen. Es war nur ein fahrender Musikant, der zweifellos ebensowenig des Weges kundig war als er selbst. Die Sonnenstrahlen spiegelten sich gerade in dem Firnis der Geige. Bei einer steilen Biegung des Weges verschwanden Mann und Geige für einige Augenblicke. Nun hörte man auch einen eigentümlichen, schwachen Ton. Er schien zuerst so verwebt mit dem Gemurmel des Baches und dem Gesang der Drossel, daß der junge Mann auf dem Meilenstein ihn kaum heraushören konnte. Jedoch als der Ton näher schwebte, wurde er gezwungen zuzuhören und den Worten zu folgen. Es war das Lied des Wanderers, des Herumstreichers, der arm und doch stolz, ohne einen Heller, ohne Fesseln sich der Freiheit erfreut, seinen Durst am Bache löscht und sein Stück trockenes Brot am Wege verzehrt. Ein Lied von dem nickenden Gras, dem Vogel im Walde, den tanzenden Blättern, der aufsteigenden Lerche und dem weiten, blauen Himmel. Ja, die Landstraße ist voll lustiger, schöner Dinge, voll Lieblichkeit, voll gesunder Müdigkeit und erfrischenden Schlafes für alle die, die ihre geheimnisvolle Poesie kennen.

„Guten Abend, junger Herr!" Die Melodie hatte aufgehört. Die Figur eines Mannes hob sich plötzlich silhouettenhaft von dem leuchtenden Abendhimmel ab und grüßte mit einer tiefen Verbeugung. Die Bewegung der schwarzen Silhouette war so höflich, der Klang der Stimme so vornehm, daß der junge Mann sich beinahe erhoben hätte, um den Gruß zurückzugeben; jedoch sah er noch rechtzeitig die Geige. Puh, es war nur der fiedelnde Landstreicher. Sich seines Impulses schämend, zog er ein Geldstück heraus und warf es dem Musikanten hin. Dieser hüpfte hurtig zur Seite, die Münze fiel, in den roten Sonnenstrahlen hell glänzend, zur Erde. Dann blickte er lächelnd auf den gebieterischen Geber, seine Zähne blinkten so weiß wie die eines Wolfes aus dem tiefen Braun des Gesichtes. Seinen zerdrückten Hut nahm er abermals ab, ein sehniges, mit einem staubigen blauen Strumpf bekleidetes Bein streckte er aus und machte eine Verbeugung, die vor zwanzig Jahren den Neid des nobelsten französischen Marquis erregt hätte.

„Ich grüße Euch, ich grüße Euch, mein junger Lord." Der Geiger brach in Lachen aus. „Höret auf, mit jenen Pistolen in Eurer Tasche zu spielen, edler Herr!" rief er, „denn, bei Kalliope, es sind nicht Eure Geldsäcke, die ich begehre, sondern Eure Jugend, Eure goldene Jugend."

Der Bursche hat ein unstetes Auge, dachte der Reisende. Er wäre auf diesem einsamen Weg noch lieber einem Straßenräuber als einem Wahnsinnigen in die Hände gefallen.

„Wenn es Tollheit ist, in Euch solch ein Geschenk der Götter zu verehren," sagte der seltsame Landstreicher, den Gedanken erratend, „so bin ich toll, Herr, sogar rein toll!" Er beugte ein Knie, legte seine Geige unters Kinn und strich mit dem Bogen über die Saiten. „O Jugend", intonierte er zwischen den Seufzern des Instrumentes. „O Frühling! O Schwingen der Seele! O Reinheit des Herzens, Erwartung, unbekanntes Mysterium des Lebens! O du Reichtum an Kraft und Sehnsucht! Seht nun, wie Ihr da sitzt!" rief er, wieder in den gewöhnlichen Redeton zurückfallend, „in einem fremden Land, am Rande des Waldes, das Tal der Sonne zu Euren Füßen, den Bach neben Euch murmelnd und den Vogel über Eurem Haupte die Wünsche Eurer Seele singend. Bei Apollo, junger Mann, hier seid Ihr im Frühling des Lebens, in der Mitte eines Abenteuers!" Wieder strichen die dünnen Finger über die Saiten, ein wunderliches Gefühl kam über den Reisenden, in seinem Innern fand diese seltsame Melodie ein Echo.

„Hört, mein Lieber," sagte er und versuchte die Stirn in Falten zu ziehen, „ich bin nicht aufgelegt, Dummheiten zu treiben. Nehmt Euer Geld und geht, oder bleibt und verdient Euch noch ein Goldstück, indem Ihr mir sagt, wo ich bin und wie weit es bis zum nächsten Dorf ist."

„Herr," erwiderte der andere eilig, „Reisende müssen sich gegenseitig beistehen, ohne an eine Belohnung zu denken, ja, wenn Ihr mir Eure Jugend geboten hättet? Wir sind gerade auf der Grenze zwischen dem alten Fürstentum Schwarzburg und dem neugebackenen, zusammengeflickten Königreich Westfalen, das Sr. Majestät, dem König Jérôme, dem gekrönten Produkt der großen Revolution, gehört!"

„Pfui!" rief der junge Reisende.

Des Geigers ruheloses Auge leuchtete. „Der Herr ist ein Engländer? Wahrlich, kein anderer kann so stolz aussehen. Ich hätte kaum zu fragen brauchen."

Der junge Mann blickte hochmütig drein. Der Musikant betrachtete ihn eine Zeitlang schweigend mit einer Art ernsten Spottes und sagte dann bedächtig: „Das englische Gefühl ist eine prächtige

Mischung aus Stolz, Verachtung und anderen erhabenen Essenzen. Nur seid vorsichtig, mein Bruder Wanderer, erhebt Euch nicht über Eure Jugend und verachtet nicht ihre herrlichen Gelegenheiten."

„Singula de nobis anni praedantur euntes;
Eripuere jocos, Venerem, convivia, ludum."

Mit diesen Worten schulterte er seine Geige und schien sich mit einer Schwenkung seines Bogens verabschieden zu wollen, aber, wie einer Eingebung folgend, stand er nochmals still und beobachtete den Reisenden. Diesem fiel es auf einmal auf, daß eine gewisse Würde in dem Blick des Musikanten lag, die nicht mit dem Zigeuneraussehen, den schäbigen Kleidern übereinstimmte, daß Bettler für gewöhnlich nicht den Horaz zitieren, daß sein Gruß ein Muster von Höflichkeit und feiner Sitte gewesen war, daß vor allem des jungen Edelmannes stolze Haltung gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Dieser auf seinem Meilenstein wurde verlegen, die Röte der Scham stieg in seine Wangen. Der Geiger drückte seine Geige an die Brust und kniff ein paar Saiten, so etwa wie ein Mann die Wangen seiner Liebsten kneift. „Pardi", sagte er, in ihren Hals hineinsprechend, „jenes Rot sagt uns, daß der Jüngling noch zu hoffen hat. Herr," rief er dann munter, „ich glaube, ich kann Euch nützlich sein. Ich stelle mich Euch zur Verfügung. Darf ich wissen, mit wem ich die Ehre habe?"

„Ihr redet mit Steffen Lee, Graf zu Waldorf-Kilmannsegg, einem österreichischen Edelmann, der nach seiner Besitzung reist", antwortete der junge Mann mit unaussprechlicher Genugtuung.

„Österreicher!" wiederholte der andere und zog seine scharf gezeichneten Brauen in die Höhe. „Es ist eine sicherere Nationalität für die Reisenden in des großen Cäsars Reich als England heutzutage. O, Ihr habt recht, ganz recht! Es würde eine große Unvorsichtigkeit sein, auch nur einen Tropfen englisches Blut zu verraten, so lange Monsieur Bonaparte regiert." Der Stich traf. Höher färbten sich des jungen Mannes Wangen.

„Trotz meinem österreichischen Vater habe ich von meiner verstorbenen Mutter genug englisches Blut in meinen Adern, um den Emporkömmling zu hassen und seine Brüder zu verachten," rief er, „das kann jedermann wissen!"

Des Geigers Lächeln wurde noch freundlicher. „Die Jugend mag sich verleugnen, aber sie bricht immer wieder durch", sagte er leise zu seiner Geige. „Der junge Mensch hat Temperament. Aber die Vorstellung ist noch nicht vollständig," fuhr er fort, „ich habe sie zu vollenden. Vor allem, laßt uns höflich sein. Also, Kamerad, Ihr seht vor Euch ein Individuum, im ganzen Land bekannt als der tolle Musikant, manchmal auch Geigerhans genannt. Einige nennen mich den gelehrten Vagabunden und einige, die Kinder — Gott segne sie — Onkel. Gleich wie bei Euch ist meine Nationalität unentschieden. Einige sagen, ich sei ein Franzose, andere wieder, ich sei ein Deutscher oder Italiener. Ihr könnt wählen, auch meinen Namen, Geigeronkel, Geigerhans, oder aber Ihr dürft mich ernennen zum Sänger der Jugend!"

Mittlerweile war Steffen Lee, Graf Kilmannsegg, auf sich selbst ärgerlich geworden, daß er einem vagabundierenden Bettler so viel von seinen Gefühlen verraten hatte. „Zweifellos wird es für Euch, mein guter Mann, zu Zeiten besser sein, Euren Namen zu verschweigen. Ich versichere Euch, ich bin nicht neugierig ihn kennen zu lernen", bemerkte er mit beleidigender Arroganz. Der Geigerhans blickte so finster und drohend, daß der ganze Hügel schwarz erschien. Er fuhr über die Saiten und sie tönten wie im Zorn.

„Mein Name, Knabe," sagte er mit halberstickter Stimme, „mein Name ist tot, ebenso wie meine Jugend." Dann wurde er plötzlich wieder ruhig, sein Zorn war verflogen. „Es gibt Glückliche, deren Name nach ihrem Tode noch fortlebt, ich lebe, aber mein Name ist tot. Dies muß Euch genügen. Aber seht", rief er, den Ton abermals wechselnd, während der Graf ihn anstarrte, dessen träges, österreichisches Blut und überlegender, englischer Verstand einem solch schnellen Stimmungswechsel nicht folgen konnte, „seht, es wird dunkel, die Sonne ist schon hinter der Talgrenze verschwunden und der Wald ist von der Nacht erfüllt. Winken Euch nicht die Lichter eines noch unbekannten Obdaches, die Kaminecke fremder Gastfreundschaft? Wer weiß, was für eine schöne Wirtin Euch und Eure Jugend heute noch begrüßen wird! Und wenn sich Eure Seele auch nicht nach einem galanten Abenteuer in des Waldes Tiefen sehnt, so ist doch noch hier ein armes, stummes Wesen, das nach dem Stall und dem Futter verlangt." Während der Musikant so sprach, schritt er auf das Pferd zu und löste den Zügel von dem Baum. „Ihr hättet wenigstens diese zerschundenen Kniee baden können," rief er mit vorwurfsvollem Blick aus, „der gütige Bach läuft neben Euch dahin." Er führte das Tier an das Wasser, nach einer Pause wendete er sich wieder zu seinem Gefährten und sagte lächelnd: „Helft mir mit dem Rad, Kamerad. Laßt uns sehen, ob wir nicht eine Lünse improvisieren können. Dann, wenn Ihr schieben helft, wird das verzeihende Tier sein Bestes tun, um Eure Sachen in Sicherheit zu bringen."

Aber es war der Musikant, der das Rad ausbesserte, während der Reisende bewundernd den geschickten braunen Händen zusah. Und dann machten sie sich bei hereinbrechender Dunkelheit auf

den Weg. Steffen Lee, Graf zu Waldorf-Kilmannsegg, schob das Rad, wie ihm befohlen war, und der Geiger marschierte vorher, den Zügel um den Arm geschlungen, und dabei halblaut ein Liedchen summend. Von der holperigen Landstraße führte der Weg auf einen breiten Pfad, der den Wald in zwei Hälften zu teilen schien. Die Füße traten jetzt auf einen weichen Teppich von Fichtennadeln, rechts und links lagen schon die Schatten der Nacht auf den ausgestreckten Zweigen der Bäume, vor ihnen, gleich dem Fenster einer Kathedrale, leuchtete ein Stückchen Himmel, rosa und grün, mit einzelnen Sternen in der Mitte. Bald sah Steffen in der Ferne ein gelbes Licht schimmern und wußte nun, daß dies das unbekannte Obdach war.

„Aber was wird aus meinem Kutscher und meinem Diener?" rief er aus. Der Geiger blickte über die Schulter nach ihm hin und lachte. Er schob den Zügel höher hinauf und griff in die Geige. „Zum Teufel mit Kutscher und Diener, zum Teufel mit Vorsicht und Vorbedacht!" sang er spöttisch durch den Wald, „o Jüngling, genieße die Jugend! O Jüngling, sei jung!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Wilhelmshöhe. Anläßlich der Zusammenkunft König Eduards VII. mit dem Deutschen Kaiser in Wilhelmshöhe bringen verschiedene auswärtige Zeitungen Feuilletons über diese weltberühmten Anlagen. Das wäre an sich sehr erfreulich, wenn der Inhalt einiger dieser Artikel weniger die Absicht erkennen ließe, dem hessischen Fürstenhaus wieder einmal etwas anzuhängen. So dies von Berliner Journalisten wie Lee und Holzbock geschieht, wissen wir dies in gebührender Weise einzuschätzen. Bedauerlicher aber liegt der Fall, wenn solche Berichte von Kassel selbst ausgehen, wie beispielsweise ein von Kassel datiertes Feuilleton „Wilhelmshöhe" in der Unterhaltungsbeilage der „Berliner Neusten Nachrichten" vom 8. August 1907. Einige historische Unrichtigkeiten fallen nicht weiter ins Gewicht; aber was soll man dazu sagen, wenn hier allen Ernstes die durch nichts bewiesene Legende von der Ohrfeige kolportiert wird, die Landgraf Karl bei der Einweihung der Kaskaden 1714 dem Erbprinzen versetzt haben soll, wenn dem ersten Kurfürsten die albernen Worte in den Mund gelegt werden, daß nur im Zopfe die Treue und Ehrlichkeit sitze, und schließlich an der Hand irgend eines obskuren Anekdotenbüchelchens der komische Anblick geschildert wird, den die abgeschnittenen, die Fulda hinabschwimmenden Zöpfe aller Militärs (!) dargeboten hätten! Wenn so etwas als historisches Faktum von Kassel selbst aus verkündet wird, dann darf man sich nicht wundern, daß ausgerechnet gerade Kassel und Hessen in auswärtigen Blättern immer nur sub specie ioci einem mitleidig und überlegen lächelnden Publikum vorgeführt werden. Wer will den „Ausländern" ihre bis zur Ermüdung aufgetischten Legenden verargen, wenn sie aus der ehemaligen Hauptstadt des Hessenlandes selbst heraus Eideshelfer finden?*)

*) Wie wir nachträglich erfahren, liegt die Schuld an der betreffenden „Korrespondenz".

. Schwälmer Tänze. Der für diesen Monat geplante Besuch der Deutschen Kaiserin in der Schwalm ist auf nächstes Jahr verschoben worden.

Klageabweisung. Die Klage des Landgrafen Alexander von Hessen auf Feststellung seiner bzw. des hessischen Fürstenhauses eventueller Rechtsnachfolge in das Fürstlich Hanauische Fideikommiß Horschowitz und Jinetz ist vom Prager Landesgericht abgewiesen worden.

Hessischer Geschichtsverein. Sonntag, den 4. August unternahm der Hessische Geschichtsverein in Kassel einen Ausflug nach Felsberg, besichtigte die dortige alte Kirche und stieg dann zur Burgruine hinauf, wo Ingenieur Ernst Happel in freier und lichtvoller Rede über Geschichte und Architektur der Burg sprach. An den Vortrag schloß sich ein Rundgang durch die Burgräume unter Führung des Redners an. Auch dieser Ausflug, der von prächtigem Wetter begünstigt war, fand wieder überaus zahlreiche Teilnehmer, ein Beweis dafür, wie glücklich seinerzeit der Gedanke des Vereinsvorstandes war, die Mitglieder zu den denkwürdigsten Stätten unseres schönen Hessenlandes zu führen und ihnen zugleich an Ort und Stelle die jeweilige historische Belehrung darzubieten.

Hochschulnachrichten. Marburg: Der Nationalökonom Professor Dr. jur. et phil. Heinrich Sieveking hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Zürich als Nachfolger von Professor Herkner angenommen. Seine Ernennung zum Ordinarius ist bereits erfolgt. — Der außerordentliche Professor Lic. theol. Rudolf Knopf hat einen Ruf als außerordentlicher Professor für Exegese des Neuen Testaments an die evangelisch-theologische Fakultät in Wien erhalten und angenommen. Das neue Lehramt übernimmt Professor Knopf mit Beginn des kommenden Wintersemesters.

— Der bisherige außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät Dr. Disse wurde zum ordentlichen Honorar-Professor ernannt. — Die theologische Fakultät in Halle verlieh dem außerordentlichen Professor Lic. theol. K. Bornhäuser, der mit Ablauf des Sommersemesters an die Universität Marburg versetzt ist, den theologischen Doktorgrad. — Der Oberarzt der chirurgischen Klinik, Privatdozent Dr. Danielsen, wird zum 1. Oktober seinem Chef, Professor Dr. Küttner, nach Breslau folgen. — Der erste Assistenzarzt am pathologisch-anatomischen Institut in Tübingen, Dr. W. Dibbelt, ist zum Abteilungschef am Behringschen Institut ernannt worden. — Dem Universitätssekretär Kanzleirat König wurde aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums der Rote Adlerorden 4. Klasse mit der Zahl 50 verliehen. — Auf Anregung des Korps Guestphalia reichte der Marburger S. C. dem Oberbürgermeister, Stadtverordnetenvorsteher, Landeshauptmann und Oberpräsidenten eine Resolution ein, in der die Marburger Studentenschaft ihre höchste Beunruhigung ausspricht über die „zunehmende Verschändung der ehrwürdigen Schönheit ihrer akademischen Heimat, wie sie durch die Ausführung des neuentworfenen Stadtbebauungsplanes am Fuße der Stadt geschieht". Sie erwartet, daß von zuständiger Seite „Bemühungen einsetzen, von dem landschaftlichen Zauber der alten Stadt, der so viele junge und alte Akademiker in seinen Bannkreis gezogen hat und noch ziehen soll, zu retten, was noch zu retten ist." — Nach dem Vorbild anderer Universitäten wurde eine akademische Lesehalle eingerichtet.

Gießen. Die 300jährige Jubelfeier der Ludoviciana nahm einen glänzenden Verlauf. Der Großherzog hielt in der neuen Aula als Rector magnificentissimus eine bedeutungsvolle Rede, in der er versprach, der Universität auch ferner ein wohlgesinnter Schützer und Förderer zu bleiben und ihr das volle Maß der Bewegungsfreiheit zu belassen, ohne die eine für die Allgemeinheit fruchtbringende Arbeit in wissenschaftlicher Forschung und Lehre nicht möglich sei. Auch der Minister des Innern Braun betonte, daß der Wert der Hochschule für das Staatsleben sich fort und fort steigert, je mehr die Reste der für Forschung und Lehre beengenden Schranken aus den Zeiten des Absolutismus und Bekenntniszwanges gefallen sind. Rektor Behaghel hielt eine brillante Begrüßungsrede. Gießens Oberbürgermeister teilte mit, daß die Stadtverordnetenversammlung ein Stipendium von 20 000 M. errichtet habe und der Universitätsbibliothek 5000 M. zur Verfügung stelle; auch die Provinz Oberhessen überwies 20 000 M. zu wissenschaftlichen Zwecken; eine gleiche Schenkung machte, wie wir schon früher mitteilten, die Gießer Kaufmannschaft. Professor Harnack-Berlin sprach im Namen der Akademien und gelehrten Gesellschaften, Geh. Rat Schmitz-Metzler-Frankfurt für die Senckenbergische Stiftung, Archivdirektor Dr. Frhr. Schenk zu Schweinsberg-Darmstadt für den Hessischen Historischen Verein. Exzellenz v. Eichhorn brachte die Glückwünsche des Kaisers und übergab dem Rektor Professor Dr. Behaghel und dem Provinzialdirektor Dr. Breidert den Kronenorden 2. Klasse, dem Oberbürgermeister Mecum den Kronenorden 3. Klasse. Die Ehrenpromotionen weisen interessante Namen auf. Es wurden u. a. zu Ehrendoktoren ernannt: in der juristischen Fakultät Staatsminister Ewald-Darmstadt, Prof. Harnack-Berlin, Prof. Bücher-Leipzig, Prof. Lehmann-Göttingen, Prof. Velting-Florenz; in der medizinischen Fakultät Graf Posadowsky-Wehner, Prof. Horst-Freiburg, Prof. Wiener-Leipzig, Prof. Löffler-Greifswald, Kommerzienrat Merck-Darmstadt; in der philosophischen Fakultät der Großherzog von Hessen, Minister Braun-Darmstadt, Prof. H. Meyer-Leipzig, Geh. Baurat Sarrazin-Berlin und der Herausgeber des Kunstwarts Avenarius; in der theologischen Fakultät Pfarrer Weber-Lich und Pfarrer Waitz-Darmstadt. Die fünf Festtage brachten Ausflüge, Festvorstellungen, einen großen Kommers und ein imposantes Volksfest. Der Großherzog verlieh eine große Zahl von Orden und Titeln. — Der Privatdozent für Psychiatrie und nervöse Krankheiten Dr. med. Adolf Dannemann wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

Ehrung. Professor Dr. Georg Steinhausen, Direktor der Murhardschen Bibliothek der Stadt Kassel, erhielt die Aufforderung, bei den Ferienkursen der Universität Edinburg in Schottland in deutscher Sprache einen Vorlesungskursus über deutsche Kulturgeschichte zu halten; dringende Arbeiten hindern den Gelehrten, der als Autorität auf dem Gebiet der deutschen Kulturgeschichte gilt und 1904 bekanntlich eine großzügige „Geschichte der Deutschen Kultur" herausgab, der Aufforderung Folge zu leisten.

Vom Fuldaer Dom. Der Wiederaufbau des nördlichen Domturmes wird nunmehr unter Leitung und nach den Plänen des Kgl. Kreisbauinspektors Heusch in Angriff genommen.

Wandmalereien. Die bekannten wertvollen Wandmalereien im Spangenberger Schloß sind leider den Umbauten zum Opfer gefallen. — In der alten, aus dem 9. Jahrhundert stammenden Kirche auf dem Petersberg bei Fulda wurden bei den

Restaurierungsarbeiten der Krypta der hl. Lioba unter der dritten Kalkschicht alte Wandmalereien entdeckt.

Jahresversammlung. Der Weser-Gebirgs-Verein wird am 31. August und 1. September seine Jahresversammlung in Kassel abhalten.

Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Die Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine findet in Verbindung mit dem siebenten deutschen Archivtag und dem achten Verbandstag der west- und süddeutschen Vereine für römisch-germanische Altertumsforschung vom 14. bis 18. September 1907 in Mannheim statt.

Todesfall. Über den am 5. August zu Homburg v. d. Höhe nach schwerem Leiden verschiedenen Oberlehrer a. D. August Krauth schreibt die „Kasseler Allgemeine Zeitung“: Nahezu dreiunddreißig Jahre hat der Verstorbene am hiesigen Realgymnasium lehrend gewirkt, hochgeschätzt von seinen Vorgesetzten und Kollegen, herzlich geliebt von seinen Schülern. Sein stets freundliches, gerechtes, zuweilen etwas burschikoses Wesen eroberten ihm jedes Herz. Unter den vielen Hunderten, die lernend zu seinen Füßen saßen, wird nicht einer sein, der nicht in treuer Anhänglichkeit dem verehrten Lehrer ein liebevolles Gedenken bewahrte. August Krauth wurde am 27. November 1839 zu Kirdorf bei Homburg v. d. H. geboren. Er besuchte das Großherzogl. Gymnasium zu Mainz und bezog 1861 die Universität Gießen, um Philologie zu studieren. Hierauf längere Zeit als Lehrer tätig an der später zur Realschule erweiterten Lehranstalt des Professors Göpel in Homburg, unterzog er sich im Sommer 1869 zu Marburg dem Examen pro facultate docendi. Am Königl. Gymnasium zu Weilburg absolvierte er sein Probejahr. Nach einem kurzen Aufenthalt in Homburg wurde er im Januar 1872 an der Realschule I. Ordnung, dem späteren Realgymnasium zu Kassel, angestellt. Ostern 1875 wurde er ordentlicher Lehrer, Oktober 1892 Oberlehrer.

Heim und Bach im Großherzogtum. Von den Gemeinden des Großherzogtums Hessen führen, wie die Zentralstelle für Landesstatistik feststellt, ungefähr ein Drittel die Endung „heim“ und „bach“ in ihren Ortsnamen. Nicht weniger als 214 Ortsnamen mit der Endung „heim“ sind vorhanden, während die Endung „bach“ 165 mal vertreten ist, darunter 48 mal in Oberhessen und allein 116 mal in der Provinz Starkenburg.

Hessische Bücherschau.

Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Der ganzen Reihe 40. Band. Neue Folge 30. Band. 2. Hälfte. Kassel (im Kommissionsverlag von Georg Dufayel) 1907.

Diese zweite Hälfte des 40. Bandes wird eingeleitet durch einen Aufsatz Wilhelm Dersch's; er behandelt die auf Grund des Restitutionsedikts in Hessen durch besondere Kommissare angestellten Ermittelungen der Frage, ob die protestantischen Inhaber geistlicher Güter vor oder nach 1552 in deren Besitz gekommen waren. In den meisten Fällen bewirkte man zunächst ein eifriges Suchen nach Beweismaterial in den hessischen Archiven. Für Niederhessen kamen dabei folgende landsässigen Klöster in Betracht: Spießkappel, Schmalkalden, Eschwege, Höckelheim, Lippoldsberg, Hofgeismar, Breitenau, Burghasungen, Merxhausen, Cornberg, Immichenhain und Rotenburg. Im einzelnen wird nun ausgeführt, wie es gelang, fast alle ehemaligen Klostergüter zu retten. Friedrich Küch setzt sodann seine im 17. und 19. Band (N. F.) der Zeitschrift begonnenen Beiträge zur Geschichte des Landgrafen Hermann II. von Hessen mit einer kritischen Untersuchung des kurzen, aber für den Landgrafen verhängnisvollen Krieges gegen die Fürsten von Mainz, Braunschweig und Thüringen im Jahre 1387 fort, auf den ein in umfangreichem Auszug mitgeteiltes Marburger Ausgaberegister des Rentmeisters Heinrich von Schönstadt aus demselben Jahre wichtige Streiflichter wirft. Es geht daraus auch hervor, daß Landgraf Hermann bei dem geringen Vertrauen, das er in die Treue der niederhessischen Städte, vor allem der Kasseler Bürger, setzte, und nach den Erfahrungen, die er noch zwei Jahre zuvor mit Eschwege gemacht hatte, sich absichtlich vom Kriegsschauplatz fernhielt. Kassel wurde fünf Tage vergeblich belagert, Gudensberg eingeäschert und Niedenstein genommen. Küch untersucht dann die Glaubwürdigkeit der bei dem Chronisten Johannes Nuhn über die Verteidigung der Obernburg bei Gudensberg gemachten Mitteilungen und behandelt zum Schluß an der Hand der Rechnungen noch kurz die Ereignisse, die sich während dieser Fehde in Oberhessen zutrugen. Karl Knetsch gibt eine große Zahl von Beiträgen zur Genealogie des hessischen Fürstenhauses bis auf Philipp den Großmütigen, die als Nachtrag zu Hermann Diemars in der Vereins-Zeitschrift (N. F. XXVII) veröffentlichten „Stammreihe des thüringischen Landgrafenhauses und des hessischen Landgrafenhauses bis auf Philipp den Großmütigen“ gedacht sind und eine staunenswerte Beherrschung des Materials bekunden. In einem Schlußaufsatz behandelt derselbe Verfasser die Baugeschichte des alten Landgrafenschlosses seiner Vaterstadt Kassel. Zum erstenmal tritt uns hier, gestützt auf umfangreiche archivalische Studien, eine zusammenhängende Darstellung der Genesis dieses interessanten Landgrafenschlosses seit dem 13. Jahrhundert entgegen. Beigegeben sind verschiedene instruktive Beilagen und fünf prächtige, zum Teil höchst seltene bildnerische Darstellungen des Schlosses. Der in Beilage 3 unter I. 1 erwähnte große Kasseler Plan aus dem Jahre 1548 befindet sich meines

Wissens auch im Besitz der Murhardschen Bibliothek der Stadt Kassel. Ich kann es mir nicht versagen, den beherzigenswerten Schluß dieses Aufsatzes hier wiederzugeben: „Allzuviel Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit hat unsere Stadt in ihren Mauern nicht mehr. Noch in den letzten Jahren ist unverantwortlicher Weise vieles zerstört, manches verschwunden, was bei gutem Willen leicht hätte erhalten werden können. Möge wenigstens das, was wir jetzt noch haben, ein für allemal den Schutz der städtischen und königlichen Behörden finden. Es ist ein ideales, unschätzbares Gut, das uns von den Vätern überkommen ist. Diesen Besitz zu erhalten und zu wahren, vor Entstellung oder gar völliger Vernichtung zu schützen, ist nicht nur unser aller gutes Recht, sondern eine heilige Pflicht" Sehr zu begrüßen ist die Einführung eines besonderen, unter Redaktion des Prof. Dr. Wenck-Marburg stehenden Anhanges, der (diesmal auf 38 Druckseiten in Petit) zahlreiche Kritiken der einschlägigen hessischen Literatur bringt. Schließlich bringt auch dieser Band wieder von der Hand Adolf Feys ein ausführliches „Verzeichnis neuer hessischer Literatur". Wer da weiß, wie überaus mühevoll die Registrierung dieser fast täglich anwachsenden, sich oft genug dem wachsamsten Auge entziehenden Literatur ist und wie dankbar der Spezialist oft für den Hinweis auf einen, ihm unbekannt gebliebenen Zeitungsartikel oder irgend ein Werk ist, in dem er Material für seine Zwecke nicht vermutet hatte, wird auch dieser fleißigen Arbeit seinen Dank nicht versagen. Daß auch einer an dieser Stelle gegebenen Anregung, die Rückseite des Umschlages mit Titel und Bandnummer zu versehen, Folge gegeben ist, mag gleichfalls noch dankend hervorgehoben werden. Heidelbach.

Eingegangen:

Es sall sich ocker keiner mit der Liewe abgäwen. Volkstümliches Lied aus Hessen. In Wort und Weise aufgezeichnet von Johann Lewalter. Mit Titelzeichnung von G. Zimmer. Kassel (Verlag von A. Freyschmidt [R. Fr. Junghenn]). Preis 1,50 M.

Wegweiser durch die Universitätsstadt Gießen und ihre Umgebung. Gießener Verkehrshandbuch. Mit Plan der Stadt, Karte der Umgebung, 12 Vollbildern, 4 Aquarelldrucken und zahlreichen Textillustrationen. 335 Seiten. Gießen (Verlag von E. Roth). Preis 1,50 M.

Ludoviciana. Festzeitung zur 3. Jahrhundertfeier der Universität Gießen 1907. Heft 3—5. Gießen (Verlag der von Münchowschen Hof- und Universitäts-Druckerei [Otto Kindt]).

Personalien.

Verliehen: dem Ober- und Geheimen Regierungsrat Dr. Mejer bei der nachgesuchten Entlassung aus dem Staatsdienste der Kronenorden 2. Kl.; dem Pfarrer Krapf zu Obervellmar der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Gymnasialoberlehrer Schenkheld zu Marburg, dem Oberlehrer Dr. Arendt von der Oberrealschule zu Hanau und den Oberlehrern Wehmeyer und Pelleus vom Realgymnasium zu Biedenkopf der Titel Professor; dem Amtsgerichtssekretär Warnke zu Hersfeld der Charakter als Kanzleirat.

Ernannt: Landrichter Redlich zu Marburg zum Landgerichtsrat.

Versetzt: Amtsrichter Hintze von Lützen nach Kassel; Reichsbankdirektor Schultz von Hamm i. W. in gleicher Eigenschaft an die Reichsbankstelle in Kassel; die Landmesser Dr. Overbeck von Arolsen nach Hersfeld und Knecht von Karlshafen nach Rotenburg.

Überwiesen: Regierungsassessor Dr. v. Bieler zu Marburg dem Oberpräsidium in Königsberg; Regierungsassessor Goldschmidt zu Oppeln der Regierung in Kassel.

Entlassen: Gerichtsassessor Köster zwecks Übertritts in die Staatseisenbahnverwaltung; auf ihren Antrag: die Referendare Ellenberg und Olderog.

Erteilt: dem Oberleutnant im kurh. Jägerbataillon Nr. 11 Freiherrn Schenk zu Schweinsberg die Erlaubnis zur Anlegung des ihm verliehenen Komturkreuzes 4. Kl. des kgl. großbritannischen Viktoriaordens.

In den **Ruhestand** versetzt: der Rentmeister, Rechnungsrat Litzenbaur in Witzenhausen vom 1. Oktober 1907 ab.

Geboren: Zwillingssöhne: Hauptmann v. Both und Frau, geb. Freiin Wolff v. Gudenberg (Breslau, 29. Juli); ein Sohn: Obersekretär Kropf und Frau (Kassel, 30. Juli); Oberlehrer Dr. Harzmann und Frau Lies, geb. Külz (Hildesheim, 7. August); Oberleutnant v. Stockhausen und Frau Eleonore, geb. v. Baumbach (11. August); — eine Tochter: Apotheker Jos. Hertwig und Frau Emilie, geb. Keßler (Langendiebach, 30. Juli); Pfarrer Adolf Risch und Frau Marie Luise, geb. Hesse (Breitenbach, Pfalz, z. Z. Marburg, 9. August); Architekt Christian Schmidtmann und Frau Ilse, geb. Wolff (Kassel-Wilhelmshöhe, 11. August).

Gestorben: Oberst Karl Werner (Dresden, 10. Juli); Bürgermeister Heinrich Blum, 65 Jahre alt (Lohre, 1. August); Oberstleutnant a. D. F. v. Kietzell, 66 Jahre alt (Kassel, 1. August); Frau Amalie Heuser, geb. Wilcke, Witwe des Kreiswundarztes (Oberaula, 2. August); Bürgermeister a. D. Gangolf Kraiger, 77 Jahre alt (Fritzlar, 2. August); verw. Frau Amalie Rocholl, geb. Keil, 66 Jahre alt (Kassel, 3. August); Lehrer i. P. Eduard Werner (Marburg, 4. August); Oberlehrer a. D. August Krauth, 68 Jahre alt (Homburg v. d. H., 5. August); Rentner August Kramer, 63 Jahre alt (Fulda, 6. August); Pfarrer Wissemann, Direktor des Raiffeisenunterverbandes Gelnhausen, 44 Jahre alt (Bieber); Frau Marie Arndt, geb. Röhrig, Gattin des Musikdirektors (Kassel, 8. August); Privatmann Louis Müller, 64 Jahre alt (Kassel, 9. August); Fabrikdirektor Wilhelm Wenderoth aus Kassel, 38 Jahre alt (Kiel, 12. August); Ingenieur Georg Haupt (Kassel, 12. August).

Briefkasten.

Tierarzt F. Ist mit Dank benutzt. Die französischen Briefe stellen wir Ihnen wieder zu.

Baron F. von und zu G. Verbindlichen Dank für das Manuskript, das baldmöglichst zum Abdruck gebracht wird.

Kantor R. Wir sind mit Ihrem Vorschlag einverstanden.

G. T. Die Beiträge sind leider nicht druckreif.

Apotheker R. Für den Hinweis verbindlichen Dank.

Rektor K. Die Skizze wird demnächst gebracht. Für den gewünschten Zweck ist bereits einiges Material gesammelt.

Oberlandesgerichtsrat K. Kam leider zu spät.

Dr. N. Verbindlichen Dank für Ihr Interesse; unser Vorrat ist aber noch so groß, daß wir vorläufig dankend ablehnen müssen.

J. H. Beides wird gebracht werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 17. XXI. Jahrgang. Kassel, 2. September 1907.

Die Meierschaften in Hofgeismar als agrarischer Überrest aus dem Mittelalter.

Von F. Pfaff.

(Schluß.)

Die Jahre der Fremdherrschaft brachten auch die Meierschaften in Gefahr. Nur dem Umstand, daß ihre Güter nicht verkauft wurden, sondern nur der Ertrag der Kämmereikasse zufiel, weil sie verpachtet waren und, wie angegeben wird, nach westfälischem Gesetz Verpachten dem Verkauf vorging, hatten sie ihre Erhaltung zu verdanken. Es erging ihnen somit besser als der Bäckerzunft, die wegen ihrer Verdienste — es ist ungewiß, ob sie auf dem Gebiet der Brotbereitung lagen — schon früh[1]), zuletzt von dem Erzbischof Albert von Mainz, mit einer Hufe belehnt war. Die Zünfte wurden aufgehoben und die westfälische Regierung verkaufte die Grundstücke als heimgefallenes Lehn. Nach der Auflösung des Königreichs Westfalen wurden die Zünfte wieder hergestellt, und die Käufer mußten die Grundstücke fast ohne Entschädigung herausgeben, — aber die Bäcker erhielten ihre Hufe nicht wieder. Nach der Herstellung der früheren Verhältnisse wollte der Bürgermeister die Grundstücke dem städtischen Vermögen einverleiben, die Meierschaften regten sich jedoch und wandten sich mit Eingaben an die hessische Regierung. Diese mußte anerkennen, daß die Stadt keinerlei Recht an ihnen habe, obgleich das Steuerkollegium in einem Gutachten anheimgestellt hatte, ob man nicht die Grundstücke wegen der Verschwendung der Einkünfte und der zweimal nicht eingeholten Bestätigung einziehen und der Stadt, die durch den Krieg in Schulden geraten sei, als Gemeindsgut belassen solle, die staatliche Fruchtleistung werde dann auch wegfallen.

Die Zeit, in der die Genossenschafter ihre Überschüsse in behaglicher Ruhe verzehren konnten, war nur kurz bemessen. Im Jahre 1823 erkundigte sich die Regierung von neuem mit kaum zu befriedigender Wißbegierde nach den eigentümlichen Gebilden, die sie aus ihren eigenen Akten zur Genüge kennen konnte. Der Bürgermeister Dedolph, der in der üblichen unhistorischen Weise die fünf Dörfer als im dreißigjährigen Krieg ausgegangen bezeichnete, gab damals den Gesamtbesitz auf 115¾ Acker an Land und Wiesen an, die

[1]) 1423. Ungedruckte Urkunde des Kreisarchivs zu Würzburg, wahrscheinlich auf Grund einer älteren abgefaßt.

noch durchweg in den alten Marken lagen. Es besteht aber kaum ein Zweifel, daß die Meierschaften ebenso und noch eher als die Stadt, die milden Stiftungen und Einzelpersonen im großen Krieg und in der folgenden Zeit der allgemeinen Abgeschlagenheit Grundstücke spurlos verloren haben, zumal da diese in den älteren Steuerbüchern auf den Namen der Pächter eingetragen waren und alle alten Urkunden verloren gingen. Dafür spricht auch die Spannung zwischen dem Besitz der Oberkelzer Meierschaft, der 38½ Acker betrug, und dem der Gauzer mit 6 Acker. Die Zahl der Mitglieder schwankte zwischen vier und acht, natürlich waren es meist Verwandte oder Verschwägerte. Die Aufnahme erfolgte durch Wahl, und der Aufzunehmende mußte Bürger sein, daher erlosch die Mitgliedschaft, sobald er verzog. Die Pflichten der drei Meierschaften, die Frucht vom Staat bezogen, sind genannt; des ihnen aufliegenden Schutzes gegen das Wild hatten sie sich in der einfachsten Weise von der Welt entledigt. Sie nahmen Wildwächter an, die von jedem Besitzer ein halbes Gebund vom Acker erhielten, und da es nicht mehr viel Wild gab, das zu Schaden ging, so hatten diese von ihrer Pfründe den Meierschaften noch etwas herauszugeben. Die Oberkelzer und die Niederkelzer Meierschaft hatten nur die Pflicht, zwei nach ihnen benannte Wege im Bau zu erhalten.

Um die Mitte des vierten Jahrzehnts regte die Regierung die Meierschaftssache von neuem an. Dem Stadtrat wurde aufgegeben, zeitgemäße Statuten abzufassen, zugleich warf die Regierung die Frage auf, ob nicht die zu unterhaltenden Wegestrecken als Verbindungswege anzusehen und demgemäß mit Steinschlag zu bedecken seien, ob die Meierschaften bereit seien, den Inbegriff ihrer Rechte und Verpflichtungen an die Stadt abzutreten oder wenigstens keine neuen Mitglieder mehr aufzunehmen und so die Auflösung vorzubereiten. Die Wege waren Feldwege wie die andern und wurden von jeher mehr schlecht als recht im Stande gehalten; man hatte die Absicht, die Meierschaften zu schrecken und zu schröpfen, damit sie mürbe würden. Diese suchten das, was ihnen nun zugemutet wurde, durch Verschleppung abzuwenden und beriefen sich endlich selbstredend auf das Herkommen; sie wollten auch von einer Auflösung oder vom Aussterben nichts wissen, „damit ihre Nachkommen nicht veranlaßt werden sollten, sich über der jetzigen Meierschaftsmitglieder Handlungen zu beklagen". Der Bürgermeister Drube, der nichts Unbilliges wollte, meinte in einem Bericht an die Regierung, wenn man die Schraube der Verpflichtungen fest anzöge, würden so leicht keine neuen Mitglieder eintreten, eher manche der vorhandenen austreten.

Die neuen Statuten traten am 1. Januar 1839 in Kraft. Die Regierung hatte endlich eingesehen, daß die bisher angenommene Lehnseigenschaft der Gesellschaften, an welche diese selbst hatten glauben müssen, unhaltbar sei, daher wurde den städtischen Behörden die Aufsicht übertragen und die Stadt für den Fall der Auflösung als Rechtsnachfolgerin eingesetzt. Im übrigen beschränkten sich die Statuten darauf, das Herkommen festzulegen, wobei nur die Pflicht wegfiel, den Schutz gegen das Wild auszuüben, doch wurde den Meierschaften, falls sie sich ihrer Pflicht, die Wege zu unterhalten, dauernd und hartnäckig entzögen, jetzt in aller Form die Auflösung zugunsten der Stadt angedroht und da, wo die Möglichkeit des Aussterbens in Betracht gezogen wird, ist der Ausdruck gebraucht, Rechte und Verbindlichkeiten sollten an die Stadt zurückfallen. Da die Gesellschaften begreiflicherweise immer darauf bedacht gewesen waren, die Mitgliederzahl zu beschränken, so wurde sie jetzt festgesetzt und zwar für die Gauzer auf vier, die Bünchheimer auf sechs, jede der drei andern auf acht Mitglieder. Bei den am geringsten ausgestatteten Meierschaften wurde dadurch, daß sie jetzt schärfer zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen herangezogen werden konnten, das Verhältnis des Ertrags zu den Leistungen ungünstig, daher löste sich die Bünchheimer schon im Jahre 1841 auf, und die Stadt trat die Nachfolge an. Unbegreiflicherweise hatten nämlich die Meierschaften die Verpflichtung übernommen, die Unterhaltung der Wege so auszuführen, wie es von dem Stadtrat oder der Staatsbehörde angeordnet würde, nicht etwa, wie es hergebracht war. Als man nun dazu überging, die erschrecklichen Feldwege auszubauen, wurde der Punkt gefunden, wo die Meierschaften sterblich waren; Kostenanschläge wurden den Mitgliedern überreicht, bei denen ihnen die Haare zu Berge standen. Sie suchten die Angelegenheit zunächst wieder hinzuziehen, und siehe da, als Retter in der Not erschien im Jahre 1870 die Zusammenlegung. Es wurde ein neues Wegenetz nötig, wobei die uralten radial verlaufenden Feldwege vielfach ganz wegfielen, da sie nicht in das System der Rechtecke paßten. Die Zusammenlegung der großen Gemarkung, der größten in Hessen, nahm infolge widriger Umstände zwölf Jahre in Anspruch, das Bild der Flur wurde durch sie mehr verändert, als es in Hunderten von Jahren vorher geschehen war. Da eine neue Regelung der Pflichten der Meierschaften sehr schwierig war, so schlossen ihre Vertreter am 16. Juli 1880 einen Vergleich mit der Stadt, wonach diese ein Drittel des Rein-

ertrags und zwar in Landabfindung erhielt und dafür die Wegebaulast übernahm. Der Grundbesitz hatte sich seit 1839 nur insofern verändert, als die Nordgeismarer Meierschaft ein kleines Stück Land an die Friedrich Wilhelms-Nordbahn verkauft hatte und die Oberkelzer einen Tauschvertrag mit der Gemeinde Kelze eingegangen war, die ihren Friedhof vergrößern wollte. Die Grundlagen der Verfassung der Meierschaften waren sehr wesentlich verändert, aber ihre Fortdauer war gesichert. Den letzten Akt bilden einige Prozesse, man darf zweifeln, ob es nötig war, sie zu führen. Zunächst gingen die Meierschaften gegen die Rechtsbeständigkeit des Vergleichs vor und wurden durch Urteil der Generalkommission zu Kassel vom 12. November 1884 abgewiesen. Dann beantragte die Stadtgemeinde, ihr die den Meierschaften verbliebenen zwei Drittel des Grundvermögens im Grundbuch als Eigentum zuzuschreiben, und unterlag durch Urteil derselben Behörde vom 1. August 1888, wodurch das Eigentum der Meierschaften anerkannt wurde; wo gäbe es auch Eigentum, wenn es dies nicht sein sollte. Die Stadt beruhigte sich trotzdem nicht dabei, sondern legte Berufung beim Oberlandeskulturgericht in Berlin ein, die durch das klare, ausführliche Urteil vom 5. Juli 1889 verworfen wurde. Schließlich war noch ein Sieg zu verzeichnen; die Nordgeismarer Meierschaft klagte im Jahre 1883 gegen den Fiskus, der die Fruchtlieferung verweigerte, ohne daß die rechtliche Lage verändert war. Dieser erhob den Einwand, die Klägerin habe nicht die Rechte einer juristischen Person, verlor aber den Prozeß sowohl vor dem Landgericht als vor dem Oberlandesgericht zu Kassel.

Es entstehen nun die Fragen: Wann und auf welchen Grundlagen sind die Meierschaften entstanden und woher rühren die Grundstücke? Diese Fragen sind von den Juristen bei der Prüfung des Eigentumsrechts nur gestreift worden, weil für sie der entscheidende Punkt darin nicht lag. Wer die Verhältnisse der Meierschaften unbefangen prüft, wird geradezu auf den Gedanken hingestoßen, daß die Güter die Gemeinheiten der ausgegangenen Orte sein müssen, weil sich daraus alles andere erklärt. Mit Genugtuung ersieht man aus den Akten, daß ein ungelehrter Mann, der Bürgermeister Drube, im Jahre 1838 bemerkt, die Bewohner der fünf Orte hätten die Güter als gemeinheitliche besessen. Naiv und unhistorisch ist dagegen die Ansicht Falckenheiners[2]), die Marken der ausgegangenen Orte seien von einem Mainzer Erzbischof der Stadt überwiesen und auf den herrenlosen oder doch verlassenen Termeneien sowohl die Meierschaften als die 17½ dem Landesherrn gehörigen Meierhöfe entstanden. In alter Kultur stehendes Land kann nicht herrenlos oder verlassen sein.

Die Urkunden ergeben über die Orte folgendes: Gauze und Bünchheim erscheinen als Goteredeshusun und Bunningheim zuerst im Jahre 965[3]); sie waren Zubehörstücke des Königshofs Rösebeck, den Otto I. dem Erzstift Magdeburg schenkte, und kamen später in den Besitz von Mainz. Die Edelherrn von Schöneberg besaßen in Gauze 6 Hufen das Kloster Lippoldsberg erwarb im Jahre 1312 den Zehnten.[4]) Im Jahre 1430 war es sicher wüst. In Bünchheim besaßen die Schöneberger 6⅓ Hufen, Lippoldsberg 8 Hufen und den Zehnten. Es wird in demselben Jahr wie Gauze als wüst bezeichnet. Nordgeismar, von dessen Kirche noch im 16. Jahrhundert bedeutende Reste übrig waren, wird zuerst in einer Lippoldsberger Urkunde[4]) vom Jahre 1125 genannt. Das Kloster hatte hier 13 Hufen, die Hagemühle und den Zehnten im Besitz[5]), die Schöneberger 5 Hufen, Kloster Hardehausen einen Hof. Die Annahme liegt nahe, daß dieser zwischen dem Schöneberg und Hofgeismar gelegene Ort, der obendrein eine geschützte natürliche Lage hatte, zuletzt von allen ausgegangen ist. Im 16. Jahrhundert baute dort Stephan Goldammer, ein Bürger von Hofgeismar, wieder einen Hof. Ober- und Niederkelze endlich waren sehr alte Orte, deren Name noch nicht erklärt ist; sie lagen in einem Seitental der Esse, das durch den Kelzer Berg vom Hofgeismarer Becken geschieden ist. Beide Orte werden in einer Lippoldsberger Urkunde vom Jahre 1146 zuerst genannt[6]), im Jahre 1415[7]) heißt es: in dem velde zu Kelze, wahrscheinlich waren die Orte längst ausgegangen. Lippoldsberg besaß in ihnen 7 Hufen, die Schöneberger in Oberkelze 9, in Niederkelze 7, das Kloster Hardehausen in Oberkelze 4. Rechnet man hinzu, was der Mainzer Erzbischof und einzelne Rittergeschlechter in den fünf Orten besaßen, so scheint es schlechterdings ausgeschlossen, daß nennenswerter freier Grundbesitz in den kleinen Marken vorhanden gewesen wäre.

Sowohl die Schönebergischen als die Lippoldsberger Güter kamen in hessischen Besitz, und auf diese Weise sind die herrschaftlichen Meierhöfe ent-

[2]) Gesch. hess. Städte und Stifter II. S. 460.

[3]) Monum. Germ. Dipl. reg. I, No. 282.
[4]) Ungedruckte Lipp. Urkunde des Staatsarchivs zu Marburg.
[5]) Landau, Wüstungen, S. 32.
[6]) Stumpf, Acta Maguntina No. 33.
[7]) Lipp. Urkunde des Staatsarchivs zu Marburg.

standen, denn der Grund und Boden war in Gestalt von Meierhöfen von verschiedener Größe ausgetan. Nachdem die Meier aus den oben angeführten Gründen nach und nach in die „Burg" Hofgeismar verzogen waren, bildeten sie Genossenschaften mit dem durch die Verhältnisse gegebenen Recht der Ergänzung, sie behielten die Gemeinheiten in den Marken, welche den Grundherrn gehörten, und trugen dafür die Wegebaulast weiter; die besseren Teile der gemeinen Mark wurden im Lauf der Zeit in stellbares Land verwandelt, wie es auch anderwärts geschah. Während die Besitzverhältnisse sich vielfach änderten, bildeten sie sich auf dieser Grundlage zu festen Verbänden aus. Die Fruchtrente hat offenbar mit der Unterhaltung der Wege nichts zu tun, denn der Ober- und Niederkelzer Meierschaft liegt diese ob, während sie keine Frucht beziehen. Mainz wird sie den drei Meierschaften, die an den einem fremden Herrn gehörenden, an Hochwild reichen Reinhardswald stießen, gewährt haben, um seine Zehnten und Gefälle auch in andern dem Schaden ausgesetzten Lagen zu schützen. Die Verpflichtungen zum Schlagen einer Jagdbrücke und zur Aufsicht auf die Wildbahn sehen dagegen ganz so aus, als ob sie erst von den jagdfrohen Landgrafen auferlegt wären.

Was die wirtschaftliche Stellung der Orte betrifft, so ist als sicher anzusehen, daß die Marken gesondert blieben, bis die Kolonieen entstanden, denn in der großen Samtgemarkung von rund 4000 Hektar gab es eine ganze Anzahl von Winter-, Sommer- und Brachfeldern. Wo aber geschlossener Hufenbesitz so überwog wie in den fünf Orten, kann ohnehin von Flurzwang im eigentlichen Sinn nicht die Rede sein.

In Hessen zeigen die Leutzewärter und Rohrbacher Brüderschaft in Zierenberg eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Meierschaften. Dort zogen die Bewohner von Lutharдessen und Rohrbach in die Stadt und bewohnten sogar getrennte Stadtteile, sie besaßen ihre früheren Gemeinheiten weiter und trugen die Wegebaulast in den Marken, sie besorgten auch den Schutz gegen das Wild. Die Leutzewärter Brüderschaft hat ihre Rechte und Pflichten im Jahre 1839 an die Stadt abgetreten, die Rohrbacher besteht heute noch und hat nur einen Teil ihres Besitzes der Stadt überlassen, wofür sie vom Wegebau entbunden ist.[8]) So sind in Hofgeismar und Zierenberg wenigstens 500 Jahre alte Genossenschaften trotz der Umwälzungen des 19. Jahrhunderts erhalten geblieben, wenn auch in veränderter Form, und sie werden in dieser wohl auch das 20. Jahrhundert hindurch erhalten bleiben, wenn nicht eine Bodenrevolution erfolgt.

[8]) Nach einer Mitteilung des Herrn Kantor Huffschmidt in Zierenberg.

Das Grenzgangfest zu Biedenkopf.

Den Lesern des „Hessenland" ist das Bild des freundlichen Kreisstädtchens im ehemals hessischen Hinterlande längst vertraut, führt es ihnen doch jede Nummer dieser Zeitschrift in ihrem Titelblatte stets vor Augen. In den Tagen vom 15. bis 17. August d. J. füllten sich Biedenkopfs Straßen mit einer gewaltigen Menge Besucher von nah und fern, die alle Zeugen davon sein wollten, wie die Bürger einen altehrwürdigen Brauch ihrer Väter, den Grenzgang, nach der üblichen siebenjährigen Pause in Form eines nicht alltäglichen Volksfestes wiederum aufleben ließen.

In jenen Zeiten, als mangels kartographischer Festlegung nur Urkunden und Grenzsteine die Marken sicherten, waren Grenzbegänge in kürzeren Zwischenräumen zur Auseinandersetzung mit Nachbarn und Belehrung des heranwachsenden Geschlechtes unerläßlich; denn das berüchtigte „Steinerücken" verstanden nicht nur die Einzelbesitzer, sondern auch die Kommunen vortrefflich. Wenn wir den ansehnlichen Umfang der Biedenkopfer Forsten (2400 Hektar) in Betracht ziehen, so begreifen wir, daß die Stadt von jeher alle Ursache hatte, mit berechtigtem Stolz auf diesen Reichtum zu blicken und darüber zu wachen, daß er den Nachkommen ungeschmälert in „rainen und steynen" erhalten blieb. Das mag auch wohl der Grund sein, warum die Grenzgänge, nachdem sie ihren amtlichen Charakter und die praktische Bedeutung verloren hatten, bis in die Gegenwart hinein hier mit großem Pomp gefeiert worden sind.

Die älteste diesbezügliche Urkunde reicht zum Jahr 1629 zurück; schon hier wird von einem „Herkommen" gesprochen. Wie notwendig es war, daß die Stadtväter ab und zu nach dem Rechten sahen, lehren uns die Vorkommnisse, wie sie aus dem Protokoll von 1693 hervorgehen. Als nämlich die „Herrn Beambten, Renthmeister und Schultheiß" an die Dexbacher Grenze kamen, zeigte es sich, daß die Einwohner dieses Dorfes „aus denen Blummen-Hudden Steinen Grenzsteinen machen wollten". Sie wurden aber durch einwandfreie Zeugen in ihre Schranken zurückgewiesen und schieden in Unfrieden von den Städtern. Noch mehrere-

male erneuerten sie — zuletzt 1716 — den Versuch, ihre Gemarkung auf unreelle Weise zu vergrößern. Auf ähnliche Art wollte sich auch die Gemeinde Dautphe bereichern, die eine Waldschneiße zu ihren Gunsten aufgehauen hatte. Auch ihren Vertretern wurde behördlich dargelegt, daß sie im Unrecht seien, was sie aber erst dann einsahen, nachdem ihnen der Rentmeister eine Strafe von 20 fl. angedroht hatte. (1693.) Die Grenznachbarn durften nur soweit mitziehen, als sie ihre Rechte zu wahren hatten, worauf sie, wie uns alle Berichte übereinstimmend melden, regelmäßig abtreten mußten. Ganz besonders hielten die Bürger darauf, daß sich in dieser Beziehung die adeligen Gutsbesitzer nicht etwa größere Freiheiten erlaubten. So kam es am dritten Tage des Grenzganges 1756 zu einem Streit mit dem v. Breidenbachschen Gerichtsschultheiß Ey, dem bedeutet wurde, „daß er zwahr in Ansehen der Jagdt Gerechtigkeit dabey seyn könnte, allein auf keine andere Arth und weiße." Es heißt dann weiter: „Nachdem nun der Gerichtsschultz sich herausließ, daß er die jura seines Herrn Principalen als Mit-Gerichts Herrn wahren wolle, so wurde derselbe samt dem Jäger weggewießen, besonders da 2 Gemeinds Leuthe von Breydenbach herbeidratten und attestierten, daß derselbe niehmals admittieret worden." Darauf schlugen sich beide in die Büsche.

Kehren wir nun zur Gegenwart zurück und sehen, wie sich das jüngste Grenzgangfest abgespielt hat. Im großen und ganzen ist es seinen Vorgängern gleich gewesen. Monatelang wirft es seine Schatten — je kleiner die Stadt, desto größer das Ereignis — voraus. Die eigentlichen Vorbereitungen beginnen mit der vom letzten „Männeroberst" einberufenen Volksversammlung, die von jenem feierlichst gefragt wird, ob es an der Zeit sei, das Grenzgangfest zu halten. Natürlich allgemeine, jubelnde Zustimmung. Nun bilden sich die einzelnen Burschenschaften, die sich je nach ihrer als Standquartier gewählten Wirtschaft benennen. Sie wählen aus ihrer Mitte einen Führer, dem unbedingte Folge zu leisten ist, Ungehorsam wird von ihm mit einer alsbald zu leistenden Bierbuße bestraft. Appellation ist total zwecklos, denn ihm steht das jus de non appellando zu. Die nächst höhere Instanz sind die Burschenhauptleute und der Burschenoberst, die zu Pferde erscheinen. An der Spitze steht der Männeroberst. Nicht jeder Beliebige ist zu diesen Ehrenposten geeignet, außer sonstigen Offiziersqualitäten muß er auch noch einen wohlgefüllten Geldsäckel sein eigen nennen, denn die Untergebenen entwickeln einen geradezu fabelhaften Durst, und — noblesse oblige! Alle Chargierten sind uniformiert. Diesmal trugen sie blauen Rock mit grauer Hose und einen mit weißer Feder geschmückten Lodenhut. Phantastisch gekleidet waren die beiden „Wettläufer", die in lustigen Sprüngen den Grenzzug umkreisen und dazu mit ihren Peitschen knallen müssen. Die originellste Figur ist der Mohr, zwar nicht waschecht, aber an Wildheit seines Aussehens nicht übertreffbar. Wie die Sage geht, habe er in früheren Zeiten die Bestimmung gehabt, den bäuerlichen Nachbarn Furcht und Schrecken einzuflößen, damit die Biedenkopfer die Grenzen besser „regulieren" konnten. Dem Grenzzug voran schreiten mit Axt und Schurzfell die „Sappeure". Drei Vormittage bewegt sich der Festzug in hergebrachter Ordnung durch Feld und Wald, über Stock und Stein; die Frühstückspause bildet eine angenehme Unterbrechung. Zum Ergötzen des Publikums wird unterwegs fleißig „gehuppt", d. i. die Wettläufer ergreifen einen neu hinzugezogenen Bürger oder sonst eine Standesperson und setzen ihr Opfer dreimal sanft auf einen Grenzstein. Die Nachmittage sind der Fröhlichkeit auf dem Festplatze gewidmet.

Ein selten schönes Bild war es, das sich auch jetzt wieder, wie bei allen Hinterländer Volksfesten, dem Beschauer bot. Mit dem duftigen Weiß der städtischen Festjungfrauen kontrastierten angenehm die mannigfaltigen bunten Trachten der Dorfschönen. Dem Freunde des Volkswesens war eine prächtige Gelegenheit gegeben, Studien zu machen und nach dem Dichterwort mit seinen Beobachtungen hineinzugreifen ins Menschenleben. Nur nicht in allzusehr vorgerückter Stunde, denn da war es, wie wir versichern können, mehr „voll" als interessant. G. Zitzer.

Der Dichter.

(Aus dem Französischen des Alfred de Musset.)

Festbannen alles Schönste, was er denkt,
Den Geist auf einer gold'nen Wage halten;
Was ihm das Schicksal in die Wege lenkt,
Durch Poesie zur Harmonie gestalten;

Die schönsten Träume, die die Nacht ihm wies,
Durch seinen Stift zu Ewigkeit vereinen,
Im Herzen tief die Stimme des Genies
Ertönen hören; singen, lachen, weinen;

Dem Lächeln, Seufzen, einem einz'gen Blick
Die Weihe durch den Kuß der Muse geben:
Das ist des Dichters heiliges Geschick,
Das ist sein Gut, sein Ehrgeiz und sein Leben.

Berlin

Henri du Fais.

Gelegenheitsschriften aus westfälischer Zeit.

Von Paul Heidelbach.

(Schluß.)

Der „Abschied aus Cassel", den, wie wir sahen, der ehemalige Finanzminister von Bülow unter dem Pseudonym Friedrich Germanus in Moskau als „rührendes Singspiel" erscheinen ließ, fährt fort:

Ober-Hofmeisterinn.[1])

Überall gibt's Grenadiere!
Dieses tröstet mich allein.
Der Tunguse, der Baschkire,
Alles hat doch Fleisch und Bein. (Sie geht ab.)

Der Minister der Gerechtigkeit.[2])

Soll ich laufen? Soll ich bleiben?
Stand bis heute, wie ein Ast,
War stark im Gesetzeschreiben,
Unbekümmert, ob es passt.
Alles ändert sich auf Erden!
Jetzo kommt mein Herr Cosack,
Macht Gesetze, hört Beschwerden.
Lauf ich nicht mit Sack und Pack,
Bläu't der Kantschuh mir den Rücken;
Drum ist's Zeit, flugs abzudrücken. (Er stolpert ab.)

Der Minister der fremden Angelegenheiten.[3])

Gebohren ward ich für den Mittelstand,
Drum war ich flinck, ein Thälerchen zu sparen.
Jetzt kehr' ich froh zurück ins Vaterland,
Mag die Ministerschaft zum Henker fahren!
Denn wahrlich! — ich muss selber drüber lachen
Fremd waren mir ja stets die fremden Sachen.
(Ab.)

Der Kriegsminister.[4])

Für wen hab' ich die vielen Conscribirten
Heran getrieben mit so grosser Müh?
Für wen? — Ach! für die Herren Alliirten
Bewaffnete und exercirt' ich sie.
Was helfen nun die häuslichen Gesetze?
Der ganze Bettel ist vorbei im Nu.
Uns alle, alle hat man auf der Hetze,
Der König selbst; er eilt der Elle zu.
(Ab im Sturmschritt.)

Der Gross-Inquisitor Bongars.[5])

Ach schöne Zeit du bist verflossen,
Wo ich den deutschen Bär geneckt,
Mitunter auch wohl beigesteckt,
Mitunter auch wohl todt geschossen.
Du schöne Zeit bist nun entflohn!
Ihr Herr'n Spion' und Spioninnen,
Nun giebt es nicht mehr zu gewinnen
So manchen schönen Sündenlohn
O weh! o weh! Ihr Herr'n Gendarmen!
O wehe mir und euch, uns Armen!
Fort! eh' die schnelle Zeit verfliesst
Und man uns wie die Frösche spiesst.
(Er schleicht bei Seite.)

Chor der Casselschen Bürger.

An den Galgen! an den Galgen
Mit dem Malchus[6]), mit dem Schuft!
Mit dem Wolfradt![7]) — die Canaillen
Hängt sie auf in freier Luft!
Fanget, fangt die ganze Bande!
Nehmt den Raub den Räubern ab!
Und dann jagt sie aus dem Lande!
Eins nur lasst — den Bettelstab.

Der Finanzminister
(umringt vom Chor).

Vox populi! Vox Dei! — Wehe!
Jetzt muss ich beichten. Ich gestehe
Es grad heraus, „ich bin ein Schuft!"
Ich hab' euch alle ruinirt,
Und wird Justiz hier exercirt,
So hang' ich heut' in freier Luft.
Lasst mich leben, ihr Soldaten!
Alles will ich gern — verrathen.
(Für sich.)
Wär' ich Schneider doch geblieben,
Hielt' ich meine Nadel fest![8])
Jetzt gibt unter Kantschuhhieben
Der Cosack mir noch den Rest. (Er zieht ab.)

Der Minister des Innern
(den Finanzminister von der Seite betrachtend).

Bin ich gleich ein grober Flegel,
Ärger noch, als Ficht' und Schlegel,
Doch steh' ich nicht so wie der!
Prügelt ihm den Steiss nur wacker!
Mag er knurren! Mit dem Racker
Rauch' ich keine Pfeife mehr.
Bethet für mich, ihr Pastoren!
Die ich aus dem Hause stiess;
Bethet für mich, arme Sünder,
Greisse, Witwen, Waisenkinder,
Die ich Hungers sterben liess. (Ab.)

---

[1]) Die schöne Favoritin des Königs, Gräfin Karoline von Bocholtz.

[2]) Der sehr tüchtige, von Napoleon zum Grafen erhobene Justizminister Siméon.

[3]) Le Camus, Graf von Fürstenstein, seit Jérômes Aufenthalt in Baltimore dessen steter Begleiter, seit 1808 Nachfolger Johannes von Müllers als Minister-Staatssekretär.

[4]) Seit 1810 Salha, Graf von Hoene.

[5]) Chef der hohen Polizei, Generalinspektor der königlichen Gendarmerie.

[6]) Bülows Nachfolger als Finanzminister, 1810 zum Baron, 1813 zum Grafen von Marienrode erhoben. War der Hauptfeind Bülows und sehr unpopulär. Später wurde er württembergischer Finanzminister, aber bald wieder entlassen; starb 1840 in Heidelberg.

[7]) Seit 1809 Minister des Innern, einer der treuesten Diener Jérômes; wurde 1810 Graf, siedelte 1813 in das für 140 000 Francs dem Landgrafen von Hessen-Rotenburg abgekaufte Palais in Kassel.

[8]) Angeblich soll er früher Schneider gewesen sein.

Der Gross-Ceremonienmeister[9])

(mit dem Ceremonien-Stabe in der Hand).

Diesen Stab hab' ich behalten,
Den ich wie ein Tanzbär trug.
Doch mein Amt hier zu verwalten,
Finden Leute sich genug.
Schlechter passt zum Lautenschlagen
Wol der dummste Esel nie,
Als ich an den Gallatagen.
Zu der Hof-Ceremonie
Jetzt, da man den Hof vergisst,
Setz' ich mich auf meinen Mist,
Wehre mit dem Bärenstab
Mir die Creditoren ab.

(Geht mit majestätischen Schritten ab.)

Der Postdirector.[10])

Wie viel Päckchen! Wie viel Ballen!
Endlich kommt die Post in Zug,
Die, nach meinen Regeln allen,
Jüngst den Postillon nur trug,
Passagiere — welche Haufen!
Alles läuft in vollem Sprung.
Heissa! wenn die Kön'ge laufen,
Kommt die edle Post in Schwung. (Ab.)

Der Ordensminister.[11])

Juden schlug ich einst zu Rittern,
Wunder that das blaue Band;
Doch in solchen Ungewittern
Hält da wol der Mauschel Stand?
Ritter Zadig, Ritter Meyer,
Heldenkühner Jacobssohn!
Zittert nicht so ungeheuer!
Lauft doch nicht zu Fuss davon!
Auf! ihr sollt zu Rosse sitzen
Und mit eurem Ritterschwert
Euren bangen König schützen,
Der so hoch die Juden ehrt.

Die drei jüdischen Ritter.

Mei! — Es sprach: „Du sollst nicht tödten!"
Einst der Herr von Horeb schon.
Wei, au wei! in solchen Nöthen
Läuft auch wohl ein Krischt[12]) davon.

(Sie laufen davon und der Ordensritter hinterdrein.)

Die Käufer der National-Güter.[13])

Mel.: Ach, was soll ich Sünder etc.

1.

Ach! was soll'n wir Sünder machen!
Ach! was soll'n wir fangen an!
Uebels han wir viel gethan;
Nichts, als nur gestohlne Sachen
Kauften wir um halben Preis:
Hilf uns Herr! — Kyrieleis!

2.

Unsre tiefverscharrten Schätze
Hoben wir an's Tageslicht
Und verhehlten's ferner nicht;
Zahlten manche volle Metze
Schweren Goldes unserm Feind,
Ehrlich, wie es uns erscheint.

3.

Aber ach! er schliff die Dolche
Dran für Deutscher Brüder Brust;
Doch das war nur unsre Lust.
Freuten uns, wenn fränk'sche Molche
Den erwachten deutschen Sinn
Mordeten im Kerker hin.

4.

Drei Mahl weh uns! — Unsrer Fürsten
Glanzumstrahlte Wiederkehr
Wünschen wir wohl nimmermehr.
Denn das nimmersatte Dürsten
Nach dem Raub', und Narrenstand
Galt uns mehr, als Vaterland.

(Sie treten mit hangenden Köpfen tiefbetrübt ab.)

Der Chef der deutsch-französischen Bande.

Ihr lieben Freunde, höret an!
Ich habe was zu sagen:
Es hat sich viel und mancherlei
Bei uns jetzt zugetragen.

Inserviendum tempori!*)
Das lernt' ich in der Jugend;
Den Mantel hänget nach dem Wind!
Das ist die erste Tugend.

So lange Se. Excellenz
Der Graf von Marienrode
Methodice die Bürger schund,
Da macht' ich manche Ode.

Er machte mich und manchen Wicht
Zu Rittern von der Elle;
Auch sass ich, wie ihr alle wisst,
So ziemlich an der Quelle.

Die Katzenpfoten konnt' ich da
Oft tückisch appliciren,
Und doch dabey den Biedermann
Stets klüglich simuliren.

Selbst jenes Fürsten schont' ich nicht,
Der ehdem mich gehoben.
Frech lästert' ich sein deutsches Thun,
Anstatt ihn hoch zu loben.

Nun aber Se. Excellenz
Zum Malchus ist geworden,
So hohl' der Satanas den Wicht
Sammt allen seinen Orden!

Ihr aber, nehmt die Larve vor
Und spielt die Patrioten!
Macht's so, wie meine Wenigkeit,
Zieht ein die Katzenpfoten.

Ich wette Tausend gegen Eins,
's wird sich ein Ämtchen finden;
Dann sind wir wieder hagelweiss,
Vergessen sind die Sünden.

(Er geht schnurrend, wie ein schmunzelnder Kater ab.)

---

[9]) Graf Bocholtz; seit April 1813 der frühere Oberjägermeister Graf v. Hardenberg.
[10]) Ritter Pothau.
[11]) Großkanzler des Kronenordens war seit April 1813 Oberzeremonienmeister Graf Bocholtz.
[12]) Christ.
[13]) Das Besitzrecht der unter Jérôme an Private verkauften Staatsdomänen wurde nach der Rückkehr des Kurfürsten vielfach bestritten.

*) Sich in die Zeit zu schicken.

Schluss-Chor der Casselaner.

Tretet ein, o ihr Befreier!
Fort ist nun das Lumpenpack!
Seyd willkommen! seyd uns theuer!
Russe, Preusse und Cosack!

Damit schließt das Singspiel. Man wird seinem Verfasser den Vorwurf der Undankbarkeit Jérôme gegenüber vielleicht nicht ersparen können, hatte er ihm doch den Grafentitel zu danken. Dem muß man aber die unerhörten Intrigen gegenüberhalten, die nicht nur zu Bülows Sturze führten, sondern ihn auch in seinem Privatstand noch den peinlichsten Belästigungen aussetzten. Jérôme tat nichts für seinen Minister, der ihm nach besten Kräften gedient und dem verschuldet übernommenen Lande gefüllte Kassen hinterlassen hatte. Auch spricht zu Bülows Gunsten, daß er niemals den Deutschen verleugnet hat und nur in Jérômes Dienste getreten war, weil der König von Preußen seine Bitte, im preußischen Staatsdienst bleiben zu können, abschläglich beschied, und daß er in Jérôme stets die Bürgschaft gegen die Einverleibung Westfalens in Frankreich erblickt hatte. Alle bitteren Erfahrungen fanden ein Ventil in eben diesem Singspiel, das jedenfalls zu den witzigsten der Zeit gehört und eine gründliche Kenntnis der Personen und Verhältnisse verrät.

Überblicken wir heute, nach einem Säkulum, die Reihe dieser Gelegenheitsschriften, so ist es wohlfeil, sie nur als Kriterien einer bedauerlichen Charakterlosigkeit abzutun. „Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe“, sagen Luther und Behaim, und wie die Alten, so prägte auch noch der Menschenkenner Shakespeare den Satz: „Ist der Löwe tot, so rauft ihn auch der Hase beim Bart.“ Politische Macht pflegt zu allen Zeiten die Gesinnung der Mehrzahl der ihr unterworfenen stark zu beeinflussen, und die Vorteilhaftigkeit des Spruches: „Le roi est mort, vive le roi!“ wird für viele niemals an Überzeugungskraft einbüßen. Das hindert aber nicht, daß die hier behandelte Gattung der Pamphletliteratur in ihren beiden Extremen stets eine unerfreuliche bleiben muß.

Der tolle Musikant.

Frei aus dem Amerikanischen des Egerton Castle übertragen von Louise Faubel.

(Fortsetzung.)

Der Musikant hatte gesagt: „Wer weiß, was für eine schöne Wirtin Euch heute noch begrüßen wird!“ Auf sein Klopfen öffnete ein schmächtiges Landmädchen, das Licht von innen fiel auf lange, gelbe Zöpfe, auf ein schmales, braunes Gesicht. Steffen fühlte sich enttäuscht. Was für einen Unsinn hatte sein phantastischer Gefährte doch in sein Hirn hineingefiedelt, daß er in diesem einsamen Forsthaus für seinen hochgeborenen Geschmack etwas besonderes erwartete?

„Geigeronkel!“ rief das Mädchen überrascht aus. Und „Geigeronkel“ wiederholte es freudig drinnen. Eine dicke, alte Bauersfrau watschelte mit ausgestreckter Hand herbei. „Sorgt gut für meinen Kameraden, Waldmutter,“ sagte der Musikant, „derweil ich dieses Tier besorge.“ Er führte das Pferd nach dem Hofraum, und Steffen trat in die große Küche. Es war ein langer Raum, gedielt und getäfelt mit Eichenholz, das den Schein der Messinghängelampe und des Herdfeuers in rosiger Glut zurückgab. Ein langer schwarzer Eichentisch war halb mit einem schneeweißen, geblümten Tuch bedeckt. An der Wand standen Schränke, beladen mit blau und weißem Porzellan und zinnernen Krügen. In der Ecke stand eine Wanduhr mit einem lustig gemalten Zifferblatt und einem feierlichen Ticken. Weiter sah man Hirschgeweihe und grinsende Wildschweinköpfe über den Schränken. Steffen hatte kein Interesse an diesen Dingen, es genügte ihm, daß der Ort rein war. Zwar fand er den Eichenstuhl etwas hart für seine edle Person, jedoch war er immerhin besser als der Meilenstein. Die Waldmutter schien gebührenden Respekt vor ihm zu haben; das Landmädchen sah er überhaupt nicht, noch nicht einmal den zierlichen Fuß im roten Strumpf und Halbschuh, den der kurze Bauernrock so freigebig sehen ließ.

Doch sie war es, der des Geigers tiefe Verbeugung galt, als er jetzt hereintrat. „Fräulein Sidonie!“ rief er aus, seinen alten Hut aufs Herz pressend. Sie lächelte ihn an, halb scheu, halb mutwillig. Ihre Zähne waren so weiß wie die seinen, eine ganze Menge Grübchen erschien auf dem sonnengebräunten Gesichtchen, die ein junger Mann hätte bemerken müssen. Aber was liegt an den Grübchen eines Bauernmädchens? Der Geiger fiel der Alten um den Hals und drückte einen hörbaren Kuß auf die dicke, gesunde Wange.

„Abendbrot, Abendbrot!“ rief er, „und wenn es gut ist, will ich Euch solche Musik zum besten geben, daß Euer Herz dabei singen soll.“

Das Mädchen mit den gelben Zöpfen lachte hell auf, lief an den Herd und ergriff einen Topf.

„Um des Himmels Willen, Kind, laß das," rief die Alte, „das schickt sich nicht für Dich."

„O, bitte, bitte," bat Sidonie, „bitte, liebe Amme."

Des Geigers Waldmutter, des Mädchens Amme, Steffen hatte in ihr die Großmutter vermutet, aber — doch wirklich, es war nicht wert, darüber nachzudenken.

„Hole den Wein", sagte die Matrone mit einem gutmütigen Lachen. Und während das Mädchen um den Tisch herumlief, stellte der tolle Bursche Gast und Wirtin gegenseitig vor.

„Dies, lieber Kamerad, ist Madame Friedrich, die Mutter von König Jérômes Oberförster. Dies, Waldmutter, ist ein edler österreichischer Graf, den ein Reiseunfall gezwungen hat, den Schutz Eures bescheidenen Daches anzunehmen."

Madame Friedrich knixte tief. Steffen neigte nur leicht sein Haupt; er fühlte, daß sich der Geiger hinter seinem Rücken über ihn lustig machte, und wurde rot und ärgerlich.

„Ein Glas zum Willkommen", zwitscherte Sidonie neben ihm. Sie stand so dicht, daß der Duft eines kleinen Straußes Veilchen in ihrem weißen Busentuch ihm in die Nase stieg. Als sie sich zu ihm herunterbeugte, um ihm den Becher zu reichen, fiel einer ihrer schweren Zöpfe auf seine Schulter. Er zog sie hochmütig zurück.

„Diavolo!" rief der Geiger, „wie meine Finger zucken! Doch Ihr sollt nichts verlieren durch das Warten. So wahr ich lebe, geschmortes Wild! Ihr feiert wohl Feste in Eurem Waldhaus?"

„Mein Sohn wird hungrig sein, wenn er mit seinem Burschen herankommt. Mein kleiner Liebling, willst Du Dich setzen und die Gäste unterhalten?"

Sidonie zog schmollend ihren Stuhl mit großem Geräusch neben den Geiger und drehte dem Grafen den Rücken zu, der auf diese Weise allein blieb, wie es ja auch seinem Range zukam. Der Geiger trank ihm zu, sie füllte sein Glas wieder. Als er seine Hand danach ausstreckte, fielen die Veilchen von ihrer Brust darauf. „Veilchen!" rief er und saß wie zu Stein verwandelt da. Sein braunes Gesicht wurde totenblaß. Dann schob er den Teller zur Seite, nahm die Blumen und drückte sie an seine Lippen, den Geruch in langen, tiefen Zügen einatmend. Und plötzlich rannen die Tränen über seine Wangen, seine Brust hob sich in kurzen Atemzügen, die in einem Schluchzen endigten. Das Mädchen lief zu der alten Frau hin und stand rot und verlegen neben ihr; diese rührte ihren Eierkuchen mit ernstem Gesicht. Keine sah den Geiger an. Steffen, der ihn angestarrt hatte, senkte plötzlich die Augen, ebenfalls beschämt und verlegen.

Der Geigerhans erhob sich. „Ich kann heute nichts mehr essen", sagte er mit gebrochener Stimme. Er schritt nach der Bank, wo seine Geige lag, nahm sie und ging hinaus in den Wald.

„Hast Du ihn schon einmal so gesehen?" flüsterte Sidonie.

„Einmal," sagte die Alte, „bei dem Veilchenbeet im Garten. Er muß Schweres durchgemacht haben. Arme Seele! Wer hat es nicht?"

Sidonie setzte sich wieder, stützte ihr Kinn auf die Hand und sah wie abwesend den Grafen an. Ihre Augen waren nicht schwarz, wie er zuerst gedacht hatte, sondern grau und grün, grün und goldig braun, wie das Wasser des Baches im Schatten der Bäume. „Meine Güte, wie Ihr mich anstarrt!" sagte sie nach einer Weile verdrießlich. Der junge Aristokrat zog verächtlich seine Augenbrauen in die Höhe. Er ein Landmädchen anstarren?

In dieses düstere Schweigen rief Mutter Friedrich auf einmal freudig hinein: „Horcht, da kommt mein Sohn!" Aus der Ferne erscholl der schwache Ton der Jagdhörner, ein Hund in dem Stall antwortete, der Ruf der Hörner erklang wieder, diesmal näher und lauter.

Ein großer Lärm erhob sich jetzt draußen, ein Bellen und Winseln der Hunde, Trampeln der Pferde, Blasen der Hörner und fröhliches Jauchzen der Leute. Der Oberförster zeigte sich jetzt in der halbgeöffneten Türe und nickte seiner Mutter zu. So weit man sehen konnte, war seine grüne Uniform sehr pompös und geschmückt mit vergoldeten Knöpfen, Kronen, Quasten und Borten. Sein ehrliches, sommersprossiges Gesicht, wie geschaffen zur Fröhlichkeit, hatte er in ängstliche Falten zusammengezogen, seine Augen wanderten unschlüssig von Sidonie zu dem Fremden. Er ging auf seine Mutter zu und flüsterte ihr etwas ins Ohr. „Gott behüte uns!" rief diese aus und schlug vor Entsetzen die Hände zusammen.

„Still, Mutter," warnte der Förster mit dem Finger an den Lippen und wandte sich nach der Tür.

Der Graf hatte seinen Teller geleert und war noch beschäftigt, zu einem Stück Brot seinen Wein zu trinken. Ein Gefühl der Erwartung ließ ihn sich jetzt ebenfalls herumdrehen, in nachlässiger Weise. Draußen in der Nacht sah er beim Scheine mehrerer Fackeln eine malerische Gruppe sich von einem aus leise sich bewegenden Blättern gebildeten Hintergrund abheben. Zwei der Jäger waren mit je einem Reh beladen, deren zierliche Köpfe an der Erde schleiften. Plötzlich löste sich die Gruppe auf. Ein Mann trat aus der Mitte der Förster in die Küche, der Rest verschwand mit der Beute, Hunde und Pferde wurden nach ihren entfernt liegenden

Ställen geführt; auf der Waldlichtung herrschte wieder tiefer Friede.

Als der neue Ankömmling an dem Oberförster vorbeischritt, machte dieser eine unwillkürliche Bewegung mit der Hand nach der Stirn, seine Mutter begrüßte ihn mit einer würdevollen Verbeugung. Sidonie, die Hände auf dem Rücken, starrte ihn neugierig an, den Mund weit geöffnet, so daß alle die doppelte Reihe prächtiger Zähne bewundern konnten.

Der Fremde stand still und blickte sich um. Es war ein unbedeutender, junger Mann von kleiner Figur und dunklem, scharfgeschnittenen Gesicht, die Haare kurz geschnitten, nur vorn fiel eine Locke auf die Mitte der Stirn. Er hatte große Augen unter dicken, geraden Augenbrauen, seine Forstuniform, obgleich vom selben Schnitt wie die des Försters, zeigte ein feineres Tuch und war ganz neu. Der Kragen des Rockes reichte bis ans Kinn, während dieses selbst auf den Falten eines echten Spitzenchemisetts ruhte.

„Wahrscheinlich ein Edelmann wie ich," dachte Steffen Lee, Graf zu Waldorf-Kilmansegg. Jedoch die ersten Worte des Jägers zerstörten diese Illusion. „Meine Liebe," sagte er zu der Alten — er sprach deutsch mit einem stark fremdartigen Akzent — „mein Kollege hier hat mir versichert, daß Ihr mir für diese Nacht Gastfreundschaft gewähren wollt." Als er jetzt lächelte, nahm sein Gesicht einen trivialen, beinahe albernen Ausdruck an, der den ersten guten Eindruck verdarb und den Grafen sich wieder zu seinem Brot und Wein wenden ließ.

„Jeder Freund meines Sohnes ist willkommen", sagte die Alte mit einem verlegenen Lächeln. Ihr Sohn aber wurde plötzlich feuerrot, schluckte, blinzelte und sah aus wie ein Fisch auf dem Trockenen.

„Ich merke, ich muß mich vorstellen", rief der kleine Mann, lachte herzlich und klopfte den Förster auf die Schulter. „Förster — Hm — Meyer, zu dienen, Madame."

(Fortsetzung folgt.)

Scholarenweisheit.

Das Weinfaß ist mein Heil'genbuch,
Der Becher ist mein Segen,
Zur Schenke geht mein Pilgerzug,
Mein Mönchslatein klingt klar genug:
Bin dürftig allerwegen! —

Das Wandern macht wohl müd' und matt,
Das könnt ihr füglich glauben!
Die Litanei, die macht nicht satt,
Wenn man sonst nichts zu beißen hat.
Frisch! geht mir an die Trauben. —

Mögt fahrten nun von Ost nach West:
Wo Kirchentürme winken
Und wo ein Pfäfflein hat sein Nest,
Da gibt's — das steht historisch fest, —
Da gibt es was zu trinken.

Doch bin ich kein Fanatikus
Und nicht vom argen Schreien,
Drum ziehet, item, nur den Schluß,
Daß ich mit gleichem Hochgenuß
Bei Pfaffen trink' und Laien.

Am liebsten zwar bin ich am Rhein,
Das will ich offen sprechen,
Doch ist's mir gleich, ob Klosterwein,
Ob ich bei Schenkens Töchterlein
Kann — ohne Zahlung zechen —!

Gesellenfahrt.

Nicht allzu rauh, Herr Stürmewind,
Zu raufen und zu zausen
Zur Seiten mir das feine Kind,
Und laß dein polternd Brausen!

Da lacht der Wind und singt und spricht:
Verlaubnis, werter Vetter,
Ist deine süße Buhle nicht
Selbst solch ein Sausewetter?

Ist nicht ihr jugendfrischer Sinn
Voll Sehnsucht in die Weiten?
Die nehm' ich hurtig mit dahin
Auf meinen starken Spreiten.

So fahren wir in Kumpanei,
Zwei Vettern, eine Base,
Und drehn der Kreuzphilisterei
Gewaltig eine Nase!

Kassel. **F. A. Kahles.** (Aus den „Scholarenliedern".)

73. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Eschwege

am 15., 16. und 17. August 1907.

Eine stattliche Anzahl von Mitgliedern und Gästen war zur 73. Wanderversammlung des Vereins in den Mauern der schönen Werrastadt Eschwege von nah und fern herbeigekommen. Am ersten Tag fand nach der Sitzung des Gesamtvorstandes eine gemütliche Vereinigung im Kasino statt. Der Morgen des nächsten Tages galt zunächst der Besichtigung der Stadt und der im Kasino von sachkundiger Hand aufgestellten Altertümer-Ausstellung. Wie im Vorjahre in Melsungen, so zeigte sich auch

bei dieser Ausstellung, wieviel z. T. überaus wertvoller Urväterhausrat noch in den hessischen Häusern steckt und wie verdienstvoll es ist, solche Dinge einmal aus ihrer Verborgenheit hervorzuholen. Waffen und Uniformen, Urkunden und alte Bücher, mittelalterliche und prähistorische Funde, Folterwerkzeuge, Stammbücher, Gemälde, Truhen, Porzellan, Münzen, ländliche Bekleidungsstücke, Tongefäße, israelitische Kultgegenstände, Uhren und zahlreiche andere Dokumente für die Blüte des Kunsthandwerks früherer Jahrhunderte, das alles füllte, übersichtlich gruppiert, den geräumigen Saal und wurde mit lebhaftem Interesse besichtigt.

Kurz nach 11 Uhr eröffnete der Vorsitzende des Geschichtsvereins, General Eisentraut, offiziell die 73. Mitgliederversammlung und erteilte zunächst dem Landrat, Kammerherrn von Keudell, das Wort, der, auch in seiner Eigenschaft als Ehrenvorsitzender des Eschweger Zweigvereins, die Versammelten aufs herzlichste begrüßte und betonte, daß der Geschichtsverein in seinem echt patriotischen Bestreben, die Geschichte des alten Hessenlandes zu ergründen und zu vertiefen, stets die wärmste Förderung durch den Staat finden werde. Die Bewohner dieser Landschaft an der Werra seien keineswegs, wie zuweilen behauptet werde, Thüringer, sondern alte Chatten, der Bauernstand im Ringgau zeige in vielem eine überraschende Verwandtschaft mit den Schwälmern. Die ehemals freie Reichsstadt Eschwege habe viele Stürme über sich ergehen lassen müssen, aber noch heute schauten ihre stolzen Türme in die Landschaft. Redner schließt mit dem Wunsch, daß von dieser Tagung reicher Segen ausgehen möge. Im Namen der Stadt heißt Bürgermeister Vocke die Versammlung willkommen und erinnert an die Tagung vor 15 Jahren. Nachdem der Vorsitzende beiden Herren gedankt und kurz Zweck und Ziele des Vereins dargelegt hat, weist er auf die segensreiche Tätigkeit der „Pfleger" hin als Vermittler zwischen den Einwohnern und dem Vereinsvorstand; über das Auffinden von Urnenfriedhöfen, alten Mauern und Befestigungen hätten die Pfleger in den letzten Jahren wiederholt berichtet, ferner auf Altertümer aufmerksam gemacht, die ins Ausland verkauft werden sollten, dann aber für den hessischen Bezirk gerettet seien; für das Kasseler Museum sei eine bereits zum Umschmelzen versandte Glocke erkauft worden usw. Der Vorsitzende bittet darin fortzufahren, das, was an Denkmälern jeglicher Art im Lande sei, zu erforschen und zu bewahren. Sodann tritt man in die geschäftliche Verhandlung ein. Zunächst trägt der Schriftführer, Rechnungsrat Woringer, den Geschäftsbericht über Wirken und Zustand des Gesamtvereins im verflossenen Jahre vor.

Der Bericht sei nachfolgend im Auszug mitgeteilt: Die Mitgliederzahl betrug in Melsungen 1793; heute besitzt der Verein 1844 Mitglieder. Zu Ehrenmitgliedern wurden im Laufe des Jahres ernannt Geheimer Archivrat Dr. Könnecke, Major z. D. von und zu Löwenstein und Kanzleirat Neuber; ein anderes Ehrenmitglied, Professor Dr. Suchier in Hanau, verschied am 13. Juli d. J. Die „Zeitschrift" ist diesmal versuchsweise in zwei Heften ausgegeben. Die vom Geheimen Baurat Hoffmann in Fulda verfaßte „Glockenkunde" ist sehr günstig beurteilt worden, war aber mit großen Herstellungskosten verbunden, so daß dem Verein weitere Bestellungen sehr erwünscht sind. Die Herausgabe der „Grundkarten" ist vollendet; auch ihre Herstellung war infolge des Mangels an Unterlagen und Vorarbeiten sehr kostspielig. Die Bemühungen des Vereins, die alte Bergveste Spangenberg der Öffentlichkeit zu erhalten, haben wenigstens einen teilweisen Erfolg gehabt. Die Königliche Regierung, die unter keinen Umständen die Kosten der Erhaltung des Schlosses ohne praktische Verwendung seiner Räume weiter übernehmen wollte, hat beschlossen, die Forstlehrlingsschule in Groß-Schönebeck in das Spangenberger Schloß zu verlegen. Zum Umbau der hierzu erforderlichen Räume ist ein Betrag von 90 000 M. in den diesjährigen Staatshaushaltsetat eingestellt worden. Leider ist bei den Umbauten ein Teil der in den Sälen vorhandenen Fresken vernichtet worden, auch wird die Besichtigung der Innenräume künftig auf gewisse Tagesstunden beschränkt werden, aber es ist jetzt wenigstens dem Verfall des Schlosses vorgebeugt und verhindert, daß es in Privatbesitz gelangte und so der Öffentlichkeit ganz entzogen wurde.

Die Kommission zur Erforschung vor- und frühgeschichtlicher Befestigungen in Hessen hat bei ihren diesjährigen Arbeiten wichtige Erfolge gehabt. Auf der Altenburg bei Niedenstein sind Reste von Wohnstätten aufgedeckt und Geräte aus verschiedenen Perioden gefunden worden; weitere Forschungen werden vermutlich wichtige Feststellungen über diese chattische Fluchtburg ergeben. Das erste Heft der Veröffentlichungen der Kommission ist in Arbeit. In die Historische Kommission für Hessen und Waldeck ist Generalleutnant z. D. Beß, Exz., eingetreten. Es folgt dann ein eingehender Bericht über die Bickellsche Erbschaft. Es ist dem Vorstand gelungen, das Bickellsche Haus in Marburg für 7800 M. zu verkaufen, auch entbehrliche Möbel usw. aus dem Nachlaß, so daß der bare Verlust an dieser Erbschaft nur etwa 1000 M. betragen wird; dafür ist aber der Verein im Besitz der wertvollen Bickellschen Sammlung. Der Vorstand hat es übernommen, das ganz verwahrloste

Grab Steinhöfers, des Schöpfers des nach ihm benannten Wasserfalls und anderer Wasserkünste zu Wilhelmshöhe, in einen würdigen Zustand zu bringen und mit einem einfachen Gedenkstein zu versehen; durch Sammlung freiwilliger Beiträge ist die Summe von 506 M. aufgebracht, die aber wohl nur knapp ausreichen wird, so daß weitere Beiträge gern entgegengenommen werden.

Eine Übersicht über die Kassenverhältnisse ergibt, daß die Jahresrechnung für 1906/07 in Einnahme 11622,95 M., in Ausgabe 7719,91 M. ergibt, so daß am 1. April d. J. ein Bestand von 3903,04 M. verblieb. Der augenblickliche Bestand beträgt 4961,84 M. Den Schrift- und Kassenführern wird hierauf Dank für ihre große Mühewaltung ausgesprochen. Vorsitzender und Vorstand werden einstimmig wiedergewählt. Als Ort für die nächste Jahresversammlung wird Hünfeld bestimmt; die 75. Jahresversammlung wird 1909 in Kassel stattfinden. Damit sind die Punkte der Tagesordnung erledigt, und es erhält zunächst Gymnasialdirektor Dr. Stendell-Eschwege das Wort, der in großen Zügen eine sehr anschauliche „Skizze vom Werdegang Eschweges“ entwirft. Das weite Talgelände hier an der Werra sei schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. vielumstritten gewesen und so hier eine Bevölkerung erwachsen, die zu steter Abwehr bereit sein mußte, aber auch als Grenzbevölkerung infolge der Blutmischung mancherlei Vorteile errang. Redner führt nun äußerst anschaulich die geschichtliche Entwickelung Eschweges vor seit 973, wo Kaiser Otto II. das Eschweger Gut seiner Gemahlin Theophano als künftiges Wittum übergab, schildert den Aufenthalt verschiedener fränkischer Kaiser in Eschwege und begründet das Interesse, das die Hohenstaufen an der Gegend an der unteren Werra nahmen. Ein Schimmer des Glanzes, der von der Boyneburg unter Barbarossa und Heinrich VI. ausging, fiel auch auf Eschwege. Wie ganz anders hätten sich die Verhältnisse der Landschaft entwickeln können, wenn diese Fürsten ihren Drang nach Italien hätten bezähmen können und etwa von der Boyneburg aus die Geschicke des deutschen Volkes geleitet hätten! In Eschwege vollzog sich damals der Übergang aus einem Königshof zu der strafferen Organisation eines städtischen Gemeinwesens. Um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts wurde es der Mittelpunkt der unteren Werragegend, neben dem andere Plätze kaum noch in Betracht kamen. Vor unseren Augen entsteht ein blühendes, lebenskräftiges Gemeinwesen, das aus sich selbst heraus die Kräfte zu seiner Weiterentwickelung nimmt. In der ersten Hälfte sind Stadt und Cyriakusstift noch völlig unabhängig von den benachbarten Gewalten. Eschwege war, aus einem Königshof hervorgegangen, beim Reiche geblieben, Rechte eines geistlichen oder weltlichen Territorialherrn finden wir nirgends oder nur ganz vorübergehend. Stift und Stadt standen sich von Anfang an gleichberechtigt gegenüber, so zwar, daß der Königshof, aus dem die Stadtgemeinde hervorging, der ursprüngliche Kern ist, an den sich das Stift anschloß. So trat Eschwege als unmittelbare Stadt des Reiches in die Zeiten über, in denen die Selbsthilfe galt, wo dem keck Zugreifenden so lange die Welt gehörte, bis ein noch Mächtigerer ihm seinen Raub wieder abjagte. Mit dem Jahre 1250 endete dann die Reichsfreiheit Eschweges, 1264 wurde es zum ersten Male hessisch, kam vorübergehend an Thüringen, um dann dauernd an Hessen zu fallen. Seitdem hat die Stadt eine eigentliche politische Rolle nicht mehr gespielt. Unter dem Schutz der hessischen Landgrafen entfaltete sich die Stadt durch Handel und Gewerbefleiß immer mehr nach innen, das Stadtregiment wurde immer demokratischer. Die Entwickelung geschah auf natürlicher Grundlage, die Stadt hat niemals die erwärmende Sonne landesväterlicher Huld erfahren; auch der Plan des Landgrafen Moritz, der 1632 sein bewegtes Leben in Eschwege beschloß, die ihm liebgewordene Stadt für einen seiner Söhne zweiter Ehe zur Residenz zu machen, ließ das Schicksal nicht zur Reife gelangen. Mehr als unter dem Mangel einer fürstlichen Hofhaltung litt Eschwege unter den Drangsalen des 30jährigen Krieges, von denen es sich nur langsam wieder erholte. Im steten Kampf mit der Not des Lebens erwuchs hier jenes harte, ernste, nüchterne und bedürfnislose, doch selbstbewußte Geschlecht von Männern und Frauen, das das Leben ernst, vielleicht zu ernst nimmt, das arbeiten gelernt hat, das fest auf eigenen Füßen steht, das von anderen nicht viel erwartet und sich daher auch gegen andere mehr als nötig abschloß, alles in allem jenes Geschlecht, das mit diesen Grundsätzen und Eigenschaften trotz der Ungunst äußerer Verhältnisse tüchtig vorangekommen ist und auf das der Spruch Anwendung finden kann: „Mäh honn's, mäh konn's“, aber nur, wenn man noch hinzufügt: „Mäh donn's.“ Die Zeiten seien noch nicht lange vorüber, wo man selbst einen ehemaligen Kurhessen nicht recht begreifen konnte, der sich freiwillig unter die Eschweger begab; aber er, Redner, habe sich nun schon 28 lange Jahre in Eschwege wohlgefühlt und sei selbst zum Eschweger geworden. Der treffliche Vortrag, der hier nur kurz angedeutet ist, fand den lauten, wohlverdienten Beifall der Zuhörer.

Oberlehrer Pfaff-Hofgeismar warf sodann die Frage auf: „Was tun unsere höheren Schulen für unsere hessische Landes-

geschichte?" Seitdem wir 1866 unsere staatliche Selbständigkeit verloren hätten, hätte jeder offizielle Unterricht in der Landesgeschichte an unseren höheren Schulen aufgehört und der Unterricht in der brandenburgisch-preußischen Geschichte sei an dessen Stelle getreten, was ja natürlich sei, aber doch wohl in zu weitem Umfang geschehe. Nur an drei höheren Schulen, dem Friedrichsgymnasium, Wilhelmsgymnasium und Realgymnasium zu Kassel werde nach dem Programm noch zusammenhängender Unterricht in hessischer Geschichte erteilt. Wenn auch nicht, wie in der Erdkunde, jeder geschichtliche Unterricht von der nächsten Umgebung ausgehen müsse, so sei es doch klar, daß geschichtliches Interesse bei vielen nur wach werde, wenn die Geschicke der engeren Heimat in Betracht kämen. Tausend Fäden verknüpften uns mit unserer Vergangenheit, die nicht 1866 abgeschnitten seien und die für ferne Zeiten bleiben würden; unsere hessische Landeskirche z. B. werde jedem ein Rätsel bleiben, der ihre Entwickelung nicht aus der politischen Geschichte kenne; man müsse aber wenigstens von jedem akademisch Gebildeten erwarten, daß er, wenn auch nur allgemein, über solche Dinge richtige Auskunft geben könne. Es gäbe zwar unter den Lehrern und Schülern viele, die nur der Zufall mit unserer Heimat verknüpft habe, aber gerade im Geschichtsverein böten sich genug Beispiele von der Anpassungsfähigkeit historischen Interesses. Wenn die Geschichte unserer Heimat gelehrt werde fern von der gehässigen Beurteilung, der wir oft unterliegen, und fern auch von einseitiger lobrednerischer Darstellung, dann werde gerade unsere Landesgeschichte ein Beispiel geben können, wie notwendig geschichtliches Interesse sei. Auch der Geschichtsverein müsse sich für diese Frage erwärmen, da es noch fraglich sei, ob die heranwachsenden Geschlechter so ohne weiteres noch dasselbe Interesse mitbringen würden wie die alten Mitglieder. Redner schlägt vor, sowohl das Provinzialschulkollegium zu Kassel als auch den Philologenverein für Hessen und Waldeck für diese Sache zu interessieren. Der Vorsitzende erwidert, Hauptsache auf den Schulen sei es wohl, eine Anregung in geschichtlicher Beziehung zu geben, und das könne mit jedem Geschichtsunterricht geschehen; der Gesamtvorstand werde jedoch der hier gegebenen Anregung folgen und sie näher in Erwägung ziehen.

Eine künstlerische Augenweide bereitete zum Schluß noch Professor Dr. Edward Schröder-Göttingen, indem er eine große Anzahl von Zeichnungen Ubbelohdes vorführte, die den im Herbst erscheinenden ersten Band einer neuen vollständigen Ausgabe der Grimmschen Märchen illustrieren sollen. Professor Schröder erinnerte daran, daß uns gerade dieses Jahr eine Kette von Erinnerungen bringe an die westfälische Periode unserer Geschichte. Wir könnten jetzt dieser Zeit gedenken nicht nur in patriotischer Erregung, sondern auch mit einem freien Urteil über das, was sie uns an Aufklärung und Fortschritt gebracht habe, den uns das Landgrafentum vorenthielt. Die besten Männer, die wir in jenen Jahren besaßen, waren die Brüder Grimm, und die Märchen sind das Köstlichste ihrer Werke. Damals ist von Kassel aus das Buch herausgezogen, das wie wenige ein Volksbuch geworden ist. Trotzdem kennen viele an Stelle dieser Märchen nur einen minderwertigen Ersatz, der sie in den Hintergrund drängte. Besonders hat die durch Ludwig Richters Griffel geschmückte Bechsteinsche Sammlung einen großen Vorsprung gewonnen. Mit besonderer Freude ist es deshalb zu begrüßen, daß sich ein seit Jahren mit dem hessischen Volkstypus aufs innigste vertrauter Künstler an die große Aufgabe gemacht hat, die Grimmschen Märchen zu illustrieren, und zwar nicht in jenem gewohnten pedantischen Sinn, der ewig nur die geläufigsten Szenen wiedergibt. Redner erklärte nun eine Reihe der ungemein reizvollen Bilder, die für uns auch dadurch besonders interessant sind, daß sie überall ohne Aufdringlichkeit sowohl im figürlichen als architektonischen Teil unverkennbar das hessische Volkstum hervortreten lassen. Mit einer eingehenden Besichtigung dieser Bilder fand die Versammlung ihr Ende.

Ein für den Nachmittag festgesetzter Besuch des nahen Leuchtberges fand wegen des Regens nur wenig Teilnehmer. Um sechs Uhr nahm das Festessen seinen Anfang, das, von ernsten und heiteren Reden begleitet, einen schönen Verlauf nahm. Musik und Feuerwerk lockten die Teilnehmer dann in den Garten, sollen auch etliche späterhin noch hin und her in den Schenken der guten Stadt Eschwege gar wacker pokulieret haben.

In der Frühe des nächsten Tages ging es, da das Wetter eine günstige Wendung zu versprechen schien, mit der Bahn nach Geismar und von da zu Fuß nach dem Keudellstein. Das Rittergut Keudellstein ist seit dem 14. Jahrhundert mit der Familie von Keudell verbunden. Infolge eines früheren Lehnsfehlers war der Besitz hundert Jahre hindurch der Familie entzogen, die erst auf Verwendung eines hessischen Landgrafen wieder damit belehnt wurde. Als diese Linie gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit einem kurhessischen Generalmajor von Keudell ausstarb, wurde das Lehen apert und vom Erzbischof von Mainz eingezogen. Später kam das Eichsfeld an Preußen und Friedrich Wilhelm III. belehnte einen Herrn l'Estoque damit. Jérôme belehnte dann seinen Stallmeister La Flèche

1808 (förmliches Patent am 30. November 1811) mit dem Keudellstein und machte ihn zum „Baron v. Keudelstein", wie er ja auch Le Camus zum „Grafen von Fürstenstein" erhob. Nach der Rückkehr des Kurfürsten zog l'Estoque wieder ein, der das Gut später an die Familie Martin verkaufte, der der aus dem Kulturkampf bekannte Bischof Martin entstammt. Von dieser kaufte es vor etwa sieben Jahren die Familie von Keudell zurück. Der Besitzer, Landrat Kammerherr von Keudell, übernahm nun in liebenswürdiger Weise die Führung. Das bald nach dem 30jährigen Krieg erbaute Herrenhaus stellt sich als stattlicher Bau mit schöner Holzarchitektur dar; das von zwei allegorischen Steinfiguren gesäumte Portal wird von den Wappen derer von Keudell und von Lüder gekrönt. Das Innere erinnert überall an jene beneidenswerte Zeit, in der man noch verschwenderisch mit dem Eichenholz umgehen konnte; zwei mächtige Renaissancetüren mit eingelegter Arbeit zeugen von der damaligen Blüte des Kunsthandwerks. Nach der Besichtigung des Herrenhauses suchte man seine Sachkenntnis in den verschiedenen Ställen zu erweitern, in denen durchweg die neuzeitlichen Forderungen in die Wirklichkeit übertragen sind. Besonders stark war der Bestand an Kühen und Rindern, ausnahmslos fränkischer Rasse, wird doch auf diesem Rittergut mit Rücksicht auf das zum rationellen Ackerbau wenig geeignete Gelände die intensive Durchführung einer Weidewirtschaft angestrebt. Sehr befriedigt von dem Geschauten stieg man nun, vorbei an den alten kurhessischen Grenzsteinen, zur **Keudellkuppe** empor, auf der einst eine Burg gestanden hat, deren Grundmauerreste grade bloßgelegt wurden, wobei eine ganze Anzahl mittelalterlicher Scherben zutage gefördert wurden. Irgend eine Tradition, daß auch diese Burg von der Familie von Keudell bewohnt war, ist nicht erhalten. Genoß man schon beim Aufstieg einen ungehinderten Blick auf das Werratal und hinüber zum Ringgau, Heldrastein usw., so überraschte am Endziel ein herrlicher, neugeschaffener Auslug auf das vordere Eichsfeld und die sich im Hintergrund aufbauenden Höhenzüge. Wieder ging's hinab zum Keudellstein, wo inzwischen der gastfreundliche Besitzer am Waldesrand unter hochstämmigen Buchen eine lange, blütenweiß gedeckte und mit frischblühender Heide geschmückte Frühstückstafel hatte errichten lassen, ein nach der für manchen etwas anstrengenden Wanderung durch den taufrischen Wald nicht unwillkommener Anblick. Mit homerischer Unbefangenheit langte man zu, während flinke Diener mit gefüllten Humpen hinter den Schmausenden einherschritten. Melodisch klangen die Glocken der an den Bergwiesen weidenden Kühe herauf, und das Auge ergötzte sich an der landschaftlichen Szenerie, die zur rechten von der auf der Höhe des Eichsfeldes thronenden Effelder Kirche begrenzt wurde, während links das Kloster des **Hülfensberges** aus dem Grün hervorlugte, das nächste Ziel unserer Wanderung, das wir nach herzlichem Dank für die reichliche Stärkung nach etwa einstündigem Marsche erreichten.*) Freundlich grüßend traten uns die Patres entgegen, und nach kurzer Rast wurde unter Führung des Kanzleirats **Hartdegen**-Eschwege Wallfahrtskirche und Bonifatiuskapelle besichtigt; in dieser fand besonders das in einer Höhe von 3 Metern von Professor Albermann zu Köln in Savonnières-Sandstein ausgeführte Relief über dem Altar ungeteilte Bewunderung. Es stellt den Apostel der Deutschen dar, wie er den Germanen das Evangelium kündet, während im Hintergrund zwei an ihren Eichenlaubkränzen kenntliche heidnische Priester entfliehen. Die das berühmte Hülfensbild bergende Wallfahrtskirche ist durch ihren amphitheatralischen Aufbau bemerkenswert. Sehr dankbar wurde es übrigens aufgenommen, daß vor der Besichtigung Professor **Pontani**-Eschwege in übersichtlicher Weise einen Abriß über die Geschichte des Klosters darbot.

Vom nahen Geismar aus fuhr man hierauf nach Schwebda, um das gleichfalls Landrat von Keudell zugehörige, von Architekt Karst in Kassel entworfene **Schloß Wolfsbrunnen** zu besichtigen. Das inmitten eines großen Parkes liegende, die Werralandschaft beherrschende und in deutscher Renaissance erbaute Schloß macht einen geradezu überwältigenden Eindruck. Gediegene Vornehmheit gibt sich auch in den Innenräumen kund, und man ist angenehm überrascht, hier neben wertvollen Erzeugnissen früherer Zeiten auch zahlreiche Objekte der zeitgenössischen hessischen Kunst anzutreffen. Wieder genoß man die Gastfreundschaft des Schloßherrn, der es den Besuchern bei einer Tasse Mokka so behaglich zu machen wußte, daß sie auch diese echt deutsche Gastlichkeit gleichsam als selbstverständlich hinnahmen. Ein Gruppenbild, das Hofphotograph Tellgmann-Eschwege auf der breiten Terrasse aufnahm, wird manchem eine Erinnerung an diese angenehmen Stunden sein. Den aufrichtigen Dank dafür wird der Schloßherr beim Abschied an der Pforte des Parkes aus dem Händedruck jedes Einzelnen herausgespürt haben.

Von Bahnhof Schwebda ging es wieder nach Eschwege, von wo der Zug alle wieder nach verschiedenen Richtungen verstreute, die die Liebe zur hessischen Heimat und ihrer Vergangenheit für drei Tage zusammengeführt hatte.

Möge auch diese Tagung des Vereins dazu beigetragen haben, den Sinn für die Geschichte des Hessenlandes in immer weitere Kreise zu tragen.

*) Über den Hülfensberg vgl. „Hessenland" 1903, Nr. 7 u. 10.

Aus Heimat und Fremde.

Geburtstag. Am 20. August, dem 105. Geburtstag des letzten Kurfürsten von Hessen, war dessen Grabstätte wieder wie üblich mit reichem Schmuck von Blumen und Kränzen in den rotweißen Farben versehen.

Hochschulnachrichten. Marburg: Dem vom 1. Oktober an hierher versetzten ordentlichen Professor Dr. Paul Friedrich aus Greifswald ist der Charakter als Geheimer Medizinalrat verliehen worden. — Der Sekundärarzt der chirurgischen Klinik zu Greifswald, Privatdozent Dr. F. Sauerbruch, wird in gleicher Eigenschaft mit seinem Chef, Professor Friedrich, nach Marburg übersiedeln. — Der zum 1. Oktober vom akademischen Senat beschlossenen Gründung einer akademischen Lesehalle ist aus unbekannten Gründen die ministerielle Genehmigung versagt worden. Hoffentlich läßt sich die Durchsetzung dieses Beschlusses, der gegenüber der stiefmütterlichen Bedenkung der Universität als Akt der Selbsthülfe geschah, doch noch erreichen.

Historische Kommission für Hessen und Waldeck. Aus dem 10. Jahresbericht der Kommission sei folgendes hervorgehoben: Das Fuldaer Urkundenbuch wird von Dr. E. Stengel fortgeführt, für die Fortführung der Landtagsakten soll baldmöglichst Sorge getragen werden. Einleitung und Register zu den Chroniken von Gerstenberg wird Professor Diemar demnächst in Druck geben. Die erste Abteilung der Landgrafenregesten wird Dr. Grotefend im Laufe des nächsten Jahres in Druck geben. In gleicher Zeit kann auch der Druck des ersten Bandes des Urkundenbuchs der Wetterauer Reichsstädte begonnen werden. Das Friedberger Urkundenbuch wird fortgesetzt, desgleichen durch Dr. Buchenau das Münzwerk und durch Professor Köhler die Quellen zur Geschichte des geistigen und kirchlichen Lebens in Hessen und Waldeck. Die Quellen zur Geschichte der Landschaft an der Werra werden von Dr. Huyskens bearbeitet, der das die vier Klöster der Landschaft an der Werra umfassende Regestenwerk im Herbst in Druck gibt. Sturios Jahrbücher der Grafschaft Hanau von 1600—1620 bearbeitet Oberlehrer Becker. Bei seiner Arbeit über Hessische Behördenorganisation steht Dr. Gundlach vor Vollendung des „Dienerbuchs", die Beiträge zur Vorgeschichte der Reformation in Hessen wird Dr. Dersch bis zur nächsten Jahresversammlung abgeschlossen haben. Mit der Bearbeitung und Herausgabe eines Werkes über die hessischen, fuldischen, hanauischen und waldeckischen Lehen und ihre Inhaber seit der ältesten Zeit bis zum Ende des Lehnswesens ist Archivassistent Dr. Knetsch betraut worden. Eine Inventarisation der in Hessen und Waldeck vorhandenen kleinen Archive ist von Baron von und zu Gilsa beantragt worden. Dem Jahresbericht ist bereits ein von Archivdirektor Dr. Könnecke verfaßtes Verzeichnis der nichtstaatlichen Archive im Arbeitsgebiete der Kommission beigegeben. Von den unter Leitung des Generals Eisentraut bearbeiteten Grundkarten wird das sechste und letzte Blatt, Eschwege-Eisenach, im Laufe des Sommers erscheinen. Der Preis der einzelnen Blätter beträgt 45 Pfg.

Ausstellung. Am 14. August fand zu Schmalkalden im Riesensaal des 1585—90 erbauten Schlosses Wilhelmsburg die Eröffnung einer kulturhistorischen Ausstellung statt, die ein lehrreiches Bild aus Schmalkaldens Vergangenheit bietet und aus den Sammlungen des Hennebergischen Vereins zusammengestellt ist.

Vom Fuldaer Dom. Der Domturm wird eine neue „Osanna"-Glocke, die 126 Zentner wiegen soll, erhalten. Sie muß vor Aufstellung des Holzturmes eingelassen werden.

Erntefest. In Witzenhausen wurde am 17. August das berühmte Erntefest zum 50. Mal in besonders feierlicher Weise begangen. Im Jahre 1857, das nach mehreren Jahren des Mißwachses und der Teuerung eine ertragreiche Ernte brachte, hatte man zuerst den Beschluß gefaßt, ein großes Erntedankfest zu feiern.

Ausgrabung. Der Berliner Archäologe Dr. Plath ist zur Zeit in Gelnhausen vor dem Holztor mit einer Ausgrabung der alten Gelakapelle (Godobrechtskapelle) beschäftigt. Als im August 1756 das kleine Chor der Kapelle wegen Baufälligkeit abgebrochen wurde, fand man vor dem Altar unter einem Leichenstein in einem Steinsarg die Gebeine eines ungewöhnlich großen Körpers, die man im Beisein sämtlicher Ratsdeputierten wieder an derselben Stelle beisetzte. Vermutlich wird auch dieser Steinsarg bei den jetzigen Ausgrabungen freigelegt. In dem Schachtgut der Chorseite wurden, wie der „Gelnhäuser Zeitung" berichtet wird, einige Bruchstücke der zweifellos ursprünglichen Kapellenfenster

als Glasscherben gefunden, die die Art der Glasmalerei und das Muster der Verzierung noch gut erkennen lassen.

Aus der Wetterau. In Massenheim fanden Maurer bei einem Neubau einen Meter unter der Erde eine Büchse mit römischen Münzen und Schmucksachen. — Ein ehemaliges Römerkastell wurde bei Herstellung der Wasserleitung bei Altenstadt aufgefunden. Bekanntlich führte der die Wetterau umfassende Pfahlgraben von Lich, Langsdorf, Hungen, Echzell kommend an Altenstadt vorbei in südlicher Richtung bis zum Main bei Krotzenburg. Es sollen weitere Ausgrabungen stattfinden.

Aus Sandershausen. Bei der Verkoppelung ist ein Teil der alten hannöverschen Landstraße eingegangen und dafür vom Fiskus ein neuer Weg durch den sog. Galgenberg angelegt worden, während die alte Landstraße an einen Kasseler Steinbruchbesitzer abgetreten wurde. Auf dem kleinen Hügel stand in früheren Zeiten der Galgen, an dem die Verbrecher gehängt wurden. Nach der Einverleibung Hessens wurde der Hügel fiskalisch und der Galgen entfernt. Der bis dahin kahl stehende Berg wurde dann 1882 und 1883 mit Tannen bepflanzt; den Namen Galgenberg hat er bis auf den heutigen Tag behalten.

Niedersachsentag. Der diesjährige Niedersachsentag findet am 7. und 8. Oktober in Bückeburg statt. Der erste Verhandlungstag ist der Heimatkunde gewidmet, der zweite den Heimatschutzbestrebungen. Ein „niedersächsischer Dichterabend" wird ausgewählte Dichtungen zeitgenössischer heimatlicher Dichter in hoch- und plattdeutscher Sprache bringen.

Eingegangen:

Hessenkunst. Kalender für alte und neue Kunst. 1908. Hrsg. von Christian Rauch. Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Verlag von O. Ehrhardts Univ.-Buchhandlung, Adolf Ebel. Marburg a. L. Preis 1 M.

Archiv für hess. Geschichte und Altertumskunde. N. F. IV. Bd. 3. Heft. Hrsg. von Prof. Dr. E. Anthes. Darmstadt 1907.

Dazu Ergänzungsband III. Heft 2:

Beiträge zur hess. Kirchengeschichte, redig. von D. Dr. Diehl und Prof. Dr. Köhler. Darmstadt 1906.

Mitteilungen des oberhessischen Geschichtsvereins. N. F. 15. Band. (Festgabe zur 3. Jahrhundertfeier der Universität Gießen.) Karl Fossen und die Gießener Schwarzen von Herm Haupt. Mit 4 Bildertafeln. Gießen (Verlag von A. Pöpelmann) 1907.

Die Kunst unserer Heimat. Mitteilungen der Vereinigung zur Förderung der Künste in Hessen und im Rhein-Maingebiet. Hrsg. von Dr. Greiner. Heft II.

Kurhessische Erinnerungen. 20 Karten in Stahlstich. E. Hellers Kunstverlagsanstalt, Lichtenau i. H. Mappe 1,25 M.

Marburger Brief an Herrn Tobias Knopp von Referendar Emanuel Benda. Marburg (O. Ehrhardts Univ.-Buchhandlung) 1907. 0,25 M.

Personalien.

Verliehen: den Ärzten Dr. Rosenblath zu Kassel und Dr. Stern zu Eschwege der Charakter als Sanitätsrat; dem Kreisbauinspektor Michael zu Gelnhausen der Charakter als Baurat; dem Stadtkämmerer Siemon zu Melsungen anläßlich seines 50jährigen Dienstjubiläums der Kronenorden 4. Klasse; dem Lehrer a. D. Heerich zu Melsungen der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern.

Ernannt: Professor Dr. Schröder an der Universität Göttingen zum Geheimen Regierungsrat; Dr. H. Wittich zum Kreisassistenzarzt mit dem Wohnsitz in Kassel; Referendar Hatzencamp zum Gerichtsassessor.

Bestätigt: die Wahl des Bürgermeisters Troje zu Einbeck zum Oberbürgermeister von Marburg.

Versetzt: Oberlandesgerichtsrat Schwarz von Jena nach Kassel.

Geboren: ein Sohn: Fabrikant Karl Schombardt und Frau Erna, geb. Tietze (Kassel, 19. August); Polizeirat Haack und Frau Ella, geb. Kulenkamp (Kassel, 19. August); — eine Tochter: Regierungsbaumeister Böhm und Frau Margareta, geb. von Rauchhaupt (Kassel, 12. August); Kriegsgerichtsrat Schlott und Frau (Kassel, 18. August); Dr. W. Weidenmüller und Frau Sophie, geb. Wintzer (Halle a. S., 21. August); Referendar Kurt von Hugo und Frau Thyra, geb. von Münchhausen (Kassel, 24. August); Großhändler Gustav Heebe und Frau Anne, geb. Grohmann (Kassel, 27. August).

Gestorben: Frau Elisabeth Kraatz, geb. Kothe, Gattin des Dr. med. (Borken, 13. August); Pfarrer a. D. Karl Fischer, 72 Jahre alt (Kassel, 14. August); Kammergerichtsrat Dr. Hugo Appelius aus Berlin (Bad Nauheim, 16. August); Frau Dr. Marie Fittica, geb. Schier, Gattin des Professors (Marburg, 17. August); Pfarrer Rudolf Baustädt, 38 Jahre alt (Obermeiser, 19. August); verw. Frau Dr. Biermann, Emma, geb. Schmelcke, 78 Jahre alt (Kassel, 19. August); Amtsgerichtsrat Rudolf Kucks aus Gelnhausen (Wiesbaden, 22. August); verw. Frau Dr. Müller-Jochmus, Luise, geb. Noël, 77 Jahre alt (Kassel, 24. August); Frau Auguste Braun, geb. Fresenius, Witwe des Kommerzienrats, aus Hersfeld, 81 Jahre alt (Elberfeld, 25. August); verw. Frau Konsistorialrat Kraushaar, geb. Pfaff (Elberfeld, 25. August); Maler und Zeichenlehrer a. D. Wilhelm Lüttebrandt, 73 Jahre alt (Kassel, 29. August); Gutsbesitzer Konrad Sinning, 79 Jahre alt (Oberzwehren, 29. August); Bankier Leopold Plaut, 54 Jahre alt (Kassel, 29. August).

An die Leser!

Da wir demnächst **Probehefte** in größerer Anzahl zu versenden beabsichtigen, wären wir für Bezeichnung geeigneter Adressen dankbar.

Der Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 18. XXI. Jahrgang. Kassel, 17. September 1907.

Kasseler Schulverhältnisse am Ende des Mittelalters.

Skizze von W. Killmer.

In dem kürzlich erschienenen 40. Bande der Zeitschrift des hess. Geschichtsvereins findet man ein hübsches Bild aus Kassel vom Jahre 1772. Die alte Fuldabrücke mit ihren kleinen Häusern im Vordergrunde und der schöne Schloßkomplex im Hintergrunde fesseln den Blick. Auf dem stattlichen Brückentore ist eine kleine Wohnung. Fünf Fensterlein verraten die Enge der inneren Räume. Hier war bis in die Neuzeit hinein die Wohnung und Arbeitsstätte des „teutschen Schulmeisters" der Stadt. Die Söhne der Krämer, Handwerker und Bauern in der Gemeinde gingen ab und zu hierher zum Erlernen der Lese- und Schreibkunst — gewöhnlich nur im Winter; denn im Sommer hatte die Bevölkerung Kassels der starken Landwirtschaft wegen keine Zeit zu brotlosen Künsten. Da sah es dann im Wirtschaftsleben des Schulmeisters nicht rosig aus; er lebte vom Schulgelde, und dies zahlten die Schüler nur für erhaltene Lektionen. Übrigens wird wohl die Landwirtschaft auch des Lehrers „goldner Boden" gewesen sein. Landau (II. Bd. der Zeitschr. des Geschichtsvereins) hat nachgewiesen, daß Kassel schon 1225 einen magister scholarum Gunzelin, dann 1245 Godfried Rapton als „Provisor der Knaben", ferner 1321 einen Schulrektor Johannes, schließlich schon 1360 einen nichtgeistlichen, sondern bürgerlichen Schulmeister mit Namen Johannes hatte. Die Stadt hat immer diese Lehrer angenommen und, soweit das Schulgeld allein nicht ausreichen mußte, besoldet. Der Unterricht beschränkte sich nur auf Lesen und Schreiben, Künste, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch manche Fürsten nicht verstanden, z. B. Wilhelm der Ältere. Ohne amtliche Verbindung mit der Kirche wirkten die „teutschen Schulmeister" der bürgerlichen Gemeinde, so gut es ging. Merkwürdig könnte erscheinen, daß die Kirche, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts sonst alle Studien, sogar das Rechtsstudium zäh und sicher in ihren Händen hielt, die städtischen Schreibschulen nicht bevormundete. Noch 1482 hat es ja an der Universität Heidelberg (s. Stölzels gelehrtes Richtertum) den schwierigsten Kampf hervorgerufen, daß zum ersten Male ein Laie Professor der Medizin wurde. Die Prediger der christlichen Demut fanden dies Vordringen des Bürgerstandes in ihr göttliches Recht mehr als anmaßend, und erst seit 1553 wurden in Heidelberg weltliche Professoren allgemein zugelassen. So standen Kirche und

Schule. Aber die gewöhnlich im Gegensatz zur Geistlichkeit gegründeten Schreibschulen der Städte waren eine bloß bürgerliche Angelegenheit. In Kassel erhielt der Schreiblehrer nach den von Stölzel herausgegebenen Stadtrechnungen offenbar nur die oben erwähnte Wohnung. Sie wird vom Stadtkämmerer erwähnt, als sie (1553) eine Ausgabe von 18 Albus (3,24 Mark heute) für Fensterreparaturen erfordert.

Neben der städtischen „teutschen" Schule bestanden um 1500 noch je eine lateinische Kirchenschule a) in der Altstadt, b) in der Neustadt am rechten Fuldaufer, „Schule zu St. Cyriax" genannt, weil sie zur Kirche dieses Namens auf dem Holzmarkte gehörte, c) in der Freiheit.

Zu a): Diese ist von 1471 an gebaut worden. „Für Gerten zum Kleben an der Schule gearbeitet" ausgegeben für Bier und Brot: 2 Pfund 4 β*) 2 Pfg. (4,30 M. heute etwa) steht in der Kämmereirechnung. Hand- und Spanndienste mußten beim Bau gratis geliefert werden, aber man gab den Frönern Bier und Brot. Für 3 Fuder Holz zur altstädtischen Schule: 2 Pfund 2 β (3,78 M.) wird weiter berichtet und: An Henner Dillenberg und Andreas Franken jeglicher 2½ Tage an der Schule der Altstadt gearbeitet 20 β (1,80 M.). Dann werden Dielen, Fenster und Öfen verrechnet, und schließlich heißt's: Die ganze Schule hat (1513 erst jetzt scheint sie völlig fertig geworden zu sein!) gekostet: 113 gl. 4½ albus 5 Hlr. (797,53 M.). Bei ihrer baulichen Abnahme opferte die Stadt 1513 einen „Lorch" (= Trunk!) von 3 Albus (54 Pfg. heut!). Ein „Pult" erhielt die Altstädter Schule erst 1520; Kaspar Schreiner hat es gebaut, die Stadt lieferte die Dielen.

Zu b): In der Neustadt, an der Schule St. Cyriakus, für die 1471 z. B. nur 10 β (0,90 M.) ausgegeben wurde, war ein Rektor, der 1486 von der Stadt 20 β (1,80 M.) und 1491 denselben Gehalt in Gestalt von 1 Pfund = 10 Albus erhielt (heute 1,80 M.). Der Mann muß also vom Schulgelde gelebt haben, wenn er nicht Geistlicher und nebenbei Schulmeister war. 1506 erhielt er 20 Albus (3,60 M.) „von 2 Jahren", 1513 wieder 1 Pfund (240 Heller!), ebenso 1520.

Zu c): Die Hauptschule entstand in der Freiheit bei der St. Martinskirche; hier wirkte nach der Reformation ein Schulmeister mit vier „Collaboranten". Alle fünf erhielten (1553) am Ersten im Vierteljahre („auf die vier Quatember"), von Pfingsten zu Pfingsten, 40 Gulden (282,40 M.). Beim Examen, „zu Bartholomäus gehalten", gab die Stadt 10 Albus (1,80 M.) zu einem Trunke her. Um 1500 war auch diese Schule nur klein. Das Trinken aber spielte in Kassel bei allen Dingen eine Rolle, wie z. B. folgendes beweist.

Im Frühling jeden Jahres, bei gutem Wetter am Donnerstag nach Cantate, veranstaltete die Kirche eine feierliche Prozession in die Getreidefelder; man „führte das Heiligtum um die Früchte", um die Dämonen des Mißwuchses, Hagels usw. von den Saaten zu bannen und diese gleichsam zu feien oder zu weihen. Voran schritt natürlich die gesamte Geistlichkeit mit den Stiftskanonikern, die sonst zur Ehre Gottes eigentlich nur, von häufigen Messen unterbrochen, eine stattliche Pfründe zu verzehren hatten. Am Schlusse des feierlichen Umzugs begaben sich Stadtrat, Geistlichkeit und einige bessere Bürger in die städtische Weinschenke. Hier tranken sie auf öffentliche Unkosten zur Erhöhung der Prozessionswirkung eine stattliche Menge Wein, im Jahre 1506 für 6½ Pfund 1 Heller. Damals wurde 1 gl. (heute = 7,05 M.) der gewöhnlichen Art = 312 Heller gerechnet, mithin jetzt 1 Heller = 2¹/₁₀ Pfg., also 6½ Pfund 1 Heller oder 1561 Heller = 32,76 M. Diese Ausgabe erlaubte sich zu solchem Zwecke die Stadt in einer Zeit, in der ein Handwerksmeister (Maurer, Zimmermann, Schreiner usf.) für seine Tagesarbeit im Sommer 4 Albus (72 Pfg.), ein Bote von Kassel nach Fritzlar 36 Pfennig heutigen Geldes erhielt und 100 kg Roggen höchstens 9 Mark kosteten, während sie heute auf 15—22, im Durchschnitt also 17 Mark kommen. Trunkfest waren die Alten immer, Trinkgelder gab die Stadt Kassel bei allen Gelegenheiten, Lehrern und Schülern auch.

Jährlich verteilte man (am „Brodreigentage") das „Schoene Brot" oder „Weißbrot" nach der Frühmesse an die Armen. Da mußte ein Schulmeister mit seiner Kirchschule zugegen sein und singen. Dafür erhielten der „Präsensschulmeister" und die Knaben dasselbe Trinkgeld, was den städtischen Bademägden gegeben wurde, nämlich 1486: 5 β (45 Pfg. heute), 1441: 1 β; 1520 aber wurden bei dieser Gelegenheit „nach alter Gewohnheit" auf dem Rathause 11 Pfund 2½ Albus verzehrt.

Trinkgeldern konnte in einer Zeit, in der selbst der Landgraf städtischerseits ein Neujahrsgeschenk erhielt, nichts Anrüchiges ankleben. Kassel — damals in vier Bezirke oder Burschaften (oberste Burschaft, niederste Burschaft, Altstadt, Neustadt) eingeteilt mit je einem Burmeister an der Spitze — gab dem Landgrafen 12 Pfund (je nach der Güte der Heller bis zu 48 M.), der Landgräfin 10 Pfund, „unssin gnäd. Jungen Herren odir ffreychen"

---

*) β = Schilling, dieser = ½ Albus oder heute 9—10 Pf.

4 Pfund, allen Hof- und Staatsbeamten und -dienern, ebenso den städtischen Beamten Neujahrsgeld. Da verstand es sich fast von selbst, daß auch die Lehrer Trinkgeld erhielten, wenn sie bei Zwecken, die außer der Schulaufgabe lagen, mitwirkten. Und letzteres verlangte vor allem die Kirche von den Schulmeistern ihrer Anstalten so sehr, daß für den Unterricht kaum noch Zeit übrig blieb.

Der hessische Chronist Lauze schildert bekanntlich die üblen Lehrer am Ende des Mittelalters — einer davon hieß in Kassel der rote Hans — als Jugendverführer, davon „die Studien allenthalben verfielen und erlöschten", die Schulen wüste gemacht würden. Mädchenschulen gab's gar nicht, und die Schüler hatten bei einer furchtbaren Zucht vor allem ein Latein zu lernen, das sich nach dem Ausspruche Nikolaus Hermanns (Joachimstal) zum wirklichen Latein wie ein altes Rümpelscheid oder Strohfidel gegen die allerbeste Orgel verhielt. Ewige Singübungen von einem Feste zum andern, Messedienst und kümmerliche Leseversuche waren daneben die häufigsten Schultätigkeiten, die sich noch dazu in den garstigsten Räumen abspielten. Nur hier und da (z. B. in Gudensberg!) erinnert noch der Palast der „alten Schule" an jene trüben Zeiten.

Der große Stein bei Martinhagen.

Von Paul Heidelbach.

Durch irgend welche Umstände oder Personen muß Landgraf Friedrich II. auf einen merkwürdigen, zwischen Martinhagen, Balhorn und Sand liegenden Stein aufmerksam gemacht worden sein. Er plante damals die Errichtung einer Statue seines Vorgängers, des Schwedenkönigs Friedrich I., entweder aus Marmor oder aus Stein, auch sollte die Insel des großen Bassins in der Aue mit einer Kolossalstatue des Apollo geschmückt werden. Für beides konnte der große Stein bei Martinhagen in Betracht kommen. Auf jeden Fall forderte er im Februar 1770 vom Bauamt einen Bericht ein, wie der Stein nach Kassel geschafft werden könne. Das dem Etatsminister, Oberbaudirektor du Rosey unterstehende Oberbauamt setzte sich aus dem Obersten und Baudirektor W. von Gohr, Kriegs- und Domänenrat Chr. Fr. Apell, Oberbaumeister Joh. Fr. Jussow und den Baumeistern Prof. S. L. du Ry und Prof. Chr. Ph. Diede zusammen. Das Bauamt schlug vor*), den Stein zunächst im laufenden Sommer völlig zu entblößen und abzuräumen, ihn auch so viel als möglich an Ort und Stelle zu bossieren; darauf müsse er auf einem vorher zu diesem Zwecke geebneten Weg auf Walzen den Berg hinaufgeschafft werden, um dann im Winter bei guter Schneebahn auf einem besonders hierzu zu verfertigenden Schlitten nach Kassel gebracht zu werden, wo er dann an der Stelle, an der die Statue aufgerichtet werden solle, ausgearbeitet werden könne. Bildhauer Prof. Johann August Nahl, an den man sich dann gewandt hatte, hielt es für geraten, den Stein an Ort und Stelle völlig auszuarbeiten, wodurch der beschwerliche Transport wesentlich erleichtert werde. Das Bauamt wurde daraufhin veranlaßt, zunächst einen Kostenanschlag von Nahl einzufordern. Dieser unterm 30. Mai 1771 dem Landgrafen vom Bauamt unterbreitete Anschlag lautet:

„Zu verfertigung der Statua des apollonis, 18 Fuß hoch, bey dem orthe wo der stein ligt ist von nöhten 1t daß der Stein wenigstens auß dem loche wo er jetzt liegt auf eine Ebne gebracht werde und ein Schoppen von 30 fuß quadrat auch 30 fuß hoch darüber gebauet werde der auf allen seiten Licht habe und beschloßen werden kan, 2t müßen wenigstens 2 schock bohlen 6 Böcke und 30 biß 40 Tannen klötzer zur rüstung hingeschafft und so oft dieselben gestohlen wieder ergänzt werden 3t Hebe eisen, Hebebäume, Winden, Hebegeschirr, und Manschaft wenn man deren benöthigt müßen zum bewegen und aufft ...*) des Steins daselbst gehalten werden, 4t vor mich 2 gesellen einen jungen 2 Handlanger muß daselbst im nächsten Dorfe quartir geschafft werden, auch wird Nöthig sein im Winter daselbst, weilen die Statua in einem Sommer nicht kann fertig werden, einen Wächter zu halten das nichts gef ...*) oder zerbrochen würde, vor arbeithslohn verlange ich 18 ...*) waß der Transport anlangt ist nicht mein geschäfte weilen mit Pferden oder vieler Mannschaft geschehen muß von welchen mir weder die einen noch die andern gehorchen würden,

dero gehorsamst Ergebenster
Johann August Nahl.

Cassel d. 16t May 1771."

Dem 61jährigen Bildhauer schien die Schöpfung der Kolossalstatue des Apollo — denn zu einer

*) Den bey Balhorn liegenden besonders grosen Stein und deßen destination und anherobringung btr. 1770. 1771. Staatsarchiv Marburg.

*) Das Blatt ist am rechten Rand teilweise eingerissen.

solchen hatte sich Friedrich inzwischen entschlossen — draußen im freien Felde doch keine sonderliche Freude zu machen. Das Bauamt, dem dessen Forderung zudem recht ansehnlich vorkam, hob in seinem Begleitschreiben noch hervor, daß abgesehen von den bedeutenden Transportkosten auch der Weg zuvor noch erweitert und mit Faschinen bearbeitet werden müsse, wozu Hecken und etliche Stücke Landes aufgehen würden; es stellte daher anheim, „ob nicht sothane Statue zu Erspahrung vieler Unkosten aus drey Stücken zu verfertigen und zusammen zu setzen, der bey Balhorn befindliche ansonsten hierzu bestimmte große Stein hingegen liegen zu lassen gnädigst gefällig seyn mögte?“ Die aus Wabern vom 7. Juni 1771 datierte Resolution verfügte, das Bauamt solle den Transport bei gefallenem Schnee auf einer Schleife veranstalten. Wenn nun auch in diesem Jahre die Arbeit noch nicht in Angriff genommen wurde, so muß sich der Plan des Landgrafen und sonderlich der beabsichtigte Transport eines so außergewöhnlich großen Steines doch im Lande herumgesprochen haben. Zwei unternehmende Einwohner von Kerstenhausen bei Borken begaben sich an Ort und Stelle, nahmen eingehende Messungen und Berechnungen vor und übersandten dann im Winter 1771 dem Fürsten folgende Eingabe:

„Durchlauchtigster Landgraf
Gnädigster Landes Fürst und Herr!

Den bekanten großen Stein welcher zwischen Breydenbach und dem Sand gelegen, haben wir, nach der von uns geschehenen Ausmeßung 18 1/2 Schuh lang, und 7 Schuhe weniger 3 Zoll ins quadrat befunden. Wir sind auch nun erböthig, diesen Stein von seiner jetzigen Stelle, so wie er ist, durch Hülfe Gottes, gantz nach Caßel zu liefern, wan und daferno erstens uns völlige disposition gelaßen und sowohl das instrument, wodurch der Stein transportiret werden soll, zu verfertigen, als auch die täglichen Handarbeiter, deren anfänglich wenigstens 24 erforderlich sind, nach gefallen anzunehmen und abzuschaffen, weilen von uns dergleichen Leute anzunehmen, welche als zu dieser Arbeit schicklich, uns bekannt sind, auch die Kosten bey diesen Leuten nicht vergebens angewendet werden mögen. Hiernächst bitten wir uns (2tens) unterthänigst aus, daß zur täglichen Auszahlung des Lohnes vor die Arbeiter uns 500 Rthlr. feste bestimmt, auf jedesmaliges Erfordern das benöthigte Geld ohne Anstand hergeschossen, und zu dem Ende uns der Zahlungsort gnädigst angewiesen, auch so weiter (3tens) à dato rescripti an, vor uns beyde Meistern, noch einen collaboratoren und eine Frau, welche uns kochet, täglich 12 Pfund Brod in natura so lange bis der Stein an seinem bestimtem Ort ist, gereichet, auch (4tens) zum nöthigsten Obdach nur ein Zelt, wie auch das benöthigte Koch- und Wärm-Holtz hergegeben werde. Und da (5tens) das Instrument oder Wagen, wodurch oder worauf sothaner Stein fortgebracht werden soll, in unserer Heymath unumgänglich zu verfertigen ist; hierzu aber Holtz, Eißen, auch Schmitte zu Verfertigung derer eißernen instrumenten zum Wagen erforderlich; so wollen wir uns ebenfals unterthänigst ausbedungen haben, die gnädigste Verfügung dahin treffen zu laßen, daß das Holtz und Eißen von denen nächsten Forsten und Eißenhämmer hergegeben werden möge, nach Maas einer demnächst von uns aufzustellenden designation alles erforderlichen. Und wie wir solchergestalten hierdurch nochmalen freymüthig und unverzagt in aller Unterthänigkeit gantz ungezweifelt zu versichern nicht Scheu tragen, den Stein an seinen verlangten Ort, mittelst des Höchsten Sorgen und Beystand, zu verschaffen, wir übrigens auch erböthig sind, nicht einen Heller vor der Hand zu begehren, sondern nach völlig erfülltem Versprechen, alles in unseres gnädigsten Landesherrn Höchste Gnade hierunter unterthänigst gestellet seyn lassen wollen;

So gelanget hierdurch unser unterthänigstes Bitten Ew. Hochfürstl. Durchlaucht unser gnädigster Landes Fürst und Herr wollen sothaner Arbeit zum transport gedachten Steins per rescriptum hierauf uns zu committiren und sofort das weitere bishalb verfügen zu lassen, gnädigst geruhen. Solches

Durchlauchtigster Landgraf
Gnädigster Landes Fürst und Herr!
Ew. Hochfürstl. Durchlaucht

unterthänigste

Eckhard Theiß und
Johannes Hofmeister
zu Kerstenhaußen.“

Ehe das Bauamt das vom Fürsten eingeforderte Gutachten über diesen Vorschlag abgab, lud es die beiden Supplikanten auf den 16. Januar 1772 vor sich nach Kassel. Bei der Vernehmung setzten diese ausführlich die Art und Weise auseinander, wie sie den Stein nach Kassel zu bringen gedachten, nämlich durch 30 Tagelöhner auf einer auf Walzen und Bohlen gehenden, einem Schneidemüllerwagen ähnlichen Maschine. Auch legten sie eine eingehende Spezifikation der hierzu erforderlichen Kosten vor, die sich, durch das Bauamt moderiert, auf 1299 Rthlr. 22 Albus 10 Heller beliefen. Die Spezifikation berechnet zunächst den Bedarf an Holz und Eisen und sodann den Arbeiterlohn wie folgt:

	Thlr.	Alb.	Hlr.
1. Den Steinwagen und drey Kopfräder nebst zwey Wellen an die Kopfräder zu verfertigen . .	35	—	—
2. Das Eißen fahren zu lassen .	3	—	—
3. 15 fuhren Klötze aus dem Walt bis bey die Kerstenhäußer Mühle herbeyzufahren, jede fuhre 1 1/3 Rthlr. thut	20	—	—
4. Holzschnitterlohn von den nöthigen bohlen	4	12	—
3. die gantze Instrument zu Fortschafung des Steins, nebst den nöthigen bohlen und allen bedürfnißen zu 19 fuhren gerechnet, jede fuhre zu 3 1/2 Rthlr. gerechnet thut	66	16	—
Suma sumar.*)	354	22	10
Wann nun Kein Dienst wagen gegeben wird, so muß an stadt 24 Mann 30 Mann täglich zu tagelöhnern an nehmen und jedem täglich 7 alb. thut in einem halben Jahr vor die Tagelöhner . .	1023	24	—
Johannes Hofmeister von Zwesten, Eckhardt Deiß von Kerstenhausen.			
[Nachtrag.] 1/2 Jahr hat 24 Wochen Arbeitstage thun 30 Mann . .	945	—	—
[Ergibt mit der erstgenannten Summe:]	1299	22	10

Das Bauamt hielt nun in seinem Bericht vom 30. Januar 1772 „zwaren den von diesen Leuthen angebogenen Modum vor practicable, jedoch das zum Vorschuß erforderliche Geld denenselben anzuvertrauen, vor bedenklich". Nunmehr wurde es beauftragt festzustellen, was der Transport des Steins von seinem ersten Lager bis zu dem Ort, wo er jetzt liege, gekostet habe. Es gab daher dem Steininspektor**) Reißmann auf, sowohl die Entfernung des Steins von seinem ersten Lager als auch die Länge des weiteren Transportes bis Kassel nach der Uhr abzureiten. Dabei zeigte sich, daß der Stein von seinem ersten Lager in 38 Minuten gebracht war, was einschließlich der noch zu fernerem Gebrauch vorhandenen starken Seile, Erdwinden, Rüstbäume und Bohlen einen Kostenbetrag von 216 Rthlrn. 24 Alb. 10 Hlrn. verursacht hatte. Hiernach ließ sich auch der Weitertransport berechnen. Da der Stein nicht den geraden Weg über Nordshausen, sondern von Elgershausen hinter Altenritte vorbei durch Altenbauna bis auf die Frankfurter Landstraße transportiert werden mußte, so ergab das nach demselben Maßstab noch 2198 1/2 Rthlr. Nach Schätzung des Bauamtes konnte jedoch, da das Aufheben des Steines aus seinem Lager und das Herausbringen aus dem Steinbruch mühsamer und beschwerlicher gewesen war, von diesem Betrag noch etwas abgehen. Der Landgraf, dem die Summe zu hoch sein mochte, entschied, daß der Stein vor der Hand liegen bleiben solle.

*) einschließlich der Kosten für Holz und Eisen.
**) bei den Steinbrüchen.

Nach wie vor bildete jedoch das außergewöhnliche Projekt das Gesprächsthema im Lande. Schon nach wenigen Monaten machte ein ehemaliger Sergeant dem Landesherrn ein neues Angebot. Er schrieb:

„Weilen ich gehöret habe, daß es Euro Hochfürstl. Durchlaucht an der Anherobringung des schwehren Steins, bey Mürrenhagen, gelegen wehre; Als habe selbigen in Augenschein genommen, und mich bemühet, die hierzu nöthige Maschine aus zu finden, wodurch ich Euro Hoch-Fürstlichen Durchlaucht, in gegenwärtigem Riß und Kurzer Explication, Unterthänigst zu überreichen, die hohe Gnade habe. Und Unterthänigst bittent, mier dieses Geschäfte, oder andere dergleichen, wozu mann mich brauchen könnte anzu vertrauen, oder zu Emploiren um dem Vaterlande nützlich seyn zu können. Ich werde jederzeit Euro Hoch-Fürstl^n Durchlaucht! als ein getreuer Unterthane Aufrichtig zu dienen, mier Vor die größte Gnade achten; So wie ich mier es vor eine ausnehmende Gnade achte, Euro hoch-Fürstl^n Durchl^t Im letzterem Kriege 5 Jahr, unter dem Löbl^n Wutginauischen Infanterie Regiment als Sergeant getreu gedienet zu haben. Ich binn

durchlauchtigster Fürst!
gnädigster Landes-Fürst und Herr!
Euro hoch Fürstl^n Durchl^t
Unterthänigster Knecht
Anton Cyriaci von
Homberg in Hessen."

Der dem Bauamt überwiesene Riß der Maschine mit den zugehörigen Erklärungen ist leider nicht mehr vorhanden. Das Bauamt gab am 24. April 1772 sein Gutachten dahin ab, daß „zwaren gedachter Sergeant in Ausarbeitung des Rißes sowohl als Berechnung der darzu gehörigen Rädertriebwerk und Flaschen Züge viele Mühe und Fleiß angewendet, und in der mechanic etwas gethan zu haben zeiget", die Kosten der Maschine seien aber so außerordentlich hoch, daß der Transport des Steines zweifellos weit wohlfeiler und leichter bewerkstelligt werden könne. Wiederum wurde daher der Plan fallen gelassen, ohne daß jedoch seine Einwirkung auf die Phantasie des Volkes dadurch an Stärke verloren hätte. Im folgenden und nächstfolgenden Jahr bitten Anton Betz und Peter Hubenthal zu Kassel in wiederholten Vorstellungen um die nötigen

Materialien, „um den bei Martinhagen liegenden großen Stein anhero zu bringen". Im Dezember 1780 erbietet sich der Zimmermeister Reinhard zu Rosenthal zu demselben Unternehmen, im Juni 1785 wünscht Johannes Groscurth zu Germerode „den grosen bey Martinhagen liegenden Bruchstein nachher Cassell zu transportiren", und noch nach Friedrichs II. Tode, im April 1790, machen sich Christian Friedrich Schottmann und Konsorten aus dem Sachsen-Gothaischen zu demselben Unternehmen anheischig.

Wie nun und bei welchem Anlaß, so fragen wir, kam der Stein, der von den Bewohnern vielfach für ein uraltes heidnisches Steinbild gehalten worden sein soll, aus dem Steinbruch an seine damalige Lagerstätte? Darüber haben wir keinerlei urkundlichen Beleg, wohl aber eine weitverbreitete Tradition. Danach habe Landgraf Karl die Ausführung der Herkulesstatue in Stein beabsichtigt; es sei auch in den Steinbrüchen bei Balhorn ein gewaltiger Sandsteinblock losgelöst und roh behauen worden, so daß man schon deutlich die menschliche Gestalt habe erkennen können; der Stein sei aber an der Landstraße in einem Grasgärtchen liegen geblieben, weil der Schlitten beim Transport unter ihm zusammengebrochen sei.*) Dieselbe Tradition legt auch Pfarrer Kleyensteuber in einem im Jahre 1900 erfolgten Eintrag in die Pfarreichronik von Martinhagen nieder, in dem noch hervorgehoben wird, daß diese „aus Sandstein roh ausgehauene Statue des Herkules" — im Gegensatz zum Wilhelmshöher Herkules, der bekanntlich „großer Christoffel" heißt — von der Landbevölkerung „Hérklôs" genannt werde.

Die Vermutung liegt nahe, daß die Erinnerung an den unter Landgraf Friedrich II. 1770 beabsichtigten Transport — um so mehr, weil dieser zu keinem Ergebnis führte — von den Bewohnern der Umgegend fast sechs Jahrzehnte zurückdatiert und mit der Errichtung der Herkulesstatue in Verbindung gebracht worden ist. Andrerseits haben wir aber gesehen, daß der Stein tatsächlich einmal, und zwar vor 1770, eine Wegstrecke von 38 Minuten vom Bruch aus befördert wurde und daß 1772 noch die hierzu verwandten Instrumente vorhanden waren. Wenn man für diesen kurzen Transport die damals nicht unbeträchtliche Summe von über 216 Talern aufwandte, so mußte doch eine besondere Verwertung des Steines beabsichtigt gewesen sein, andernfalls hätte man ihn vor dem Transport im Steinbruch zerkleinert. So läßt sich denn die Annahme nicht ohne weiteres von der Hand weisen, daß Karl, ehe er 1713/14 den Augsburger Goldschmied Johann Jakob Anthoni mit der Herstellung der kupfernen Herkulesstatue betraute, eine solche aus Stein plante, daß aber dieses Projekt an der Unmöglichkeit des Transportes scheiterte.

Auf jeden Fall blieb das Grundstück, auf dem der Stein nun lag, und das sich nach Kleyensteuber 1/4 Stunde westlich von Martinhagen dicht links der Korbacher Straße befand, fortab steuerfrei. In einer „Nachweisung über die in der Finanzperiode von 1855 bis 1857 zu leistenden Abgaben von den Domänen"*) wird als „Entschädigung wegen eines, auf einer Wiese zu Martinhagen liegenden, seit 1772 zu einer Bildsäule bestimmten Steines" ein Jahresbetrag von 7 Sgr. 6 hlrn. aufgeführt; diese dem Besitzer der Wiese erlassene Grundsteuer hatte der Domänenfiskus der Steuerbehörde zu entrichten.

Über das spätere Schicksal des Steines gibt uns wieder die Pfarreichronik zu Martinhagen Auskunft. Es heißt da: „Die Veränderungen von 1866, die so manches Alte und Liebgewordene beseitigten, nahmen auch Martinhagen eine — oder vielmehr seine Merkwürdigkeit ... 1867 wurde der Stein versteigert und der Acker wieder besteuert. Ein hiesiger Einwohner, der den Koloß erstand, zerkleinerte ihn und verkaufte die gewonnenen Mauersteine nach Kassel, wo sie zum Bau des Traindepots verwendet wurden."

Das ist die Geschichte des „großen Steines" bei Martinhagen. Habent sua fata lapides! Damals kannte man noch keine Naturdenkmalschutzkommission. Aber auch diese hat uns heute, dreißig Jahre später, in derselben Gegend nicht einmal das schöne charakteristische Bergprofil des Hirzsteins erhalten können.

*) „Hessenland" 1894, Seite 147.

*) Kurh. Landtags-Verhandlungen. 9. Landtag. 1855. 2. Kammer (Beilage 34, Anlagen A, Seite 27).

Vom 19.—23. Januar 1871 vor Paris.

Brief eines Kriegsfreiwilligen im 11. Jägerbataillon.

Von Baron F. von und zu Gilsa.

Meudon le val, 23./1. 1871.

Am 19. wurden wir in Sèvres gegen halb fünf Uhr morgens alarmiert, und zwar durch unsern Kommandeur Obristleutnant von Johnston, der vor jedem mit Truppen belegten Hause laut rief: „Heraustreten, feldmarschmäßig ohne Dachs, Patronenbüchsen in den Manteltaschen!"*) Die nicht auf Vorposten befindlichen drei Kompagnien rückten schon nach fünf-

*) Der Gebrauch der Signalhörner war damals wegen großer Nähe des Feindes untersagt.

zehn Minuten bis dicht an die bekannte Porzellanfabrik vor, um nötigenfalls das 5. Korps, gegen das ein Ausfall im größten Maßstabe im Gange war, von hier aus durch Flankenangriff zu unterstützen. Es war ziemlich kalt, wobei sich mein Nebenmann bitter beklagte, da er aus sehr zwingenden Gründen in weißen Beinkleidern erschienen war. Von Paris aus wurden wir ziemlich stark beschossen, doch gingen die Granaten meist drei bis vier Meter hoch über uns hinaus in die weiter zurück gelegenen Stadtteile, deren Häuser stark mitgenommen wurden. Um jedoch nicht bei einschlagender Kugel durch den Aufmarsch in Kolonne zu großen Verlust zu haben, setzten wir die Büchsen auf Befehl zusammen und stellten uns in der Straße vor der Seinebrücke auf dem Bürgersteig dicht an den Häusern auf. Nach etwa zwei Stunden rückten wir wieder mit dem Befehl zum Abkochen ein. Jedermann begab sich so bald wie möglich wieder ins Freie, um auf den Gang der Schlacht zu hören, deren Einzelheiten wir nicht sehen konnten, weil Bergrücken uns davon trennten. Das knarrende Mitrailleusenfeuer und Kanonieren wurde gegen Mittag immer stärker und rückte entschieden näher. Gegen zwei Uhr wurde ich mit drei Jägern auf die Sternschanze im Park von Saint-Cloud abgeschickt, von wo alle Viertelstunde ein Mann zum Kommandeur der 21. Division zurückgehen sollte, um über den Stand des Gefechts zu melden. Als wir uns dem Park näherten, schlugen einige Granaten vor uns auf der Fahrstraße ein, was uns zum blitzartigen Deckungnehmen im entlang führenden Straßengraben zwang. Auf dem höchst gelegenen Punkte im Parke, wo wir eine gute Aussicht durch große Alleen auf das Schlachtfeld und den großartigen Artilleriekampf der Pariser Forts mit den Belagerungsgeschützen der Batterien auf unsrer Seite hatten, fand sich ein Infanteriebataillon des 58. Regiments vom 5. Korps als Rückhalt aufgestellt. Mit einem Blick war zu sehen, daß es den Franzosen gelungen war, durch Anhäufung und überraschendes Vorbrechen großer Truppenmengen zwischen Saint-Cloud und dem Mont Valérien die Unsrigen zurück zu drängen. Augenblicklich war jedoch ein Stillstand in der Angriffsbewegung wohl aus Erschöpfung eingetreten, in den Schützenlinien der Franzosen war das Kleingewehrfeuer fast ganz verstummt, als plötzlich von Versailles her einige Gardebatterien hinter unsrem Fußvolk auffuhren und besonders die Gehöfte von Garches mit Granaten überschütteten. Einige dieser Geschosse trafen einen großen Stall und platzten unter dem Dach, was wir auf etwa 1300 bis 1500 Schritt gut sehen konnten. Aus Türen und Fenstern sprangen die Feinde nach allen Seiten heraus und liefen zum Teil in der großen Aufregung auf unsre Kanonen zu, ein sicheres Zeichen, daß unsre Beschießung unter den Franzosen stark aufgeräumt hatte. Als ich nach der, wie sich namentlich durch abgeschossene Baumspitzen, Holzsplitter und Granatstücke zeigte, gefährlichen Rückwanderung in Sèvres bei Herrn General von Skopp*) Meldung vom Schlachtfeld machte, rief mir dieser, mich erkennend, zu: „Nehmen Sie einmal Gewehr ab und reichen Sie mir erst Ihre Hand!" Ich berichtete, was ich gesehen, konnte aber über die Zurückeroberung der Montretout-Schanze unserseits keine Auskunft erteilen, nach der er besonders fragte. General von Skopp, unser stellvertretender Divisionskommandeur, blieb den ganzen Tag über in Sèvres, das die Franzosen beständig unter Feuer hielten, wodurch bei Soldaten und Zivilbevölkerung mehrfache Verwundungen vorkamen. Ein Schenkmädchen wurde erschossen gleichzeitig mit einem Feldwebel vom 80. Infanterieregiment, dem sie ein Glas Bier reichte.

Abends rückte unsre Kompagnie (1.) auf Vorposten, wobei ich gleich auf den vorgeschobenen Oberjägerposten der Kronprinzenschanze nach der Seine hin zu stehen kam. Ein hier abgelöster Kamerad beschenkte mich mit einem in der Pfanne liegenden Kartoffelpfannkuchen, um den ich sehr beneidet wurde. Abends um zehn Uhr beobachteten wir den Brand von Garches und Saint Cloud, als plötzlich ein mächtiges Hurrah und der Sturmmarsch im Park gegenüber ertönte. Die Infanterie des 5. Armeekorps nahm die am Tage verlorene Stellung mit der Montretout-Schanze wieder ein. Anfangs war ich um den Erfolg besorgt, weil die Franzosen ein enormes Schnellfeuer machten und das Hurrah auf unsrer Seite dünner wurde, während man das „Vorwärts" der Offiziere deutlich vernehmen konnte. Als wieder Stille eingetreten, war noch lange das Rufen der Verwundeten hörbar, als trauriges Nachspiel des Nachtgefechtes.

Den 20. und 21. beobachtete ich bei hellem Wetter die Beschießung von Paris, dabei boten namentlich die nach uns geworfenen Bomben mit ihren Feuerstreifen gegen den Himmel bei Nacht ein höchst anziehendes Bild. In der Nacht vom 20. zum 21. schlugen mehrere Granaten bei einem Patrouillengange kaum zweihundert Schritt vor uns auf das Seineufer.**) Dichter unangenehmer Pulverrauch füllte nach dem Platzen die Straße. In der Nacht zum 22. Januar weckte uns Leutnant von Puttkammer in einem runden Keller der Kronprinzenschanze mit dem Befehl, sogleich nach Meudon abzurücken, dort würden wir Verwendung finden. Es machte uns, einem Oberjäger und vierzehn Jägern, als wir

*) Generalmajor von Skopp hatte 1865 in Gilsa während der großen Felddienstübungen in Quartier gelegen.

**) Der Einjährig-Freiwillige Riepenhausen aus Marburg stand dabei gerade neben mir.

dort ankamen, keine geringen Schwierigkeiten, den Höchstkommandierenden zu finden, da der starken Kanonade wegen alles, was nicht auf Posten stand, sich in Kellern aufhielt. Nach dessen Auffindung wurden wir nach dem bisher von den Bayern besetzten Clamart-Notre Dame gewiesen, wo wir von der Kompagnie nähere Befehle holen sollten. An diesen Weg werde ich, so lange ich lebe, denken! Der Nähe der feindlichen Forts Issy und Vanves wegen konnten wir von Meudon an nur in dem Laufgraben vorgehen, der, mit zähem, nassem Lehm angefüllt, unsere Beine unglaublich in Anspruch nahm. Wir passierten eine Stelle, wo ein Mann vom 87. Infanterieregiement mit seinem Mantel zugedeckt lag, der soeben den ehrlichen Soldatentod gestorben war, indem eine Kanonenkugel ihm den Kopf zerschmettert hatte. Auf der Höhe von Clamart kamen wir in ein vorzüglich nach unserer Mörserbatterie unweit der dortigen Windmühle gerichtetes tolles Kreuzfeuer der benachbarten Forts, bei dem uns Gelegenheit geboten war, auch mit Bombenfeuer nähere Bekanntschaft zu machen. Da niemand von Jägern in Clamart etwas wissen wollte, so unternahm ich es mit Oberjäger Rehmet, unsern Kompagnieführer Leutnant Gissot aufzusuchen, während meine Kameraden im Laufgraben in Deckung stehen blieben. Dessen Auffindung war wegen der gerade starken Beschießung des Dorfes und dem Hagel von zerschmetterten Ziegeln in den Straßen nicht gerade leicht. Ein offenbar erst eben mit einem Ersatz aus Deutschland bei der Armee angelangter Fähnrich vom 82. (?) Infanterieregiment rief in größter Begeisterung ein „Hurrah“ nach dem andern und tanzte förmlich in der begreiflichen Freude des jungen Kriegers, der zum ersten Male „ins Feuer“ kommt! Einen Artilleriemajor, der in die stark mitgenommene Mörserbatterie neben der Windmühle wollte, suchte sein Adjutant mit den Worten zurückzuhalten: „Lassen Sie mich allein vorgehen, erhalten Sie uns Ihr Leben!“ Natürlich geschah dies vergeblich, der Major tat seine Schuldigkeit.

Endlich sah ich einen Jägerposten dicht an eine Mauer gedrückt, der mir erzählte, daß in der letzten Nacht sieben unserer Kameraden durch das Platzen einer Bombe verwundet worden seien. Nun fand sich auch der Keller, wo unsere Offiziere*) sich, und zwar in etwas niedergeschlagener Stimmung, aufhielten, weil ihnen gleich nach dem Einrücken, aber vor dem Hineintragen, der von Sèvres mitgeführte Speisekorb durch eine Geschützkugel völlig zerschmettert worden war, worin sich leider auch der auf vier Tage berechnete Weinvorrat befunden hatte.

*) Premierleutnant Gissot und Leutnant Lambert.

Die Nacht vom 22. auf den 23. brachten wir sehr unangenehm in einer von Infanteriemannschaften überfüllten Bretterbude hinter dem Laufgraben, gegenüber dem Fort Issy zu. Es regnete durch das Bretterdach, ein Teil der Leute drängte sich um ein sogenanntes Kanonenöfchen, um sich zu trocknen, weil der Raum zum Sitzen zu klein war. In einer Minute gingen wenigstens zwei bis drei Geschützkugeln so dicht über unser Dach, daß wir ihr Sausen wunderbar deutlich hörten und die Soldaten oft zu dem Rufe „Nur nicht in unser Dach“ veranlaßt wurden. Eine sogenonnte stehende Patrouille von uns Grünröcken wurde durch einen Offizier beim Eintreten der Dunkelheit etwa dreihundert Schritt von dem Laufgraben an einem Weinberghäuschen aufgestellt, dessen innere Wände mit phantastischen Kohlemalereien bedeckt waren. Bei einem Angriff des Feindes sollten wir nur einmal Feuer geben, dann rasche Meldung machen. In dem anstoßenden Weinberge nach Paris hin hörte ich einigemal unterdrücktes Husten und Klappern von Gewehrläufen, schußfertig wurde die Büchse herangezogen, doch kam uns niemand in Schuß- und Sehweite. Mein Nebenmann war in diesem Augenblick der baumlange Melsunger Forstkandidat Lotz, ein geborener Hersfelder, als ruhiger, zuverlässiger Schütze im Bataillon bekannt. Lotz hatte drei, mit rotem Zwirn zugenähte Kugellöcher in seinem Mantel, wovon zwei aus der Schlacht bei Sedan herrührten, auf welche wohlverdiente Ehrenzeichen er nach Soldatenart stolz war. Seit Anbruch der völligen Nacht war übrigens das Gewehrfeuer verstummt, dagegen kreuzten sich die schweren Kugeln der Festungs- und Belagerungsartillerie mit verdächtigem Rollen über unsern Köpfen. In der Nähe von Point-du-Jour an der Seine war eine Gruppe Häuser von uns in Brand geschossen worden, deren Flammen zeitweise die Umrisse des Forts Issy hervortreten ließen und uns mit einem gewissen freudigen Stolz auf unsere Erfolge erfüllten. Nahende Schritte und die geflüsterten Losungsworte zeigten endlich unsere Ablösung an.

Alle Anstrengungen und vier fast ganz schlaflose Nächte habe ich glücklich überstanden, bin aber nun froh, daß wir heute Nachmittag dienstfrei sind und nach Sèvres zurückmarschieren, wo wir, so Gott will, um acht Uhr ankommen. Wir freuen uns auf unsere Matratzen! Mit vielen herzlichen Grüßen usw.

* * *

Geschrieben ist der Feldpostbrief auf drei liniierte Blätter aus dem Abrechnungsbuche eines französischen Hausmeisters; in seiner Stube, vor deren Fenster eine Anzahl umherliegender Tschakos der Mobilgarde einen kriegerischen Vordergrund bildeten, hatten wir Unterkunft gefunden.



Spätsommertag. Zeichnung von H. Meyer-Kassel.

Vorherbst im Walde.

Das Herbstlicht strömt durch meinen Buchenwald
So reich, wie's niemals noch durch seine Wipfel floß.
Und alles, alles gar so still und alt,
So traumhaft fern und nah — wie ein verwunsch'nes Schloß.

Gleich schmalen Fenstern eines Rittersaals
Glänzt zwischen weißen Stämmen tiefstes Himmelsblau:
Bin ich im Heiligtum des Wundergrals?
Wölbt über mir sich bildgeschmückter Kuppelbau?

Und wie aus Schalen zucken Flammen auf.
Die goldnen Büsche an der dunklen Föhrenwand
Züngeln und lodern übern Rain hinauf:
Wie im Kamin ein rauchfrei-heller Scheiterbrand..

Ich geh' allein. Und schreite reichbelohnt
Und fromm mich freuend durch so sel'gen Bann:
So wie der Burgherr, der hier einst gewohnt
Und noch im Grabe nicht sein Heim vergessen kann.

Hanau. **Karl Engelhard.**

Vom Kasseler Hoftheater.

Früher als üblich, am 16. August, haben sich die Pforten des Hoftheaters wieder geöffnet. Die bedeutenden und einschneidenden Veränderungen, die, besonders im Personal des Schauspiels, sich eingestellt haben, treten bei jeder Aufführung in die Erscheinung. Zahlreiche Künstler, deren Art und Eigenart uns vertraut und lieb gewesen, haben uns verlassen. Verbindungsfäden, die jahrelange Wirksamkeit an unserer Bühne geknüpft, sind zerrissen, und dem Publikum, das dem Künstler, den es sonst bewundert, auch warmes persönliches Interesse entgegenbringt, ist mancher Abschied schwer geworden. Mußte es sein? fragte es sich hin und wieder zweifelnd und grollend. So ist das Ehepaar Kothe von uns gegangen, er, um in Leipzig sich eine neue Stätte des Wirkens zu suchen, sie, um der Bühne für immer den Rücken zu kehren. Herr Kothe hat den bei weitem größten Teil seiner künstlerischen Laufbahn in Kassel zurückgelegt. Wir haben ihn wachsen sehen und reifer werden. Wir verdanken seiner vornehmen Kunst so manche fröhliche und erhebende Stunde. Wir waren gewohnt, ihn jede neue Aufgabe mit Liebe erfassen, mit Hingebung durchführen zu sehen. Elegant, ritterlich, voll herzerfreuenden Humors, war er in allen Bonvivant-Rollen vortrefflich am Platze. Auch jugendliche Helden und Liebhaber wußte er mit warmblütiger Frische zu verkörpern. Sein Repertoir war ein außerordentlich umfangreiches. Er hat im klassischen Drama den Don Carlos, Ferdinand, Max Piccolomini, Kosinsky, Brackenburg, Pylades, Clavigo, Franz (in „Götz von Berlichingen"), den Major Tellheim, den Prinzen in „Emilia Galotti" und zahlreiche andere hervorragende Rollen gespielt; als Bolz, als Veilchenfresser, als Goßler (in „Jugend von heute"), als Flemming (in „Flachsmann"), als Silvio (in „Renaissance"), als Hjalmar (in der „Wildente"), als Pastor Heffterding („Heimat") und in vielen, vielen andern Aufgaben des modernen Schauspiels Vorzügliches geleistet. Und so hat er sich dauernde Erinnerung bei allen Kunstfreunden unserer Stadt gesichert. Mit demselben Bedauern haben wir alle seine Gattin scheiden sehen. Als Salondame und als tragische Liebhaberin hat sie gleich Vorzügliches geboten. Sie verfügte über eine außerordentlich sympathische Erscheinung, über ein einschmeichelndes Organ, über einen künstlerischen Rhythmus der Geste, über eine das Maß des Gewöhnlichen weit übersteigende Gestaltungskraft. So wußte sie die Gestalten Schillers (Maria Stuart, Eboli, Leonore, Lady Milford, Gräfin Terzky, Marfa) wie die Goethes (Leonore von Este, Adelheid), Shakespeares (Porzia, Viola, Katharina, Beatrice, Desdemona), Lessings (Minna, Orsina) als lebenswahre Figuren uns vorzuführen, so spielte sie die Herzogin von Marlborough im „Glas Wasser", den Vicomte de Létorières in „Narziß", die Judith in „Uriel Acosta", die Madame Sans-Gêne, Vasantasena, die Renate im „Strom", die Beate in „Es lebe das Leben", die Magda in der „Heimath", die Marchesa in „Renaissance". Schon dieser geringe Bruchteil dessen, was ihr Repertoir enthielt, zeigt, was wir an ihr verloren haben. — Auch Frau Jürgensen werden wir noch oft vermissen, die, nachdem sie mit bewundernswerter Entsagungsfähigkeit aus dem Fach der Possensoubrette in das der komischen Alten übergegangen, uns so oft durch ihre starke komische Kraft, durch ihren ungezwungenen, herzlichen Humor, durch ihre Charakterisierungskunst erfreut hat. Ihre Daja im „Nathan", Marianne in „Doktor Klaus" Brigitte im „Pfarrer von Kirchfeld", Irmgard in den „Zärtlichen Verwandten", Uracca in „Don Cesar", ihre Martha in „Faust", Hanne in „Wie die Alten sungen", Barbara in der „Goldenen Eva", Lina in „Husarenfieber" werden noch lange in unserer Erinnerung stehen. Und wie sie, wird auch Frau Kase-Ellmenreich oft uns fehlen. Wir haben dieses anmutige Talent sich hier entwickeln und die herzgewinnenden Eigentümlichkeiten sich akzentuieren sehen, die sie zu einem Liebling des Publikums machten. Wie sie als Gretchen, als Klärchen, als Luise Millerin, als Thekla und als Julia die Herzen bewegte, die Seelen erhob, das tiefste Innere rührte, so konnte ihr frischer Humor als Wirtin im „Weißen Rößl", ihr knabenhafter Jugendmut als Vittorino uns oft erfreuen und entzücken. Außer diesen seit einer langen Reihe von Jahren hier tätigen Mitgliedern sind noch einige andere gegangen, die kürzere Zeit hier mit Erfolg gewirkt: Herr Wolfram, ein Künstler von starkem Temperament und großer Charakterisierungskunst, Fräulein Berka, die sentimentale Liebhaberinnen trefflich zeichnete, Fräulein Brunow, deren hübsches Talent sich hier trefflich entwickelt hat. So ist denn das Ensemble, das die neue Spielzeit begann, in seinen wesentlichen Teilen fast ganz neu zusammengesetzt, und man durfte bangend die Frage aufwerfen, wie sich die Zukunft gestalten werde.

Nun, es läßt sich nicht leugnen, daß das, was uns bis jetzt gezeigt wurde, das Beste erhoffen läßt. Zwar der Spielplan hat sich bisher ängstlich von allen großen Aufgaben ferngehalten und ist auf ziemlich ausgefahrenen Geleisen dahergeschritten. Man hat uns in ununterbrochener Folge „Krieg im Frieden", „Goldfische" et tutti quanti gezeigt. Und die Aufführung von „Iphigenie" kann nicht mitgezählt werden. Sie war, bei der Unzulänglichkeit des die Titelrolle spielenden Gastes, keine Huldigung für die Manen Goethes. Eher das Gegenteil. Man hat früher oft das allzu starke Vorherrschen klassischer Aufführungen angegriffen. Aber die jetzige Aufeinanderfolge literarischer Nichtigkeiten ist ein bei weitem beklagenswerterer Zustand. Daß bald und durchgreifend hier Änderung eintritt, ist der Wunsch, der berechtigte, aller Theaterbesucher, aller Kunstfreunde. Will man etwa die neuen Truppen, ehe man sie auf den Kothurn des klassischen Dramas steigen oder sich in wichtigen Neuaufgaben versuchen läßt, in minder schwierigem Zusammenspiel einüben? Dazu hat man jetzt doch Zeit genug gehabt. Wenn also auch das Repertoir absolut nichts Besonderes bot, — ein frischer, freier Luftzug, der das Beste verheißt, ist doch zu spüren. Jugend und Anmut, frische Talente und erfreuliche Eigenart zeigen sich unter den neu engagierten Mitgliedern. Und mit vielen von ihnen hat die Theaterleitung offenbar treffsicher einen guten Griff gemacht. Die Lustspiele, die gegeben wurden („Krieg im Frieden", „Goldfische", „Der verwunschene Prinz") zeigten, trotz der Kürze der Vorbereitungszeit, ein prächtiges, ausgeglichenes Zusammenspiel. Sie wurden mit Liebenswürdigkeit und Frische, Lebenswahrheit und Eleganz aufgeführt, der leichte weltmännische Ton ward überall getroffen, auf der Bühne herrschte stets die rechte Lustspielatmosphäre. In Herrn Keßler ist für Herrn Kothe ein vorzüglicher Nachfolger gefunden worden. Er verfügt über ein sehr sympathisches Äußere, bewegt sich mit eleganter Natürlichkeit, spricht ohne Affektation und weiß auch Verse von der Banalität derjenigen in der „Goldenen Eva" mit Ausdruck und voller Natürlichkeit vorzutragen. Fräulein Stiewe zeigte in der „Goldenen Eva", im „Verwunschenen Prinzen" und als Käthchen von Heilbronn so reizvolle Züge, sie kann so herzlich naiv und wiederum so lustig schalkhaft sein, daß auch sie als ein Gewinn für die Bühne zu betrachten ist. Neben ihr ist Fräulein Groa zu nennen, die offenbar ein starkes Talent besitzt, über ein lebhaftes Temperament verfügt und als Emmy in den „Goldfischen" und als sehr ergötzlicher Lehr-

bube in der „Goldenen Eva" das Publikum zu lebhaftestem Beifall veranlaßte. Herr Pickert zeigte in „Robert und Bertram" starke, drastische, allerdings etwas zu Übertreibungen neigende Komik, und wenn Herr Hellbach-Kühn auch nicht immer den Lustspielton richtig traf, so zeigt er doch so manche treffliche Eigenschaft, daß dieses Manko sich wohl bald ausgleichen wird. Eine junge Künstlerin, Fräulein Rosenberg, spielte die Isidore in „Robert und Bertram" mit sehr hübscher, komischer Charakterisierung, ihrer Aufgabe im „Käthchen" war sie allerdings nicht gewachsen.

Weniger als sonst in diesen Blättern üblich, ist in diesem Bericht von den Werken, ihrer Bedeutung und künstlerischen Erfassung, mehr von den Darstellern die Rede gewesen. Aber einmal hat der Spielplan nichts Erhebliches gebracht, dann aber galt es, aus der Persönlichkeit der Künstler ein Prognostikon für die Zukunft zu schöpfen. Hingebender Fleiß, frische Talente, Kraft und Anmut — all das ist vorhanden. Daß in diesem Zeichen die neuen Truppen, mit den alten vereint, siegen, ist zu erhoffen. An lohnenden Aufgaben wird es nicht mangeln. Wildenbruchs „Rabensteinerin" ist auf den Spielplan gesetzt, die „Condottieri" von Herzog sind uns längst versprochen. In auswärtigen Blättern liest man von hier geplanten Uraufführungen. So wünschen wir denn, daß ein frohgemutes Wollen einsetze, dem es am Gelingen nicht fehlen wird.

H. Blumenthal.

Aus Heimat und Fremde.

Geschichtsverein. Die Generalversammlung des Marburger Geschichtsvereins fand am 31. Juli unter Vorsitz des Generalleutnants Exzellenz Beß statt. Der alte Vorstand wurde wiedergewählt. Landgerichtsrat Heer berichtete über die Finanzen des gegenwärtig 191 Mitglieder zählenden Vereins. Sodann empfahl der Vorsitzende die Wahl einer Kommission für die Sammlungsfrage, worauf eine solche aus den Herren Bock, Giebel, Heer, Küch und Ubbelohde zusammengesetzt wurde. Am darauffolgenden Donnerstag besichtigten zahlreiche Mitglieder mit ihren Damen die Altertümersammlung auf dem Schloß.

Hochschulnachrichten. Marburg: Der bisherige außerordentliche Professor an der Universität Berlin, Dr. Karl Geldner, wurde zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät ernannt. — Dem Gründer der Eichsfeldischen Medizinischen Gesellschaft, Geh. Med.-Rat Dr. Koppen in Heiligenstadt, wurde aus Anlaß seines 50jährigen Doktorjubiläums von der medizinischen Fakultät das Doktordiplom erneuert und ein Ehrendiplom verliehen. — Fräulein Alix Westerkamp, Tochter des Marburger Professors, zurzeit Leiterin der Rechtsschutzstelle für Frauen in Frankfurt a. M., bestand bei der juristischen Fakultät die Doktorprüfung „magna cum laude". Das ist die vierte Promotion einer Frau an der Marburger Universität, aber wohl die erste Promotion einer Frau durch die juristische Fakultät einer deutschen Universität. — Gießen: Der Großherzog ernannte den ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Königsberg, Dr. Felix Rachfahl, zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Landesuniversität.

Eine historische Kommission für das Großherzogtum. Der Großherzog hat eine von den Geschichts- und Altertumsvereinen angeregte Einsetzung einer „historischen Kommission für das Großherzogtum Hessen" gutgeheißen und acht staatliche Mitglieder dieser Kommission ernannt. Auf die Namen der Mitglieder und die Aufgaben der Kommission kommen wir noch zurück.

Grabstein für Wilhelm Bennecke. Die von der Schriftsteller-Vereinigung „Freie Feder" und dem „Hessenland" veranstaltete Sammlung hat zu einem Ergebnis geführt, das es ermöglicht hat, ein würdiges Grabdenkmal für den hingeschiedenen hessischen Dichter Wilhelm Bennecke, den trefflichen früheren Redakteur unserer Zeitschrift, in Auftrag zu geben. Das Denkmal, das in diesen Tagen auf dem Kasseler Friedhof aufgestellt wird, besteht aus einem architektonisch hergerichteten Stein, der ein von Bildhauer Heinrich Brandt geschaffenes Bronzerelief des Verstorbenen trägt.

Urnenausgrabungen. Anfang September wurden auf einem Grundstück zu Unterrieden durch General Eisentraut Ausgrabungen veranstaltet, bei denen sich ergab, daß man es nur mit einzelnen Gräbern zu tun hatte und das Haupturnenfeld schon in den vierziger Jahren bei Anlage der Berliner Straße aufgedeckt war. Die aufgefundenen Urnen, die Knochenreste enthielten, waren auf einer Art Steinpflaster aufgestellt und von kleinen Steinen umlegt. Auch einige Verbrennungsstätten mit Kohlen- und Knochenresten wurden bloßgelegt. Die Urnenreste wurden dem Kasseler Museum einverleibt.

Funde. Bei Ausgrabung eines Kanalisationsschachtes in Hersfeld wurde im Fußboden eines Kellers eine Kiste mit etwa vierhundert gut erhaltenen Silbermünzen gefunden, die die Jahreszahlen 1628—1632 tragen. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß der damalige Besitzer des betreffenden Hauses während des 30 jährigen Krieges den für die damaligen Verhältnisse recht bedeutenden Schatz im Keller vergraben hat, um ihn den

andrängenden Kriegshorden zu entziehen. — Bei Kanalarbeiten an der Ahna hinter der Gottschalkschen Weberei zu Kassel stieß man in einer Tiefe von einem halben Meter auf das Skelett eines Soldaten aus den Freiheitskriegen. In den Rückenwirbeln steckte ein Stück Säbelklinge. Schuppenkette, Helmbeschläge und Lederteile fanden sich noch vor.

Wilhelm Speck. Einer an ihn ergangenen Aufforderung folgend, wird unser Landsmann Wilhelm Speck im November zu einem Vortrag nach Kassel kommen.

Wilhelm Holzamer †. In der Blüte seines Schaffens wurde am 27. August zu Berlin Wilhelm Holzamer, einer unserer begabtesten Schriftsteller, dahingerafft. Er stammte aus Nieder-Olm bei Mainz, wo er am 28. März 1870 geboren wurde als Enkel eines aus der Revolution von 30 und 48 her bekannten Schulmeisters, den er in seinen Büchern Andreas Krafft nennt. Auch in Holzamers famosem „Gesangsfest" (im ersten Band der von P. Heidelbach herausgegebenen „Hessischen Heimat") steht Andreas Krafft im Mittelpunkt der Erzählung. Holzamer unterrichtete dreizehn Jahre an der Realschule in Heppenheim a. d. B. und wurde dann vom Großherzog als Leiter der „Darmstädter Spiele" nach Darmstadt berufen. Seine für diesen Zweck verfaßten „Spiele" erschienen bei Diederichs. Vorher schon hatte er eine Gedichtsammlung „Zum Licht" und einen Skizzenband „Auf staubigen Straßen" herausgegeben. Es folgten die Novellensammlungen „Im Dorf und draußen", „Peter Nockler, die Geschichte eines Schneiders", die Kunstbriefe „Sieges-Allee", die Romane „Der heilige Sebastian", „Die Sturmfrau", „Inge, ein Frauenleben", „Ellida Solstratten", das Drama „Um die Zukunft", der Lyrikband „Carnesie Colonna" und Monographien über Heine und C. F. Meyer. Sein letztes Werk, den Roman „Vor Jahr und Tag", überließ er kurz vor seinem plötzlichen Hinscheiden dem „Daheim" zum Erstabdruck. „Ich habe gelebt wie jeder andere," schrieb er noch vor kurzem an R. W. Enzio, „ohne Besonderheit, und hatte meine Lehrjahre nötig, — vielleicht sind sie noch nicht abgeschlossen —, und muß meine Wanderjahre — vielleicht haben sie schon begonnen — wandern mit allen Strapazen und Bitternissen der Wanderschaft. Und vielleicht häng' ich einmal wo mein Schild der Meisterschaft heraus, — vielleicht komm' ich auch nie dazu. Nach etwas streben heißt nicht immer, es erreichen . ." Seit etwa acht Jahren lebte der Dichter als Mitarbeiter deutscher Zeitungen in Paris, später in Berlin. Eine kritische Würdigung seines literarischen Schaffens brachte Alexander Burger im „Hessenland" (1906, S. 106, 122). Bei der Trauerfeier für den Verstorbenen zu Schöneberg bei Berlin hielt Bruno Wille eine tiefergreifende Gedächtnisrede. Die Leiche wurde zunächst nach Jena übergeführt, wo sich ein zahlreicher Freundeskreis noch einmal zu einer Trauerfeier um den Sarg versammelte. Alsdann wurde die Leiche in Gotha eingeäschert. Dem Gedächtnis des Dichters widmete Hermann Kroepelin folgende Verse:

„Was erbleichst du und reichst mir schweigend das Blatt?" —
„Der Tod ist hungrig, nichts macht ihn satt!"

„— Was? — Er? — — Der froh in breiter Kraft
Mit fleißigen Händen ums Ziel geschafft?

Mit dem ich wollte ein Wegstück gehn?
Der neulich erst schrieb: Auf Wiedersehn?

Deß' Leben sprühte den Weg entlang?
Der aus dunkelsten Tiefen vernahm Gesang?

Ein Mann, dem sicher der Sieg verbürgt?
Und nun kam der Tod? — Und hat ihn — erwürgt?

— — Es gleitet mir kalt eine Hand vorbei:
Duck dich! — Sie bricht sonst auch uns entzwei!"

Todesfälle. Am 28. August verstarb in Kassel vier Tage nach seinem 73. Geburtstage der Maler Wilh. Lüttebrandt. Er war am 24. August 1834 zu Kassel geboren. Nachdem er eine Zeit lang Unterricht bei Privatlehrern erhalten hatte, besuchte er die Kasseler Kunstakademie und war hauptsächlich Schüler der Professoren Müller und Brauer. Für hervorragende Arbeiten erhielt er die Staatsmedaille und ein Stipendium zum Besuche der Dresdener Akademie. Nach seiner Verheiratung mit der Tochter des in Ziegenhain verstorbenen hessischen Landbaumeisters Selig ging er nach Dresden und arbeitete dort unter Schnorr von Carolsfeld, wandte sich aber später hauptsächlich der Landschaft zu. Seine damals gemalten großzügigen Stimmungslandschaften und charakteristischen Tierbilder fanden in Künstlerkreisen, besonders ihrer breiten, flotten Technik wegen, Anerkennung. Leider konnte er der Aufforderung A. v. Willes und anderer bekannter Düsseldorfer, nach Düsseldorf zu kommen, wegen der Krankheit seines Vaters (des alten Kasselanern noch wohlbekannten Kaffeehausbesitzers Wilhelm Lüttebrandt) nicht Folge leisten und war später in Kassel gezwungen, eine Stelle als Zeichenlehrer anzunehmen. Mit wie großer Hingebung er dann in der Schule gearbeitet hat, bestätigen ihm Tausende von Schülern, die sich seiner in Liebe und Verehrung erinnern. Mit seinen zahlreichen Bildern hat er, freigebig wie er war, vielen eine Freude bereitet. Erklärlich ist es, daß er in den letzten Jahren seine Kunst in den Dienst der Schule stellte und mit seinen Arbeiten hauptsächlich für den Unterricht wirkte. So hat er auch eine ungefähr zwei Quadratmeter große Ansicht von Kassel aus der Vogelschau ge-

malt, die, als Ansichtspostkarte vervielfältigt, ihrer Klarheit und Übersichtlichkeit halber besonders von Fremden gern gekauft wird und außerdem dem zweiten Band der Heßlerschen „Landeskunde“ vorgesetzt ist. Alle, die ihn gekannt haben, werden den edlen und liebenswürdigen Menschen nicht vergessen.

Über den am 5. September zu Kassel verschiedenen Fabrikanten **Friedrich Wilhelm Breithaupt**, den Mitinhaber des weltberühmten mathematisch-mechanischen Instituts F. W. Breithaupt & Sohn, schreibt der „Kass. Stadtanz.“: Er entstammte einer Familie, deren Glieder sich schon seit Jahrhunderten in den mathematischen Wissenschaften ausgezeichnet und als die Erfinder wichtiger mathematischer, astronomischer und geodätischer Instrumente der Wissenschaft große Dienste geleistet haben. Die Firma konstruiert vor allen Dingen Meßapparate für militärische und astronomische und sonstige wissenschaftliche und praktische Zwecke, Meßapparate für Markscheider und Feldmesser, wie Grubentheodolite, Nivellierinstrumente u. v. a. Sein Urgroßvater bereits, Johann Christian Breithaupt, der von Darmstadt nach Kassel gekommen war und 1762 einem Rufe des Landgrafen Friedrich II. folgend das Institut begründet hatte, schuf in meisterhafter Ausführung den Mauerquadranten, der sich jetzt noch als eine Sehenswürdigkeit für den Fachmann auf der Kasseler Sternwarte befindet. Seine Nachkommen haben zahlreiche wichtige Erfindungen gemacht und dem Institut einen Weltruf erworben. Das Absatzgebiet des Breithauptschen Instituts umfaßt heute wohl die gesamte Kulturwelt; wo nur Bergbau, Eisenbahnbau und Landesvermessung getrieben wird, finden sich Instrumente dieses Instituts. Der am 8. September beerdigte Friedrich Wilhelm Breithaupt ist ein Urenkel des 1799 verstorbenen Gründers der Firma, der älteste Sohn des 1888 verstorbenen Georg Breithaupt. Er trat 1864 gleichzeitig mit seinem noch in der Firma tätigen jüngeren Bruder Wilhelm in das Geschäft, nachdem er die technischen Hochschulen zu Hannover und Karlsruhe sechs Semester besucht und sich zu seiner weiteren Ausbildung in München und Hamburg aufgehalten hatte. Getreu der Tradition seiner Familie hat auch der Verstorbene weitergearbeitet an dem Ausbau des von den Vätern übernommenen Erbes und sich große Verdienste um dieses Institut erworben, in dem sich Wissenschaft und Praxis die Hand reichen, eine Zierde unserer heimatlichen Industrie.

Hessische Bücherschau.

Hanftmann, B., Architekt B. D. A. **Hessische Holzbauten.** Beiträge zur Geschichte des westdeutschen Hauses und Holzbaues, zur Führung durch L. **Bickell**, „Hessische Holzbauten“. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1907. Preis 10 M., geb. 11,50 M.

Wie der Verfasser in seiner Voraussprache betont, ist das Buch für Fachgenossen wie auch für Freunde der Heimatsgeschichte geschrieben; er hat es unternommen, zu dem verdienstvollen Sammelwerk Dr. Bickells ein Begleitwort zu schreiben und einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen. Ob ihm dies gelungen ist, läßt sich bestreiten. Schon rein äußerlich ist es verfehlt, zu dem Werk einen so umfangreichen und dadurch teuren Text zu schreiben. Das allzu ausführliche und zu weit ausholende Buch mit teilweise anfechtbaren Hypothesen wird der Fachgenosse mit einigem Verständnis lesen und manchen neuen Gedanken darin finden. Es zeugt von vielem Fleiß und intensivem Studium, als Werk für sich wäre es annehmbar, als Begleitwort zu dem Sammelwerk „Hessische Holzbauten“ nicht. Der Laie wird nicht das finden, was er sucht. Es wäre zweckdienlicher gewesen, die Kapitalsätze in gedrängter Form in einem wohlfeilen Heftchen zu bringen. Wir lassen in kürzester Weise den Inhalt folgen.

Über den ältesten Holzbau ist wenig oder gar nichts zu berichten, die als besonderes Altersmerkmal bisher angesehene Durchführung von Ständern durch zwei oder drei Geschosse ist kein solches, sie ist noch im 17. Jahrhundert im Gebrauch. Das Urhaus war ein viereckter ungeteilter Raum mit Holzstützen und Satteldach, zum Aufbau und Abbruch geeignet, es war die Wohnung des gemeinen Mannes. Erst mit der Seßhaftigkeit gewinnt das Haus festere Gestalt. Die Hauptstützen wurden in die Erde gegraben, die Firstsäulen standen frei im Raum oder als Pfosten in der Giebelwand und trugen das Firstholz. Die Deckung geschah durch Rohr, durch Schindeln, die erst später den gebrannten Steinen wichen. Firstsäule und Firstholz lassen auf volle Giebel schließen. Der Längsverband geschah durch Schwertung. Fenster gab es nicht, das Licht fiel durch das Rauchloch oder die Tür. Um mehr Licht für die Hantierung im Raum zu schaffen, legte man Fenster an, die durch Läden mit Lichtlöchern geschlossen wurden. Von den Läden gelangte man zu den Verglasungen, die zuerst bescheiden in eine Öffnung des Ladens eingesetzt wurden.

Die Tür ist von alters her doppelt wagerecht geteilt. Die Wandfächer sind mit Flechtwerk mit Verklaibung ausgefüllt, wie es heutzutage trotz seiner mannigfachen Vorzüge immer mehr abkommt. Die Verbindung der Hölzer ist noch sehr primitiv.

Während das alte Haus noch keine Zwischenwände besaß, kam man aus verschiedenen Ursachen dazu, solche einzuziehen. Die erste Trennungswand mag eine Schutzwand hinter der Feuerung gewesen sein. Die ebenerdige Raumgliederung ist römisch-fränkisch. Das fränkische Haus steht getrennt von den reinen Nutzbauten für Vorräte, Vieh und Gesinde mit der Langseite am geschlossenen Hof. Verschieden davon ist die niedersächsische Planung, Deele, Viehstände, Flet und Kammern unter einem Dach. Diese Form wanderte in die Städte.

Die Höhenteilung des Hauses mag von den Aufbewahrungshäusern abgeleitet worden sein. Im Gegensatz zu dem geteilten Unterraum entstand unter dem Dach die Halle, der Eßraum, Söller oder Herbergsraum, zu dem

man über eine äußere Leiter gelangte. Der Verfasser behandelt dann eingehend die technischen Einzelheiten des Verbandes. Das Hallenobergeschoß erfuhr bei fortschreitender Beanspruchung erhöhter Wohnlichkeit bald eine Teilung in reinen Dachraum und flachgedecktes Geschoß. Ausführlich und trefflich wird die Vorkragung des oberen Geschosses auf Knaggen in ihren Ursachen, ihrer Technik, Zweck und Bedeutung behandelt und mit zahlreichen Beispielen belegt unter stetem Hinweis auf die Blätter des Bickellschen Werkes. Der Verfasser geht dann dazu über, die Planung der Ortschaften, Entstehung der Flecken, ummauerten Orte und Städte, die Anordnung der Häuser in ihnen, ihre Mannigfaltigkeit, die Anordnung von Wohn- und Wirtschaftsräumen, die Geschoßteilung und ihre Bedeutung, die Giebel und Zwerchhäuser, Keller, Kaufhäuser, Rathäuser zu besprechen, was im einzelnen hier aufzuführen zu weit gehen würde.

Gegenüber dieser ausführlichen Abhandlung ist die spezielle Beschreibung der hessischen Holzbaukunst dürftig zu nennen. Die hessische Holzbaukunst ist eine heimisch-chattische, die auch den benachbarten Gebieten ihre Eigenart aufgedrückt hat. Die Bickellschen Holzbauten geben ein vollständiges Bild von dem Hochstand des hessischen Holzbaues im 15. Jahrhundert. Die ersten Bauten haben mit den französischen und schwäbischen noch manches gemein, so die Stellung der Hauptstützen und Eckpfosten auf die Steinunterlage ohne Schwellen, ihre abgesetzte Verstärkung mit dem Knaggenbüschel. Auch der Längsverband durch Schwertung ist gemeinsam, die Wanderung der Schrägschwertung nach innen bedeutet für Hessen das Kommen einer neuen Art. Die ersten Beispiele hessischer Bauten zeigen nur Hauptgefügeteile, wie sich überhaupt hier der Holzbau frei gehalten hat von üppigem Beiwerk. Das ausgehende 15. Jahrhundert führt uns den geschlüsselten westgermanischen und überrheinischen Bau hier auf seiner Höhe vor. Mit dem 16. Jahrhundert beginnt der Rähmbau, nicht als Folge eines neuen Stils, sondern erweiterter Bedürfnisse, die Häuser dienten nicht bloß noch einer Familie, zum Wohnhaus, es entstand das Mietshaus. Nur in den hessisch-sächsischen Gebieten hält sich noch zwei Jahrhunderte lang auch am Mietshaus die Knagge. Mit dem immer mehr aufkommenden steinernen Unterbau mußte die Knagge wesenlos werden. Der Holzbau ist kein Stilbau, rein zufällig fällt das Aufkommen des Rähmbaues mit der Entstehungszeit der Renaissance zusammen, die viele Motive dem Holzbau entlehnte.

Zum Schluß verbreitet sich der Verfasser über Entstehung und Bedeutung der Schmuckmittel der Renaissance, die in ihrem Wesen uralt sind, die Fächerrosette oder das halbe Sonnenrad, die S-Form und die Dekorierung des Eckpfostens, über Runen und Bildersprache in der Gefachungsart. Die letzten Worte sind wohl jedem, der heimatlich denkt und fühlt, aus dem Herzen gesprochen, die volkstümliche Bauernkunst ist dahin, möge eine neue Zeit den in seinem Kern urdeutschen Holzbau wieder zu Ehren bringen.

E. W.

Zitzer, G. Aus der Geschichte von Burg und Stadt Biedenkopf. Ein im Lokalgewerbeverein Biedenkopf am 23. Februar 1907 gehaltener Vortrag. Mit Stadt-Ansicht. Biedenkopf (Heinzerling) 1907.

Ein mit viel Fleiß hergestellter kleiner Führer durch die wechselreiche Geschichte der Burg und Stadt Biedenkopf. Allen, die sich für die Geschichte dieses hessischen Kreisstädtchens interessieren, sei das Büchlein, das in seinen Fußnoten eine reiche Quellenliteratur aufweist, bestens empfohlen.

F.

Allerhand Hessisches.

Hessenkunst. Kalender für alte und neue Kunst. 1908. Verlag von O. Ehrhardts Univ.-Buchhandlung, Marburg a. L. Preis 1 M.

Kurhessische Erinnerungen. 20 Karten in Stahlstich. C. Hellers Kunstverlagsanstalt, Lichtenau i. H. Mappe 1,25 M.

Es fall sich ocker keiner mit der Liewe abgäwen. Volkstümliches Lied aus Hessen. Aufgezeichnet von Johann Lewalter. Verlag von A. Freyschmidt, Kassel. Preis 1,50 M.

Christian Rauchs Hessenkunst-Kalender für 1908 steht diesmal wieder, wie im ersten Jahrgang, im Zeichen Ubbelohdes, der ihn aus dem vollen Schatz seines begnadeten Künstlertums heraus mit einer großen Zahl köstlicher, durchweg der hessischen Heimat entlehnter Federzeichnungen geschmückt hat. Von den Beiträgen seien hervorgehoben A. Holtmeyer (altchristliche Kultstätten in Kurhessen), F. Küch (die Altarschreine in der Elisabethkirche zu Marburg und ihre Stifter), E. Benda (das Marburger Arbeitshaus), F. Bock (der sog. Dürer in Darmstadt), P. Weber (die Iweinbilder im Hessenhofe zu Schmalkalden) und Chr. Rauch (das alte Gießen und das neue Gießen). Auch dieser in Text und Buchschmuck wertvolle Jahrgang setzt wieder einen bemerkenwerten Markstein auf dem Wege zum vorgesteckten Ziel, der geistigen Freiheit in wissenschaftlicher und künstlerischer deutscher Kultur zu dienen.

Die vor Jahresfrist von C. Heller in Lichtenau herausgegebene kleine Mappe mit „kurhessischen Erinnerungen“ ist in zweiter verbesserter Auflage erschienen und um 8 neue Bilder vermehrt, deren Originale sich im Besitz des Prinzen Philipp von Hanau und des Magistrats der Stadt Kassel befinden. Zu deu neuen Karten gehört auch die Wiedergabe eines Gemäldes und einer Kreidezeichnung von der Hand der Kurfürstin Auguste, die den Kurfürsten in seiner Jugend darstellen, so daß die Sammlung jetzt 6 verschiedene Porträts des Fürsten aus den verschiedensten Lebensjahren enthält; neu ist auch das Blatt „Feldgottesdienst auf dem Langen Felde um 1840“ und zwei Langenschwarzsche Paradebilder aus 1860 und 1864. Wünschenswert wäre es, wenn bei sämtlichen Bildern der Schöpfer und der jetzige Besitzer angegeben wäre. Da die Sammlung die Kenntnis sonst schwer zugänglicher Darstellungen vermittelt, wird sie wieder sehr willkommen sein, namentlich auch allen denen, die die kurhessische Zeit noch selbst miterlebt haben. Die Karten sind nicht, wie die Aufschrift besagt, in Stahlstich, sondern in Stahlstichmanier hergestellt.

Das von Johann Lewalter aufgezeichnete Volkslied „Es fall sich ocker keiner mit der Liewe abgäwen“ hat in den verschiedensten Fassungen und Weisen in ganz Mittel- und Norddeutschland große Verbreitung und wurde schon vor einem Jahrhundert in des „Knaben Wunderhorn“ abgedruckt und zwar ohne die einleitende Strophe; die von Lewalter aufgezeichnete hessische Fassung ist aber weit charakteristischer. Der Herausgeber sucht aus verschiedenen, im Vorwort näher bezeichneten Gründen den hessischen Ursprung des Liedes als möglich hinzustellen. Das Lied wird, mit der zugehörigen Weise (für mittlere Stimme mit Klavier- und Gitarrebegleitung), in drei verschiedenen Lesarten mitgeteilt, dabei ist die Kasseler Mundart von Wilhelm Lüttebrandt, die Gudensberger von Hugo Brunner, die Rauschenberger von Valentin Traudt revidiert. Die charakteristische, den Text nachempfindende Titelzeichnung stammt von G. Zimmer. Ob der Gehalt des Liedes erschöpft wird, wenn es, wie der Herausgeber vorschlägt, in der Verkleidung eines dämlichen Bauern-

burschen vorgetragen, möglichst komisch herausgebracht wird, kann man bezweifeln; es liegt in dem bis zum Sterben verzweifelten Pessimismus des verschmähten Liebhabers doch auch etwas, was den Hörern ans Herz greifen soll. Für die Aufzeichnung und gründliche Redaktion dieses kernigen Liedes sind wir dem um die Erforschung und Erhaltung unserer hessischen Volkslieder so hochverdienten Herausgeber wieder zu großem Danke verpflichtet.

Heidelbach.

Die Lügner des Lebens. Der Börsenkönig. Roman von Edward Stilgebauer. Erstes bis zehntes Tausend. Berlin (Verlag von Rich. Bong). Preis 4 Mark.

„Von dem Verfasser des ‚Götz Krafft', dessen großzügiges Erzählungswerk wie ein zündender Funke in die deutsche Lesewelt eingeschlagen hat und mit Recht zu den meistgelesenen Büchern gehört, ist soeben ein neuer Roman ‚Der Börsenkönig' erschienen. Auch diesmal entrollt uns Stilgebauer in straffem, lückenlosem Aufbau ein mächtiges Kulturbild voller dramatischer Kraft und leuchtender Kontrastfarben —." „Der Roman, der zum Beginn der Reisezeit gerade im rechten Augenblick erscheint, dürfte bald, ähnlich wie ‚Götz Krafft', die begehrlichste Erscheinung des Büchermarktes sein."

Also beginnt und schließt der vom Verlag beigegebene Waschzettel, durch dessen Abdruck der überwiegende Teil der Provinzpresse bereitwillig seine Leser über das neue Werk unterrichten wird. Da lärmende Reklame wieder das Übrige tut, kann es nicht fehlen, daß auch diese neue Romanserie Stilgebauers wieder in ungezählten Exemplaren das Land überschwemmen wird. Die alten Mittel, mit denen „Götz Krafft" seinen Bombenerfolg erzielte, sind auch hier wieder zielbewußt angewandt. Freilich auf ein Ingredienz, das bramarbasierende Eintreten für deutsche Ideale, hat der Verfasser diesmal verzichtet, die übrigen aber, Sentimentalität, lüsterne Pikanterien und krasse Sensationen sind, als die wirksamsten, nach Art und Stil des Kolportageromans als Hauptbestandteile geblieben. In Musterexemplaren wird uns der Abschaum der sogenannten Gesellschaft vorgeführt. Harry Seliger, der Begründer und Leiter der Kommerzbank, ein Mann ohne moralische Skrupel, dem bei seinen ungeheuren Spekulationen wie auch in seinem Privatleben der Zweck jegliche Mittel heiligt, seine dem Ballett entstammende, gleichfalls moralfreie Gattin Hilde, die ihn mit Sr. Hoheit dem Prinzen Egon von Trachenstein hintergeht, einem halbgelähmten, ausgemergelten Roué, der einst in jungen Jahren die schöne Tänzerin und jetzige Bankiersfrau ausgehalten, dann aber wegen übler Dinge den schlichten Abschied erhalten hat, der Syndikus der Kommerzbank, Rechtsanwalt Dr. von Kutzleben, ein gewissenloser feiler Streber, sie alle tuen als „Lügner des Lebens" in vollem Maße ihre Schuldigkeit. Seliger hat ein großes Gelände erkauft, in dessen Innern er riesige Kalilager festgestellt hat. Um diese auszubeuten, muß er eine Bahn bauen, zu deren Konzessionierung er der Einwilligung des Fürsten eines benachbarten Duodezstaates bedarf. Kutzleben, der Sohn des allmächtigen Ministerpräsidenten dieses Ländchens, ist bereit, dem Bankier die Konzession um die Hand seiner ältesten Tochter Etelka zu erwirken, die er als Etappe zu seiner Karriere betrachtet. Wirklich ist der Alte im Begriff, das Lebensglück seines Kindes um einen Börsencoup in die Wagschale zu werfen. Etelka aber spielt va banque und wirft sich ihrem Liebhaber, dem Grafen Waldburg, Rittmeister bei den Ulanen, an den Hals; sie sucht ihn in seiner Junggesellenwohnung auf, um die Seine zu werden und ihn so zur Heirat zu zwingen. Selbstlos wie alle Rittmeister im Roman, die mit finanziellen Schwierigkeiten kämpfen, liebt Waldburg die schöne Jüdin auch ohne die Millionen des Vaters; noch am selben Abend reisen beide ab, um sich in England trauen zu lassen; wenn der Rittmeister über die kurz darauf erfolgte Verzeihung des alten Seliger trotzdem „maßlos beglückt" ist, so ist das rein menschlich. Furchtbare Zustände herrschen nach wie vor in der Villa des 33fachen Millionärs. Da die dicke Frau Hilde fürchtet, ihr auch den Kindern bekanntes Verhältnis mit dem Prinzen Trachenstein könne auf die Dauer nicht ungestört bleiben, und auch dieser seinen finanziellen Schwierigkeiten möglichst bald abhelfen will und außerdem hofft, als Gatte der Tochter weit bequemer Liebhaber der Mutter bleiben zu können, einigen sich beide zu gemeinsamem Vorgehen. Mit physischem Ekel lesen wir nun, wie diese Ehe vorbereitet wird. Edith, die achtzehnjährige, die ihrer relativ reinen Gesinnung wegen von den älteren Geschwistern geschmackvoll „das Schaf" genannt wird, und die dem dichterisch veranlagten Lehrling der Kommerzbank, Davidchen Mandelbaum, in harmloser Jugendliebe zugetan ist, wird mit allen Mitteln mütterlicher Kuppelei herumgekriegt. „Ich bleibe Dir unverloren, Geliebte," sagt der Prinz zu Ediths Mutter, „ich bin Dein, ob ich Edith geheiratet habe oder nicht." Aus gleicher Gemütstiefe heraus redet die Bankiersfrau ihrer Tochter mit verständnisinnigem Augenzwinkern zu: „Und dann, schließt denn wirklich die Heirat mit dem Prinzen die Liebe eines Dichterjünglings aus?" Nach kurzer Zeit ist der schmähliche Bund zwischen dem jungen Mädchen und dem bereits vom Schlage gerührten Wüstling mit der herunterhängenden Lippe geschlossen. Unter den Rädern des Wagens, der das Paar zur Bahn bringt, endet Davidchen Mandelbaum sein Leben. Wieder über ein kurzes hat Se. Hoheit — und der Verfasser selbst kann uns sein berechtigtes Erstaunen hierüber nicht unterschlagen — begründete Hoffnung auf einen Stammhalter. Da ereilt ihn wenige Wochen vor Ediths Niederkunft bei der Tafel ein neuer Schlaganfall; entsetzt über die verzerrten Züge des Gatten flieht Edith zur Erkerstube der nahen väterlichen Villa, um zu den Füßen der 95jährigen Urgroßmutter unter heftigem Schluchzen ihr Herz auszuschütten. Endlich sagen die weitgeöffneten Augen und eiskalten Hände der Greisin, daß sie einer Toten gebeichtet hat. Mit furchtbarem Schrei stürzt sie zu Boden und gibt einem Prinzen ein allzu frühes und kurzes Leben, um dann zu verbluten. Wer „Götz Krafft" gelesen hat, weiß, daß Stilgebauer sich die widerlich breite Ausmalung solcher Szenen nicht entgehen läßt. Auf den alten Seliger macht das alles wenig Eindruck. Längst schon ist er den Widerwärtigkeiten des Familienlebens entronnen und haust mit seiner ehemaligen Kontoristin abgeschieden in einem Gartenhäuschen der Vorstadt. Von Anfang an hatte er sein Auge auf das junge hübsche Ding geworfen, und als das Mädchen eines Abends fassungslos auf sein Zimmer kommt, um ihm den vor wenigen Stunden erfolgten Tod des Vaters zu melden, werden seine Begierden zur hellen Flamme angefacht; es kommt zu einem wilden Ringen zwischen dem alternden Mann und dem jungen Mädchen, das von dieser Stunde an mit goldenen Ketten an sein Dasein gefesselt ist.

Das ist das Buch, das „bald die begehrteste Erscheinung des deutschen Büchermarktes sein dürfte". Muse, verhülle dein Haupt! Das Gefährlichste dabei ist, daß sein Verfasser Talent hat. Einen ganz kleinen Schimmer jener Poesie, die das patriarchalische alttestamentarische Familienleben strenggläubiger Juden umgibt und wie sie uns aus den prächtigen Bildern Oppenheims und einer Reihe von klassischen Literaturwerken entgegenleuchtet, hat auch Stilgebauer trotz aller äußeren Mache über dem „Jiddehof" im Spessart ausgebreitet, und die Figur Harry Seligers

ist in der Tat ein Kabinetstück. Grandios und an die Wucht eines Zola gemahnend ist die Aufrollung der Riesenpläne des Börsenkönigs, die Schilderung der Ausbeutung des Kalilagers und dann der eintretenden elementaren Katastrophe im Innern des Edithstollens, die Hunderte von Arbeitern wie Katzen im Mühlbach elendlich versaufen läßt und den Schöpfer dieses Riesenunternehmens selbst unter dem Eindruck furchtbarer Erlebnisse rettungslos dem Wahnsinn in die Arme treibt. Das ist aber auch alles; doch diese Kapitel für sich würden dem Verfasser einen ehrenvollen Platz unter den zeitgenössischen Schriftstellern sichern. Aber er weiß, daß Talent allein keinen Massenabsatz beim Publikum erreicht, und darum greift er zu den sattsam erwähnten Mitteln, die sein Werk weit hinter dem Hintertreppenroman rangieren lassen; denn dieser gibt ehrlicherweise wenigstens keine literarischen Prätentionen vor. Es ist — leider — eine billige Prophetie, vorauszusagen, daß auch dieser Band mit seinen unvermeidlichen Nachfolgern dank seinen auf die niederen Instinkte gerichteten Qualitäten und dank der rührigen Reklame nicht nur als spannende Lektüre auf einer Eisenbahnfahrt von Kassel nach Frankfurt „sehr zu empfehlen“ ist, sondern auch „wie ein zündender Funke in die deutsche Leserwelt einschlagen“ wird, daß die deutsche Lesewelt auch diesmal wieder gegen den heiligen Geist der deutschen Literatur sündigen und somit den Zweck der Übung, Autor und Verleger volle Taschen zu schaffen, erfüllen wird. Um so mehr ist es Pflicht der Kritik, mit allem Nachdruck den Roman auf das Niveau zu stellen, das ihm zukommt. Heidelbach.

Eingegangen:

Die Einführung der Reformation in Hessen (die Synode von Homberg 1526) und der Franziskaner Nikolaus Herborn. (Teil-Abdruck.) Inaug.-Diss. zur Erlangung der theolog. Doktorwürde der hohen theolog. Fakultät zu Münster vorgelegt von Oberlehrer Lic. theol. E. Weber. Kassel 1907.

Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter von Julius Rodenberg. Berlin (Gebr. Paetel) 1907. Brosch. 3 M.

Ludoviciana. Festzeitung zur 3. Jahrhundertfeier der Universität Gießen 1907. Schluß-Heft 6. Gießen (von Münchowsche Hof- und Universitäts-Druckerei, O. Kindt). 6 Nummern mit Umschlag 4 M.

Weltgeschichte. Lager-Katalog 172. Alfred Lorentz-Leipzig, Kurprinzenstraße 10.

Personalien.

Verliehen: dem Geh. Baurat Hövel zu Kassel der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; den Rittergutspächtern Dr. phil. Schindler zu Hof Eich und Knauer zu Allenhaßlau, sowie dem Kgl. Kammermusikus Hartmann zu Kassel (beim Übertritt in den Ruhestand) der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Gerichtsassessor Vollmer zu Rinteln zum Landrichter in Gnesen; Referendar Bäumer zu Amöneburg zum Gerichtsassessor; an Stelle des in den Ruhestand tretenden Landkrankenhausinspektors Kämmerer Landkrankenhaussekretär Bretthauer zu Kassel zum Landkrankenhausinspektor in Hanau.

In den **Ruhestand** versetzt: Forstmeister Mühlhausen zu Forsthaus Neuhof, Oberförsterei Hanau; Rentmeister Sitz zu Kirchhain vom 1. Oktober d. J. ab.

Geboren: ein Sohn: Oberleutnant Karl Stadtländer und Frau Ilse, geb. Eben (Kassel, 1. September); Dr. Keyßer und Frau Lina, geb. Ricke (Beerfelden im Odenwald, 2. September); Meliorationsbauinspektor Doehn und Frau Loni, geb. Berlit (Trier, 9. September); Dr. med. W. Weber und Frau Maria, geb. Bang (Krefeld, 10. September); — eine Tochter: Regierungsbaumeister Kayser und Frau Anna, geb. Landgrebe (Darmstadt, 31. August); Rittergutsbesitzer Thon und Frau Johanna, geb. Schmuck (Albungen, 4. September); Oberleutnant von Heydwolff und Frau Elsa, geb. von Löbbecke (Kassel, 6. September).

Gestorben: Frau Johannette Maria Praetorius Dietz, Gattin des Predigers, aus Emmershausen, 65 Jahre alt (Loveland, Col., 1. August); Frau Magdalena Berg, geb. Freitag, aus Dainrode, 75 Jahre alt (Oklohama City, Okl.); Fabrikant Valentin Kistner aus Kassel, 88 Jahre alt (Chicago); Frau Marie Schade, geb. Biermann, aus Frankenberg, 71 Jahre alt (Brooklyn, N.-Y., 19. August); Schriftsteller Wilhelm Holzamer, 37 Jahre alt (Berlin, 27. August); Kgl. Kommerzienrat Moritz Hasenclever (Fulda, 28. August); Assistenzarzt Dr. Huß, 28 Jahre alt (Melsungen, 29. August); Frau Anna Wißmann, geb. Ingenohl, Gattin des Oberregierungsrats (Kassel, 4. September); Lithograph Wilhelm Schäfer aus Kassel, 56 Jahre alt (Marburg, 4. September); Fabrikant Friedrich Wilhelm Breithaupt (Kassel, 5. September); Stadtverordneter Karl Künstler, Direktor des Vorschußvereins zu Fulda, 63 Jahre alt (Fulda, 5. September); verw. Frau Forstmeister Amalie Lange, geb. Wachs (Marburg, 6. September); Mühlenbesitzer und Bürgermeister Gustav Matsko, 66 Jahre alt (Neumorschen, 6. September); verw. Frau Philippine Hochapfel, geb. Mirbach aus Kassel, 75 Jahre alt (Göttingen, 7. September); Louis von Wild, 90 Jahre alt (Rotenburg, 7. September); Kantor a. D. Ludwig Becker, 76 Jahre alt (Hess. Lichtenau, 7. September); Frau Ernestine von Ende, geb. Momberg, 72 Jahre alt (Kassel, 7. September); Lehrer Johann Georg Kaufmann, 48 Jahre alt (Kassel, 11. September); Kgl. preuß. Oberstleutnant z. D. Wilhelm von Ditfurth, 66 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 13. September).

Briefkasten.

Pf. in Hofgeismar, H. H. in Kassel, Sch. in Frankenberg, Fr. in Hersfeld, S. in Gelsenkirchen. Verbindlichen Dank für die liebenswürdige Übermittlung von Adressen. — Wir sind auch weiterhin für Zusendung von geeigneten Adressen zur Versendung von Probeheften dankbar.

E. Br. (Dr. B.) in Marburg. Der Aufsatz wird gebracht, mußte aber aus Raummangel bis jetzt zurückgestellt werden.

Th. E. in Frankfurt a. M. Besten Dank und Gruß.

Die Fortsetzung der Erzählung „Der tolle Musikant“ von Louise Faubel mußte diesmal aus Raummangel fortfallen.

☛ Mit dem heutigen Heft beschließt das „Hessenland“ das III. Quartal des XXI. Jahrgangs. Wir bitten namentlich die verehrlichen Post-Abonnenten um rechtzeitige Neu-Bestellung. Mit dem 1. Oktober d. J. neu zugehenden Beziehern können die Hefte 1—18 nachgeliefert werden. Probe-Hefte stehen jederzeit gern zur Verfügung. Der Verlag des „Hessenland“.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 19. XXI. Jahrgang. Kassel, 2. Oktober 1907.

Die Inbesitznahme der Festung Rheinfels durch Landgraf Karl von Hessen-Kassel im Jahre 1702.

Nach den Akten des K. Staatsarchivs zu Marburg.

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

Der geschichtliche Vorgang, der hier besprochen werden soll, ist eine Episode in dem etwa hundertjährigen Streit zwischen der Hauptlinie des hessischen Fürstenhauses und seiner Nebenlinie Hessen-Rotenburg-Rheinfels. Als solche würde er kaum eine eingehendere Besprechung verdienen, wenn Grebel in seinem Buche „Das Schloß und die Festung Rheinfels" die geschichtliche Wahrheit nicht bis zur Verunglimpfung des Landgrafen Karl entstellt hätte. Kommt es mir somit in erster Linie darauf an, die Darstellung Grebels zu berichtigen, so findet mein Unternehmen des weiteren seine Rechtfertigung in der bisher unbekannten Tatsache, daß diese Rheinfelser Angelegenheit das bestimmende Moment in der Politik des Landgrafen Karl während des Spanischen Erbfolgekrieges, und noch darüber hinaus, gewesen ist. Wie ein roter Faden zieht sich das Bestreben des Landgrafen, in den dauernden Besitz von Rheinfels zu gelangen, durch die eigene Politik und setzt damit auch diejenige seiner Bundesgenossen immer wieder von neuem in Tätigkeit. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß sozusagen jeder Schritt des Landgrafen, den er während des Spanischen Erbfolgekrieges tat, im Grunde genommen durch die Absicht bestimmt wurde, sich beim Friedensschluß den dauernden Besitz von Rheinfels zu sichern; fast jedes seiner Schreiben, deren Zahl Legion ist, legt davon Zeugnis ab. Dies Ziel hatte ihn so bestrickt, daß er ihm gegenüber alles andere hintenansetzte, und, da er es nicht erreichte, schließlich gänzlich leer ausging.

Das Bestreben des Landgrafen, so unverständlich, ja kleinlich es heute erscheinen mag, war dies nun dazumal keineswegs. Rheinfels, dem heutigentags nicht der geringste Wert als Festung beizumessen sein würde, gehörte nämlich um die Wende des 17. Jahrhunderts zu den wichtigeren Rheinfesten und hatte diesen Wert erst kürzlich durch den Umstand erlangt, daß die französische Kriegführung, nach Einverleibung des Elsasses in Frankreich, sich den Moselgegenden zuwandte und längs dieses Flusses in das Deutsche Reich einzudringen suchte. Da deckte nun Rheinfels auch die hessische

Grafschaft Nieder-Katzenelnbogen und schützte deren Bewohner vor den Brandschatzungen eines rücksichtslosen Feindes. Der Wert der Feste Rheinfels war also seit ihrer Abtretung an die Nebenlinie Hessen-Rotenburg-Rheinfels (1648) nicht unwesentlich gestiegen.

Um nun die Vorgänge des Jahres 1702 richtig verstehen und würdigen zu können, ist es nötig, einige Worte über die Entstehung des Streites zwischen den beiden Linien des hessischen Fürstenhauses und seinen Verlauf bis zum Ausbruch des Spanischen Erbfolgekrieges vorauszuschicken.

Ehe Landgraf Moritz von Hessen-Kassel im Jahre 1627 die Regierung niederlegte, hatte er auf Betreiben seiner zweiten Gemahlin Juliane seinen Sohn erster Ehe Wilhelm (V.) bestimmt, zugunsten der Stiefgeschwister auf den vierten Teil des Landes zu verzichten, doch so, daß dieser Teil — die sogenannte Rotenburger Quart — der Oberhoheit des regierenden Landgrafen unterworfen blieb. Die Linie Hessen-Rotenburg entbehrte also der staatlichen Selbständigkeit. In dem vom 12. Februar 1627 datierten Familienvertrage war außerdem festgesetzt worden, daß wenn die von Hessen-Darmstadt besetzten Pfandstücke an Hessen-Kassel zurückfallen sollten, auch von diesen Gebietsteilen der vierte Teil an die Nebenlinie abzutreten wäre. Durch einen Vertrag vom 2. August 1648 war dann in Gemäßheit der vorerwähnten Bestimmung unter anderm die Grafschaft Nieder-Katzenelnbogen, soweit sie Hessen-Darmstadt im Vergleich vom 14. April 1648 an Hessen-Kassel zurückgegeben hatte*), unbeschadet der Landeshoheit des Hauses Hessen-Kassel, von diesem an die Nebenlinie Hessen-Rotenburg abgetreten worden, die sich von nun ab Hessen-Rotenburg-Rheinfels nannte. Neben der Landeshoheit hatte sich Hessen-Kassel unter anderen Rechten im zweiten Punkte des Vertrages vom 2. August 1648 auch das Recht vorbehalten, in der Festung Rheinfels und auf Burg Katz eigene Besatzung zu unterhalten. Durch einen zweiten Vertrag vom 22. November 1648 war dieses Besatzungsrecht näher bestimmt und erläutert worden.

Letzterer Vertrag war kaum abgeschlossen, als sich auch schon Streitigkeiten über dessen Inhalt und Bedeutung erhoben, indem Hessen-Rheinfels der Meinung war, daß das Besatzungsrecht nur für den Kriegsfall zugestanden sei, Hessen-Kassel dieses aber für Kriegs- und Friedenszeiten in Anspruch nahm und bis zum Jahre 1654 auch tatsächlich ausübte. Erst nach langen Verhandlungen gelang es, diese Meinungsverschiedenheiten und andere strittige Punkte durch den sogenannten Regensburger Hauptvergleich vom 1. (11.) Januar 1654 aus der Welt zu schaffen, indem Hessen-Rheinfels das jus praesidii oder das Recht eigene Besatzung auf Rheinfels und Katz zu unterhalten zugestanden wurde, „um diese Plätze zu des Vaterlandes Besten und Sicherheit zu verwahren und unter keinerlei Vorwand fremden und ausländischen Potentaten abzutreten oder einzuräumen", mit der Verpflichtung, die Festung Rheinfels und die Burg Katz, wie auch die übrigen festen Häuser und Städte, im Kriegsfalle dem Hause Hessen-Kassel zu öffnen. Zum Unterhalt dieser rheinfelsischen Besatzung trug Hessen-Kassel monatlich 500 Reichstaler bei, während die Kosten der Instandhaltung beider Festen lediglich Hessen-Rheinfels zur Last fielen.*) Hessen-Kassel gestand weiterhin die Ausübung des katholischen Kultus im festumgrenzten Rahmen zu, da die Linie Hessen-Rotenburg-Rheinfels im Jahre 1652 zum katholischen Glaubensbekenntnis übergetreten war.

Mit dem neuen Vergleich war jedoch die Angelegenheit abermals nur auf kurze Zeit zur Ruhe gekommen, indem sich in der Folge „Mißverständnisse und Irrungen" zwischen den beiden Fürstenhäusern wegen der Unterhaltungskosten der Besatzungen erhoben und Hessen-Kassel den Vorwurf gegen Hessen-Rheinfels richtete, daß es die Festungen verfallen lasse. Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels erachtete den Beitrag Hessen-Kassels von monatlich 500 Reichstalern für zu gering und wollte von den Geldern, die die Landstände zu Kriegszwecken bewilligt hatten, monatlich 800 Reichstaler einbehalten, und zwar nicht nur für die Besatzungen von Rheinfels und Katz, sondern

*) Hessen-Darmstadt hatte das Amt Braubach und das Kirchspiel Katzenelnbogen von der Rückgabe ausgeschlossen. Die hessen-kasselsche Grafschaft Nieder-Katzenelnbogen bestand deshalb von da ab aus den Ämtern Rheinfels, Reichenberg und Hohenstein und der Vogtei Pfalzfeld.

*) Grebel gibt S. 143 an, daß die Unterhaltung der beiden Festungen Rheinfels und Katz, sowie die Kosten der Garnison gemäß § 7 des Vergleichs vom 1. (11.) I. 1654 dem Hause Hessen-Rheinfels zu ein Viertel und dem Hause Hessen-Kassel zu drei Viertel zur Last fallen sollten. Dies trifft nicht zu und ist eine irrige Auslegung des erwähnten Paragraphen, indem der siebte Punkt gedachten Vergleichs lediglich die Kosten der Werbungen, Einquartierungen und Durchzüge behandelt, die in besonderen Fällen nach dem angegebenen Maßstab zu verteilen waren, wobei auf den Unterhalt der beiden Festen gehörige Rücksicht, und was auf die Verpflegung der Besatzung ging, zuvor abgezogen werden sollte. Daß Hessen-Kassel lediglich 500 Reichstaler zum Unterhalt der Besatzungen von Rheinfels und Katz beitrug, geht auch aus dem Rezeß vom 8. (18.) IV. 1678 hervor. Zur Instandhaltung der Festungswerke war Hessen-Kassel also nicht verpflichtet, was wesentlich ist und hervorgehoben werden mußte. — Sämtliche Verträge befinden sich im Original im Kgl Staatsarchiv zu Marburg.

auch für diejenigen von Reichenberg, Hohenstein, St. Goar und St. Goarshausen, was Landgraf Karl als vertragswidrig nicht zugeben wollte. Beide Teile verglichen sich nun am 8. (18.) April 1678 dahin daß Hessen-Kassel statt der 500 Reichstaler von jetzt ab monatlich deren 650 guttun wollte.*)

Nachdem Hessen-Kassel in den Jahren 1683 und 1688, bei der damals bestehenden Kriegsgefahr, das ihm vertragsmäßig zustehende Öffnungsrecht in Anspruch genommen und Truppen zur Verstärkung der hessisch-rheinfelsischen Besatzung in die Festen gelegt hatte, sah es sich im Jahre 1692 bei Annäherung der Franzosen unter dem Generalleutnant Grafen Tallard genötigt, unmittelbar vor dem Eintreffen der Franzosen vor der Festung, eine Besatzung in diese zu werfen, da Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels bis zum letzten Augenblicke jede Gefahr für die Festung geleugnet und die Öffnung der Festung verweigert hatte. Die heldenmütige Verteidigung von Rheinfels durch die Hessen-Kasselschen Truppen unter ihrem tapferen Kommandanten General-Major Georg Sittich von Schlitz gen. v. Görtz ist allbekannt. Tallard, der sich vermessen hatte, am Neujahrstag 1693 seinem Könige die Schlüssel der Festung zu übergeben, mußte nach einer mit überlegenen Kräften unternommenen Belagerung und verschiedenen verlustreichen Sturmversuchen, beim Herannahen eines Entsatzheeres unter Landgraf Karl, die Belagerung aufheben und sich nach Montroyal bei Trarbach zurückziehen.

*) Diese 650 Reichstaler ergaben jährlich 7800 Reichstaler, was mit Grebels Angabe S. 143 übereinstimmt. Von einer Bestimmung, daß Hessen-Rheinfels 4200 Reichstaler zu gleichem Zwecke hergeben sollte, ist in dem Vertrage vom 8. (18.) IV. 1678 auch nicht die Spur zu finden und nicht ersichtlich, wo Grebel diese Angabe sonst hergenommen haben könnte. Im übrigen spricht er immer wieder irrigerweise von Instandhaltungskosten der Festungen Rheinfels und Katz, während es sich doch lediglich um die Kosten der Unterhaltung der Besatzung handelt. Diese irrige Auffassung, als ob Hessen-Kassel zur Unterhaltung der beiden Festen, d. h. ihrer Werke vertragsmäßig verpflichtet gewesen sei, wiederholt sich bei Grebel bis zu Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hanauerland in Baden.

Von Dr. med. et phil. Karl Siebert.

Literatur:

1. Bader, Badenia. Karlsruhe und Freiburg. 1839. Seite 207—221: Das badische Hanauer Ländchen.
2. Schaible, Geschichte des badischen Hanauerlandes. Karlsruhe. 1855.
3. Lehmann, Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg im unteren Elsasse. Mannheim. 1862/63.
4. Suchier, Die Gruft der lutherischen Kirche. Hanau 1879 (Progr.)
5. Wille, Die letzten Grafen von Hanau-Lichtenberg. Hanau. 1886.
6. Suchier, Festschrift des Hanauer Geschichtsvereins zu seiner 50jährigen Jubelfeier. Hanau. 1894.

Mancher, der auf dem wichtigen Schienenwege Frankfurt-Basel das langgestreckte Baden durcheilt, wird, falls er unserer hessischen Heimat entstammt, beim Überschreiten der Kinzig hinter der Station Offenburg unwillkürlich an sein engeres Vaterland erinnert und denkt mit Freuden an seine heimische Kinzig, die ihn vielleicht noch am selben Tage in ihrem anmutigen Tale von Schlüchtern bis Hanau begleitet hat. Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist es, daß ihre Namensschwester, die den Höhen des Schwarzwaldes entspringt, in ihrem Unterlaufe bis zur Mündung in den Rhein eine Gegend durchfließt, die noch heutigestags das Hanauerland heißt und deren Bewohner sich in Religion, Charakter, Tracht und Sitten von den sie von drei Seiten einschließenden alemannischen Stammesverwandten wesentlich unterscheiden.

Obgleich dieser Landstrich schon über hundert Jahre in das Großherzogtum Baden einverleibt wurde, so ist im Volke die Erinnerung an die 256 Jahre dauernde Regierungszeit der Grafen von Hanau-Lichtenberg, die mit dem Tode Johann Reinhards III. im Jahre 1736 endete, noch nicht ganz erloschen. Bei einer Wanderung durch das Land begegnen wir nur an manchen Orten einigen wenigen sichtbaren Spuren, die an dieses Herrscherhaus gemahnen, da der 30jährige Krieg hier in der furchtbarsten Weise aufgeräumt hat und mehrere Jahrzehnte später die Truppen des allerchristlichsten Königs Ludwig XIV. mit Feuer und Schwert erbarmungslos hausten. Der letzte Graf Johann Reinhard III., selbst ein Kind des Hanauerlandes, fand wie seine beiden Vorgänger in der Gruft der Johanniskirche zu Hanau seine letzte Ruhestätte.

Die rechtsrheinischen Besitzungen der Herren von Lichtenberg, die Graf Philipp der Ältere von Hanau-Münzenberg zur Hälfte und einer seiner Nachfolger im ganzen Umfange durch Heirat an sich brachten, umfaßten die beiden Ämter Lichtenau und Wilstätt mit zwei Städten und zweiunddreißig Dörfern, von denen fünf nicht mehr vorhanden

sind. Den Anfang mit den Erwerbungen für die Lichtenberger Familie, der im Elsaß schon ausgedehnte Besitzungen gehörten, machte der Straßburger Bischof Konrad III. von Lichtenberg damit, daß er seinen Neffen mehrere Stiftsgüter als Lehen zuwandte. Er selbst gründete das an sein geistliches Amt erinnern sollende Bischofsheim, und ebenso verdankt ihm das Städtchen Lichtenau, wo er ein festes Schloß erbaute, sein Entstehen. Er war ein prachtliebender und ehrgeiziger Herr und erwarb sich einen unvergänglichen Ruhm bei der Nachwelt dadurch, daß er die Fortführung des Straßburger Münsterbaues in gotischer Bauweise energisch betrieb und im Jahre 1277 den Grundstein zu der großartigen Westfassade, die bei seinem Tode schon über das erste Gurtgesims gediehen war, legte. Auch in weltliche Händel wurde dieser Kirchenfürst öfters verwickelt und er beteiligte sich sogar in eigener Person an kriegerischen Fehden. Bei dem Versuche, seinen aus Freiburg vertriebenen Schwager, Graf Egeno III., mit Waffengewalt wieder zurückzuführen, wurde er 1299 von einem Freiburger Metzger mit einem Spieß tötlich verletzt. Ein einfaches Steinkreuz zwischen dem Dorfe Lehen und Freiburg bezeichnet heute noch die Stelle, wo er die Todeswunde empfing.

Unter den folgenden Herren von Lichtenberg mehrte sich ihr rechtsrheinischer Besitz, und bei ihrem zuweilen nicht skrupulösen Vorgehen wurden sie öfters in Streitigkeiten mit dem Straßburger Stifte und den umwohnenden Dynasten hineingezogen.

Kulturhistorisch ist es bemerkenswert, daß Hans Riffe*), der lichtenbergische Vogt zu Lichtenau, dem in Straßburg wohnenden Johann Gutenberg etwas Betriebskapital vorstreckte und mit ihm im Jahre 1438 einen geheimen Vertrag abschloß, um dessen künftige Erfindungen später nutzbringend zu machen. Ein Jahr nachher kam es zu einem Prozeß mit dem Konsortium, das noch von zwei Straßburger Bürgern gebildet wurde. Die Enttäuschungen, die Gutenberg hierbei erlebte, mögen ihn wohl veranlaßt haben, Straßburg zu verlassen, und so kehrte er auf Umwegen mittellos wieder in seine Vaterstadt Mainz zurück.

Die beiden letzten Lichtenberger, die Brüder Jakob und Ludwig, von denen der erstere vom Kaiser Friedrich III. in den Grafenstand erhoben war, hinterließen keine männlichen Erben. Die Ehe Jakobs mit der Gräfin von Mörs und Saarwenden blieb kinderlos, während Ludwig zwei Töchter hatte, die Erbinnen des gesamten Besitzes. Mit Anna von Lichtenberg, der älteren Tochter Ludwigs, vermählte sich im Jahre 1458 Philipp der Ältere, Sohn des Grafen Reinhard II. von Hanau-Münzenberg und wurde somit der Begründer der Linie Hanau-Lichtenberg. Die jüngere Tochter heiratete Simon Wecker IV., Graf von Zweibrücken-Bitsch. Die Aussicht auf das reiche Erbe des Grafen Jakob wurde den Gatten seiner Nichten zeitweise durch das Zwischentreten eines herrschsüchtigen, gemeinen Weibes getrübt. Die schöne Bärbel, ein Bauernmädchen aus dem jetzigen badischen Dorfe Ottenheim, war die Geliebte Jakobs und hatte den schwachen Grafen derartig umgarnt, daß sie eine für das Land unheilvolle Herrschaft längere Zeit ausüben konnte. Vom Volke wurde sie aufs tötlichste gehaßt, ja es kam sogar zu direkten Kämpfen, bis ihre Tyrannei dauernd beseitigt wurde. Von ihr berichtet der alte elsässische Chronist Bernhart Hertzog im Jahre 1592 die schlimmsten Dinge unter dem Motto des Reimspruches:

„Ein' Metz auf einem Schloß,
Ein Bauer auf ei'm Roß,
Ein' Laus in einem Grindt,
Nicht find't sich stolzeres Gesindt!"

Dieses berüchtigte Liebesverhältnis lebte noch lange im Andenken des Volkes fort, und es wurden von der Volkstradition die ehemals an dem Kanzleiportale in Straßburg angebrachten Büsten*) als die des Grafen Jakob von Lichtenberg und der Bärbel von Ottenheim bezeichnet. Der Graf ist mit langem Barte und etwas scharfen, doch gutmütigen Gesichtszügen, die jugendliche Geliebte mit schönem, der Koketterie nicht entbehrendem Gesichtsausdrucke wiedergegeben. Der Künstler, der diese lebenswahren Bildnisse anfertigte, war sehr wahrscheinlich der in Straßburg tätige Niclaus von Leyen (Nikolaus Lerch), der spätere berühmte Schöpfer der Grabdenkmäler der Kaiserin Eleonore und des Kaisers Friedrich III. im Wiener St. Stephansdome. Leider sind die Originale, die auch ebensogut einen Propheten und eine Sibylle dargestellt haben können, bei dem Bibliotheksbrande von Straßburg im Jahre 1870 zugrunde gegangen.

*) Meisner und Luther, Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Bielefeld und Leipzig. 1900. S. 54 u. ff.

*) Abgebildet bei Leitschuh „Straßburg". (Berühmte Kunststätten Nr. 18). Leipzig 1903. S. 72 u. 73.

(Fortsetzung folgt.)

Nach regenschweren Tagen.

Am Roßkopf war's. Nach regenschweren Tagen
Brach durch die Wolken licht der Sonne Strahl,
Wie wann ein Herz nach langer stummer Qual
Beginnt nach einem späten Glück zu fragen. —

Wir gingen schweigend durch die Buchenhallen,
Ein jedes sann dem späten Glücke nach . . .
Im Herbstwind hörten wir die Blätter fallen,
Und wie im Traum verklang der Drossel Schlag. —

Und ungesehen schritt an unsrer Seite
Das Schicksal. Und mit warmer, weicher Hand
Hat es berühret uns die Stirnen beide
Und uns geführet in ein Märchenland. — —

Die Sonne spielte in den falben Zweigen,
Und gold'ne Lichter huschten übers Moos
Und tanzten einen wundersamen Reigen:
Ein gutes Omen für ein Menschenlos . . .

Da hab' ich deine liebe Hand genommen,
Ein leises Zittern ging darüber hin . . .
Und über meine Lippen ist's gekommen:
„Du liegst mir lange, lange schon im Sinn." — —

Am Roßkopf war's. Es war ein Tag der Gnade,
Es war ein sel'ger Rausch nach dumpfer Qual —
Drum sang's die Drossel jubelnd auch durchs Tal,
Daß uns des Glückes Stern nun doch einmal
Mit seinem Licht verklärt die Lebenspfade.

München.

August Schwalm.

Der tolle Musikant.

Frei aus dem Amerikanischen des Egerton Castle übertragen von Louise Faubel.

(Fortsetzung.)

„Ich möchte Euch bitten, gute Leute, die Türe zu schließen", sagte Steffen.

„He da, wer ist denn das hier!" rief der Förster Meyer mit einem plötzlich herrischen Ton in der Stimme.

„Ein Gast, Herr, gleich Euch selbst", sagte die Wirtin etwas trocken, während der junge Edelmann abermals seinen schweren Stuhl herumdrehte, um die unvollständige Beschreibung zu ergänzen.

„Ein österreichischer Edelmann, wenn es Sie verlangt, dies zu wissen", sagte er. „Ihr seid vielleicht der Inspektor dieser Wälder und auf einer Inspektionsreise begriffen", fügte er etwas freundlicher hinzu. „Ich merke, daß Ihr gebieterisch sprecht und daß Euer Akzent nicht der des Landes ist. Ihr seid wohl ein Landsmann dieses Königs Jérôme?"

Förster Meyer brach abermals in lautes Lachen aus. „Ha, ha, was für eine scharfe Beobachtungsgabe der Herr hat", rief er aus. „Kollege Friedrich, macht die Türe zu. Wahrhaftig, Herr, Ihr habt vollkommen recht. Ich sehe ein, daß es ganz hoffnungslos wäre, vor Euch mein Inkognito länger aufrecht zu erhalten. Ihr habt recht, Herr, ich inspiziere zuweilen für diesen König Jérôme, ha, ha!"

„Ha, ha!" lachte nun auch Sidonie, angesteckt von der Lustigkeit, wie es oft bei einem Kind ganz ohne Grund geschieht.

„Hallo, wer ist denn das hier?" Der Forstinspektor wiederholte die Phrase mit einer ganz anderen Betonung. Ein eigentümliches Licht flimmerte in seinen Augen, als er jetzt das junge Mädchen von Kopf bis zu Füßen musterte. Dann nahm er ihr Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger, drehte das errötende Gesichtchen dem Lichte zu und lachte dabei leise in sich hinein.

„Wir geben hier nichts auf französische Galanterien", sagte Mutter Friedrich verweisend vom Herde aus.

Steffen, der den warnenden Blick bemerkte, den ihr Sohn ihr sogleich zusandte, fühlte eine gewisse Verachtung der sklavischen Furcht gegenüber, die dieser Mann vor seinem Vorgesetzten zu haben schien. Der Wein stieg ihm etwas in den Kopf. Eine herausfordernde Stimmung kam über ihn, er wünschte den Geiger mit seiner Musik wieder her. Die Musik und der Wein würden einem Streit mit diesem Förster Meyer die rechte Würze geben, diesem Menschen mit dem häßlichen Flimmern in den Augen und dem gemeinen Lächeln auf dem Gesicht. Aber wenn der Inspektor Augen für ein hübsches Mädchen hatte, so schien er ebenfalls Ohren für die Wilderer zu haben. Der Widerhall einiger Schüsse ließ ihn auffahren und aufmerksam lauschen. Jedoch als Förster Friedrich mit gerunzelter Stirn nach seinem Gewehr in der Ecke greifen wollte, lächelte er und hielt ihn zurück. Dann ging er auf die Türe zu, öffnete sie halb und horchte hinaus. Das Lächeln lag noch auf seinem Gesicht, als er wieder an den Tisch zurückkehrte.

„Er hat wahrscheinlich seine eigenen Pläne, um diese armen Teufel zu fangen", dachte Steffen. Es war die beste Erklärung, und doch fühlte er etwas Geheimnisvolles um sich her, beinahe als wenn das Abenteuer, das des Geigers Musik vorausgesagt hatte, nahe sei. In dem langen Schweigen, das jetzt folgte, vertiefte sich dies Gefühl. Der Franzose

schien von einer unbezwinglichen Ruhelosigkeit befallen zu sein. Er schritt im Zimmer auf und ab, verglich seine Uhr mit dem Zifferblatt der Wanduhr, trat ans Fenster und trommelte ungeduldig an die Scheiben. Er erwartete offenbar etwas, aber während Steffen noch sein Gehirn anstrengte, um herauszufinden, was es wohl sein könne, siehe, da war es schon da! Rufe von außen, Schritte — ein starkes Klopfen an der Tür.

„Wir können unmöglich noch mehr Gäste bekommen!“ rief Mutter Friedrich aus.

Dies war aber doch der Fall. Zwei neue Gäste traten herein, ohne ein Wort der Entschuldigung Ein riesengroßer Mann in der Forstuniform und eine Dame, die sich an seinem Arm hielt. Jawohl, eine Dame, eine wunderschöne Dame. Steffen erhob sich. Der Inspektor und der neue Ankömmling wechselten einen raschen Blick. Dann fing dieser in einem wunderbaren, mit einem Schauer von französischen Flüchen gespickten Deutsch an zu reden, indem er dabei mit der Peitsche in seiner Hand knallte. Höchstwahrscheinlich hielt sich König Jérôme Diener von seiner eigenen Nationalität. „Parbleu!“ rief er, „ein Glück, ein anständiges Obdach zu finden. Der Teufel hole alles! Ich habe gedacht, mit der Dame die Nacht im Freien zubringen zu müssen.“ Die Dame wurde hierauf trotz ihrer rosigen Wangen und hellen Augen so schwach, daß sie von der alten Waldmutter und Sidonie nach einem Stuhl geleitet werden mußte. Steffen lief, um ein Glas Wasser zu holen, wurde aber von Herrn Meyer in arroganter Weise daran verhindert.

„Solch ein Skandal auf einer königlichen Landstraße“, fuhr der mit der Peitsche fort. „Der Wagen dieser Dame von Räubern angefallen!“

„Seine Majestät wird sehr ungehalten darüber sein“, sagte der Inspektor ernst, setzte sich neben die Bekümmerte und streifte ihren Handschuh ab, um das zarte Handgelenk zu untersuchen.

„Man hat auf ihre Begleiter geschossen!“

„Scheußlich!“ sagte der Inspektor mit stiller Verachtung. „Ein wenig Wein, Madame?“

„Die Begleiter, diese verfluchten Schweine, liefen davon und ließen ihren Schützling feige zurück.“

„Entsetzlich!“ Herr Meyer ließ die eine hübsche Hand los, um aus der anderen das geleerte Glas zu empfangen.

„Wenn ich nicht die Schüsse gehört hätte und herbeigeeilt wäre, wer weiß. was noch geschehen wäre!“

„Es schaudert mich, wenn ich daran denke,“ bestätigte der Inspektor.

„Mein tapferer Befreier!“ murmelte die Dame mit sanfter Stimme. „Ganz allein, er — —“ sie barg plötzlich ihr Gesicht in beiden Händen und zitterte vom Scheitel bis zur Sohle. Der Inspektor sah Frau Friedrich mit ernster Miene an. „Hysterisch,“ sagte er, „es ist kein Wunder.“

Mutter Friedrich fing an, den schönen, rotfarbigen Reisemantel aufzuknöpfen, während Sidonie den sammetnen Federhut von dem entzückenden schwarzen Lockenköpfchen abnahm.

„Hm, Schmidt,“ sagte Förster Meyer, „Seine Majestät wird sich Eurer erinnern.“

„Vielen Dank, Herr — Meyer“, erwiderte der stämmige Schmidt mit einem unbeschreiblich komischen Grinsen.

„Ha, ha!“ rief die Dame. Sie warf ihren Kopf zurück und ließ ihre Hände sinken, die Tränen strömten über ihr Gesichtchen. Sie mochte hysterisch sein, jedoch Steffen dachte, daß es der schönste Anblick sei, den er jemals gehabt habe. Sie trocknete ihre Augen und sprang auf, so leicht wie ein Vogel. Dabei zeigte sich, von dem Mantel befreit, eine hellblaue Robe, unter der Brust von einem Amethystgürtel gehalten, die Steine in Gold gefaßt. Die Figur besaß eine entzückende rundliche Fülle, der halbgeöffnete Mund lächelte. Die tiefdunklen Augen blickten unschuldig, sie erschien Steffen wie eine Offenbarung. Und was für eine vornehme Dame mußte sie sein! Was für eine Haltung! Was für eine Eleganz! Ein österreichischer Edelmann kennt den Wert der Juwelen, was waren das für kostbare Ringe an ihren Fingern, was für Perlen in den Ohren!

„Ah, Dio mio!“ rief sie, „was bin ich hungrig!“ Italienerin also; in der deutschen Waldecke schienen sich alle möglichen Nationen zu treffen. Des jungen Grafen bewundernder Blick erregte plötzlich ihre Aufmerksamkeit. Sie sah ihn an. Überraschung, Interesse und dann ein bezauberndes Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. Es sah fast wie eine Einladung aus, und warum sollte auch nicht er, der einzige Kavalier der Gesellschaft, die einzige Dame unterhalten? Das Herz schlug ihm bis an die Kehle, als er jetzt ein paar Schritte vorging.

Die drei Förster wisperten zusammen in einer Ecke, indem sie verstohlene Blicke auf den Fremden warfen. Unter dem Feuer der schönen Augen bemerkte Steffen jedoch nichts. Die Dame ließ ihr Taschentuch fallen. Er sprang herzu, um es aufzuheben; als sie es aus seiner Hand nahm, drückte er leicht ihre Finger O Geigeronkel, Sänger der Jugend, wenn du diese Bewegung gesehen hättest!

„Mille grazia“, murmelte die Schöne.

„Erlaubt, daß ich mich vorstelle“, stammelte Steffen. Aber der Inspektor fiel ihm mit schneidender Stimme in die Rede. „Der Herr wird müde sein!“ rief er. Der junge Mann blickte ärgerlich

auf. Neben ihm stand auf der einen Seite Förster Schmidt, auf der anderen Förster Friedrich. „Ich werde dem gnädigen Herrn den Weg zur Schlafkammer zeigen", sagte der letztere in halblautem warnenden Ton dicht an seinem Ohr. „Donnerwetter, und ich werde Euch bis zur Tür geleiten!" rief der andere und faßte des Grafen Arm mit eisernem Griff. Steffen riß sich los. Doch er hatte nicht umsonst kühles englisches Blut in den Adern. Wenn auch die Lage demütigend war, so überzeugte ihn doch eines Augenblicks Überlegung, daß Widerstand ihn noch lächerlicher machen würde.

„Führe mich denn, Bursche", sagte er zu Friedrich, und nachdem er sich tief vor der Dame verbeugt hatte, folgte er seinen Begleitern nach der Türe, die hinaus in den Wald führte. Er war so wütend, er fühlte solch ein Jucken in seiner Hand, dem frechen Förster Schmidt einen Schlag ins Gesicht zu versetzen, daß er erst, als er auf der Schwelle eines schwach erleuchteten, hölzernen Gebäudes stand, erkannte, daß man eine Scheune zum Nachtquartier eines Grafen Waldorf-Kilmansegg ausersehen hatte.

„Wünsche wohl zu schlafen, Herr," sagte Friedrich und stapfte davon.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Christiani und Rübe. Die Arbeit des Herrn Woringer über die Kasseler Familie Arnold hatte zur Folge, daß ein Brief des mit Arnold verwandten Apothekers G. W. Rübe in Nummer 14 des „Hessenland" abgedruckt wurde. Es dürfte interessieren, über den Adressaten des Briefes, um dessen Entwurf oder Abschrift es sich vermutlich nur handelt, etwas Näheres zu erfahren. An sich ist das Schreiben ja als Zeichen der leidigen Tatsache interessant, daß die Menschen sich mit den Zeiten nicht ändern, daß insonderheit die Jugend, über die schon die Bibel klagte, deren Mängel Petrarca in schlimmsten Farben schilderte und über die gerade jetzt von dem Alter, das der eigenen Jugend vergißt, in allen Tonarten gescholten wird, immer dieselbe bleibt.

Der Adressat Konrad Christiani in Kiel war der zweite Apotheker dieses Namens daselbst. Am 9. August 1732 war er als zweiter Sohn des gleichnamigen Apothekers, Assessors im fürstlichen Kommerzkolleg und Ratsherrn und der Tochter des Professors der Medizin Waldschmidt geboren. Sein älterer Bruder war der hervorragende Historiker Wilhelm Ernst Christiani. Nach des Vaters Tode 1745 lernte er im väterlichen Geschäft. 1751 ging er nach Magdeburg, dann nach Potsdam, 1752 war er Provisor bei dem berühmten Apotheker-Arzt Zimmermann in Schneeberg, später arbeitete er in Apotheken in Stolp, Neustadt bei Dresden und schließlich in Erfurt, vermutlich bei Wilh. Bernh. Trommsdorff. 1759 übernahm er das in der Zwischenzeit recht verlotterte väterliche Geschäft, das er durch seinen Fleiß und durch seine vielseitige Tüchtigkeit bald zu größter Blüte brachte. Aufsätze in Crells Journal zeigen sein wissenschaftliches Streben, seine Kritik des Londoner Arzneibuchs von 1788 nebenbei auch den deutschen Mann, der die damalige Engländerei bekämpfte. Am 22. Dezember 1795 starb er, und sein Sohn O. W. C. Christiani übernahm das Geschäft (auf der Holstenstraße), das unter ihm verfiel.

Am 30. Juni 1765 erst wurde Georg Wilh. Rübe, Sohn des Apothekers Aug. Joh. Friedrich Rübe und der Witwe des Apothekers Mönch aus der Einhornapotheke, Tochter eines Pfarrers Ranspach aus Heiligenrode, geboren. Auf dem Collegium Carolinum erhielt er von 1775—1781 seine Vorbildung, lernte dann bei Salzwedel in Frankfurt a. M. (daß bei ihm gleichzeitig auch Valentin Rose aus Berlin auf des berühmten Klaproth Veranlassung lernte, spricht für seine Tüchtigkeit), war in „Servitude" bei dem offenbar ebenfalls tüchtigen Klauer in Mühlhausen, von wo er Gelegenheit hatte, in Schmalkalden des hervorragenden Wiegleb Bekanntschaft zu machen; in Landau kam er mit der Familie Beauharnais in Berührung, von Straßburg ward er sehr bald nach Hause gerufen, und nach einem „Interrogatorium coram eo" erhielt er vom Collegium medicum die „Admission" und die Verpflichtung als Apotheker. Neujahr 1788 übernahm er die väterliche Sonnenapotheke und heiratete, vielleicht auf Veranlassung des Vaters des „geborenen Eheprokurators", am 30. Juni desselben Jahres Anna Barbara, die Tochter des Kaufmanns Joh. Konr. Nagel (sic!). Auf Grund von Umtrieben seitens eines früheren Gehilfen Unger, aber auch infolge von Zerwürfnissen mit der Familie, die wohl sein eigenes, nicht ganz einwandfreies Leben verursacht hatte, ging er schon 1790 unter dem Namen Hermann von dannen, nach Schwaben, weiter über Mannheim, Mainz den Rhein hinunter, von dem englischen Arzt Bate unterstützt, nach London; dort ward er (beiläufig gesagt wie 12 Jahre früher der spätere Professor am Carolinum Georg Forster) Freimaurer und richtete, von einem Deutschen, Lang, mit den nötigen Mitteln versehen, auf der

Aldergate-Street eine Apotheke ein, die gut ging. Da erst hörte er zum ersten Male von Kassel, von der Grundlosigkeit des Geredes, das ihn fortgetrieben hatte, und daß die schnöde verlassene Gattin in Treue seiner harrte. Flugs kehrte er heim, um jetzt, aus dem Saulus ein Paulus geworden, ein musterhaftes Leben ganz allgemein und insonderheit als Apotheker zu führen. Er erhielt 1799 eine silberne Medaille, wurde Dr. pharmaciae, schrieb einige pharmazeutische Bücher, wurde Assessor am Medizinalkollegium, allerdings auch Mitglied des Conseil de santé, Kgl. westfälischer Hofapotheker — Ehren, die nach der Rückkehr des Kurfürsten sich in das Gegenteil wandten und den darob vergrämten Mann in die Einsamkeit zwangen, bis Wilhelm II. ihn 1822 wieder zu sich und in seine Dienste heranzog.

Die Erfahrung mit Unger erklärt, daß Rübe an Stelle des vermutlich zweiten jungen Gehilfen, der „großes Unwesen in sein Haus gebracht und ihn aufs tiefste gekränkt, ein besser denkendes taugliches Subject" zu engagieren suchte, und daß er deswegen nach Kiel schrieb, trotzdem es so manche Tagereise entfernt, durch viele Länder getrennt, im Ausland lag. Was den erst dreißigjährigen jungen Rübe, der erst auf eine siebenjährige Erfahrung als Besitzer zurücksehen konnte, zu dem noch einmal so alten erprobten, hochangesehenen Christiani führte, ist mir unbekannt. Beider Lebenswege können kaum einander begegnet sein. Daß beide, wie aus Anrede und Schluß hervorgeht, der Loge angehörten, berechtigt nicht zur Anrede „innigst geschätzter Freund". Die Erwähnung der Gattin und des Schwagers von Christiani setzt ein wirklich intimeres Verhältnis zwischen beiden voraus. Erinnert man sich aber, daß in der fraglichen Zeit Landgraf Karl von Hessen, ein kleiner Rudolf II., im nahen Gottorp als Statthalter von Schleswig-Holstein Hof hielt (um die Zeit just ließ es sich der Graf St.-Germain bei ihm wohl sein), so werden einem die Beziehungen zwischen dem Kasseler und Kieler Apotheker weniger auffallend. Der Zufall bringt vielleicht Licht in sie.

Rübes nicht ganz einwandfreie Aufführung wird eine mildere Beurteilung erfahren, wenn man sich vergegenwärtigt, daß zu seiner Zeit in dem kleinen Kassel die Sitten vermutlich ganz im allgemeinen nicht ganz einwandfrei waren. So kann ich aus den oberen Kreisen der Gelehrten am Carolinum berichten, daß der berühmte Baldinger ob seines unmäßigen Trinkens, seiner Grobheit, Geldgier und Eitelkeit berüchtigt war. Der Geschichtsprofessor Raspe hat Kassel verlassen, weil er befürchtete, man würde ihn sonst nicht ziehen lassen, und weil er meinte, es wäre besser, die steckbriefliche Aufforderung, zurückzukommen, mit dem Vermerk „Aufenthalt nicht zu ermitteln" zu den Akten legen zu lassen. Das im Interesse des Akkouchierhauses angelegte Findelhaus wirkte auf die Sittlichkeit auch nicht eben günstig. Den Erlaß der „Fornikationsstrafe" bedauerte man. Das „Drehkreuz", das die Einlieferung des Kindes ermöglichte, ohne daß die Überbringerin zu sehen war, wurde abgeschafft. Daß ein Hofmaler Freese ihm eine Geldsumme überantwortet hatte, wurde vom Volke so gedeutet, als wenn er sich in den Dienst der Charitas gestellt hätte, weil er für die zahlreichen lebenden Beweise seiner den Chariten in Menschengestalt geleisteten Dienste sorgen wollte. Die bedrohliche Menge von „Galanteriekrankheiten" in Göttingen wurde auf Gefälligkeiten der Kasselanerinnen zurückgeführt usw. Daß neben diesen unerquicklichen Erscheinungen dieser Periode der „guten alten" Zeiten auch nicht viel angenehmer anmutende auf religiösem, richtiger pietistischem Gebiet einhergingen, daß man sein Gewissen durch Bestrebungen auf mystischem Gebiete erleichtern wollte, daß man eifrig rosenkreuzerische und freimaurerische Bestrebungen pflegte (Sömmerring und Gg. Forster sollen der „Loge zum gekrönten Löwen" angehört haben, der bekannte Freiherr von Knigge war ein begeisterter Parteigänger) sei nebenbei bemerkt. Kassel, wo 1615 die „Fama fraternitatis" oder „Confession der Fraternität" oder „Bekenntnis des Ordens vom Rosenkreuz" erschienen und damit tatsächlich der Grund zu dieser Gesellschaft gelegt worden war, war ja auch der geeignete Ort dafür.

Hermann Schelenz.

Aus Heimat und Fremde.

Sophie Junghans †. Am 16. September ist die Romanschriftstellerin Sophie Schuhmann, geborene Junghans, gestorben. Es sind sehr ernste Gedanken, die dieser Tod, der nach jahrelangen qualvollen Leiden erfolgt ist, in uns hervorruft. Ein ungewöhnlich reich begabtes Leben, nicht ohne manchen schweren Irrtum, aber doch voll ausgenutzt und auch von äußerlichem Erfolg gekrönt, plötzlich, auf der Höhe, von einem finsteren Schicksal erfaßt und in einen schauerlichen Abgrund gestoßen, aus dem erst der Tod der Befreier sein sollte! Und auf der anderen Seite ein Publikum, ja, ein großes Publikum, das gleich bereit ist, undankbar zu vergessen, wenn ihm der Name nicht mehr vor Augen kommt, der auf den Titeln zahlreicher Bücher stand, die alle das Werk einer über-

ragenden, durchaus eigenartigen Persönlichkeit waren, die in der Tat etwas zu sagen und zu geben hatte! Wird doch heutzutage jeder gar schnell ersetzt, und wo eine Stelle leer wird, drängen sich gleich Neue genug ein, denn Raum und Zeit haben wir ja nicht mehr.

Hier ist aber der Raum und ist es an der Zeit, um treu und dankbar dessen zu gedenken, was Sophie Junghans uns war und bleiben wird. Trotz der Fülle gerade von weiblichen Talenten unserer Tage zeichnete sich Sophie Junghans unter den Schriftstellerinnen der Gegenwart merklich aus, und zwar durch Eigenschaften, die allerdings mehr männlicher Natur waren. Weit entfernt von jeder Effekthascherei, von exaltierter Leidenschaft, Phantastik oder der Sucht, geistreich sein zu wollen, wirkte Sophie Junghans durch die strenge Wahrheit und Sachlichkeit ihrer Stoffe und ihres Stils. Frappant kritische Schärfe der Beobachtung, ironisch prägnante Schlagkraft des Ausdrucks, echt epische Ruhe der Erzählungsweise und energische Tüchtigkeit der Gesinnung, dazu die Grundlage unverdrossen fleißiger Spezialstudien und vielseitig reicher Lebenserfahrung, sind die Hauptvorzüge, die sich in allen ihren größeren und kleineren Werken, eigenartig genug, immer wieder aussprechen. Eine gewisse Herbheit, auch der Sprache, läßt bei schon entschiedener Vorherrschaft des Verstandsmäßigen den männlichen Charakter ihres Wesens noch deutlicher hervortreten. Hierin wäre ihr etwa Fanny Lewald an die Seite zu stellen. Das eigentlich poetische, namentlich lyrische Element, so große Empfänglichkeit sie auch dafür besaß, trat dagegen zurück, wie denn ein 1869 erschienener Band „Gedichte" wohl zu den wenigst gelungenen Erzeugnissen ihrer Feder gehört. Das Gebiet der Novelle, mehr noch das des Romans, war ihre natürliche Sphäre, und ganz besonders, obgleich sie auch die geschichtliche Erzählung („Helldunkel", „Schwertlilie" u. a.) mit Geschick pflegte, das des modernen Romans. Ihr erstes größeres Werk, der Roman „Käthe", dem eine stattliche, fast zu lange Reihe ähnlicher Produkte folgte, zeigt sich demgemäß als die „Geschichte eines modernen Mädchens" unmittelbar an. Es ist einer ihrer ausgezeichnetsten Romane, 1876 bei Hirzel in Leipzig erschienen und, trotz der Jugend der Verfasserin, eine völlig reife Schöpfung, die schon alle ihre eigentümlichen Vorzüge aufweist. Die glänzendste Leistung aber ist und bleibt der umfangreichste ihrer Romane, „Der Bergrat", in Buchform 1888 erschienen, nach Anlage, Charakterzeichnung, Stil und Lebensanschauung, wie auch Reichtum und Vielseitigkeit der Figuren und der Szenerie einer der vorzüglichsten Romane der deutschen Literatur überhaupt. Wie seine Verfasserin selber echt hessische Eigenschaften besaß, so verleugnet sich — und das soll gerade in diesen Blättern betont werden — auch in ihrem Hauptwerk die nationale Eigenart keineswegs, indem schon äußerlich als Schauplatz der Erzählung, für ihren ersten Teil, das alte Kassel der vierziger Jahre gewählt ist, mit einer seiner damals bekanntesten Persönlichkeiten, dem liebenswürdigen Komiker Birnbaum. Auch der Held des Romans ist, was von den übrigen Erzählungen meist nicht gesagt werden kann, da hier, bei leicht zu idealer Zustutzung, denn doch wohl die weibliche Natur zum unbewußten Durchbruch kommt, eine prächtige, überaus lebendige Charakterfigur. „Der Bergrat" ist übrigens nicht der einzige Roman, der die Geburtsstadt seiner Verfasserin verherrlicht. Sein unmittelbarer Vorgänger, der Roman „Spiegelungen" (1887), hat die hessische Residenz sogar zum ausschließlichen Schauplatz einer zudem stark satirisch gefärbten Handlung, wobei einige zu deutliche Porträts, als der Roman erschien, fast unliebsames Aufsehen erregten. Auch sonst noch finden sich, in anderen Erzählungen, lokalgeschichtliche Verhältnisse verwertet, so daß diese Werke auch ihre kulturgeschichtliche Seite haben, die, bei der Schärfe und dem Glanz eines so feingeschliffenen Spiegels, garnicht gering zu achten ist. Eins der originellsten Produkte aus der letzten Zeit ist der Roman „Um das Glück", die — nur etwas zu breit ausgeführte — Schilderung des allmählichen Emporkommens eines armen Handwerksburschen oder eigentlich Vagabunden, ein Buch, das sich unsere Volksbibliotheken nicht entgehen lassen sollten.

Die feine und spitze Feder, die alle diese und noch viele andere Werke schrieb, ist der Hand, die sie so sicher und fleißig zu führen wußte, schon vor sechs Jahren entfallen. Nun rührt sich auch die Hand nicht mehr, die sich manchem treu entgegengestreckt hat. Eine höhere Hand hat sich herabgeneigt und der müden und geängsteten Seele Ruhe und Erlösung gebracht. Wir stehen benommen und beklommen vor einem unbegreiflichen Geschick. Was es aber auch sei, was diese Fügung im Weltenplan beschlossen sein läßt, an uns ist es jedenfalls, dankbar die Gaben zu hüten, die uns die Verstorbene hinterlassen hat, um eingedenk zu bleiben, daß sie eine der Besten war, die unser Hessenland der Welt geschenkt hat. H. A.

Historische Kommission. Zu Mitgliedern der neugeschaffenen historischen Kommission für has Großherzogtum Hessen sind folgende acht staatlichen Mitglieder ernannt: Großh. Archivdirektor Dr. Frhr. Schenk zu Schweinsberg in Darmstadt, Geh. Hofrat Prof. Dr. Behaghel in Gießen,

Haus- und Staatsarchivdirektor Dr. Reinhard Dieterich in Darmstadt, Diözesanarchivar des Bistums Mainz, Professor Dr. Falk in Klein-Winternheim, Universitätsprofessor Dr. Haller in Gießen, Direktor der Universitätsbibliothek Gießen, Geh. Hofrat Dr. Haupt in Gießen, Direktor der großherzoglichen Hofbibliothek Schmidt in Darmstadt und Geh. Justizrat Dr. Arthur Beno Schmidt in Gießen. Zu den Aufgaben der Kommission wird u. a. gehören die Herausgabe eines Mainzer Urkundenbuches, der Genealogie der hessischen und mittelrheinischen Geschlechter, einer historischen Topographie, eines Bilderatlasses zur hessischen Geschichte, Veröffentlichung von Briefen, der Quellen zur Geschichte der Begründung der hessen-darmstädtischen Linie des hessischen Fürstenhauses, der Akten über die Zeit der Entstehung des heutigen Großherzogtums, der Quellen zur Mainzer Geschichte usw.

Marburger Hochschulnachrichten. Die Einführung des neugewählten Rektors für das Amtsjahr 1907/08, des Geh. Medizinalrat Professor Dr. Tuczek, findet am 13. Oktober in üblicher Weise statt. — Geh. Medizinalrat Professor Dr. Friedrich hat die Leitung der chirurgischen Klinik übernommen. Ebenso haben auch die Privatdozenten Dr. Sauerkrug und Dr. Hecker, sowie Dr. Heyde und Dr. Schöne ihren Dienst an demselben Institut angetreten. — Der vor kurzem an die Breslauer Universität berufene Professor der Chirurgie Küttner wurde zum Medizinalrat ernannt. — Anstelle des nach Tübingen berufenen Professors H. Sellheim in Düsseldorf wird der a. o. Professor der Gynäkologie Dr. Erich Opitz die Leitung der Klinik für Frauenheilkunde und Geburtshilfe an den städtischen Krankenanstalten übernehmen; er ist auch als ordentliches Mitglied an der Akademie für praktische Medizin in Aussicht genommen. — Der Privatdozent für Chirurgie und Assistenzarzt an der Chirurgischen Klinik der Universität Greifswald Dr. R. Haecker wird seinem Chef Professor Friedrich nach Marburg folgen. — Der früher in Marburg gewesene ordentliche Professor der inneren Medizin an der Universität in Erlangen Dr. Oskar de la Camp hat einen Ruf nach Freiburg i. Br. erhalten und angenommen. — Privatdozent Dr. Harry Maync hat einen Ruf als ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Bern (als Nachfolger Oskar Walzels) angenommen.

Dreihundertjahrfeier. Am 27. September beging das Königliche Gymnasium zu Hanau, eine Schöpfung des Hanauer Grafen Philipp Ludwig II., sein 300jähriges Gründungs-Jubiläum. Dem Festakt wohnten u. a. bei Oberpräsident Hengstenberg, Oberregierungsrat Fliedner, Provinzialschulrat Dr. Kaiser, ferner als Vertreter der Universität Marburg Geh. Medizinalrat Dr. Mannkopf, als Vertreter der geistlichen Behörde Generalsuperintendent Dr. Pfeiffer. Die Festrede hielt der Direktor des Gymnasiums, Dr. Braun, der einen Rückblick auf die Geschichte der Anstalt warf. Der Oberpräsident teilte in seiner Begrüßungsansprache mehrere Ordensverleihungen mit. Mit einem Huldigungsfestakt am Denkmal des Stifters, des Grafen Philipp Ludwig II., wo Professor Dr. Wackermann eine Ansprache hielt, schloß die akademische Feier, der zahlreiche ehemalige Lehrer und Schüler der Anstalt beiwohnten. Nachmittags fand ein Festmahl und abends ein Schülerfest statt. Mit einem zwanglosen Zusammensein in Wilhelmsbad fand am folgenden Tag die Feier ihr Ende.

Heimatschutz in den Städten. Auf dem achten Tage der Denkmalspflege, der kürzlich in Mannheim zusammentrat, sprach Landesbaurat C. Rehorst aus Merseburg über die Mißlichkeit der Erhaltung alter Städtebilder unter Berücksichtigung moderner Verkehrsanforderungen; u. a. wies er darauf hin, daß in vielen Fällen, in denen Eingriffe in alte Städtebilder geschehen, der Verkehr überschätzt werde. Wem fiele da nicht der Brinkbrunnen und unser altes schönes Rathaus am Altmarkt ein?

Neue Kirche. Am 16. September wurde im Stadtteil Rothenditmold durch den Bischof von Fulda eine neue katholische Kirche geweiht. Der nach den Plänen des Baurats Guldenpfennig in Paderborn aus grauem Bruchstein errichtete Bau ist eine dreischiffige gothische Hallenkirche mit Querschiff. Die Sakristei befindet sich im Untergeschoß des 47 Meter hohen Turmes.

Todesfälle. Am 15. September verstarb in Bonn ein alter vormals kurhessischer Jägeroffizier, Generalmajor Adalbert Wiederhold. Er wurde nach dem „Kasseler Tageblatt“ am 8. Oktober 1865 Leutnant im vormals Kurhessischen Jägerbataillon in Kassel, aus dem er nach 1866 in das neuformierte Hannoversche Jägerbataillon Nr. 10 in Goslar kam. Kurz vor Ausbruch des Krieges 1870/71 in das Hannoversche Feld-Artillerie-Regiment Nr. 10 in Hannover versetzt, machte er bei der 1. leichten Reserve-Batterie die Belagerung von Toul mit und erwarb sich das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Kurz darauf erkrankte er schwer am Typhus und wurde dann nach erfolgter Genesung in das

neugebildete Festungs-Artillerie-Regiment Nr. 15 in Straßburg versetzt, in dem er am 9. März 1872 Oberleutnant wurde. Am 12. Juni 1877 zum Hauptmann und Kompagniechef befördert, wurde er im Jahre 1886 à la suite des Regiments gestellt und zum Lehrer an der Kriegsschule in Potsdam ernannt, in welcher Stellung er am 16. Mai 1888 zum Major befördert wurde. Im folgenden Jahre wurde er als Abteilungskommandeur in das 2. Rheinische Feld-Artillerie-Regiment Nr. 23 in Koblenz einrangiert und am 18. April 1893 zum Oberstleutnant befördert. Unter Beförderung zum Obersten wurde er am 16. Juni 1896 zum Kommandeur des 2. Pommerschen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 17 in Bromberg und am 3. Juli 1899 unter Beförderung zum Generalmajor zum Kommandeur der 4. Feld-Artillerie-Brigade daselbst ernannt. Im Jahre 1901 trat er in den Ruhestand über.

Am 15. September entschlief zu Homberg an den Folgen einer Lungenentzündung im 76. Lebensjahre Sanitätsrat Dr. Friedrich Mann, der vor etwa zwei Jahren aus Gesundheitsrücksichten seine ärztliche Praxis in Volkmarsen niedergelegt hatte. Dort war er, nachdem er sieben Jahre in Frielendorf praktiziert hatte, fast 40 Jahre lang als Arzt tätig gewesen. Der Verstorbene genoß auch als eifriger Pomologe selbst in Fachkreisen einen weitverbreiten Ruf, und sein musterhaft gepflegter Obstgarten in Volkmarsen wurde zu Lehrzwecken von fern und nah aufgesucht. Im Dezember vorigen Jahres war es ihm noch vergönnt, sein 50jähriges Doktorjubiläum zu feiern.

Am 21. September verschied unerwartet der Professor am Wilhelmsgymnasium Otto Manns im Alter von 54 Jahren. Seit 1878 wirkte er am Lyceum Fridericianum, seit 1886 an dem damals neu begründeten Wilhelmsgymnasium, dem er auch längere Zeit als stellvertretender Direktor vorstand. Seine umfangreiche Abhandlung über „Die Jagd bei den Griechen" fand in wissenschaftlichen Kreisen allgemeine Anerkennung. Zahlreiche Nachrufe bekundeten die große Beliebtheit, deren sich der Verstorbene erfreute. Der Lehrkörper am Wilhelmsgymnasium verlor in ihm einen treuen Kollegen, die Gemeindevertretung seiner Heimatstadt Sooden, wo Manns einen Landsitz besaß, ein Mitglied, das durch seine unbegrenzte Heimatliebe, durch weiten Blick und Tatkraft, durch Selbstlosigkeit und lautere Gesinnung in besonderem Maße zu erfolgreicher Mitarbeit am Gemeindewohl befähigt war; das Offizierkorps des Landwehrbezirks Kassel I, dem Manns seit 1878, seit den letzten Jahren als Hauptmann der Reserve, angehörte, betrauerte in ihm einen wegen seiner vornehmen Persönlichkeit und seiner Charaktereigenschaften außerordentlich geschätzten Kameraden, und schmerzlich trauern um ihn auch seine alten Schüler, die in treuer, ehrlicher Verehrung und Liebe an ihm hingen. Aufrecht und mutig hat er sich niemals einem Gewissenszwange gebeugt; stets trat er für das ein, was sich seinem freien Auge als wahr erwiesen hatte und hielt mit dem Besten, was er wissen konnte, nicht zurück. An diesem Manne war kein Falsch, das war die Überzeugung, die sich allen seinen Schülern aufzwang; daher auch das unbegrenzte und unerschütterliche Vertrauen, das er bei ihnen genoß. Mit einem seltenen Gerechtigkeitsgefühl begabt, trat er energisch auch da für sie ein, wo die höhere Instanz versagte. Die Ziele seines Unterrichts gingen über den engbegrenzten Lehrstoff hinaus, stets wußte er auf die Höhen zu führen, von denen aus allein ein freier und weiter Blick möglich ist. Namentlich im deutschen und im Geschichtsunterricht weckte er Eindrücke, die nicht verloschen. Weit entfernt, den deutschen Unterricht an der gefährlichen Klippe der Langeweile, ja des noch jahrelang nachwirkenden Überdrusses stranden zu lassen, besaß er vielmehr die glänzende Gabe, die Schüler für die Schätze unserer Literatur in der fruchtbringendsten Weise zu begeistern. Schreiber dieser Zeilen durfte in den beiden Primen den deutschen Unterricht bei Manns genießen und erinnert sich, daß der Wunsch der Primaner, mit ihm den „Faust" oder Shakespearesche Dramen zu lesen, lediglich an dem Widerstand des damaligen Direktors scheiterte. Die Anforderungen im deutschen Aufsatz waren sehr hohe, dafür genoß man aber die weitgehendste Selbständigkeit. Die Art, wie Manns beispielsweise die Tragödie im „Nibelungenlied" behandelte, war gradezu klassisch. Manns war mit Leib und Seele Soldat, und wenn er, der Feind jeglicher Phrase, beim Sedanfest draußen unter den Eichen einige wenige Worte sprach, so waren diese von eindringlicher und hinreißender Wirkung. Seine Grobheit, wenn sie im Unterricht einmal angebracht war, war von befreiender Wirkung. Manns gehörte auch zu den wenigen Pädagogen, die niemals der sonst so spottlustigen und mit Spitznamen so freigebigen Jugend eine Zielscheibe darboten. Das herzliche Verhältnis, in dem er zu seinen Schülern stand, pflegte sich auch über die Gymnasialzeit hinaus fort. So wird denn Otto Manns, dessen Asche, seinem Wunsche entsprechend, unter einem Baume seines Heimatortes in die Winde gestreut wurde, in den Herzen aller derer, die von ihm für die Schule und weit mehr noch für das Leben vorbereitet wurden, ein unauslöschliches Denkmal behalten. P. H.

Kammersänger Buff †. Der zu Gießen geborene Kammersänger Buff hat sich im Schnellzug Berlin-Dresden erschossen. Er entstammte der alten

hessischen Familie, der einst Lotte Buff, seine Großtante, angehörte. Dem Wunsche seines Vaters, des Reichsgerichtsrat Buff, folgend, studierte Buff ursprünglich Jura, ließ aber dann durch Professor Scharfe in Dresden seine herrliche Tenorstimme ausbilden, erhielt ein Engagement an der Dresdener Hofoper, ging 1888 nach Weimar, war einige Jahre am Wiesbadener Hoftheater, wurde 1898 an die Wiener Hofoper berufen und ging dann unter den glänzendsten Bedingungen wieder nach Dresden. In den letzten Jahren unternahm Buff, der nur ein Alter von 45 Jahren erreichte, Gastspielreisen.

Personalien.

Verliehen: dem Major a. D. Freiherrn v. Berlepsch zu Kassel das Ritterkreuz 1. Klasse mit der Krone des Großherzoglich hessischen Verdienstordens Philipps des Großmütigen; den Professoren Dr. Wackermann und Schmitz sowie dem Handelsrichter Fabrikanten Fues zu Hanau, dem Sanitätsrat Dr. Winckler zu Bad Nenndorf, dem Stadtrat Boedicker, den Rechtsanwälten und Notaren Justizrat Dr. Harnier und Justizrat Schmuch zu Kassel, dem Dechanten Hillenbrand und dem Kommerzienrat Wegmann zu Kassel-Rothenditmold der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Postsekretär a. D. Engelhardt zu Eschwege der Kronenorden 4. Kl.; dem Verwaltungsdirektor der beiden städtischen Theater zu Frankfurt a. M. Arnold anläßlich seiner 30jährigen Wirksamkeit das Ritterkreuz 2. Kl. des Sachsen-Ernestinischen Hausordens; dem Rentmeister Kaiser zu Reichenbach die Rentmeisterstelle bei der Kreiskasse in Witzenhausen.

Ernannt: Regierungsrat Freiherr Schenk zu Schweinsberg zu Kassel zum Oberregierungsrat mit der Befugnis der Stellvertretung des Regierungspräsidenten in Fällen der Behinderung; Regierungsrat Dr. Trapp zu Kassel zum Stellvertreter des Regierungspräsidenten im Bezirksausschusse; Amtsgerichtsrat Groß zu Kassel zum Mitglied der Verwaltungskommission der Pensionsanstalt des kgl. Theaters; Hilfspfarrer Hebel zu Bebra zum Pfarrer in Obergude; Oberbuchhalter, Rechnungsrat Niemeyer zu Kassel zum Landrentmeister und Rendanten der Regierungshauptkasse; Referendar Gernthol̃z zum Gerichtsassessor; Rechtskandidat Katzenstein zum Referendar.

Beauftragt: Amtsrichter Stamm aus Borken mit der Verwaltung einer Assessorstelle im Konsistorium zu Kassel.

Versetzt: Gerichtsassessor Born in den Oberlandesgerichtsbezirk Düsseldorf; die Gerichtsschreiber, Amtsgerichtssekretäre Fernau von Spangenberg nach Hersfeld, Lapp von Eiterfeld nach Spangenberg, Schwab von Borken nach Meerholz und Ernst von Weyhers nach Naumburg, Bez. Kassel.

Geboren: ein Sohn: Dr. von Behm und Frau (Kassel, 24. September); Pfarrer C. Eisenberg und Frau Luitgerd, geb. Schick (Kassel, 25. September); Kapitänleutnant Brökelmann und Frau Marie, geb. Schmidt (Kiel, 25. September); — eine Tochter: Stadtbaumeister Boese und Frau Hedwig, geb. Gerhardt (Breslau, 21. September); Pfarrer Theodor Sippel und Frau Hildegard, geb. Stengel (Schweinsberg, 26. Sept.).

Gestorben: Pastor Louis Krebs aus Darmstadt, der älteste deutsche Geistliche Amerikas, 87 Jahre alt (Youngstown); Frau Präsident Baly von Scheele, geb. von Westernhagen, aus Marburg (Neinstedt am Harz, 13. September); Landrat des Kreises Uckermünde Robert Hageborn (Kassel, 13. September); Generalmajor z. D. Adalbert Wiederhold, 61 Jahre alt (Bonn, 15. September); Sanitätsrat Dr. Friedrich Mann, 75 Jahre alt (Homberg, 15. September); Pfarrkuratus a. D. Rhabanus Gutmann, 59 Jahre alt (Fulda, 15. September); Fuhrwerksbesitzer Eduard Heppe (Marburg, 16. September); prakt. Arzt Dr. Felsing, 72 Jahre alt (Gießen, 19. September); Frau Gertrude Scheel, geb. Schirmer, Witwe des Juweliers, 81 Jahre alt (Kassel, 19. September); Frau Elise Bierschenk, geb. Sommermann, Witwe des Gutsbesitzers (Kassel-W., 21. September); Professor Otto Manns, 54 Jahre alt (Kassel, 21. September); Landesdirektions-Sekretär a. D. Wilhelm Dörffler, 76 Jahre alt (Kassel, 22. September); Eisenbahnbetriebs-Sekretär a. D. Karl Siegler, 73 Jahre alt (Kassel, 23. September); verw. Freifrau Emma Schenck zu Schweinsberg, geb. Söldner, 79 Jahre alt (Schweinsberg, 23. September); verw. Frau Johanna Wertheim, geb. Stern, 73 Jahre alt (Kassel, 23. September); Sanitätsrat Dr. Georg Edler von Hoffmann, 64 Jahre alt (Kassel, 24. September); Kaufmann Karl Schneider, 69 Jahre alt (Kassel, 26. September); verw. Frau Lina Scheffer, geb. Krebs, 53 Jahre alt (Kassel, 26. September); Oberpostpraktikant Eduard Jung, 30 Jahre alt (Fritzlar, 27. September); Privatmann Konrad Müller, 82 Jahre alt (Kassel, 28. September); Kaufmann Emil Lindenfeld, 76 Jahre alt (Kassel, 28. September); Frau Mathilde Lindner, geb. Rhone, Gattin des Generalarzts (Kassel, 28. September).

Briefkasten.

H. B. 600. Die Frühlingslyrik muß nun notgedrungen noch etwas ablagern, von dem Übrigen bringen wir bald etwas. Eine „Hessische Heimat" wird voraussichtlich wieder im nächsten Jahr erscheinen, für dieses Jahr fehlte es dem Herausgeber an Zeit. Freundliche Grüße.

V. S. in Hamburg. Besten Dank und Gruß.

Dr. F. S. in Hamburg. Unsern Gruß zuvor! Das Gewünschte wird erledigt. Wir bitten um das Manuskript. Ihre neue Adresse war leider unleserlich.

A. K. in Kassel. Ihnen wie auch den übrigen Einsendern danken wir verbindlichst für die Angabe von Adressen.

Dr. F. in Marburg. Die Kritik stand in Nr. 15, die wir Ihnen zusandten.

Unsern Lesern sind wir für Hinweis auf Zeitungen und Zeitschriften, in denen sich Aufsätze mit hessischen Beziehungen oder von hessischen Autoren befinden, sehr zu Dank verbunden.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 20. XXI. Jahrgang. Kassel, 16. Oktober 1907.

Dr. Karl Schwarzkopf †.

Immer geringer wird die Zahl der Söhne unseres Hessenlandes, die, ohne deshalb die Freude am geeinten größeren Vaterlande zu verlieren, festhalten an den Überlieferungen Althessens, den schlichten Sinn, die treue Heimatliebe sich bewahren, die seit alter Zeit unseres Stammes beste Tugenden gewesen sind.

Der Mann, den wir am letzten Dienstag im fahlen Oktobersonnenscheine zur ewigen Ruhe bei den Seinen geleiteten, galt seinen Freunden als die Verkörperung solch' alten Hessentumes, als ein Vorkämpfer hessischer Überlieferungen, der durch die Macht seiner gütigen, liebenswerten Persönlichkeit, durch die Gewalt der Rede und der Schrift im engeren Vaterlande und weit bis in die fernsten fremden Länder hin Tausende für die Liebe zur alten Hessenheimat, die Achtung vor ihren Traditionen zu gewinnen und darin zu bewahren wußte.

Auf dem Grunde der Tätigkeit eines schlichten Landarztes, eines Wohltäters der Armen, hatte er sich in der Liebe zum Hessenlande ein Leben zu schaffen gewußt, so reich und schön, wie es nur wenigen beschieden ist. Das Hessenland wird die Spur des Weges nicht vergessen, den dieser sein treuer und guter Sohn gewandelt ist.

Karl Schwarzkopf wurde am 26. Juni 1843 zu Kassel in der Sternapotheke als Sohn des damaligen Besitzers, Ober-Medizinal-Assessors Dr. phil. Heinrich Schwarzkopf und dessen Gattin Marie, einer Tochter des verdienten hessischen Juristen, Ober-Appellationsgerichts-Rates Elard Johannes Kulenkamp, geboren.

Seine erste Jugend stand unter dem Schutze der liebevollen, tiefreligiösen Mutter, unter dem Eindrucke der glänzenden Persönlichkeit des Vaters, der, hervorragend in seiner Berufswissenschaft — er schrieb u. a. auf breiter wissenschaftlicher Grundlage eine „Chemie der organischen Alkalien" —, ein warmes Gefühl für Kunst und Literatur aller Völker und Zeiten besaß und sein weitumfassendes Wissen auf diesen Gebieten, seine seltenen Sprachkenntnisse, die Bücher- und Kunstschätze, die er, z. T. auf seinen Reisen, erworben hatte, einem Freundeskreise zugänglich machte, zu dessen Mittelpunkt der Zauber seiner Persönlichkeit sein Haus gemacht hatte. Zu diesem Kreis gehörten wohl alle, die in dem Kassel jener Tage auf vertieftere Bildung Anspruch machen konnten, und aus dem einige der namhaftesten Künstler Deutschlands hervorgegangen sind.

In die frühen Jugendjahre Karl Schwarzkopfs fielen die freiheitlichen Bewegungen der Jahre 1848/49, und der Anblick der vielen schwarz-rot-goldenen Fahnen veranlaßte den aufgeweckten Knaben

zu der naiven Frage, deren er sich gern zu erinnern pflegte: „Aber, Mutter, was fangen wir denn mit den vielen Fahnen an, wenn die Freiheit 'mal alle ist?" Den lebendigen Eindrücken der Einquartierungsjahre 1851/52 hat er noch einige Jahre vor seinem Tode in einem sehr beifällig aufgenommenen Aufsatze im „Kasseler Tageblatt" Ausdruck verliehen.

Nachdem er zu Ostern 1862 die Maturitätsprüfung am Friedrichs-Gymnasium zu Kassel bestanden hatte — als Frucht des Unterrichts an dieser Schule bewahrte er fürs Leben eine genaue Kenntnis namentlich des Horaz und der griechischen Dichter, zu deren Lektüre er häufig zurückkehrte —, bezog er die Universität Marburg und trat beim Korps Teutonia ein, dessen blau-rot-goldenen Farben er bis zu seinem Tode in treuer Anhänglichkeit zugetan blieb. Der alma mater Philippina und des Korpslebens gedachte er in seinen Aufsätzen und Vorträgen stets mit Liebe, noch in seiner letzten öffentlichen Rede „Dingelstedt als Korpsstudent" pries er in Worten von überströmender Begeisterung das Glück Alt-Marburger Studentenlebens.

Nach einem in Leipzig verbrachten Semester siedelte Karl Schwarzkopf sodann im Herbst 1864 nach Würzburg über, und das dort im Anschluß an das Korps Rhenania verlebte Jahr zählte er zu den schönsten seines Lebens. Seitdem wallfahrtete er fast in jedem Sommer nach der alten Frankenstadt, und noch wenige Wochen vor seinem Tode, als schon die Anzeichen des Leidens, das ihn dahingerafft hat, ihn zu beunruhigen begonnen hatten, schrieb er aus Würzburg den Seinen: er fühle sich so wohl und glücklich in dem sonnigen Würzburger Herbste beim edlen Frankenwein.

Nach — summa cum laude — bestandenem Examen — in jedem Jahre, auch in diesem, besuchte er an dem Examentage Marburg, um dort Erinnerungen zu leben, — bezog er zu seiner weiteren Ausbildung die Universitäten Göttingen und Berlin und übernahm im Herbst 1869 eine Assistenzarztstelle beim Kasseler Landkrankenhause. Im August 1870 leistete er einem Rufe, auf den Schlachtfeldern des großen Krieges seinem edlen Berufe zu dienen, Folge, und hat bis zum Frühjahr 1871 im Lazarett zu Bar le Duc eine reiche Tätigkeit im Dienste der Menschlichkeit entfaltet. Seit dieser Zeit wurzelte in ihm das Interesse für Kriegswesen, Kriegsgeschichte und namentlich Uniformenkunde, worin er durch große Opfer an Mühe, Zeit und Vermögen sich seltene Kenntnisse, beruhend großenteils auf eigenen umfangreichen Sammlungen, erwarb, so daß er besonders auf dem Gebiete hessischer Kriegsgeschichte und Uniformenkunde unbestritten als Autorität galt.

Nachdem er sich im Februar 1873 mit Adolfine Krauß, Tochter des Bauunternehmers Emil Krauß, verheiratet hatte, übernahm er die Leitung der Wasserheilanstalt „Bad Wolfsanger". Hier wußte er bald einen kleinen Kreis liebenswürdiger, guter und geistreicher Menschen um sich zu versammeln, und namentlich gewann ihm seine Herzensgüte und Liebenswürdigkeit im Verein mit seinem reichen Wissen, das in erster Linie Geschichte und Literatur umfaßte, aber auch auf so fernliegenden Gebieten wie der Kirchengeschichte bedeutend war, die Achtung und Freundschaft eines Mannes, der später ein Vorkämpfer im Kulturkampf wurde, des gewaltigen Bischofs Martin von Paderborn. Alle paar Jahre pflegte er später des Freundes schmucklose Grabsteinplatte im Dom zu Paderborn mit Wehmut zu besuchen.

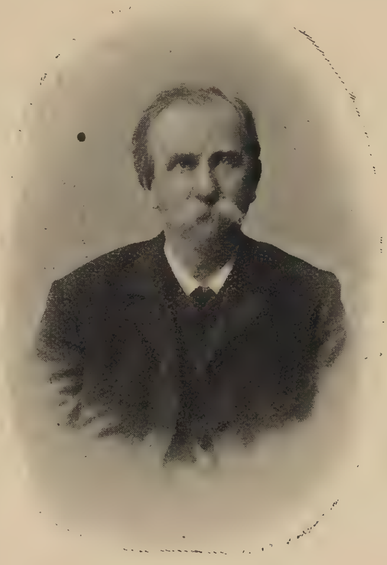
Die neben der Tätigkeit als Anstaltsarzt ausgeübte Landpraxis sagte seinem ganzen Wesen, namentlich seiner Liebe zur Natur, zu seinen hessischen Bergen und Wäldern, dergestalt zu, daß er auch nach Einstellung des Betriebs der Anstalt in Wolfsanger verblieb. Unermüdlich bereiste er in dieser Zeit die armen Dörfer zwischen Kassel und der Söhre einerseits, Wolfsanger und Münden andererseits, bei jeder Witterung, bei Tag und Nacht, auf schlechten Wegen und mit schlechtem Gefährt, bisweilen selbst, wenn die Not der Kranken keinen Aufschub duldete, zu Fuße. Und wenn einer nur auf den innern, nicht auf den äußeren Lohn seines Wirkens sah, war er es; er verlangte wenig und, wenn jemand nicht zahlen konnte oder wollte, er mahnte nie. Arme und reiche Patienten galten ihm ganz gleich, vielen Armen ließ er auf eigene Kosten die Arzneien anfertigen. Dankbarkeit aber haben ihm die treuen Hessen in diesen Dörfern bewiesen bis zu seinem Tode, und wenn sie irgendwo etwas entdeckten, was ihrem „Herrn Doktor" Freude machen konnte, einen Säbel aus dem siebenjährigen Kriege, ein altes Landgrafenbild, sie ruhten nicht, bis es ihm angeboten war. So ward der Grund gelegt zu seinen reichen geschichtlichen Sammlungen, die noch umfangreicher sein würden, wenn er nicht in hochsinniger Weise dem Germanischen Museum zu Nürnberg, dem Museum zu Kassel und dem Museum auf der Tillyschanze zu Münden reiche Geschenke gemacht hätte. — Münden, die waldesumschlungene Stadt der drei Ströme, war ihm in Kassels näherer Umgebung der liebste Ort, den er mehrmals in jedem Jahre mit immer neuem Entzücken zu besuchen pflegte.

Nachdem die Schulpflicht seiner beiden Söhne ihn zur Übersiedelung nach Kassel genötigt hatte, nahm er in der Unterneustadt, in der Adlerapotheke am Holzmarkt, Wohnung, um auch von hier aus eine

reich gesegnete Tätigkeit als Land= und städtischer Armenarzt in uneigennützigster und aufopferndster Weise zu entfalten, die ihm in einem seltenen Grade die Liebe und Verehrung seiner Patienten eintrug.

Dann siedelte er, um durch Übernahme eines anderen Armenbezirks sich etwas entlasten zu können, in das Haus Wörthstraße 1 über, eine Wohnung, die er bis zu seinem Tode innehatte und die ihm umso teurer war, als sie den Ausblick auf den Teil des alten Kirchhofes bot, wo unter einem von seiner Urgroßmutter — Eva Christine, geb. Himmelsbürger aus Newyork — gepflanzten Rotdornbaume noch jetzt die Grabmäler seiner väterlichen Groß= und Urgroßeltern stehen. In diesem Hause hat er seine ärztliche Tätigkeit bis zum letzten Tage seines Lebens fortgesetzt, obschon seit einigen Jahren asthmatische Beschwerden dem sonst kräftigen Manne die Ausübung der Praxis erschwerten.

Auf seinen Wanderungen auf dem Lande und in den Häusern namentlich der ärmeren Bevölkerung gewann er durch Anschauung und durch das Befragen alter Leute reiches geschichtliches Material, so insbesondere z. B. zu seinem Vortrage „Geschichte der Garde du Corps=Nacht“; auf der Landes= und der städtischen Murhard=Bibliothek war er fast täglich ein gern gesehener Gast; er machte vielfach genaue Studien in den Archiven zu Kassel und Marburg; er erhielt endlich ein überreiches handschriftliches Material von privaten Freunden und Bewunderern jederzeit zur Verfügung gestellt. Dieses reiche Material verarbeitete er, rastlos tätig, in den späten Abendstunden zu den Vorträgen und Aufsätzen, in denen die hessische Geschichte weiteren ungelehrten Kreisen bekannt zu machen, althessische Überlieferungen den Enkeln zu übermitteln sein edles Streben war.

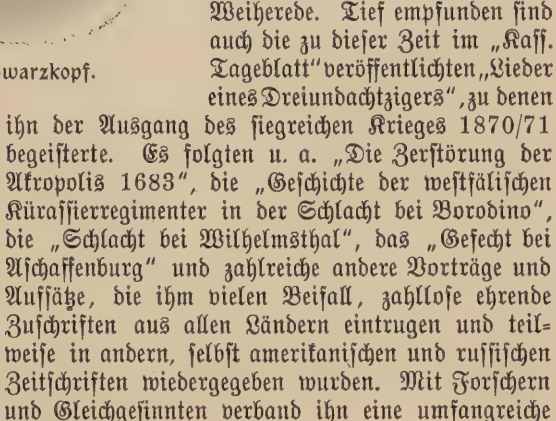


Dr. Karl Schwarzkopf.

Er war ein Redner von Gottes Gnaden: sein Vortrag war klar und wohl akzentuiert, außerordentlich ausdrucksvoll, mit prächtigen Bildern durchwebt, von großer Mannigfaltigkeit der Ausdrucksformen. Stets lauschte eine zahlreiche Zuhörerschaft gespannt seinen Ausführungen; nie endenwollender Beifall lohnte den wohl beliebtesten Redner Kassels. Der Niederhessische Touristenverein, der Verein der Althessen, der Eisenbahnverein, insbesondere aber der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde waren die Stätten, wo er vorzugsweise Vorträge hielt. Von solchen mag er etwa 60 ausgearbeitet haben; sie sind später meist unverändert und mit dem vollen Schmucke rednerischer Frische abgedruckt worden, z. T. in dieser Zeitschrift, z. T. im „Kasseler Tageblatt“ und in der „Kasseler Allgemeinen Zeitung“.

Daneben schrieb er kleinere und größere Aufsätze für die genannten Blätter, die Publikationen des hessischen Geschichtsvereins, Veröffentlichungen von Vereinen, so z. B. für die Festschrift des Deutschen Ärzte= und Naturforscher=Vereins eine „Geschichte der Stadt Kassel“, wie er denn allen, die ihn um wissenschaftliche Unterstützung angingen, ein treuer Freund und Berater war, der auch die Interessen der Gesamtheit, wo er sie gefährdet glaubte, freimütig und mit uneigennützigem Eifer vertrat.

Dieser publizistischen Tätigkeit wandte er sich bereits zu Anfang der siebziger Jahre zu. Seine hohe Verehrung für den größten deutschen Dichter veranlaßte ihn zu einem wertvollen Aufsatze „Goethes Beziehungen zu Kassel“; in einem anderen seiner ersten Aufsätze stellte er einen „Spaziergang auf den Friedhöfen von Kassel“ dar; bei der Einweihung des Denkmals auf dem Sandershäuser Berg, dessen Errichtung ihm in erster Reihe zu danken ist, hielt er die Weiherede. Tief empfunden sind auch die zu dieser Zeit im „Kass. Tageblatt“ veröffentlichten „Lieder eines Dreiundachtzigers“, zu denen ihn der Ausgang des siegreichen Krieges 1870/71 begeisterte. Es folgten u. a. „Die Zerstörung der Akropolis 1683“, die „Geschichte der westfälischen Kürassierregimenter in der Schlacht bei Borodino“, die „Schlacht bei Wilhelmsthal“, das „Gefecht bei Aschaffenburg“ und zahlreiche andere Vorträge und Aufsätze, die ihm vielen Beifall, zahllose ehrende Zuschriften aus allen Ländern eintrugen und teilweise in andern, selbst amerikanischen und russischen Zeitschriften wiedergegeben wurden. Mit Forschern und Gleichgesinnten verband ihn eine umfangreiche Korrespondenz.



Eine äußere Anerkennung fanden seine rastlosen Bemühungen um die vaterländische Geschichte in der Wahl zum Vorstandsmitgliede des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde und zum Mitgliede der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck.

Vor Weihnachten 1902 erfolgte seine Ernennung zum Sanitätsrat.

Nach Hessen stand Bayern seinem Herzen am nächsten; in vorgerückteren Jahren pflegte er allsommerlich 4—6 Wochen in Würzburg, Bamberg, Augsburg, Nürnberg, namentlich und in der Hauptsache aber in München zu verbringen. Stets war ihm der Aufenthalt in der bayerischen Hauptstadt ein hoher Genuß: da pflegte er des Morgens in Museen und Ausstellungen zu gehen, nachmittags den Englischen Garten, Nymphenburg, Dachau und Schleißheim zu besuchen, abends aber im Matthäserbräu sich an der naiven, kernigen Art des Bayernvolkes zu erfreuen. Dazwischen folgten Ausflüge nach Kochel, Garmisch-Partenkirchen, Tegernsee und zu den Königsschlössern. Was ihn nach München zog und ihn auch in der Kasseler Gemäldegalerie Sonntags zu einem ständigen Besucher machte, war ein offener Sinn, ein empfängliches Herz für die bildende Kunst, das ihm wie wenigen eigen war.

Vor wenig Tagen erst aus dem schönen Bayerlande zurückgekehrt, ist er im Angesichte seiner geliebten hessischen Berge und Wälder nach kurzem Unwohlsein fast ohne Schmerz sanft entschlafen.

Er war ein treuer Sohn seiner Heimat, ein Wohltäter der Armen, ein treuer Freund seiner Freunde, ein gütiges Oberhaupt seiner Familie. Das Hessenland und die ihn kannten werden seiner nie vergessen.

Die Inbesitznahme der Festung Rheinfels durch Landgraf Karl von Hessen-Kassel im Jahre 1702.

Nach den Akten des K. Staatsarchivs zu Marburg.

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

(Fortsetzung.)

Alsbald nach dem Abzuge der Franzosen entspann sich von neuem der Streit zwischen den beiden Fürstenhäusern, da Landgraf Karl sich weigerte, die Festung an Hessen-Rheinfels zurückzugeben, indem er geltend machte, daß Landgraf Ernst sie in reichs- und landesverräterischer Weise an Frankreich habe verkaufen wollen. Leider entsprach dieser Vorwurf nur zu sehr der Wahrheit*), wenngleich er zunächst von Landgraf Ernst in Abrede gestellt wurde. Auch die Söhne des am 12. Mai 1693 verstorbenen Landgrafen Ernst bestritten noch fortwährend die Wahrheit dieser Tatsache und die Echtheit der von Hessen-Kassel vorgelegten Schriftstücke, versuchten aber nebenbei auch das Verfahren ihres Vaters mit der Behauptung zu entschuldigen, daß jedem Reichsfürsten, dem westfälischen Frieden gemäß, das Recht zustehe, Verträge mit ausländischen Fürsten zu schließen. Endlich behaupteten sie sogar, daß ihrem Vater das freie Verfügungsrecht über die Festung Rheinfels zugestanden habe! Abgesehen davon, daß die Bestimmungen des westfälischen Friedens ausdrücklich besagten, daß solche Verträge nicht gegen das Reich und seine Mitglieder gerichtet sein dürften, zeigen die verschiedenen Verträge zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Rheinfels klar und deutlich, daß letzterem keineswegs ein freies Verfügungsrecht über die Festung zustand, sicherlich am wenigsten zu Gunsten eines ausländischen Fürsten, dessen unablässiges Streben darauf ausging, seinen Besitzstand auf Kosten des Deutschen Reiches zu vergrößern. Es kann deshalb einem so reichstreuen und vaterländisch gesinnten Fürsten wie dem Landgrafen Karl nicht verdacht werden, wenn er kein erlaubtes Mittel unversucht ließ, wieder in den vollen Besitz der durch die unseligen Verträge von 1627 und 1648 abgetretenen Festung zu gelangen.

So weigerte sich denn der Landgraf die Festung wieder herauszugeben und blieb auch bis zum Frieden von Ryswyk (1697) in deren Besitz. Dieser für das Deutsche Reich so ungünstige Friedensschluß versprach jedoch in seinem § 2 allen Vasallen und Untertanen, die auf der Seite Frankreichs gestanden hatten, Amnestie, sodann bestimmte er in § 45 wörtlich: „Unter diese Amnestie sollen absonderlich die Herren Landgrafen von Hessen-Rheinfels begriffen und in den Stand, was anlanget das Schloß Rheinfels und die Grafschaft Nieder-Katzenelnbogen, mit allen Rechten und Angehör, gesetzt werden, in dem der Vater Landgraf Ernst vor dem Anfange dieses Krieges gewesen, mit Vorbehalt der dem Herrn Landgrafen von Hessen-Kassel zustehenden Rechte." Trotzdem wollte Landgraf Karl sich nicht eher zur Wiedereinräumung der Festung bereit finden lassen, als bis Hessen-Rheinfels eigene Besatzung bereitgestellt hätte. Wenngleich der Kaiser die Rechtmäßigkeit dieser Forderung anerkennen mußte, so gelang es ihm doch den Landgrafen Karl zur Zurückziehung seiner Truppen zu bewegen, da Frankreich sich weigerte die

*) Die genaue Darstellung dieser Angelegenheit siehe bei Grebel Seite 215 ff.

Festungen Philippsburg, Kehl, (Alt-)Breisach und Freiburg eher herauszugeben, als Hessen-Kassel die Festung Rheinfels mit Katz an Hessen-Rheinfels zurückgegeben habe.*) Bis dieses eigene Truppen beschafft haben würde, mußten kurmainzische und kurtrierische Truppen die Festung besetzen. So zogen denn die hessen-kasselschen Truppen am 18. Juni 1698 aus Rheinfels und Katz unter dem Vorbehalte ab, daß Hessen-Kassel alle Kosten ersetzt würden, die es seit 1692 auf die Festung verwandt hätte.

Hessen-Rheinfels machte nun keinerlei Anstalt, eine eigene Besatzung anzuschaffen, wozu es infolge seines finanziellen Unvermögens auch garnicht imstande war. Die kurmainzischen und kurtrierischen Truppen machten deshalb noch im Jahre 1698 einer kaiserlichen Besatzung unter dem Oberstwachtmeister (Major) von Schneidau Platz, die bis in den Spanischen Erbfolgekrieg in Rheinfels verblieb. An diese vertragswidrige Besatzung knüpften sich nun in der Folge neue Streitigkeiten, indem Landgraf Karl nunmehr seinen Beitrag zum Unterhalt der rheinfelsischen Besatzung einbehielt, wozu er zweifellos berechtigt war. Zunächst aber gab die Ankunft der kaiserlichen Truppe und ihre Versorgung mit Lebensmitteln zu allerhand Reibereien mit dem Reservatkommissar Debel (auch Debelius) und der hessen-kasselschen Besatzung von St. Goar Anlaß, die sehr bedauerlich waren, aber doch durch die vertragswidrige Beistellung einer fremden Besatzung hervorgerufen worden sind.

Um nun die Entfernung der kaiserlichen Besatzung aus Rheinfels zu erreichen, wandte sich Landgraf Karl nicht nur unmittelbar an den Kaiser, sondern suchte auch durch Vermittlung König Wilhelms III. von England auf den Kaiserlichen Hof einzuwirken. Zu dem Ende hatte der im Spätsommer des Jahres 1700 an den englischen Hof gesandte General-Major v. Tettau dem König die obwaltenden Verhältnisse darzulegen und dabei zu versichern, daß Karl die Rheinfelser Landgrafen keineswegs schädigen wolle; er würde ungesäumt wieder zahlen, sobald die kaiserliche Besatzung abgezogen wäre. Wilhelm III. bedauerte dieses Zerwürfnis lebhaft, meinte aber, daß die katholische Partei und der Kaiserliche Hof dergleichen Uneinigkeiten „wohl fermentiere", um die Protestanten zu schwächen. Er wolle sich gern verwenden und durch den englischen Gesandten in Wien die Sache betreiben lassen, glaube jedoch an keinen Erfolg, zumal er selbst wegen des Spanischen Teilungsvertrages zurzeit in Wien wenig Einfluß habe. Indes meinte er doch, daß der Kaiserliche Hof — wennschon der Landgraf von Hessen-Rheinfels dies angeboten habe — die Besatzung nicht „ad dies vitae" übernehmen, vielmehr die Angelegenheit in der Schwebe halten und dazu benutzen würde, „um dadurch den Landgrafen allezeit in échec zu halten und sich desselben nach Belieben zu bedienen".

Die Einstellung der Zahlungen seitens Hessen-Kassel gab also zu neuen Streitigkeiten Veranlassung, auf die wir aber als mehr nebensächlicher Natur nicht näher eingehen wollen. Man stritt herüber und hinüber, warf sich irrige Voraussetzungen vor, stellte Rechnungen und Gegenrechnungen auf, ohne sich einigen zu können. Das Ende der Sache aber war, daß Hessen-Kassel erklärte, sich bezw. seine Kriegskasse an den Zoll-, Salz- und Häckelheimischen Geldern erholen zu wollen, bis Hessen-Rheinfels den Rückstand der Kontributionsgelder völlig abgetragen und die Festung Rheinfels samt Katz mit eigener Besatzung versehen habe. Der Streit wurde von den beiderseitigen Beamten mit immer größerer Gehässigkeit geführt, wobei von rheinfelsischer Seite vor allen Dingen der hessen-kasselsche Reservatkommissar Debel zu St. Goar angeklagt wurde. Die hessen-rheinfelsischen Beamten gaben ihm aber in Gehässigkeit nicht das mindeste nach.

Der nach dem Tode Karls II. von Spanien drohende Krieg, in den aller Voraussicht nach auch das Deutsche Reich verwickelt werden mußte, legte es dem Landgrafen Karl nahe, zeitig Schritte zur Sicherheit seiner Lande zu tun. Nicht nur, daß die Bemühungen wegen des Abzuges der kaiserlichen Besatzung aus Rheinfels fortgesetzt wurden, um eigene Besatzung dahin legen zu können, unternahm nun Landgraf Karl auch Schritte, um ganz in den Besitz der Festung nebst zugehörigem Amte zu gelangen, ohne den er die rheinischen Besitzungen der Landgrafschaft nicht ausreichend gesichert erachtete. Alle Hebel wurden bei denjenigen Regierungen in Bewegung gesetzt, die einerseits ein Interesse daran hatten, den Landgrafen bei den bevorstehenden kriegerischen Verwicklungen auf ihre Seite zu ziehen, an deren Beistand aber anderseits dem Kaiser viel gelegen sein mußte, die also wohl auch imstande waren, auf seine Entschließungen den erforderlichen Druck auszuüben. So konnte Karl bereits unter dem 13. April 1701 dem nachmaligen Gesandten bei den Vereinigten Staaten der Niederlande Johann Reinhard von Dalwigk mitteilen, daß der König von Preußen und die Generalstaaten es übernommen hätten, durch ihre Gesandten dem Kaiserlichen Hofe nachdrücklich vorzustellen, daß

*) Näheres siehe A. Schulte, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden ꝛc. I, 439 u. II, 331.

es bei den kriegerischen Aussichten zur Sicherheit der hessischen Lande und des ganzen Rheinstromes, wie auch im Interesse des Kaisers selbst angezeigt sei, die Prinzen Wilhelm und Karl von Hessen-Rheinfels zu bestimmen, das jus praesidii zu Rheinfels nebst dem dazu gehörigen Amt gegen ein Äquivalent von jährlich 2150 Reichstaler an Hessen-Kassel abzutreten; so viel betrugen nämlich die Einkünfte dieses Amtes. Nun hatte Dalwigk auch den König von England in diesem Sinne zu bearbeiten, welcher Auftrag unter dem 8. Juni 1701 mit dem Hinweis darauf wiederholt wurde, daß die Rheinfelser Landgrafen außer stande seien, die Festung mit genügender Besatzung und Ausrüstung zu versehen, sowie die immer mehr verfallenden Werke in Verteidigungszustand zu setzen, noch viel weniger aber die Festung bei einem Angriff ausreichend zu verteidigen. Der König möchte den Kaiser durch den in Wien anwesenden außerordentlichen Gesandten Stepney dahin bestimmen lassen, „obgedachte Unsere Herrn Vettern Liebden zu Abführung der jetzigen Interimsgarnison und Einnehmung Unserer Truppen durch dero Allerhöchste Kaiserliche Autorität in Güte zu vermögen, als wodurch dieser Posten zu Ihrer Kaiserlichen Majestät und des Reiches Dienst einzig und allein konsakriert werden kann." Die Wichtigkeit von Rheinfels war nun dem Kaiser zwar sehr einleuchtend, indes dachte er vorläufig nicht daran, die Festung an Hessen-Kassel ausfolgen zu lassen. In seinem Schreiben an den Markgrafen von Baden vom 28. Juni 1701 ersuchte er diesen vielmehr „zu sattsamer Besetzung dessen alle zureichige Reflexion zu machen".

(Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht.

Es schlingt sich wie ein Perlenband
Von meinem Herz zu deinem Herz, —
Und jede Perle blitzt und sprüht
Und Liebe lacht und Liebe glüht
In unserm Wunderland. — —

Es leuchtet wie ein Sonnenstreif
Von meinem Aug' zu deinem Aug',
Und alle Schatten huschen leis,
Und aus dem weiten Lichterkreis
Löst sich ein goldner Reif. —

Nur unsre Sehnsucht ihn berührt. —
Dir blieb er fern, mir blieb er fern:
Doch unsre Wünsche sich verstehn,
Und unsre Herzen ewig gehn,
Von seinem Licht geführt. — —

München. **Gustav Adolf Müller.**

Das Hanauerland in Baden.

Von Dr. med. et phil. Karl Siebert.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1480 erlosch mit Graf Jakob der Mannesstamm des lichtenbergischen Hauses, und sein Land vererbte sich zu gleichen Teilen auf die Eheherren seiner beiden Nichten. Von dem rechtsrheinischen Besitze ging das Amt Willstätt auf den Grafen Philipp I. von Hanau-Lichtenberg über, während das Amt Lichtenau seinem Schwager Simon Wecker IV. von Zweibrücken-Bitsch zufiel. Noch im gleichen Jahre, und zwar einen Tag nach dem Abschluß und der Besiegelung der Teilung starb Graf Philipp I. Er wurde in der Kirche zu Babenhausen, das ihm 1458 aus dem Hanau-Münzenberger Besitze verliehen war, beerdigt und ruht neben seiner ihm schon sechs Jahre im Tode vorausgegangenen Gemahlin.

Sein Sohn Philipp II. stand in der Landshuter Fehde auf Seiten des geächteten Ruprecht von der Pfalz. Die Reichsexekutive, die unter anderen Fürsten auch dem Landgrafen Wilhelm II. von Hessen übertragen war, bestand nach damaligem Brauch in einer möglichst gründlichen Verwüstung des Landes des Geächteten und seiner Anhänger. So wurde bei dieser Gelegenheit auch das Hanau-Lichtenberg zur Hälfte gehörige Städtchen Umstadt im Jahre 1504 erobert*) und blieb später in hessischem Besitz.

Unter Philipp III. entbrannte im Hanauerland der Bauernkrieg, indem Ortenauer Bauernhaufen,

*) Rommel, Geschichte von Hessen. Kassel 1827. Band III, S. 155.

unterstützt von Hanauer, ihre Zerstörungswut an der bei Lichtenau gelegenen Abtei Schwarzach ausließen, wobei viele Kunstwerke und literarische Schätze verloren gingen. Seine Gemahlin war Sibylle, die Tochter des Markgrafen Christoph I. von Baden. Ihr liebliches Antlitz kennen wir aus dem in der Kunsthalle zu Karlsruhe befindlichen Votivgemälde*) von Hans Baldung, worauf die zahlreiche Familie des Markgrafen dargestellt ist. Auf dem über zwei Meter langen Bilde sehen wir in der Mitte Maria mit dem Kinde auf dem Knie und ihre Mutter Anna auf einem thronartigen Sitz. Links kniet der Markgraf mit seinen zehn Söhnen und rechts seine Gemahlin Ottilie von Katzenelenbogen mit fünf Töchtern. Gräfin Sibylle von Hanau-Lichtenberg starb 1518 im Alter von 33 Jahren zu Willstätt im Hanauerland und wurde, wie später auch ihr Gemahl, zu Babenhausen beigesetzt. Sie ist kunsthistorisch noch bekannt als die Stifterin des prächtigen Schnitzaltars in der Kirche zu Babenhausen, von dem neuerdings wegen des beabsichtigten Ankaufs durch das Darmstädter Museum viel die Rede ist.**) Der Altar ist ein hervorragendes Werk der fränkischen Schule, bei dem man in den besser gelungenen Teilen sehr wohl an die Mitarbeit von Tilmann Riemenschneider denken darf. Die in den Tagesblättern verbreitete Ansicht, daß die Gräfin Sibylle einen Votivaltar gestiftet habe, „um ihren einzigen Sohn Johannes der besonderen Huld der himmlischen Mächte zu empfehlen“, ist unzutreffend. Die genealogischen Arbeiten von Lehmann und Suchier kennen keinen Sohn Johannes, sondern erwähnen außer fünf Töchtern nur einen Sohn Philipp, der seinem Vater später als Philipp IV. in der Herrschaft folgte. Während seiner 52jährigen Regierungszeit (1538—1590) bewährte er sich stets als ein einsichtsvoller und tüchtiger Regent. Unter ihm fand die Reformation, die schon von seinem Vater begünstigt wurde, Eingang im Hanauerland. Er beobachtete ein mildes humanes Verfahren bei der Durchführung der kirchlichen Bewegung, die von Butzer in Straßburg durch Entsendung von geeigneten Predigern in die neuen Bahnen geleitet wurde.

Eine kleine Erinnerung an diesen Herrscher findet sich jetzt noch an der vorderen Außenwand der Kirche zu Lichtenau in Form eines in edlem Renaissancestil aus grauem Sandstein angefertigten Allianzwappens. Von den sich schräg berührenden Wappen ist das linke das der Grafen von Hanau-Lichtenberg und das rechte das von Fürstenberg, aus welchem Hause Philipps IV. Gemahlin Eleonore stammte. Die jetzige Kirche wurde zwar nicht von ihm erbaut, sondern sie ist nach ihrer Zerstörung im dreißigjährigen Kriege von Johann Reinhard II. in ihrer schmucklosen Gestalt wieder erneuert worden, wobei man wahrscheinlich den aus früherer Zeit noch vorhandenen Gedenkstein mitverwandt haben wird.

Graf Philipp IV. hatte noch die Freude, durch die 1560 erfolgte Verheiratung seines Sohnes Philipp V. mit Ludovica Margarethe, der einzigen Erbin Jakobs von Zweibrücken-Bitsch, sämtliche lichtenbergischen Besitzungen diesseits und jenseits des Rheins im Jahre 1570, dem Todesjahre Jakobs, wiedervereinigt zu sehen.

In eine trübe Zeit fallen die Regierungsjahre Johann Reinhards I. Die Übergriffe der Herzöge von Lothringen, die von Frankreich aus begünstigt wurden, schmälerten seinen Besitz, und Graf Johann Reinhard I. sah sich zu Abkommen, die für ihn ungünstig waren, gezwungen. Die drohenden Wolken des dreißigjährigen Krieges verdüsterten seine letzten Lebensjahre. Im Jahre 1611 kam er in Hanau mit dem Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg zusammen, mit dem er ein Jahr früher einen Erbvertrag geschlossen hatte, der beim Aussterben der einen Linie der überlebenden deren ganzen Besitz zusicherte. Die im Jahre 1607 von Philipp Ludwig II. gegründete Hohe Landesschule in Hanau mag wohl Johann Reinhard I. den Gedanken nahegelegt haben, für sein Land eine ähnliche Bildungsanstalt ins Leben zu rufen. Er wurde 1612 der Gründer der Lateinschule in Buchsweiler, des späteren berühmten Gymnasiums, das noch bis zur Zeit der französischen Revolution für die geistige Entwicklung des Landes von großer Bedeutung war. Die Kirche zu Bodersweier, einem zwischen Rheinbischofsheim und Kork gelegenen Dorfe, erbaute er im Jahre 1616, wie uns eine Inschrift auf einer schönen Spätrenaissance-Wappentafel über dem Portale heute noch zeigt. In diesem Gotteshause wirkte 20 Jahre lang als Pfarrer einige Jahre später Quirinus Moscherosch aus Willstätt, der jüngere Bruder des berühmten Hans Michel Moscherosch. Er behandelte in Gedichtform die Schicksale seines unglücklichen Landes, dessen Hauptplätze vom kaiserlichen Obristen von Ossa 1632 erobert, geplündert und eingeäschert wurden.

Graf Philipp Wolfgang von Hanau-Lichtenberg, dem die besonnene Natur seines Vaters Johann Reinhard I. gefehlt zu haben scheint, hinterließ

---

*) Abgebildet bei Janitschek, Geschichte der deutschen Malerei. Berlin 1890. S. 408/409.

**) 1. „Frankfurter Zeitung“ vom 8. Juli 1907, Nr. 107. Dr. Fritz Hoeber: „Der Babenhauser Schnitzaltar.“ — 2. „Frankfurter General-Anzeiger“ vom 9. Juni 1907, Nr. 133: „Das Altarwerk zu Babenhausen.“

im Jahre 1641 bei seinem im besten Mannesalter erfolgten Tode seinem unmündigen Sohne Friedrich Kasimir ein Land, dessen Äcker verwüstet, dessen Wohnplätze zerstört und dessen Kassen erschöpft waren. Ein Jahr darauf erlosch in seinem Mannesstamme das Hanau-Münzenberger Grafengeschlecht, und es ging nach der 1610 getroffenen Erbvereinbarung die Herrschaft auf den regierenden Grafen von Hanau-Lichtenberg, Friedrich Kasimir, einen Jüngling von erst 18½ Jahren, über. Er hatte anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da einige Nachbarstaaten zumeist unbegründete Ansprüche erhoben. In seiner Notlage wandte er sich an die Landgräfin Amelia Elisabeth von Hessen-Kassel, eine geborene Gräfin von Hanau-Münzenberg, die ihm mit Rat und Tat zur Seite stand und seinen Rechten energisch Geltung zu verschaffen wußte. Als kluge Landesmutter verstand sie es, hierbei auch die Vorteile ihrer Familie zu wahren, indem sie mit ihrem Schützling und seinen Brüdern, den Grafen Johann Philipp und Johann Reinhard, am 5. August 1643 einen Erbvertrag abschloß, welcher der Landgräfin und ihren Nachkommen beim Aussterben des Hanau-Lichtenberger Mannesstammes die Erbfolge in der Grafschaft Hanau-Münzenberg zusicherte.

Unter der Regierung Friedrich Kasimirs weilte der berühmteste Sohn des badischen Hanauerlandes, Hans Michel Moscherosch, acht Jahre in Hanau. Im Jahre 1601 zu Willstätt als Sohn des Amtmanns geboren, kam er nach mancherlei Wechselfällen in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1656 nach Hanau, wo ihm Graf Friedrich Kasimir die Stelle eines Geheimrats und später die des Präsidenten der Kanzlei und der Kammer übertrug. Von seiner Tätigkeit in dieser Zeit rührt nicht die hohe Bedeutung seines Namens her, durch die ihm ein dauernder Platz in der Geschichte unserer Nationalliteratur gesichert werden sollte; seine berühmten „Wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewald" waren schon vierzehn Jahre früher erschienen. Inwieweit der abenteuerliche Sinn Friedrich Kasimirs und seine Neigung zu fürstlicher Prachtentfaltung, Eigenschaften, die sich nach dem Eintritt Moscheroschs in seine Dienste steigerten, auch in einem ursächlichen Zusammenhange hiermit stehen, läßt sich nicht feststellen, wie aus einer Äußerung des Hanauer Historikers Bernhard*) aus dem Jahre 1742 hervorgeht: „Ob Moscherosch dem Grafen Friedrich Kasimir die staatswidrigen und landesverderblichen Prinzipia in den Kopf gesetzet, will ich zwar nicht sagen, wiewohl ihn andere vor den ersten hanauischen Landverderber halten." Das Treiben der Abenteurer und Schwindler, die den Grafen eine Zeitlang beherrschten und zu den unsinnigen Ausgaben für die Gründung eines Königreichs Hanauisch-Indien am Orinoko, zur Errichtung einer Akademie für Künste und Wissenschaften mit dem bombastischen Namen Sophopolis, zur Anschaffung von Raritäten ꝛc. verleiteten, mag Moscherosch den Abschied von Hanau im Jahre 1664 leicht gemacht haben. Er trat in die Dienste der Landgräfin Sophie von Hessen-Kassel, der willensstarken Schwester des Großen Kurfürsten, als Geheimrat ein. Kaum fünf Jahre befand er sich in dieser Stellung, als er auf einer Reise in Worms 1669 starb. Ein Denkmal in Gestalt einer abgestumpften Granitpyramide, in die ein Bronzerelief mit dem Medaillonbildnisse von Moscherosch eingelassen ist, wurde am 9. Juni d. J. zu Willstätt enthüllt. Das anspruchslose Kunstwerk steht neben der stattlichen Barockkirche und ist berufen, die Erinnerung an Willstätts großen Sohn wachzuhalten, der mit echt vaterländischem Sinne und schlichter Frömmigkeit das entsetzliche Elend, die Verrohung und den Sittenverfall des dreißigjährigen Krieges, mit furchtbarem Realismus schilderte und an größerer poetischer Tiefe und einer mehr volkstümlichen Darstellung nur noch von seinem Zeitgenossen Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, dessen Geburtsort ebenfalls an der Kinzig, jedoch an der hessischen, lag und der sein Leben in der Nähe von Willstätt beschloß, übertroffen wird. (Schluß folgt.)

*) E. J. Zimmermann, Hanau, Stadt und Land. Hanau 1903. S. 736.

Der tolle Musikant.

Frei aus dem Amerikanischen des Egerton Castle übertragen von Louise Faubel.

(Schluß.)

„Abermals Kameraden!" Steffen wandte sich überrascht um und sah den tollen Musikanten neben sich. „Kameraden auf dem Stroh! Was für ein Bett für den edlen Herrn! Miserabel! Sie haben hier keine Achtung vor dem Rang, diese unwissenden Landleute! Doch lieber bette ich mich auf das reine, gelbe Stroh, das nach Sonnenschein riecht und mir von den Feldern draußen erzählt, als auf Eure dicken Federbetten."

„Geigeronkel! schallte es ängstlich durch die Nacht. Der Geiger lief hinaus bis zur Mitte des mondbeleuchteten Hofes und blickte nach dem Hause. Aus

einiger Entfernung von dem Ort, wo Friedrichs Burschen ihre Schlafstätte hätten, hörte man grobes Gelächter und die Töne eines Trinkliedes. Eine gelbe Flamme erschien auf dem hölzernen Balkon unter dem Dach. Sidonie beugte sich hinunter und schützte mit der Hand ihre Kerze gegen den lauen Nachtwind.

„Seid Ihr da, Geigeronkel?"

„Ja, Kind."

„O, das ist gut. Geigeronkel," sie lehnte sich noch weiter über. Ihre Zöpfe hingen herunter; der eine leuchtete goldig im Kerzenlicht, der andere silbern im Mondschein, ihre Stimme tremolierte ärgerlich. „Geigeronkel, er wollte mich küssen!"

„Wer!"

„Der große Mann mit der Peitsche. Er faßte mich um die Taille. Ich konnte ihn mit nichts weiter, als mit meinen Zöpfen schlagen. Ich schlug sie ihm ins Gesicht, gerade in die Augen." —

„Gerade in die Augen!" rief der Geiger und klatschte in die Hände, „bravo, bravo, kleine Mamsell!"

„Sie pfiffen wie eine Gerte", — das Mädchen lachte und weinte in einem Atem, „ich glaube, ich habe ihn halb geblendet. Darf ich hinunter kommen, Geigeronkel? Ich möchte mich mit Euch unterhalten und Musik hören."

„Lieber nicht", sagte der Geiger, und dann trat Steffen aus dem Schatten neben ihn. Wie fürchterlich, die vornehme Dame mit den dunklen Augen in der Gesellschaft von solchen Wüstlingen zu wissen! Sidonie zog sich bei seinem Anblick mit einem Schrei zurück.

„Nun, nun, fürchte Dich nicht vor ihm. Es ist nur mein Kamerad. Was die anderen anbetrifft, so geh hinein, Kind und verriegle die Tür," rief der Geiger, „geh zu Bett und schlaf in Frieden, ich werde wachen."

„Aber wollt Ihr nicht spielen?" fragte das Mädchen über ihre Schulter hinweg.

„Sofort, Kleine, und zwar ein Stück, das verschiedene Leute tanzen machen soll. Aber Dich soll es in Schlaf wiegen."

Als das Mädchen verschwunden war, wendete sich der Geiger an Steffen. Er lachte, aber seine Augen funkelten im Halbdunkel wie die eines wilden Tieres. „Hörtet Ihr?" rief er. „Das Mädchen schlug ihn; aber Ihr, Ihr ließet Euch hinausweisen. Wie ein Lamm folgtet Ihr! Steffen Lee, Graf zu Waldorf-Kilmannsegg, hinausgeworfen von zwei gemeinen Förstern! Was fließt denn in Euren Adern? Wasser statt Blut? Dieser sogenannte Schmidt packte Euch, nicht wahr? Und Ihr ein Jüngling! Beim Haupte meines Vaters, hätte er mich angerührt, so alt wie ich bin, er hätte seine eigene Peitsche fühlen müssen! Aber der Bursche hat Muskeln; nein, Ihr hattet recht, Herr. Laßt uns vor allem vorsichtig sein! Nur lügt die Maske, diese glatte Wange, diese krause Locke. Jung seid Ihr, aber Euer Herz ist nicht jung. Es ist wie der Kern einer tauben Nuß — trockener Staub! Bei Gott, ich habe mehr von dieser Jugend in meinem verbrauchten, welken Körper als Ihr!"

„Ich war verwirrt, es war vor der Dame", unterbrach Steffen, an jedem Glied zitternd und in seinem Stolz aufs tiefste getroffen.

„O, die Dame!" rief der andere mit höhnischem Lachen. Während der Rede des Musikanten war der junge Mann unbewußt zurückgewichen und stand nun an der Mauer des Hauses. Jetzt wurde ein Fenster dicht neben ihm geöffnet, ein Seufzer drang hinaus in die Nacht.

„Ah, Dio!"

„Euer Stichwort", höhnte der Geiger und verschwand in der Dunkelheit.

Das Fenster gehörte zu einem Zimmer des Unterstocks, die Dame lehnte sich heraus, die Ellbogen auf den Sims gestützt, ihr Gesicht wurde vom Monde hell beleuchtet. Konnte man wirklich so schön sein?

„Madame!" rief Steffen, sein Herz, das der Geiger mit trockenem Staub verglichen hatte, fing heftig an zu schlagen.

„Still, still," flüsterte sie, einen Lilienfinger an den Mund haltend. „Seid Ihr es, Herr?" Er trat in den Mondschein; er wußte nicht, daß er ebenfalls sehr stattlich und heldenhaft aussah. Irgendwo in der Dunkelheit strich der Bogen des Geigers über die Saiten. Der Ton war so zart wie das Licht des Mondes, er drang an ihre Ohren, so sacht, als ob es kein Ton sei. Seine Hand faßte ihre warmen Finger, der Duft ihrer Locken umschwebte ihn, sie sah ihn mit leuchtenden Augen an. O Geiger, was für zauberische Klänge sind dies? Was für Seligkeit tun sie kund, was für geheimnisvollen Rat geben sie? dort die halbgeöffneten Lippen, die weißen, schimmernden Zähne und hier dieser Jüngling, den noch nie ein Frauenmund berührt hatte! Solch ein kleiner Raum zwischen seinem gesenkten Haupt und ihrem emporgewandten Gesicht — —?

Eine Tür schlug hinter ihr zu. Sie zog ihre Hand zurück. Die Musik brach plötzlich ab. Steffen war es, als ob der Geiger lachte. Ein schwacher Schrei — Himmel; lachte sie auch? Er sah, ja er sah des Inspektors verhaßte Figur. Der zog sie an den Schultern vom Fenster, der Fensterladen wurde zugeworfen und geräuschvoll verriegelt. Der Hof gähnte wie ein Abgrund zu seinen Füßen. Rote Lichter tanzten vor seinen Augen. Das war

ihr Zimmer, und der Mann war bei ihr eingedrungen? War er nicht jung, hatte er kein Blut in den Adern? Er drehte sich herum, rannte blindlings nach der Eingangstür und fiel gerade auf Förster Schmidts breite Brust. Ein französischer Fluch erscholl, dann in gebrochenem Deutsch die Worte: „Kann er nicht sehen, wo er hingeht?“ Aus dem Dunkeln ertönte des Geigers Lachen, oder war es sein Spiel? Der junge Mann wußte nicht, was eigentlich geschah, bis ein Knall wie ein Pistolenschuß durch die Nacht tönte, da wußte er, daß seine Hand das breite, freche Gesicht endlich gefunden hatte. Der Schlag klärte seinen verwirrten Kopf, wie ein Windstoß den Nebel hinwegfegt. Schmidt heulte wie ein wütender Ochse, aber Steffen begegnete dem Hieb der emporgehobenen Peitsche mit der Geschicklichkeit des gelernten Boxers. Der Angriff auf beiden Seiten fing mit einer ehrenvollen Verteidigung für ihn an und endete in einem Kampf auf Leben und Tod. Der Geiger fiedelte darauf los, wie vom Teufel besessen. Es war die feurigste Kampfmelodie, die jetzt anhub, immer schriller, immer lauter und schneller. Die Luft wurde gespickt mit den Flüchen des Försters, jedoch Steffen rang schweigend wie ein Edelmann. Bis zu seinem Tode behauptete er später, daß er angefangen habe, das Übergewicht über den wütenden menschlichen Stier zu erhalten, als sein Fuß in einer hervorstehenden Wurzel hängen blieb. Er fiel zu Boden, sein Gegner auf ihn. Einen Augenblick glaubte er ersticken zu müssen, er sah vor seinen Augen einen blanken Stahl, hellglänzend im Mondlicht, er hörte Rufe und den Aufschrei einer Frau. Dann verlor Graf Waldorf-Kilmannsegg das Bewußtsein, seine Gedanken flogen auf den Schwingen einer besonders fröhlichen, kleinen Melodie auf und davon.

— — — — — — — — — —

Steffen öffnete schwer die Augen und starrte abwesend auf das hereindringende Licht zwischen den Strohhalmen, auf das große Viereck wallenden Nebels, auf die leise rauschenden Blätter, das das geöffnete Scheunentor sehen ließ. Er wandte den Kopf und fand, daß dieser auf einem duftigen Leinenkissen lag, aber auch, daß er schmerzte trotz diesem Luxus.

Eine lustige, verrückte Melodie tanzte in seinem Hirn. Dann sah er, gleich einer Vision die Figur eines Mannes vor sich sitzen, die Beine übergeschlagen und eine neue Saite auf seiner Geige befestigend. Und die Erinnerung kam langsam wieder.

„Die Musik war schuld daran“, sagte er.

Der Geiger warf ihm einen spöttischen Blick zu. „Trotz alledem erhieltet Ihr den Kuß nicht.“

„Aber ich erhielt eine Schlappe!“ Der junge Mann setzte sich in die Höhe, ganz begeistert von der Erinnerung und fand, daß er nur ein wenig steif und schwindlig war, ihm aber weiter nichts fehlte.

„Aber das Messer eines gewissen Jemand hätte beinahe in Euch gesteckt,“ erwiderte der Geiger trocken, „dann würde es ein Ende gehabt haben mit Eurem Lernen jung zu sein. Trotzdem habt Ihr Fähigkeiten, ja, ja, Ihr habt Fähigkeiten.“ Er befestigte die Saite und nickte dabei.

Ein Hahn krähte im Hof. Eine Drossel sang irgendwo zwischen dem Zirpen der Vögel. Eine leichte, duftige Brise kam von den Fichten hereingeflogen und fächelte Steffens Kopf und Brust. Er faßte mit der Hand nach seinem geöffneten Hemd und sah den Musikanten fragend an. Dieser nickte wieder.

„Ihr wurdet ohnmächtig, als Ihr stürztet, während jener Grobian auf Euren Körper fiel“, sagte er. „Es war gut, daß ich seine Hand im rechten Augenblick festhielt. Und dann kam der Kleine herausgelaufen und schrie: Vergießt kein Blut, d'Albignac! Das ist eine gute Eigenschaft von ihm, er ist barmherzig.“

„Der kleine Mann? — d'Albignac?“ Steffen wiederholte erstaunt die Worte.

„Ihr habt seine Wange gut getroffen, ich meine d'Albignac's“, sagte der Geiger.

„Wir zwei könnten vielleicht noch große Taten zusammen vollbringen. Ja, ja, es war d'Albignac, Grand-Veneur und Kuppler seiner Majestät des Königs von Westfalen.“

„Majestät? König Jérôme?“

„Glaubtet Ihr, daß Meyer und Schmidt für gewöhnlich französische Namen sind?“ fragte der Geiger mitleidig, „dieses Inkognito hätte ein Kind durchschauen können.“

Draußen dämmerte es langsam, aber in Steffens Gehirn wurde es plötzlich hell.

„Und, und“, stotterte er und versuchte aufzustehen, „die Dame — —“.

„Die Dame, mein armer junger Freund, war niemand anders als eine kleine Tänzerin von Genua. Der kluge und große Kaiser Napoleon hatte zwei Kommissäre beauftragt, sie aus ihren prächtigen Räumen in Napoleonshöhe zu entfernen, da ihre Gegenwart weder der Würde des Königs noch der Königin förderlich war. Der große Napoleon hält strenge auf Anstand, was dies anbetrifft. Unser heißblütiger kleiner König war jedoch entschlossen, noch ein letztes Rendezvous mit der Kleinen zu haben.“

„O Gott!“ rief Steffen, und fuhr mit der Hand über den Mund, als ob das Verlangen nach dem Kuß ihn verunreinigt habe. „Also dieser Bursche Meyer ist — —“

„Unser Brüderchen Jérôme, ja.“

Der Geiger sang mit melodischer, müder Stimme, während sein Bogen leicht über die Saiten tanzte. Es war ein sonderbares Lied:

Nous allons chercher un royaume
Pour not' p'tit frère Jérôme. —

„Dies ist das Lied der Soldaten vor Jena", erklärte er. „Sapristi, eine anreizende, rauhe Melodie! Als unsere Freunde sie diese Nacht hörten, liefen sie auf und davon."

Während Steffen ihn mit immer größerem Erstaunen anstarrte, fuhr der Geiger in spöttischem Tone fort: „Die Bösen fliehen, wenn sie keiner verfolgt. Wenn es einen gibt, vor dem sich der kleine König fürchtet, so ist es der große Kaiser. Der große Bruder behält ihn im Auge. Und das Brüderchen hat es sich in den Kopf gesetzt, daß Euer gehorsamer Diener der gefährlichste von Napoleons Spionen ist. Ich brauchte nur die kleine Melodie zu spielen und Seine Majestät von Westfalen mit seinen auserwählten Begleitern — er machte eine Bewegung mit der Hand — fort, verscheucht, wie erschreckte Spatzen!"

„Fort?" sagte Steffen, und obgleich sie nur eine Tänzerin war, tat ihm sein Herz ein wenig weh.

„Fort," wiederholte der Geiger, „noch vor Tagesanbruch. Sidonie ist ebenfalls gegangen. Ha, ha, Herr Graf, mir scheint, kurze Röcke tragen für Euch nur die Bauern und die große Dame kostbare Juwelen! Es war prächtig anzusehen, wie Ihr vor der Berührung ihrer Zöpfe zurückwichet! Sie brachte Euch ihr Kissen und weinte um Euch und dachte, Ihr wäret tot, bis ich sie ihre Hand auf Euer Herz legen ließ, damit sie sein Klopfen fühlen konnte. Es ist ein edles Mädchen, und ein vornehmeres Geschlecht wird Euch auf Euren Reisen nicht begegnen, denn sie ist die Erbin des Landes. O, es ist nichts Falsches an ihr! Sie besucht dann und wann ihre Amme. Ihr habt ihren Fuß nicht angesehen und die aristokratische Augenbraue, sie war ja für Euch nur ein Bauernmädchen! Aber Jérôme —"

„Jérôme!" wiederholte Steffen, er wußte nicht warum, aber eine wahre Wut überkam ihn jetzt.

„Jérôme betrachtete sie aufmerksam, wie Ihr wißt", fuhr der Geiger fort, „und darum schickten wir sie zurück, Friedrich und ich, nach ihrem Schloß. Inzwischen schlieft Ihr. Seht nicht so niedergeschlagen aus", er wechselte plötzlich den Ton wieder. „Ist es nicht interessant zu erfahren, wie der König von Westfalen seine Zeit verbringt, während alle Männer seines Landes für das Kaiserreich kämpfen, in Spanien von der Hitze getötet werden und in Rußland von der Kälte? Und habt Ihr nicht eine Nacht verbracht, an die Ihr, so lange Ihr lebt, zurückdenken werdet? Kommt heraus, ich will Euch etwas zeigen, was Ihr noch nie gesehen habt: Sonnenaufgang im Walde!"

Der Hof lag schweigend und verödet da. Sie waren alle fort, verschwunden wie ein Traum.

„Seht empor!" sagte der Geiger, „habt Ihr jemals solch ein durchsichtiges Blau gesehen? Und die Bäume, in geheimnisvolles Schweigen eingehüllt! Seht den Silberschimmer des Taues an jedem Blatt und Halm, hört, wie er heruntertropft! Jeder Tag ist eine neue Schöpfung! O, ich könnte die Morgenmusik dazu machen, wenn wir sie nicht schon hätten. Hört Ihr die Vögel: Das ist die Drossel von gestern Abend da oben im Lärchenbaum, sie beobachtet den Himmel, darum singt sie nur halblaut, aber sie wird rufen, wenn die Sonne aufsteigt! Hört Ihr das Summen der Biene — in Mutter Friedrichs Garten wächst Thymian — und das ist das Plätschern des Baches auf den Steinen, was für eine Symphonie! Fühlt Ihr den Atem des Waldes, den Duft des taugetränkten Mooses unter Euren Füßen. Schmeckt Ihr ihn? Und den Geruch der jungen Birkensprossen, das Parfüm der Fichtennadeln? Paßt auf und sehet, wie der Wald von innerem Feuer erleuchtet wird! Dunkel und farblos stehen die Bäume neben uns. Seht hinein, wie die Flamme wächst, wie sie sich ausbreitet, leuchtendes Gold, leuchtend, gleich einem Rubin! Und seht dort den Purpur auf jenen Tannenbäumen! Die Sonne ist aufgegangen!"

Der Geiger brach hier ab. Steffen dachte später darüber nach, ob er überhaupt gesprochen, oder ob er ihn nur seine Gedanken hatte fühlen lassen. Sicherlich war sein seltsamer Gefährte jetzt fertig, er nahm seinen zerdrückten alten Hut ab und winkte.

„Lebt wohl", sagte er, „Mutter Friedrich wird Euch Frühstück geben, ihr Sohn schaut bereits nach Euren Dienern aus. Lebt wohl, edler Graf! Vergeßt nicht, jung zu sein!"

„Werde ich Euch nie wieder sehen?" rief Steffen. Sein Herz wurde schwer, zögernd fügte er hinzu: „Kamerad!"

Der Geiger, der schon leichten Schrittes dem Walde zustrebte, hielt gedankenvoll inne. „Wer weiß?" sagte er zurückblickend. „Wenn Ihr zu suchen wißt, vielleicht, wer weiß?"

Er tauchte in das Waldesdickicht dort hinein, wo die Sonne einen goldnen Pfad zwischen den Bäumen erscheinen ließ und die knospenden Buchen auf jeder Seite wie grüne Fackeln leuchteten. — —

Aus alter und neuer Zeit.

Die Wilhelmshöher Allee. Seit dem 1. Oktober wird die Wilhelmshöher Allee abgeholzt. Zuvor läßt die Garteninspektion die noch verpflanzungsfähigen Bäume entfernen, um sie an anderer Stelle zu verwenden. Für die neue Baumpflanzung wird dann der Boden durch einen mit guter Muttererde versehenen Pflanzstreifen neu vorbereitet. Für die Neupflanzung, die im März vorgenommen werden soll, hat man die Krimlinde gewählt. Der hierzu nötige Kostenaufwand soll 75000 M. betragen. Die Allee hat in ihrem jetzigen Bestand fast ein Alter von 130 Jahren erreicht. Schon 1768 ließ Landgraf Friedrich II. das Weißensteiner Schloß durch eine schnurgerade Allee von Linden- und Eschenbäumen mit der Residenz verbinden; die Lindenbäume wurden von der Esplanade und den damals abgetragenen Wällen mit Erfolg dorthin versetzt. Das damals neu errichtete Weißensteiner Tor wurde 1866 wieder niedergelegt und die auf seinen Pfeilern thronenden Löwen am nordöstlichen Eingangstor zum Museum aufgestellt. Durch die neue Allee wurde der Weg, der sonst (nach Engelhard) auf zwei Stunden gerechnet wurde, um eine halbe Stunde verkürzt. Und da dieser neue Weg nicht bis an die Stadt gerade verlief, sondern bei der neuen Backsteinbrennerei eine Wendung nach dem Weißensteiner Tor nahm, wurde er 1776 und 1777 bis zum damaligen Königstor, (dem späteren neuen Wilhelmshöher Tor), fortgeführt. Seit 1778 durfte die Weißensteiner Allee bebaut werden, wobei der Landgraf jedem Baulustigen noch eine besondere Unterstützung gewährte.

Hbach.

Goethes großes Interesse für Naturwissenschaften hat ihn in vielfache Beziehungen zu den Apothekern gebracht, die zu seiner Zeit die einzigen beinahe waren, bei denen ihre Pflege vorauszusetzen war, und bei denen man auch jetzt noch der Regel nach Belehrung über zum mindesten ihren Wohnort und seine Umgegend betreffende naturwissenschaftliche Fragen erholen kann. In Frankfurt machte er 1815 die Bekanntschaft des jungen Friedr. Wöhler, der 1832 Lehrer an der Kasseler Gewerbeschule war und der auch sonst mit Kassel in mancherlei Verbindung steht, als er sich gerade eine Stufe Kupfer-Lasur von Chessy bei einem Sammler und Händler Johann Menge aus Lübeck kaufte, der die Messe regelmäßig besuchte, um die damals besonders herrschende Sammelwut kaufmännisch auszunutzen. Mit Hessen direkt trat er in Verbindung, als er den Apotheker Fraaß, den damaligen Verwalter der Apotheke in Hofgeismar und den treuen Freund der Sanderschen Familie dort, um Besorgung von hessischen Aragoniten anging.

Hermann Schelenz.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 7. November hielt der Verein für hessische Geschichte in Kassel seinen ersten wissenschaftlichen Herrenabend nach den Sommerferien ab. Vor Eröffnung der Sitzung widmete der Vorsitzende, General Eisentraut, dem verstorbenen Vorstandsmitglied, Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf in eingehender Rede ehrende Worte der wärmsten Anerkennung; namentlich hob er dabei dessen hohe Bedeutung für die Lokalforschung und insbesondere den hessischen Geschichtsverein hervor, für den er wohl stets unersetzlich bleiben werde; keiner habe wie er verstanden, seinen Forschungen und Kenntnissen in Vorträgen Worte von so glühender Beredsamkeit zu leihen, und keiner habe wie Schwarzkopf eine so zahlreiche Zuhörerschaft vor sich gehabt. Vieles werde mit diesem gründlichen Kenner der hessischen Geschichte hinuntergegangen sein, und das sei eine neue Mahnung an die Lebenden, das Erforschte aufzuzeichnen. Der Verein werde dieses sein treues Mitglied nie vergessen. Weiter gedachte Redner eines anderen, am gleichen Tage verstorbenen Mitgliedes, Hirsch Fränkels. Das Andenken beider ehrten die Anwesenden durch Erheben von den Sitzen. — Hierauf wurden an diejenigen Mitglieder, die nicht an der Eschweger Jahresversammlung teilnahmen, Exemplare der von dem bekannten Numismatiker Dr. Buchenau verfaßten Broschüre „Eschwege als mittelalterliche Münzstätte“ verteilt. Aus den weiteren Mitteilungen sei folgendes hervorgehoben. Der Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Stendell, „Wie sind Eschwege und die Eschweger geworden“ sei im Druck erschienen und für 50 Pfennig zu erhalten. Das umfangreiche Werk des Majors v. Dalwigk über die Geschichte des 83. Infanterie-Regiments, in dem namentlich die Geschichte der Stammtruppen ausführlich behandelt wird, ist den Mitgliedern zum Ausnahmepreis von 5,50 Mark zugänglich. In eingehender Weise berichtet der Vorsitzende hierauf über die in Mannheim abgehaltene Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine und

regt sodann an, den Spuren **vorhistorischer Besiedlung** in und um Kassel intensiver als bisher nachzugehen und vor allem auch die mit Ausschachtungen beauftragten Arbeiter besser aufzuklären; er selbst wolle sich zu diesem Zweck mit den Baubehörden in Verbindung setzen. Weiterhin empfehle es sich auch für den Verein, für Kassel ein **Idiotikon** zusammenzustellen. Der Kasseler Dialekt sei zusehends im Verschwinden begriffen. (Es sei hier eingeschaltet, daß der verstorbene Dialektdichter Heinrich Jonas aus dem Nachlaß seines Freundes, des Sprachlehrers Grassow, eine „Kasseler Grammatik" überkommen hat. Der Verein würde sich durch eine eventuelle Drucklegung dieses Werkchens ein sehr großes Verdienst erwerben. D. Red.). Zum Schluß gibt General Eisentraut einen sehr fesselnden Bericht über die von ihm im Auftrag des Kgl. Museums in letzter Zeit vorgenommenen Ausgrabungen zu Unterrieden und Ellenberg. — Ingenieur Happel legte eine große Zahl von Funden vor, die er in den Schutthalden hessischer Burgen machte, Knochen, Nägel, Dachziegeln, mit denen die Wehrgänge abgedeckt waren, Steine, die zu technischen Zwecken verwandt wurden, Gefäßscherben, Steigbügel, Sporen, Steinkugelteile, Doppelhakenkugeln, Fragmente eines Panzerkettenhemdes usw. — Rechnungsrat **Woringer** verlas zum Schluß einen von einem früheren Kasselaner, dem praktischen Arzt Dr. **Bernhard Stern** in Brooklyn verfaßten Aufsatz über die Schlacht bei Flatbush (Long Island, 27. August 1776), die erste Schlacht zwischen den hessischen und amerikanischen Truppen. Mehrere Pläne und Photographien wurden dabei zur Illustrierung des Geländes vorgelegt.

In der Vorstandssitzung des **Fuldaer Geschichtsvereins** am 5. dieses Monats regte der Vorsitzende, Oberbürgermeister Dr. **Antoni**, an, die Flurnamen der ehemaligen Fürstabtei Fulda, und zwar zunächst des jetzigen Kreises Fulda, zu sammeln. Unter Hervorhebung des hohen geschichtlichen, sprachlichen und erzieherischen Wertes, sowie der außerordentlich hervorragenden Bedeutung dieser Forschung für die Geschichte jeder einzelnen Gemeinde bezeichnete der Vorsitzende die Lehrer als die geeignetsten Kräfte zur Mitwirkung bei dieser Aufgabe. Der Vorstand begrüßte diese Anregung mit Freuden, und es wurde beschlossen, die Vorarbeiten zur Flurnamenforschung sogleich in Angriff zu nehmen.

Hochschulnachrichten. **Marburg**: Am 13. Oktober fand in der Aula der Universität in der üblichen Weise die Einführung des neuen Rektors, des Geheimen Medizinalrats Professor Dr. **Tuczek**, statt. Der scheidende Rektor, Professor Dr. v. **Sybel**, wies in seinem Rückblick u. a. auch auf die während seines Amtsjahres erfolgte Vergrößerung der Universitätsbibliothek und die akademische Lesehalle hin, die nun doch im nächsten Semester eröffnet werden wird. Weiter erwähnte er das Hinscheiden des Seniors der philosophischen Fakultät, des Geheimen Rats **Friedrich Justi**, sowie des 50jährigen Dienstjubiläums des Kanzleirats **König**, und des Quästors, Rechnungsrat **Beckmann**. Die Universität habe im letzten Halbjahr 1950 Hörer gezählt, gegen 1542 im vorhergehenden Semester. Der neue Rektor, der Psychiater Professor Dr. **Tuczek** sprach über „Gehirn und Gesittung". Zum Schluß ermahnte er die jungen Kommilitonen, nicht abzulassen nach der Wahrheit und **nur** nach der Wahrheit zu streben. — Die diesmalige, von Professor Dr. **Beneke** verfaßte Rektoratsschrift trägt den Titel: „Die Entstehung der kongenitalen Atresie der großen Gallengänge; nebst Bemerkungen über den Begriff der Abschnürung". — Die neue akademische Lesehalle, durch einen zwischen der Universität, der Museumsgesellschaft und der Stadt geschlossenen Vertrag gesichert, wird den größten Teil des ersten Stocks im früheren Museum, den jetzigen Stadtsälen, einnehmen. Nachdem der Minister die Gründung einer „obligatorischen" akademischen Lesehalle abgelehnt hatte, hat er eine fakultative akademische Lesehalle durch Gewährleistung einer Einnahme von 4000 M. ermöglicht. — Der Professor der Geburtshilfe Dr. W. **Stoeckel**-Berlin übernahm an Stelle des Geheimrat Professor Dr. **Ahlfeld**, der damit seine klinische Tätigkeit abschloß, die Leitung der Kgl. Frauenklinik und Hebammenlehranstalt. Stoeckel wurde 1871 zu Stobingen in Ostpreußen geboren, promovierte 1896 in Königsberg, war 1896/97 Schiffsarzt beim Norddeutschen Lloyd, 1897/98 Volontär bei Professor Marchand in Marburg, 1898/1901 Assistent an der Bonner Frauenklinik unter Geheimrat Fritsch, bis 1903 Oberarzt an derselben Klinik, habilitierte sich Sommer 1903 in Erlangen, wurde Oberarzt, leitete 1904 vertretungsweise die Erlanger Frauenklinik, kam 1904 als Oberarzt an die Frauenklinik der Charité zu Berlin und ließ sich noch im selben Jahr als Privatdozent an der Universität Berlin nieder. Oktober 1905 erhielt er den Titel Professor. — Der Privatdozent und erste Assistent am physiologischen Institut Professor Dr. **Kutscher** ist vom Minister zum Abteilungs-Vorsteher ernannt worden. — Der bisherige Privatdozent Dr. **Schwenkenbecher** in Heidelberg wurde zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät ernannt. — Dem Privatdozenten der medizinischen Fakultät und Oberarzt der medizinischen Klinik Dr. **Heß** ist der Titel Professor verliehen worden. — **Gießen**:

Das Rektorat der Universität ist auf den Juristen Professor Leist übergegangen. — Der Privatdozent der Gynäkologie und erste Assistent an der Frauenklinik Dr. Kroemer scheidet aus dem Lehrkörper der Universität aus, um mit Professor Pfannenstiel nach Kiel überzusiedeln. — Der bisherige ordentliche Professor an der Prager deutschen Universität Dr. med. von Franqué wurde zum ordentlichen Professor der Gynäkologie und Geburtshilfe und Direktor der Frauenklinik mit Wirkung vom 1. Oktober 1907 ab ernannt.

Das Marburger Religionsgespräch. Aus Anlaß der in Marburg tagenden, von etwa 300 Teilnehmern aus dem In- und Auslande besuchten Versammlung der „Freunde der christlichen Welt" sprach am 10. Oktober in einer von über 1000 Personen besuchten öffentlichen Versammlung im Rittersaal des Marburger Schlosses der frühere Marburger Hochschullehrer Professor Lenz aus Berlin über das im Marburger Schloß 1529 auf Anordnung Philipps des Großmütigen abgehaltene Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli. Unter anderem hob der Redner hervor, es sei irrig, die erste Disputation, die am 2. Oktober um 6 Uhr morgens im Gemach des Fürsten stattfand, nur als Vorbesprechung anzusehen, vielmehr habe gleich die Hauptfrage über das Abendmahl zur Debatte gestanden. Da keine Einigung erzielt wurde, wurden die Verhandlungen, bei denen sich nur Luther und Oekolampadius, Melanchthon und Zwingli in Gegenwart Philipps gegenüberstanden, auf den nächsten Tag verschoben. Auch dieses zweite Kolloquium trug streng vertraulichen Charakter, nur die Marburger Professoren wurden hinzugezogen. Eine Einigung wurde auch an diesem zweiten Tage des Gesprächs, das sich lediglich um Fragen der Dogmatik, ohne Berücksichtigung der Politik, drehte, nicht erzielt. Die eigentliche Bedeutung dieses Konzils lag jedoch in dem Bestreben Zwinglis, alles zu einem Bunde gegen den Kaiser zu vereinigen und auch Philipp in diesen Bund hineinzuziehen.

Jubiläum. Das Gymnasium zu Gießen beging in diesen Tagen seine 300Jahr-Feier. Am 11. Oktober fand durch Oberprimaner eine Aufführung von Sophokles' „Antigone" in der Übertragung des Gießer Gymnasialoberlehrers Altendorf mit Mendelssohns Musik statt. Am 12. Oktober fand in der neuen Aula der Festakt statt, bei dem Professor Dr. Messer die Festrede hielt. Den Beschluß bildete eine Nachfeier auf der Liebighöhe. Wie die Universität, so kann auch das Gymnasium seinen Ursprung auf das Jahr 1607 zurückführen. Bereits am 10. Oktober 1605 wurde ein Gymnasium illustre, verbunden mit einem Paedagogium trilingue, eröffnet. Erster Gymnasialrektor war der Theologe Johann Winkelmann, sein bedeutendster Mitarbeiter Balthasar Mentzer. 1607 wurde das Gymnasium unter Landgraf Ludwig V. zur Universität erhoben, während das Pädagogium bis zum Jahre 1838 in enger Verbindung mit dieser Anstalt blieb; seitdem ist die Anstalt Großherzogliches Gymnasium. 1803—1816 gehörte Gottlieb Friedrich Welcker, der Begründer der klassischen Archäologie, dem Lehrkörper an, von 1876—1899 war der bedeutende Pädagoge Hermann Schiller ihr Direktor. Schüler der Anstalt waren u. a. Karl Vogt und Ernst Eckstein. Der Großherzog verlieh der Anstalt zur Erinnerung an den Stifter Landgraf Ludwig den Getreuen den Namen Landgraf Ludwig-Gymnasium.

Der neue Präsident des Oberlandeskulturgerichts. Zum Präsidenten des Oberlandeskulturgerichts wurde der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Hermann Metz ernannt. Metz stammt aus Kurhessen und wurde 1866 als Referendar in preußische Dienste übernommen. Von 1867 ab war er Assessor bei dem Kreisgericht in Marburg, dann in Biedenkopf tätig, ging dann zur landwirtschaftlichen Verwaltung über, wurde als Regierungsassessor Spezialkommissar in Marburg und 1875 in Kassel; 1877 wurde er zum Regierungsrat befördert. Kurz darauf wurde er Hilfsarbeiter im Landwirtschaftsministerium und 1882 dem Oberlandeskulturgericht überwiesen; hier wirkte er als Oberlandeskulturgerichtsrat, bis er 1891 zum Präsidenten der Generalkommission in Frankfurt a. O. ernannt wurde.

Gemälde. Von Kunstmaler Arthur Ahnert in Kassel wurde ein im Besitz der Stadt Kassel befindliches Ölgemälde restauriert, das die neunte Kompagnie der alten Kasseler Bürgergarde darstellt und 1851, also kurz vor der Auflösung der Bürgergarde, von dem Bürgergardisten Maler- und Weißbindermeister G. W. Mades gemalt wurde. Auf der Rückseite des Bildes sind sämtliche Namen der Porträtierten verzeichnet. Man sieht diese unter mächtigen Bäumen im Garten des alten Schützenhauses vor dem Wesertor zu kühlem Trunke vereinigt und im Hintergrunde den Kommandeur Heinrich Eissengarthen mit seinem Adjutanten, dem Buchhändler Luckhardt, zu Pferd.

Prähistorische Begräbnisstätten. Hauptlehrer Vonderau zu Fulda legte in der Nähe der Lanneshöfe zwischen Petersberg und Künzell zahlreiche Urnengräber frei.

Altertumsverein. Auf Anregung des Professor Dr. Plath, der in letzter Zeit Ausgrabungen im Bereich der Gela- oder Gudobertuskapelle zu Gelnhausen vornahm und vermutlich das Gudobertusgrab in der Kapelle freilegte, wurde in Gelnhausen ein Altertumsverein gegründet.

Fund. In der Korrektionsanstalt Breitenau wurde gelegentlich der Ausschachtungsarbeiten für Kanalisationszwecke in beträchtlicher Tiefe ein großer Steinsarg mit dem Skelett einer anscheinend männlichen Leiche bloßgelegt.

Bauernfest. Im nächsten Jahr soll in dem inmitten des ehemaligen Amtes Hüttenberg gelegenen großen Bauerndorf Lang-Göns ein großes oberhessisches Bauernfest stattfinden und mit einem Trachtenfest verbunden werden.

Rathaus-Umbau in Marburg. Die Marburger Stadtverordneten beschlossen, den Umbau des Rathauses in Erwägung zu ziehen und zu diesem Zweck das Urteil Sachverständiger zu hören. Am 4. Oktober weilte Geh. Rat Professor Thiersch aus Wiesbaden, ein geborener Marburger und Ehrenbürger der Stadt, in Marburg, um mit dem Magistrat und den betreffenden Kommissionsmitgliedern eine Besichtigung des Rathauses vorzunehmen.

Der Waldreichtum Hessens. Der Regierungsbezirk Kassel nimmt in bezug auf den Waldreichtum eine der ersten Stellen unter den 34 preußischen Regierungsbezirken ein und wird nur noch von Wiesbaden und Hildesheim übertroffen. Die Provinz Hessen-Nassau steht bezüglich des Waldreichtums mit 33 1/3 % des Flächeninhalts obenan. Über diesem Durchschnitt der Provinz stehen die Kreise Schmalkalden mit 54 %, Gelnhausen mit 50 %, Frankenberg mit 48 %, Hofgeismar, Rotenburg und Hersfeld mit je 44 %, Marburg mit 42 %, Witzenhausen mit 40 % usw.; unter dem Durchschnitt stehen Homberg mit 31 %, Hanau und Fritzlar mit je 27 %, Gersfeld mit 26 %. Von den nassauischen Kreisen haben 7 Kreise 50 % und mehr Wald.

Herbststein und die Denkmalpflege. Unter dieser Überschrift sucht ein Aufsatz der „Darmst. Ztg." Herbststein vor der nach großen Bränden üblichen Neuerungs- und Zerstörungssucht zu bewahren. Bekanntlich wurde dieses malerisch am Vogelsberg gelegene altertümliche Fuldische Städtchen durch den großen Brand vom 13. und 14. August fast bis zur Hälfte eingeäschert. „Der Wiederaufbau von Herbststein", heißt es da, „ist dadurch ein Vorgang von besonderer Bedeutung, weil er für ganz Deutschland an den Tag legen muß, ob die Pflege der Denkmäler in diesem Lande, von deren Organisation und Kraft schon viel Rühmens gemacht, über welche auch schon mancher Zweifel geäußert worden ist, einer ernsten Prüfung wirklich gewachsen ist, oder ob sie gleich bei der ersten versagt". Viel könne schon erzielt werden, wenn sich die Fürsorge des Staates und der Öffentlichkeit nur in dem Sinne betätige, daß jegliche Beihilfe nur in der Richtung auf Erhaltung, auf zweckmäßige Sicherung und Herstellung des noch zu Rettenden und wieder zu Belebenden geschehe, so daß aus dem geschehenen Unheil noch ein Segen werden könne.

Die Dorflinde. Landrat Büchting zu Limburg erläßt folgende beachtenswerte Bekanntmachung an die Bürgermeister des Kreises Limburg: Der schöne alte Brauch, in den Dörfern auf den öffentlichen Plätzen Lindenbäume anzupflanzen, ist neuerdings leider vielfach in Vergessenheit geraten. Nur hier und da findet man noch einmal eine „Dorflinde", mächtige, oft mehrhundertjährige Baumriesen. Nachgepflanzte jüngere Linden trifft man aber selten an. Praktisch als Schattenspender auf freien Plätzen und bei Brunnen ziert die Linde gleichzeitig wie sonst selten ein anderer Baum jeden Platz und verschönert das Dorfbild. Er empfiehlt daher jeder Dorfgemeinde, wieder „Dorflinden" anzupflanzen und zu pflegen, wozu sich in erster Linie die Krimlinde eignet. — Es wäre sehr wünschenswert, wenn diese Anregung auch anderwärts auf fruchtbaren Boden fiele.

Todesfälle. Den Verdiensten des am 12. September im Alter von 64 Jahren in Kassel verschiedenen Sanitätsrat Dr. Karl Schwarzkopf, eines treuen Freundes und Mitarbeiters des „Hessenland", der es wie wohl kein zweiter verstand, geschichtlichen Sinn und Liebe zur Heimat in der Bevölkerung zu wecken, werden wir an anderer Stelle unserer Zeitschrift ausführlich gerecht.

Am selben Tage wie Dr. Schwarzkopf verschied im Alter von 90 Jahren der Privatmann und frühere Buchdrucker Hirsch Fränkel in Kassel-Bettenhausen, der über seine Erlebnisse, namentlich über die kurhessischen Verfassungskämpfe und die 48er Bewegung Erinnerungen niedergeschrieben hat, die zum Teil schon zu Fränkels Lebzeiten von Dr. Schwarzkopf im hessischen Geschichtsverein vorgetragen wurden. Auch im „Hessenland" ist gelegentlich darauf zurückgegriffen worden.

Zu Richmond in den Vereinigten Staaten von Amerika starb der zu Marburg geborene Oberst Karl Euker. Er ging in früher Jugend nach

Amerika, wurde beim Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges in die Reihen der Südarmee eingestellt, und zwar in das 15. Virginia-Regiment. Seine Kompagnie bestand ausschließlich aus Deutschen. Er zeichnete sich gleich zu Beginn des Krieges so aus, daß er alsbald zum persönlichen Kurier des Generals Lee ernannt wurde. 1890 wurde er Hauptmann der Stuart Horse Guard, 1892 Major des 1. Virginia-Kavallerie-Regiments. 1894 erhielt er den Rang eines Oberstleutnants und wurde drei Jahre später in demselben Regiment Oberst. Er starb als Kommandant des R. E. Lee-Soldatenheims, in dem sich die verwundeten Krüppel aus dem großen amerikanischen Krieg befinden.

Eingegangen:

Stille Winkel. Erzählungen von Valentin Traudt. 259 S. Dresden (Verlag v. Rudolf Kraut). Preis 2 M.

Hessischer Volkskalender auf das Jahr 1908. 25. Jahrgang. Mit zahlreichen Illustrationen und zwei Kunstbeilagen nach Bleistiftzeichnungen von W. Thielmann. Kassel (Verlag v. F. Lometsch). Preis 40 Pf.

Schaefer, Ludwig. Die Schlierbacher Mundart. Beiträge zur hessischen Mundartenforschung. Halle 1907.

Junge Sehnsucht. Gedichte von M. v. Massow. 2. Aufl. Hanau (Verlag von Clauß & Fedbersen). Preis 2,40 M., geb. 3 M.

Antiquariatskatalog 76 und 77 von Dr. H. Lüneburgs Antiquariat, München, Karlstraße 4. (Bibliothek Dr. Alb. Schäffle, k. k. österr. Staatsminister a. D. Nationalökonomie II u. III.)

Personalien.

Verliehen: dem Landrat Geh. Regierungsrat Freiherrn von Dörnberg zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Rittergutsbesitzer und kgl. Ökonomierat Rexerodt, dem emer. Pfarrer Mörschel und dem Mittelschullehrer a. D. Schlitzberger zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Rentmeister, Rechnungsrat Litzenbaur zu Witzenhausen beim Ausscheiden aus dem Staatsdienst sowie den Forstmeistern a. D. Mühlhausen zu Hanau und Siemon zu Marburg, früher zu Ellnhausen, letzterem beim Übertritt in den Ruhestand, der Kronenorden 3. Kl.; dem Hegemeister a. D. Otto zu Goßfelden, seither in Ellnhausen, dem Förster Otto zu Forsthaus Kuhberg im Landkreis Kassel, dem Spezialkommissionssekretär, Kanzleirat Ziegner, früher zu Frankenberg, dem Steuereinnehmer a. D. Schunk zu Kassel, dem Turn- und Zeichenlehrer Kemnitz zu Eschwege, den Gerichtsvollziehern Hatzky und Fellenz zu Kassel sowie dem Kanzleisekretär Hübsch zu Hanau, letzteren dreien aus Anlaß ihres Übertritts in den Ruhestand, der Kronenorden 4. Kl.; den Lehrern Müller zu Münchhausen, Heerich zu Melsungen und Koch zu Oberelsungen aus Anlaß ihres Übertritts in den Ruhestand sowie dem Lehrer Friesleben zu Winnen aus Anlaß seines 50jähr. Dienstjubiläums der Adler der Inhaber des kgl. Hausordens von Hohenzollern, letzterem mit der Zahl 50; dem Landesbauinspektor Petersen zu Hanau die seither von ihm kommissarisch verwaltete Direktorstelle der kgl. Zeichenakademie unter gleichzeitiger Verleihung des Titels Professor; dem Amtsgerichtssekretär Decke zu Naumburg der Charakter als Kanzleirat; dem Provinzialsteuersekretär Schminke zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: Landgerichtsrat Dr. Zebbies zu Hanau zum Oberlandesgerichtsrat in Düsseldorf; Baurat Reiße (ein geborener Hofgeismarer) zum Geheimen Baurat und vortragenden Rat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten; Seminardirektor Lic. Dr. Thomas zu Rotenburg zum Königlichen Seminardirektor mit dem Range der Räte 4. Klasse; der selbständige Hilfspfarrer Plannet zu Großalmerode zum Stadtschulinspizienten und Mitglied des Stadtschulvorstandes daselbst sowie zum Ortsschulinspektor über die Schulen in Großalmerade und Epterode an Stelle des von diesen Geschäften entbundenen Pfarrers Holzapfel in Großalmerode; Gerichtsassessor Pfeffer zum Amtsrichter in Goldap; Postinspektor Lindekugel zu Kassel zum Ober-Postinspektor; Ober-Postkassenbuchhalter Arnold zu Kassel zum Ober-Postkassenkassierer. Regierungssekretär Schrader zu Magdeburg zum Rentmeister bei der kgl. Kreiskasse in Kirchhain;

Übertragen: dem Oberförster v. R. Reiher zu Falkenhain die Oberförsterstelle in Stölzingen.

Berufen: Hilfsprediger Dr. phil. Schönewolf aus Wächtersbach zum Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Eskischehr (Kleinasien).

Versetzt: Forstmeister Lubeseder von Battenberg nach Ellnhausen; Amtsrichter Zebbies von Großalmerode nach Gelnhausen; Oberlandmesser Kabow von Hann. Münden nach Rinteln als Vorsteher des gemeinschaftlichen Landmesserbureaus; Forstkassenrendant Glaser von Bäthen nach Kassel; Amtsgerichtssekretär Freymann von Naumburg nach Borken.

Entlassen: Referendar Auffarth auf seinen Antrag aus dem höheren Justizdienste.

Geboren: ein Sohn: Professor Reinhardt und Frau (Marburg, 29. September); Domänenpächter Aug. Lohmann und Frau Anna, geb. Jahns (Domäne Wilhelmshöhe, 6. Oktober); — eine Tochter: Regierungsassessor Hölzerkopf und Frau Elisabeth, geb. Scholz (Lauenburg i. S.); C. August Römer und Frau Dora, geb. Deeße (Kirchhain, 3. Oktober); Lehrer K. Hempel und Frau Frieda, geb Döring (Kassel, 10. Oktober); Landmesser Ochs und Frau Elisabeth, geb. Zinn (Melsungen, 11. Oktober); Privatdozent Dr. Wilhelm Pinder und Frau Erny, geb. Stentzel (Würzburg, 11. Oktober).

Gestorben: Lehrer Hermann Jentzsch, 30 Jahre alt (Kassel, 2. Oktober); Sanitätsrat Dr. Karl Schwarzkopf, 64 Jahre alt (Kassel, 5. Oktober); Privatmann Hirsch Fränkel, 89 Jahre alt (Kassel, 6. Oktober); Kgl. Oberstleutnant z. D. Heinrich Rosenkranz, 57 Jahre alt (Kassel, 7. Oktober); Kgl. Steuersekretär Oswald Görke, 50 Jahre alt (Kassel, 8. Oktober); verw. Frau Franziska Lotz, geb. Sénéchaute, 88 Jahre alt (Kassel, 12. Oktober); Lehrer a. D. Heinrich Middelegge, 84 Jahre alt (Rinteln, 12. Oktober).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 21. XXI. Jahrgang. Kassel, 1. November 1907.

Das fallende Laub.

Es macht mich traurig, das fallende Laub,
Es schmerzt dieses leise Verzichten.
Möge doch ein verheerender Raub
Alles mit einmal vernichten.
Möge der Sturm in Wettern ertoben
Und jauchzend brechen durch die Natur!
Nur das Gewaltige kann ich loben,
Und das Große erschüttert nur.
Möge der Sturm in Wettern erschlagen
Was nicht im Leben mehr nützt und steht.
Nur nicht dies kraftlose Welken und Klagen,
Das durch die fallenden Blätter weht!

Hanau-Kesselstadt. **Else Hertel.**

Nach Jahren.

I.

Und wieder kam ich zu des Kreuzbergs Fluren,
Zehn Jahr fast sind pfeilschnell dahingeflogen;
Der Jüngling ward ein Mann, nicht ohne Spuren
Von Kampf und Leid sind sie dahingezogen.

So viel ward anders in dem Lauf der Zeiten,
Viel ward gekämpft, gerungen und gelitten,
Hinunter in den Schoß der Ewigkeiten
Ist mancher Freund und mancher Traum geglitten . . .

Nur hier bei Euch ist alles wie vor Jahren,
Hochaufgereckt die dunkeln Riesen stehen,
Ob mancher Sturm auch drüber hingefahren
In Wintersleid und freud'gem Frühlingswehen.

Wie einst seh' ich des Rhöntals stille Auen
Im gold'nen Herbstschmuck leuchtend vor mir thronen,
Auf Bergeshalden dichte Nebel brauen,
Sich träum'risch schmiegen an des Waldes Kronen.

Die hehre Schönheit will ans Herz mir greifen,
Der Seele öffnen sich geheimste Türen,
Und seltne Wünsche langsam in ihr reifen,
Sie glaubt der Allmacht ew'gen Hauch zu spüren . . . .

II.

Wie einst tret' ein ich in des Klosters Räume,
Laß nieder mich am traulichen Kamine,
Wie einst geleiten alte, liebe Träume
Mich fernab von des Lebens bunter Bühne . . . .

Doch ach! wie bald heißt's wieder Abschied nehmen
Und wandern in des Lebens laute Gassen,
Es mahnt die Zeit, gleich wie ein gold'ner Schemen
Muß mancher holde Traum langsam verblassen.

Ist auch das Herz darob gar sehr beklommen,
Zu pilgern in die kalte Welt dort unten,
Getrost! ich hoff' noch oft hinaufzukommen,
Um von des Lebens Lasten zu gesunden . . . .

Kloster Kreuzberg, den 6. Oktober 1907.

Wilhelm Schoof.

Die Gründung des Hanauer Gymnasiums und der Stadtschultheiß Dr. Wilhelm Sturio.

Ein Kapitel zur Vorgeschichte der Anstalt.

Von Dr. Ph. Braun.

Wenn jemals ein Jahrhundert, so sah das 16. in unserem deutschen Vaterlande zahlreiche Neugründungen von höheren Schulen.*)

Die ältesten Schulen, die Klosterschulen, später auch die Domschulen, Stifts- und Pfarrschulen waren von der Kirche gegründet und standen lediglich im Dienste der Kirche. Nur die Kleriker genossen Schulbildung, fast nur sie waren in die Künste des Lesens, Schreibens und Rechnens eingeweiht und konnten damit aushelfen. Die Engländer bezeichnen in Anlehnung daran bekanntlich heute noch einen Handlungsgehülfen als einen clerk, d. h. einen Kleriker. Auch die höheren Wissenschaften, die artes liberales Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie wurden in jenen Schulen gepflegt. Alles Wissen schloß sich an die Übung der lateinischen Sprache und diente in letzter und höchster Linie der wissenschaftlichen Erkenntnis der geoffenbarten Heilswahrheiten, die auf der einen Seite als unzweifelhaft wahr vorausgesetzt wurden, auf der anderen aber doch wissenschaftlich bewiesen werden sollten. Diese Richtung der Wissenschaft bezeichnet man wesentlich als die scholastische.

Neben jenen Schulgründungen der Kirche und vielfach im Anschlusse an sie entstanden schon früh auch Stadtschulen, in denen die Kinder, ohne daß Schulzwang geherrscht hätte, die allernotwendigsten elementaren Kenntnisse für den Gebrauch des Lebens lernten. Bei der großen Bedeutung, die man dem Lateinischen beimaß und die es damals auch besaß, war es begreiflich, daß man in diesen Stadtschulen auch zumeist die Anfangsgründe des Latein lehrte. Eine solche Stadtschule bestand auch vor 1607 in Hanau, doch ist die Zeit ihrer Gründung nicht nachweisbar.**)

Eine gewaltige Änderung in der gesamten Weltanschauung und auch in dem Betrieb der Schulen trat ein in dem Zeitalter der sog. Renaissance und des Humanismus. Man fing an, den Autoritätsglauben der Kirche zu verwerfen. Im Gegensatz zu der mittelalterlichen Weltflucht, in der man die Selbsttötung des Fleisches als die höchste Stufe irdischer Vollkommenheit aufgefaßt hatte, gab man sich jetzt unbesorgt dem heiteren Lebensgenusse hin und las die alten heidnischen Schriftsteller wieder mit voller Liebe, während sie im Mittelalter vielfach den Kirchenschriftstellern hatten weichen müssen. Dazu verursachte das Wiederbekanntwerden der griechischen Sprache und Literatur eine große Veränderung.

In diese Zeit des Wiederaufblühens der klassischen Wissenschaften fällt nun der Beginn der Reformation. Die Reformatoren stehen auf der einen Seite in scharfem Gegensatz gegen die leichte Lebensauffassung der Humanisten. Auf der anderen Seite übernehmen sie, besonders durch Melanchthons unablässiges Bemühen, den ernsten Betrieb der alten Sprachen, insbesondere des Griechischen, als der Sprache des neuen Testamentes. Sollte das Wort Gottes die Hauptwaffe in dem Geisteskampfe werden, dann mußten die Streiter in dem unbeschränkten Besitz dieser Waffe sein. Dazu kam, daß man in dem Erlernen der Sprachen eine hohe geistige Kraft erblickte. Die Kenntnis des klassischen Latein, des Griechischen und auch des Hebräischen ließ von vornherein den, der diese Kenntnis besaß, als einen gebildeten, mit geistiger Kraft ausgerüsteten Mann erscheinen.

So ward es ein Ziel der Reformatoren, die humanistische Bildung mit der evangelischen Lehre eng zu verschmelzen und die weltliche Obrigkeit zur Gründung von Schulen aufzufordern, durch die dem Staate tüchtige Männer in Staat und Kirche herangebildet werden sollten.

Es entstanden denn auch infolge der Reformation seit den 30er Jahren des 16. Jahrhunderts zahlreiche höhere Schulen, die meist im Geiste und teilweise unter Mitwirkung Melanchthons gegründet waren. Ihnen gegenüber aber blieb bei Beginn der sog. Gegenreformation die katholische Kirche nicht untätig, und der neugegründete Jesuitenorden überzog seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in geschickter Anlehnung an die bewährte Einrichtung der protestantischen Schulen ganz Deutschland mit einem Netze von höchst bedeutsamen Lehranstalten (Wien 1551, Ingolstadt und Köln 1556, München 1559, Fulda 1572), denen u. a. die Söhne des katholischen Adels zahlreich zuströmten.

Diesen Jesuitenschulen der Gegenreformation gegenüber entstand nun um die Wende des 16. Jahrhunderts eine — man könnte sagen — zweite Reihe von protestantischen Schulen, von denen einzelne streng reformiert waren. Zu diesen gehörte u. a. Herborn,

*) Vergleiche F. Paulsen, Das deutsche Bildungswesen 2c. Leipzig 1906.

**) Vgl. Zimmermann, Chronik 219 ff.

Steinfurt und auch Hanau. Die Reformierten waren ja in der damaligen Zeit die wesentlichen Vorkämpfer gegen den wiedererstarkenden Katholizismus, während die Lutheraner — man denke nur an Hessen-Darmstadt und Sachsen — vielfach in stillem oder auch ausgesprochenem Einvernehmen mit dem katholischen Kaiser standen.

Daß die Hanauer neue Schule (das Gymnasium) — das sei schon hier bemerkt — im Gegensatze gegen den wiedererstarkenden Katholizismus gegründet wurde, wird in der Stiftungsurkunde nicht verschwiegen, wo in der herben Sprache jener Zeit gesagt wird: „indem aus Mangel guter Schulen die Untertanen unserer Grafschaft nicht allein in Finsternis verbleiben, sondern aus Mangel notdürftiger Unterhaltung wohl gar ins Papsttum von neuem gesteckt werden."

Der konfessionelle Gegensatz in der Grafschaft Hanau war nicht von Anbeginn an so scharf gewesen. Es hatte sich im Gegenteil die Einführung der neuen Lehre so friedlich vollzogen, daß zeitweilig die Anhänger der neuen Lehre die (Marien-)Kirche gemeinsam mit den Katholiken benutzt hatten. Zu keiner Zeit aber waren die konfessionellen Gegensätze auch der weltlichen Mächte in Deutschland so scharf, wie zur Zeit der Gründung des Hanauer Gymnasiums. Wurde es doch kurz vor dem Augenblick ins Leben gerufen, da die Gegner sich politisch in der Union und der Liga fest zusammenschlossen.

Die neue Lehre hatte in Hanau seit 1528 sich ausgebreitet und war erst seit etwa 1550 mit dem Wegfalle des katholischen Gottesdienstes zum alleinigen christlichen Bekenntnisse in Hanau geworden.*) Das Bekenntnis der Hanauer Protestanten aber war nicht eigentlich das rein lutherische, sondern mehr das der oberdeutschen Städte, das, zumal in der Abendmahlslehre, nach dem Calvinischen hinneigte.**)

Unter diesem, man könnte sagen, unionistischen Bekenntnisse hatten die Grafen von Hanau gestanden, und als die beiden Bekenntnisse, das reformierte in dem Heidelberger Katechismus 1563, das lutherische in der sog. Konkordienformel von Kloster Bergen 1577 dogmatisch festgelegt worden waren, hatte schon Graf Philipp Ludwig I., der Vater des Stifters des Hanauer Gymnasiums, sich nicht zur Unterzeichnung des streng lutherischen Bekenntnisses bestimmen lassen.

Als Philipp Ludwig I. 1580 (4. Februar) starb, war sein Nachfolger und Sohn Philipp Ludwig II., geboren 18. November 1576, noch keine 4 Jahre alt. Es trat daher eine vormundschaftliche Regierung ein. Vormünder waren der Graf Philipp von Hanau-Lichtenberg, der dem lutherischen Bekenntnisse angehörte, und die Grafen Johann von Nassau-Dillenburg und Ludwig von Sayn-Wittgenstein, die beide reformiert waren. Die Witwe des Grafen Philipp Ludwig I., Magdalene von Waldeck, verzog mit ihren Kindern an den Hof des einen Vormunds, des Grafen Johann, nach Dillenburg und reichte diesem im Dezember 1581, also etwa 1¾ Jahre nach dem Tode ihres ersten Gatten, ihre Hand. Dort trat sie auch zur reformierten Lehre über, und ihrem Beispiel folgte auch ihr Sohn Philipp Ludwig II. Von Dillenburg aus besuchte dieser auch die im Jahre 1584 von seinem Stiefvater und Vormund Johann in Herborn gegründete hohe Schule, die dem streng reformierten Bekenntnisse anhing. Er studierte dort, er disputierte, ward in allen Sätteln der Wissenschaft fest, ja er bekleidete sogar vorübergehend Ehren halber die Würde eines Rector magnificus. Nach Beendigung seiner Studien verweilte er erst kurze Zeit in Hanau, machte dann große Reisen nach den Niederlanden, nach Österreich, Italien, war gelegentlich auch mit politischen Missionen an den deutschen Kaiser Rudolf II. betraut und benutzte überall die Gelegenheit zur Fortsetzung seiner Studien, so in Leyden, Padua, Bologna, lernte auch Rom und Neapel kennen und kehrte dann nach Hanau zurück, wo er, 20 Jahre alt, im Jahre 1596 die Regierung der Grafschaft antrat. Er heiratete in demselben Jahre die Tochter Wilhelms von Oranien, des großen Schweigers, der 1584 durch Meuchelmord gefallen war, Katharina Belgia (so, nicht Belgica hat sie ihren Namen unterzeichnet), die gleich ihrem Vater das reformierte Bekenntnis eifrig vertrat.

Während nun aber der Graf in Dillenburg zur Zeit der vormundschaftlichen Regierung sich vollständig dem reformierten Bekenntnisse angeschlossen hatte, war bei einer größeren Anzahl seiner Hanauer Untertanen ein Übertritt aus dem Bekenntnisse, das wir vorher als ein unionistisches bezeichneten, in das streng lutherische erfolgt.

Der eine der drei Vormünder, die wir oben nannten, der lutherische Graf Philipp von Hanau-Lichtenberg, hatte seine Stellung benutzt, ohne Vorwissen seiner reformierten Mitvormünder den lutherischen Superintendenten Kaspar Sauter von Herrenberg nach Hanau zu berufen. Dieser gewann bald großen Einfluß und sammelte eine zahlreiche lutherische Gemeinde um sich, die ihm treu ergeben war. Als er, der sich anfangs duldsam gegen die Reformierten gezeigt hatte, gegen sie zu eifern begann,

*) Vgl. hierzu und zum folgenden Zimmermann, Chronik 575 ff. und Piderit, Geschichte des Gymnasiums zu Hanau 1865.

**) Eine ähnliche Mittelstellung zwischen der lutherischen und reformierten Lehre nahm ja auch vor 1607 die hessische Kirche ein; vgl. Münscher, Geschichte von Hessen S. 291.

mußte er 1593 Hanau verlassen. Als aber Philipp Ludwig II. 1596 zur Regierung kam, führte er in Hanau das reformierte Bekenntnis nach dem Grundsatze cuius regio, eius religio ein, eine Umwandlung, bei der es ohne Zwang und Härte für die Andersgläubigen nicht abging.

Schon in das erste Regierungsjahr des Grafen Philipp Ludwig II. fällt nun eine Tat dieses Fürsten, die für Hanau von der größten Bedeutung ward und mit der die Entstehung des Hanauer Gymnasiums auf das engste zusammenhängt, die Gründung der Neustadt Hanau.

(Fortsetzung folgt.)

Die Inbesitznahme der Festung Rheinfels durch Landgraf Karl von Hessen-Kassel im Jahre 1702.

Nach den Akten des K. Staatsarchivs zu Marburg.

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

(Fortsetzung.)

Im Juli 1701 hatte nun der Landgraf Gelegenheit sich persönlich gegen den außerordentlichen kaiserlichen Gesandten Grafen von Rappach über die Rheinfelser Angelegenheit auszulassen. Er stellte ihm vor, wie es zur Sicherheit seiner Lande unbedingt nötig wäre, daß er die gänzlich wehrlose Festung in Besitz nähme und in guten Verteidigungszustand setze und wie dies die Vorbedingung für seine Beteiligung an einem Bündnis gegen Frankreich sein müsse. Er teilte dies am 28. Juli Dalwigk mit, um es Albemarle und dem Ratspensionär Heinsius im Vertrauen zu eröffnen, mit dem Hinzufügen, daß an einem gedeihlichen Erfolge nicht zu zweifeln sei, wenn England und Holland das Ansuchen beim Kaiserlichen Hof unterstützen würden.

Unterdessen nahmen die Streitigkeiten mit Hessen-Rheinfels ihren Fortgang. Der Landgraf Wilhelm von Hessen-Rheinfels richtete mehrere Schreiben an den Landgrafen Karl, in denen unter anderem die Vertragswidrigkeit der Einnahme einer kaiserlichen Besatzung bestritten wurde, von welchen Schreiben Karl aber nur das letzte, vom 17. Juni datierte, beantwortete, da er sich, wie er sagte, „nicht durch eine Gegenantwort des Konzipistens anzüglicher Feder hätte exponieren wollen." Er bedauert das unfreundliche Verhalten des Landgrafen Wilhelm und „die schnöden Expressionen". Er sei immer willfährig gewesen und habe Landgraf Wilhelm gegen die Angriffe seines Bruders in Schutz genommen, so daß es ihm hinkünftig nicht verdacht werden könnte, wenn er sich seiner nicht mehr so annehme. Die Verabfolgung der Kontributionsgelder sei davon abhängig gemacht worden, daß Rheinfels mit eigener Besatzung versehen würde. Landgraf Wilhelm möge sich den Vertrag von 1654 vorlegen lassen, wo es nicht etwa heiße, wie er schreibe „fremder oder ausländischer", sondern „fremder und ausländischer Potentaten", woraus klärlich zu ersehen sei, daß er, Landgraf Wilhelm, ebensowenig eine fremde als eine ausländische Besatzung auf Rheinfels einzunehmen befugt sei, „welches alles dann nicht nur die kurz vorhergehenden Worte des letztberührten Hauptvertrages, daß nämlich die Festung von weiland Herrn Landgrafen Ernst Liebden und dero Erben und Nachkommen allein verwahrt und besetzt werden solle, sondern auch der Ryswykische Friedensschluß noch weiter erläutert und bestärkt, indem dadurch Euer Liebden und Dero Herrn Brüder Liebden so viel mehrbesagte Festung betrifft nur in den Stand wiedergesetzt werden, in welchem Dero hochseligen Herrn Vaters Liebden vor Anfang des letztzurückgelegten Krieges gewesen." Nun habe damals weder kaiserliche noch Kreis- oder dergleichen, sondern rheinfelsische oder hessenkasselsche Mannschaft zu Rheinfels gestanden, in welchen Stand die Festung wieder gerichtet werden müsse, falls der Landgraf Wilhelm der Kontribution nicht entraten wolle. Der Kaiser selbst habe dies als Recht anerkannt und schon vor zwei Jahren durch den Reichsvizekanzler die Anschaffung rheinfelsischer Besatzung innerhalb einer zweimonatlichen Frist angeordnet, „gestalten Ich dann in Ewigkeit nicht zugeben werde, daß Sie andere als Dero eigene Truppen dahin verlegen und wann solches nicht bald erfolget und der Ort in Gefahr geraten sollte, Ich alles darob entstehenden Verlustes und Schaden Mich an Ihn zu erholen Mir hiermit ausdrücklich vorbehalte". Der Landgraf möge sich je eher je besser mit seinem Bruder einigen, damit der Streit ein Ende habe und die Beamten und Untertanen nicht ferner wie bisher mit doppelten Lasten gegen die Gebühr beschwert würden, widrigenfalls Karl als regierender Fürst sich der unschuldigen „und bekanntlich in Unseren Reservatpflichten mitstehenden Beamten und Untertanen" mit Nachdruck annehmen müsse.

Wie gesagt, war der Kaiser noch weit davon entfernt, auf die Wünsche des Landgrafen Karl einzugehen, im Gegenteil forderte er nun den Markgrafen von Baden auf, die kaiserliche Besatzung in Rheinfels zu verstärken, was der Markgraf indes am 15. September 1701 unter der Begründung ablehnen mußte, daß es ihm an Volk fehle und daß die Festung für ihn zu abgelegen sei. Da es aber nicht gut wäre, wenn sie in Feindes Hand fiele, so müsse darauf Bedacht genommen werden, sie anderweit zu beschützen, und das müsse vom mittleren Rhein aus geschehen.*) Es kam also auch dem Markgrafen nicht in den Sinn, die Festung, wie dies doch vertragsmäßig geschehen sollte, von Hessen-Kassel besetzen zu lassen.**)

Um inzwischen etwas zu tun, ließ der Kaiser die Festung durch den Markgrafen von Baden mit einem Mehlvorrat von 1500 Zentnern versehen. Da dieses Mehl durch St. Goar transportiert werden mußte, so widersetzte sich der Reservatkommissar Debel der Verbringung des Mehles mit Erfolg, was dem Landgrafen Wilhelm Anlaß zu einer beweglichen Klage beim Kaiser gab, in der er schließlich, ohne an die mit Hessen-Cassel abgeschlossenen Verträge zu denken, bat, ihm die Festung gänzlich abzunehmen.

Daß unter solchen Umständen an eine friedliche Beilegung des Streites nicht zu denken war, liegt auf der Hand. Ob nun auf die Klage etwas erfolgte, ist nicht ersichtlich, trotzdem die Angelegenheit auch vom Markgrafen von Baden beim Kaiser zur Sprache gebracht wurde. Bei der in Wien herrschenden Gewohnheit, die Entscheidung unliebsamer Dinge auf die lange Bank zu schieben und erst bei passender Gelegenheit Nutzen daraus zu ziehen, dürfte überhaupt nichts auf die Klage erfolgt sein; im übrigen hatte man auch wichtigere Dinge zu tun.

Ende Dezember 1701 sandte der Landgraf Karl den Generalmajor von Tettau nochmals nach Berlin, um den König zu einer Vermittlung beim Wiener Hofe zu veranlassen. Man versprach gern jede mögliche Unterstützung und bemerkte, daß man sich bereits in diesem Sinne beim Kaiser verwandt habe. So hat es dann an Versprechungen auf allen Seiten nicht gefehlt, aber daß sich irgend jemand mit Nachdruck verwandt habe, davon ist nirgends etwas zu verspüren, wenngleich der Landgraf für solche Verwendung seinerzeit seinen Dank aussprach.

Nachdem auf diese Weise alle Stellen in Tätigkeit gesetzt worden waren, von denen man eine erfolgreiche Unterstützung der hessischen Interessen erwarten konnte, entschloß sich Landgraf Karl die Vertretung seiner Sache beim Kaiserlichen Hofe auch selbst in die Hand zu nehmen, indem er im März 1702 den Prinzenhofmeister Kurt Hilmar v. d. Malsburg als außerordentlichen Gesandten nach Wien schickte, um wegen aller auf die Zeitverhältnisse bezug habenden Fragen, insbesondere aber wegen des Besatzungsrechtes in Rheinfels zu verhandeln. Auch in Wien hatte sich v. d. Malsburg der Beihülfe des englischen, holländischen und preußischen Gesandten zu bedienen, kam aber sehr bald zu der Überzeugung, daß der Kaiser die Rheinfelser Angelegenheit absichtlich in die Länge zöge. Selbst die Ende Juli angebrachte Drohung v. d. Malsburgs, alle Verhandlungen abzubrechen und abzureisen, wenn er binnen 6 Tagen keinen Bescheid wegen Rheinfels bekommen würde, verschaffte ihm zwar die Versicherung des Reichsvizekanzlers Grafen von Kaunitz, daß die Sache noch in der laufenden Woche unfehlbar vorgenommen werden solle, brachte aber trotzdem keine Entscheidung, so daß v. d. Malsburg, um alle Mittel zu erschöpfen, nochmals um Audienz beim Kaiser selbst nachsuchte. Er stellte dem Kaiser den bedrohlichen Zustand von Rheinfels auf das eindringlichste vor und erhielt nun abermals die Versicherung, daß die Angelegenheit betrieben und in der Kürze Bescheid erteilt werden sollte. Das war am 12. August, und wenn nun die Sache wirklich in Gang kam, so wurde sie darum doch noch nicht sobald entschieden. Noch am 21. Oktober 1702 wußte v. d. Malsburg bloß zu melden, daß aus allen Umständen nichts anderes zu schließen sei, als daß die Rheinfelser Sache „favorem religionis“ solange wie möglich hingezogen würde. Zwar war der preußische Gesandte Anfang November der Ansicht, daß zweifellos schon ein heimlicher Befehl an den Kommandanten von Rheinfels abgegangen sei, um im Notfall hessische Truppen in die Festung aufnehmen zu dürfen, aber der holländische wollte wissen, es sei eine Staffette an den Markgrafen von Baden und an den Gouverneur von Philippsburg abgegangen mit dem Befehl, die rheinfelsische Garnison zu

*) Mit ähnlicher An- und Absicht hing wohl auch die vom Reservatkommissar Debel dem Landgrafen gemeldete angebliche Absicht von Kurpfalz, sich der Festung Rheinfels zu bemächtigen, zusammen, von der Grebel S. 248 berichtet.

**) Im Gegenteil! Anfang November 1701 wollte der Markgraf sogar einen besonderen Kommandanten, den Oberstwachtmeister Cozeti vom Regiment Thüngen, nach Rheinfels senden, der es aber vorzog als Oberst in kurpfälzische Dienste zu treten (v. Röder, Kriegs- und Staatsschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, I. 57).

verstärken. Wie wir sehen werden, waren beide Nachrichten wohlbegründet. Malsburg riet deshalb dem Landgrafen, die Festung „quovis modo“ in Besitz zu nehmen. Dies war zur Zeit ihrer Bedrohung durch Tallard, da inzwischen auch der Krieg am Mittel- und Niederrhein ausgebrochen war.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hanauerland in Baden.

Von Dr. med. et phil. Karl Siebert.

(Schluß.)

Während die Regierung in Hanau unter dem phantastischen Friedrich Kasimir sich zeitweise in etwas außergewöhnlichen Bahnen bewegte, konnte unser Hanauerland zunächst ruhigeren Zeiten entgegensehn. Dieses besaß Friedrich Kasimirs jüngerer Bruder, Graf Johann Reinhard II., als selbständige Herrschaft und residierte in dem mehr zentral gelegenen Bischofsheim am hohen Steg, dem heutigen Rheinbischofsheim. Seinem eifrigen Bestreben, die Schäden, die der große Krieg seinem Lande zugefügt hatte, nach besten Kräften auszubessern, setzte sein früh erfolgter Tod ein Ziel. Er wurde in Bischofsheim beerdigt, wo ich vergebens nach seinem Grabdenkmale forschte. Die jetzige Kirche wurde erst in der Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an der Stelle der alten baufälligen errichtet. Seine minderjährigen Söhne Philipp Reinhard und Johann Reinhard genossen unter der Leitung ihrer Mutter Anna Magdalene, einer geborenen Pfalzgräfin von Zweibrücken-Birkenfeld, eine sorgfältige Erziehung und machten auf fünf Jahre sich ausdehnende Reisen durch Deutschland und im Ausland. Kaum waren die Wunden, die das Hanauerland in dem endlosen Kampfe erhalten, einigermaßen vernarbt, als von neuem die Truppen Ludwigs XIV. unter Marschall Turenne verheerend das Land durchzogen, wobei im Jahre 1675 Willstätt erobert und Kork und Lichtenau eingeäschert wurden.

Friedrich Kasimir starb 1685, ohne Kinder zu hinterlassen, und vererbte die Grafschaft seinen beiden Neffen, von denen der um ein Jahr ältere Philipp Reinhard die Grafschaft Hanau-Münzenberg nebst der Herrschaft Babenhausen und Johann Reinhard III. die elsässischen Besitzungen und das Hanauerland erhielt. Als Graf Philipp Reinhard nach einer segensreichen Regierung im Jahre 1712 in dem von ihm erbauten Schlosse Philippsruhe bei Hanau kinderlos gestorben war, ging sein Erbe auf seinen Bruder Johann Reinhard III. über, der noch einmal die beiden Grafschaften in einer Hand vereinigte. Seine Regierung verlief friedlich, er war ein für das Wohl seiner Untertanen besorgter Landesherr.*) Seine Passion für die Baukunst kam allen Teilen seines Landes zugute; in seinem Geburtsorte Bischofsheim begann er im Jahre 1700 mit dem Bau eines großartig angelegten Schlosses, dessen Vollendung nie ganz erfolgte. Im Laufe der Zeit verfiel es, seine Steine wurden zu anderen Zwecken verwendet und schließlich die Reste in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vollends abgetragen. Die Kirche in Kork wurde unter ihm im Jahre 1722 erbaut, was auf einer steinernen Inschrifttafel, die nebst dem darüber befindlichen Wappen der beiden Hanauer Grafschaften über dem Südeingange etwas aufdringlich angebracht ist, der Nachwelt überliefert wird. Johann Reinhard III. starb im Jahre 1736, 71 Jahre alt, als letzter männlicher Sproß des Hanauer Grafengeschlechtes. Seine einzige Tochter Charlotte war mit dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, dem späteren Landgrafen Ludwig VIII., vermählt. Dieser erbte die Hanau-Lichtenberger Besitzungen, darunter auch das Hanauerland, während Hanau-Münzenberg nach dem Erbvertrag von 1643 dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel zufiel. Eine Enkelin Johann Reinhards III., die Prinzessin Karoline von Hessen-Darmstadt, wurde die Gemahlin des Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach, dem im Jahre 1801 im Frieden zu Luneville unter anderen Gebietsteilen auch das Hanauerland zugesprochen wurde, auf das er gewissermaßen noch ein natürliches Anrecht besessen hat.

Das Hanauerland erstreckt sich längs des Rheins in der Richtung von Nordost nach Südwest in einer Länge von etwa 30 Kilometern und einer Breite bis zu 10 Kilometer und ist ein Teil der oberrheinischen Tiefebene. Besondere landschaftliche Schönheiten besitzt es nicht. Im Osten streift unser Blick den nahen Schwarzwald, aus dessen zahlreichen Bergkuppen der hohe und langgedehnte Rücken der Hornisgrinde am meisten in

*) Vgl. Goethes treffliches Urteil im 10. Buche von „Dichtung und Wahrheit“. (Band 12, Seite 458 der K. Heinemannschen Goetheausgabe.)

die Augen fällt. Den westlichen Horizont bildet die Vogesenkette, und aus der Ebene jenseits des Rheins ragt, von vielen Punkten aus sichtbar, das stolze Wahrzeichen des Elsasses, das Straßburger Münster, hoch in die Lüfte. Wohlbebautes Land, schöne Wälder und üppige Wiesen, die von der Kinzig, der Schutter und der Rench bewässert werden, bieten dem Auge des Wanderers eine angenehme Abwechselung. Die von breiten Straßen durchzogenen Dörfer sind sauber und freundlich, die mit dem Giebel nach der Straße gerichteten Wohnhäuser sind zumeist Fachwerkbauten, an die vorwiegend nach fränkischer Bauart die Scheune und der Stall rechtwinklig angefügt sind. Hinter den Häusern liegt der Gemüse- und der Grasgarten mit seinen vielen Obstbäumen; Weinstöcke umranken den Eingang oder auch die Vorderseite des Hauses. Als eine Eigentümlichkeit ist noch hervorzuheben, daß vielfach die ein Stockwerk abgrenzenden Balkenschwellen auf der Außenseite mit einem kleinen Schutzdache versehen sind.

Die Bewohner sind ein gesunder, kräftiger und dabei schöner Menschenschlag, sie sind fleißig und halten mit zäher Energie an den althergebrachten Gewohnheiten fest. Ein offener und biederer Sinn kennzeichnet den Hanauer, eine das Durchschnittsmaß übersteigende Intelligenz unterscheidet ihn von der umwohnenden Bevölkerung, er ist ein Freund des Gesanges und des Tanzes. Dabei darf auch nicht verschwiegen werden, daß rasche Ausbrüche des Zornes ihn leicht zum Messer greifen lassen, wenn auch in den letzten Jahren die Offenburger Strafkammer sich seltener mit Messeraffairen aus der dortigen Gegend zu befassen hatte. Die schmucke Hanauer Tracht, die sich freilich den Einflüssen der Mode nicht ganz entziehen konnte, gehört mit zu den schönsten des badischen Landes. Die Männer tragen lange schwarze, weißgefütterte Röcke, die anstatt mit Knöpfen mit Haften versehen sind, und rote, mit gelber Seide bestickte Brusttücher, über denen die schwarzledernen, mit bunter Stickerei versehenen Hosenträger liegen. Kniehosen mit weißen Strümpfen und Schuhe mit Laschen oder auch hohe Stiefel bekleiden die untere Körperhälfte. Die ledigen Burschen tragen kurze Jäckchen aus weißem Pikee, Mutze genannt, und schwarzseidene Halstücher. Die Kopfbedeckung der Männer ist ein breitrandiger schwarzer Filzhut, die der Burschen Pelzmützen von Marderpelz mit grünem Samtboden und goldenem Quästchen, die sie ähnlich wie die Schwälmer im Sommer und Winter aufsetzen, aber neuerdings im Sommer an Wochentagen vielfach mit einem weißen Strohhut vertauschen. Das weibliche Geschlecht trägt einen kurzen, gefälteten („gebrittelten") schwarzen oder farbigen Rock, der an einem kurzen Mieder befestigt ist. Ein weißer Flanellunterrock mit farbigem Bandbesatz ist nur wenig sichtbar. Eine weiße Schürze pflegen die Mädchen, eine schwarze oder eine farbige die Frauen vorzubinden. Um den Hals legen sie ein kleines buntes Seidentuch und über dieses ein schwarzseidenes, mit Fransen besetztes Halstuch mit rückwärts herabhängenden Enden. Die Unterarme tragen die Mädchen bloß, und weitpuffige, spitzenbesetzte Hemdärmel reichen von der Schulter bis zum Ellbogen, während die Verheirateten eine langärmelige dunkle Jacke anziehen. Eine breite, schwarzbänderige Flügelhaube mit einem Boden aus Gold- und Silberstoff, in ihrem Äußern mehr der Elsässer als der des Markgräflerlandes ähnelnd, bildet die Kopfbedeckung der Frauen. Die jungen Mädchen tragen herabhängende, mit schwarzem Bande durchflochtene Zöpfe, von denen zwei breite Seidenbänder bis zum Saume des Kleides reichen.


Trachten aus dem Hanauerland in Baden.

Der zum Teil mit Sand vermischte Lehmboden und ein auch hier und da anzutreffender mooriger Grund spenden der arbeitsamen Bevölkerung des Hanauerlandes in vorzüglicher Beschaffenheit und reicher Fülle die gewöhnlichen Feldfrüchte, Gemüse und Obst sowie einen ausgezeichneten Graswuchs. Außerdem bildet noch der Anbau mehrerer Handelsgewächse die Grundlage des herrschenden Wohlstandes. Vor allem gedeiht der Hanf in einer vortrefflichen Qualität und war ehedem ein sehr begehrter Ausfuhrartikel nach Holland und Frankreich. In Form von Schleißhanf, der sich besonders zum Anfertigen von Seilerwaren eignet, geht er immer noch viel außer Landes, wiewohl der Export sehr unter der Konkurrenz von Italien zu leiden hat. Ein alter Hanauer Bauer ver-

sicherte mir, daß die Widerstandsfähigkeit der aus heimischem Hanf angefertigten Schiffstaue gegen das Wasser bei weitem die aus italienischem übertreffe, doch könnte man hier nicht zu so billigen Preisen verkaufen wie die Italiener. Infolge des Rückgangs der Hanfkultur haben die Tabakpflanzungen und der allgemeine Feldbau zugenommen. Zichorie wird in geringerer Menge gezogen und Hopfenpflanzungen kommen nur vereinzelt vor. Mit Vorliebe bedient sich der Hanauer zu seiner Feldarbeit des Pferdes, und seine Pferdezucht ist nicht unbedeutend.

„Die Hanauer Gemeinden zählen zu den wohlhabendsten, geordnetsten und gebildetsten des Landes“ heißt es in der offiziellen Landesbeschreibung Badens.*) Diese erfreuliche Tatsache möchte ich nicht allein als ein Verdienst der landesväterlichen Fürsorge eines Karl Friedrich und seiner vorwiegend trefflichen Nachfolger bis zum jetzigen Großherzog Friedrich ansehen, sondern ich schreibe sie auch zu einem guten Teil der zwei und ein halbes Jahrhundert dauernden Herrschaft der Hanau-Lichtenberger Grafen zu, von denen eine Anzahl tüchtiger Regenten zum Wohle des Landes gewirkt hat und durch ihre stets aufrecht erhaltenen Beziehungen zur Stammesheimat die Vorzüge des fränkischen und des alemannischen Volksstammes glücklich zu verschmelzen wußte.

*) Das Großherzogtum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Karlsruhe. 1885. S. 245.

Julius Rodenbergs Kindheitserinnerungen.

Wer nach langer Wanderung auf der Höhe angelangt ist, wirft unwillkürlich den Blick zurück auf die durchmessene Strecke. Und je mehr Bemerkenswertes er auf dem Wege sah, mit um so größerer Liebe wird er noch einmal genießend den Weg überschauen. Namentlich im Herbst hat er leicht das Glück, den fernen Ausgangspunkt seiner Wanderung scharf umrissen wiedererkennen zu können.

Auch Julius Rodenberg ist ein solcher Wanderer, dessen Weg aufwärts, zur Höhe führte, und der nun, im Herbst seines Lebens, noch einmal liebevoll den Blick zurückwirft auf die Tage seiner Kindheit. Und wie sehr es ihm gelungen ist, in der Seele des Kindes, das er einmal war, zu lesen, zeigen die Erinnerungsblätter, die er soeben herausgibt.*)

Wir lernen zunächst das gemächliche Treiben der kleinen Stadt Rodenberg und des Dichters Großeltern und Eltern kennen. Noch deutlich steht das großelterliche Haus in allen seinen Teilen vor seinen Augen.

„Es war ein merkwürdiges altes, weitläufiges Gebäude, dieses Haus, mit so vielen Treppen und Treppchen, so vielen verschlossenen Türen, Ecken, Winkeln und langen Gängen, in die niemals ein Strahl der Sonne drang, daß es uns Kinder halb anzog, halb gruseln machte. Zwischen Furcht und Neugier wurden wir nicht müde, die Geheimnisse dieses Hauses zu durchforschen, und da war namentlich ein Raum, zu dem wir uns manchmal mit geheimem Bangen hinaufstahlen: eine Betstube, die in früheren Zeiten, da die jüdische Gemeinde des Ortes noch gering war, als Synagoge gedient hatte. Eine Familientradition berichtete, daß mein Großvater, dessen Ehe sieben Jahre lang kinderlos geblieben, hier das Gelübde getan, er wolle, wenn ihm ein Sohn geboren werde, dem HErrn ein neues Haus bauen. Und so geschah's; nach der Geburt meines Vaters ward in der Hinterstraße der bescheidene Tempel errichtet, der heute noch dem Gottesdienst geweiht ist. Das Betstübchen im Hause der Großmutter aber ward nur noch selten, an gewissen Jahrestagen, zum Andenken an die Verstorbenen benutzt, sonst stand es leer. Mit Herzklopfen schlichen wir die Treppe hinan, die weit hinten im Haus zu ihm führte, und niemals überschritten wir die Schwelle, ohne vorher angeklopft zu haben, damit die Geister sich entfernen möchten, die noch etwa sich darin aufhielten. Die wurmstichigen alten Betstühle waren noch da; vor dem Allerheiligsten, einem Schränkchen, in dem eine Thora stand, hing ein Vorhang von verschossener Seide mit silbernen Buchstaben bestickt, die längst vor Alter schwarz geworden waren. Unter einem Betpult lagen schwere in Leder gebundene Folianten, die wir anzurühren uns scheuten, während die mit Bildern reich verzierten, fibelartigen Bücher, die alle Jahre nur einmal, an den beiden ersten Abenden des Passahfestes zum Vorschein kamen, eine unerschöpfliche Augenweide boten. Da sahen wir Moses mit den Tafeln des Gesetzes im Arm und den beiden Lichtstrahlen am Haupt, sahen wir Aaron in seinem priesterlichen Schmuck, alsdann die zehn Plagen im Ägypterland, den Durchzug durchs Rote Meer und zuletzt den Tempel Salomonis, auf dem die Herrlichkeit Gottes ruhte. Doch was uns am meisten ergötzte, waren die kleinen, traulichen Interieurs, in denen die Familie, Vater, Mutter, Töchter und Söhne fröhlich beisammen saßen zum Ostermahl — die breiten Fenster im Hintergrunde mit runden, in Blei gefaßten Scheiben, die Stühle mit hohen geschnitzten Lehnen, die

*) Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter von Julius Rodenberg. 157 Seiten. Berlin (Verlag von Gebrüder Paetel) 1907. Preis 3 M.

Männer mit spitzen Hüten und die sittsamen Frauen in altmodischer Tracht. Erinnerte das nicht alles an die Großmutter? Sah nicht eine der unbewohnten Kammern, in die außer uns kein Mensch mehr kam, genau so aus? Sie hatte dieselben kleinen, breiten Fenster; aber die niedrige Decke war ganz mit Spinnweben umzogen und in ihren eisenbeschlagenen Truhen bargen sich die seltsamsten Schätze. Da fanden wir ein paar vergilbte weiße Atlasschühchen, die meine Großmutter als Braut getragen, und einen zerbrochenen venetianischen Spiegel, von dem noch der Rand mit silbernen Blumen übrig war; ferner sehr viel unbestimmbare Gegenstände in Kisten, die Staub und Moder ausatmeten, wenn man den Deckel öffnete. Zur Herbstzeit jedoch roch es in dem ganzen Hause nach getrockneten Pflaumen, die meine Großmutter in großen Mengen zubereitete. Sie hatte dafür einen eignen Ofen im Hinterhaus, aus dem man unmittelbar in den Garten trat. Noch ein zweiter Raum, zu dem ein besonderer Eingang führte, war in diesem Hinterhaus: ein hohes längst nicht mehr benutztes Gemach, in dem einst die Großeltern, und wer weiß, deren Vorfahren, das Laubhüttenfest gefeiert hatten. Jetzt war es kalt und öde darin, und dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, daß in der einen Ecke sich ein tief in die Erde gemauertes Bad befand, das mit Brettern zugedeckt war."

Auch Großmutter und Großvater gewinnen wieder greifbare Gestalt; sie als eine Frau, deren Erscheinung etwas Damenhaftes hatte, von feinen, gemessenen Formen, und neben ihr der temperamentvolle Großvater mütterlicherseits, der als blutjunger Mensch mit dem Marketenderwagen hinter den Preußen und Österreichern her nach Frankreich gezogen war und in Straßburg fast erschossen wäre, dann aber als Geigenspieler umherzog, bis er in Hannover seßhafter Kaufmann wurde, ohne dabei seine Gewohnheiten, die den Ton des Lagers und der Herberge nie ganz verleugneten, aufzugeben. Eine Reise des Knaben nach Hannover gehört zu den großen Begebenheiten seines jungen Lebens.

„Mit Nenndorf entschwand uns der heimatliche Anblick; dann kam der steile Berg, über den die Chaussee führte, bevor sie nachmals um ihn herum geebnet ward. Erzählungen von mannigfachem Unglück, das hier geschehen, hafteten an diesem Berge; doch wir langten ungefährdet unten an, bei der Landwehr und dem letzten weiß-roten Schlagbaum, neben dem der hessische Grenzstein stand mit dem goldenen Löwen. Er hob sich mit ausgestreckter Zunge trotzig auf seinen Hinterpranken und mir schien, als ob das hannoversche Roß, nicht weit davon auf einem gelb-weiß gestreiften Pfahl, ihm entgegenspringen wolle. Doch ach! — wo sind heute Roß und Löwe, weiß-gelb und weiß-rot . . . . ."

Nochmals kommt Rodenberg, mit wohligem Gedenken das Bild vervollständigend, auf den Großvater zurück, der in Schlafrock und Zipfelmütze, die Tabakspfeife im Mund, die Schnupftabaksdose neben sich, während Bratäpfel auf der Ofenplatte schmoren, seiner hebräischen Lektüre lebt, daneben aber auch den Kindern aus seinen Kriegs- und Wanderjahren so schön zu erzählen weiß oder ihnen auch, zu ihrem Entsetzen, auf der alten Violine vorspielt.

Im nächsten Abschnitt betreten wir dann das Elternhaus, und mit aller ihm zur Verfügung stehenden Poesie läßt uns der Dichter einen Blick in den Garten der Mutter tun mit seinen von Buchsbaum eingefaßten Rabatten, mit der Pracht der Tulpen, Rosen, Levkojen und Reseden — „die Lieblinge meiner Mutter. Wenn ich an sie denke, ist mir, als ob mich ein leiser Resedaduft anwehe. Meine Mutter hatte eine glückliche Hand für die Blumen. Sie liebte die Blumen, und die Blumen liebten sie, und bis auf den letzten Tag ist sie von Blumen umgeben gewesen." Beide Eltern werden in ihrem gegensätzlichen Wesen charakterisiert; die Mutter ist die überlegene Natur, die das Haus regiert, der Vater ist ein zufriedenes Gemüt, der im Kleinen sein Genügen findet, der sich daheim mit Politik und Geschichte befaßt und dem das Talent, reich zu werden, abging. Von großem Interesse ist es auch zu sehen, welche Eindrücke der junge Knabe im ersten Unterricht empfing, was für Lehrer er hatte, welche Stoffe ihn am lebhaftesten beschäftigten, wie das Schauspiel, wenn auch nur durch eine Wandertruppe vermittelt, auf ihn einwirkte, wie die Musik starke und bleibende Empfindungen in ihm weckte. Doch auch von grauenhaften Eindrücken blieb die Kindheit nicht verschont. Allerhand Gestalten wandern an dem rückblickenden Auge des Dichters vorüber und wecken längst schlummernde Erinnerungen. Die großen und kleinen Ereignisse, die in das Einerlei des Landstädtchens Abwechslung brachten, werden wieder wach. Eine Sensation für den Vierzehnjährigen war natürlich auch die erste Eisenbahnfahrt zur Braunschweiger Messe. Früher kamen zur Meßzeit dreißig, vierzig mit Menschen beladene „Beichaisen" vorüber, denen der Knabe sehnsüchtig nachblickte, bis sie sich unter den Bäumen von Klein-Nenndorf verloren und schmetternde Hornsignale der Posthalterei von Groß-Nenndorf ihr Nahen verkündeten. Mit einigen Strichen wird das einstige Badeleben in Nenndorf geschildert, das fast ausschließlich von Kurgästen aus Hessen und dem benachbarten Hannover besucht wurde. Dann heißt es:

„Was könnt' ich alles noch von diesem Nenndorf der der alten Zeit erzählen — von der Tradition, daß hier einmal der General-Feldmarschall Fürst Blücher Roulette gespielt und die Bank gesprengt habe; von dem Burggrafen, dem Freunde meiner Eltern, der aber keine Burg hatte und noch weniger ein Graf war, sondern diesen

altmodischen Titel nur als Kastellan und Kurfürstlicher Brunnenbeamter führte. Von dem „Marqueur“ Franz, dem ehemaligen Franzosen, der aus der Zeit des Königreichs Westfalen, da König Jerôme die Kur in Nenndorf gebrauchte, hier hängen geblieben sein mochte, immer noch gebrochen Deutsch sprach, sich nach der Mode vom Anfang des Jahrhunderts kleidete, sein spärliches Haar zu einer Tolle aufgekämmt trug und, was er sonst auch gewesen, jetzt, in seinem ehrwürdigen Alter, Kellner in der „Stadt Cassel“ war. Der Wirt dieses damals vornehmsten Gasthofs war der Bruder jenes Wilhelm Zahn, der sich durch seine vorzüglichen Aufnahmen von Pompejanischen Wandmalereien und das dadurch geweckte Interesse Goethes einen Namen gemacht hat.

Der große Tag für Nenndorf aber war der 20. August, der Geburtstag des Kurfürsten, oder — was er während meiner ganzen Kindheit noch war — des „Kurprinzen und Mitregenten“. Er sukzedierte seinem, seit 1831 außer Landes lebenden Vater, Wilhelm II., erst 1847, war aber tatsächlich der Beherrscher Kurhessens mit allen diesem zustehenden Attributen.

Von den hessischen Provinzen und deren Dependenzen war — mit Ausnahme des immer etwas renitenten Rinteln, das der Kurprinz darum auch niemals besucht hat — die Grafschaft Schaumburg mit ihrer überwiegend ländlichen Bevölkerung, vielleicht die loyalste. Nach ihr hieß seine Gemahlin Gräfin von Schaumburg und hier, in Nenndorf, residierte er während einiger Sommerwochen fast Jahr um Jahr. Seine Ankunft bedeutete den Höhepunkt der Saison. Wenn ihm voraus die Furagewagen mit den prachtvollen Rappen erschienen und unser Freund, der Burggraf, seine Uniform anlegte, ging uns Kindern das Herz auf. Dann ward es lebendig in dem Schlößchen, das gar anmutig, im Grünen und ganz von alten Bäumen umrauscht, auf einem sanft ansteigenden Hügel über der Promenade lag — die Flügeltüren und die bis an den Boden reichenden Fenster wurden aufgetan, der Winter zog aus, der Sommer zog ein, und endlich kam er selber, eine mittelgroße, gedrungene Figur, ein angehender Vierziger, in der hessischen Offiziersuniform, mit der hessischen Dienstmütze, begleitet von der Gemahlin und dem Häuflein seiner Prinzen und Prinzessinnen. Er bewegte sich mit einiger Leutseligkeit unter den weißröckigen Bauern der umliegenden Dörfer, den ehrbaren Bürgern des benachbarten Städtchens und machte seinen Spaziergang in der großen Allee, wie alle andern. Er besaß unzweifelhaft manche gute Eigenschaft, sein Familienleben, wenn man über den Anfang hinwegsah, war tadellos, ebenso wie das Verhältnis zu seiner Mutter, der edlen, unglücklichen Kurfürstin Auguste, der Schwester König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, jedes Lob verdient. Aber auch seine Halsstarrigkeit, sein kleinliches, oft despotisches Verhalten machten sich, lange vor dem Ausbruch des Verfassungskonfliktes, bereits geltend. Er kannte keine Rücksicht. Schon von weitem konnte man ihn hören; denn wiewohl er nicht ohne Schwierigkeit und stets in abgebrochenen Sätzen sprach, so war er doch gewohnt, sich sehr laut zu unterhalten, wobei er sich weder in bezug auf den Ort noch die Zeit irgend welche Beschränkung auferlegte. Vor ihm her ging ein gewisses Bangen, das für den jugendlichen Beobachter nicht gemindert ward, als ich ihn eines Tages auf offener Promenade einen seiner kleinen Prinzen eigenhändig ohrfeigen sah — was vom pädagogischen Standpunkt aus gewiß recht löblich war, mir aber Furcht einflößte. Furcht schien das einzige natürliche Gefühl, welches das Landeskind für den Landesvater zu hegen habe, und es fiel mir nicht ein, daß man ihn auch lieben könne. Das Unglück erst hat ihn den Herzen seiner ehemaligen Untertanen näher gebracht. Mancher, der dem Kurstaat im Unmut den Rücken gewandt, hat es doch schmerzlich empfunden, als er zu sein aufhörte; und mancher hat dem Andenken des toten Kurfürsten erwiesen, was er den Launen des lebenden versagt hätte. Da sahen wir in ihm nur noch den, der in neunjährigem Exil das Heimweh nach Hessen genährt, und dessen letzter Wunsch war, in hessischer Erde bestattet zu werden. Dort, auf dem alten Friedhofe zu Kassel, neben dem Grabe seiner Mutter, ist auch das seine, das immer noch am 20. August, seinem Geburtstage, von frommen Händen bekränzt wird.

Mit welch anderer Pracht aber ward dieser Tag in meiner Kinderzeit in Nenndorf gefeiert! In einem langen Zuge, auf blumen- und bändergeschmückten Pferden, kamen die Bauern der Umgegend angeritten, und die Bürgergarde unsres Städtchens, mit ledernen Tschakos und weißroten Federbüschen, hielt vor dem hohen Herrn eine Parade ab. Am Abend dieses festlichen Tages aber erstrahlten die dunklen Bäume, deren Kronen sich wie ein Dach zusammenschlossen, von einem feenhaften Schimmer. Lichterpyramiden funkelten unter den alten mächtigen Kastanien der Hauptallee, Schalen mit brennendem Harz leuchteten taghell unter den Akazien der jüngeren Anlagen, Kränze von bunten, hüpfenden Flämmchen umzingelten die Kuppel der Brunnenrotunde; die Fenster, Türen und Treppen des Neuenbaus, der Logierhäuser, der Galerien zeichneten sich mit feurigen Linien auf dem Hintergrunde der Nacht und des Waldes ab, dazwischen waren Sterne, Wappen und für das Kinderauge das größte Wunder von allen: an der Längsseite der Arkaden, aus einer Menge farbiger Lampions zusammengesetzt, ein riesiger, schnörkelhaft verschlungener Namenszug „F. W.“ und darüber eine Krone.

Wenn dieses Fest vorüber war, ward es in Nenndorf immer stiller. Der kurprinzliche Hof brach auf, das Schlößchen stand wieder leer, die letzten Livreen verschwanden, eine nach der andren schlossen die Läden und Buden und mit dem herannahenden Herbste kehrte das ländliche Stillleben zu seinen Gewohnheiten zurück.“

Das 21. Kapitel bringt eine volkskundliche Betrachtung über die Bewohner des Schaumburger Ländchens, ihre Tracht, ihre Sitten, ihre Sprache. Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit der

Geschichte des Landes. Nur beiläufig sei hier ein unbedeutender Irrtum richtig gestellt. Brockhaus' Konversationslexikon, das zu des Vaters literarischen Schätzen gehörte, erschien schon 1838 in 12 Bänden, und die Calderonschen Verse auf dem Titel lauten:

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Von großer Schönheit und stilistisch meisterhaft ist der Abschnitt, in dem Rodenberg erzählt, wie er nach mehr denn einem Menschenalter die Stätten seiner Kindheit wieder aufsucht, — zur Herbstzeit. Er besucht die halb eingesunkenen Steine, die das Grab seiner Großeltern bedecken. Die Leute auf den Feldern schauen dem einsamen Fremden nach, niemanden kennt er und wird von niemand gekannt. Das Elternhaus erkennt er kaum wieder, so ist es verändert, gleich dem Garten hinter dem Hause. Immer ist es ihm, als ob er an den Fenstern oder vor den Türen von den alten Gesichtern noch eins erblicken müßte, aber es kommt keins, gleichgültig sehen die Leute ihm nach. Und wie er über den heimatlichen Boden dahinschreitet, regt sich in ihm der alte Hesse wieder.

„Dort, über der Türe des neuen Hauses, in dem jetzt die Post war, prangte das Schild mit dem Reichsadler, und von einem andren schauten die beiden wilden Männer des preußischen Wappens auf mich herab. Konnte ich es bedauern? Konnte ich aber auch vergessen, daß ich als Kurhesse gegangen war und als Preuße zurückkam in das unterdessen zur preußischen Provinz gewordene Vaterland? Ein Vierteljahrhundert war verflossen, seitdem das Kurfürstentum aufgehört hatte, zu sein; und zwanzig Jahre seit der Beendigung des großen Krieges, der Deutschlands Stämme geeint. Was wir auf den Schulbänken ersehnt, was unsre Dichter gesungen und die Besten unsres Volkes vergeblich angestrebt, das stand jetzt in Kaiser und Reich verwirklicht da."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Und wiederum sind Jahre vergangen, und ich glaubte, das Buch der Kindheit sei geschlossen. Nun muß ich es bewegten Herzens, noch einmal öffnen. An einem sonnigen Sonntagmorgen, im Juni 1906, haben die Kinder und Enkel, die Töchter und Söhne derjenigen, die einst meine Heimatgenossen waren, mir gesagt: „Nein, du bist uns kein Fremder geworden; und wenn du jetzt noch einmal in dein Vaterstädtchen kommst, dann wirst du sehen, daß wir auch des Hauses nicht vergessen haben, in dem du deine glücklichen Kinderjahre verlebt hast." Was vermöcht' ich dem noch hinzuzufügen? Ist mir doch, als ob sie noch einmal alle wieder auflebten, die diese Jahre mit mir geteilt haben; als ob auf die Stufen dieses Hauses die Mutter träte, um ihr Kind heimzurufen. „Ich komme! Ich komme!" gab ich zur Antwort, wenn ich an den langen Sommerabenden vom Spiel auf der Straße mich nicht trennen konnte. Nun ist der lange Sommertag des Lebens wirklich zu Ende, und es ist Abend geworden. Und abermals vernehm' ich die Stimme, die mir ruft — es ist nichts Trauriges darin, es ist die Liebe der Mutter, die Liebe der Heimat, und wie einst das Kind, so antwortet heute der Fünfundsiebzigjährige mit dankbarem Blick auf das Elternhaus: „Ich komme! Ich komme!"

Nur ungern legt man dieses in seiner Schlichtheit so gehaltvolle Büchlein aus der Hand und empfindet den lebhaften Wunsch, der Dichter, der uns schon mancherlei Biographisches — es sei nur an die Heimaterinnerungen an Dingelstedt und Oetker erinnert — beschert hat, möge uns aus dem reichen und interessanten Schatz seiner Erinnerungen noch die eine oder andere Gabe übermitteln.

P. H.

Aus alter und neuer Zeit.

Erinnerungstag. Am 26. Oktober waren es 100 Jahre, daß einer der verdientesten hessischen Historiker, Georg Landau, zu Kassel geboren wurde. Über Landau, der mit Rommel, Bernhardi und Schubart 1834 den Hessischen Geschichtsverein begründete und dessen Bild wir in der 1884 von Duncker herausgegebenen Festschrift des Vereins antreffen, besitzen wir eine sich auf die eigenen Aufzeichnungen des Verstorbenen stützende, von O. Gerland in Strieders hessischer Gelehrtengeschichte veröffentliche Biographie. Landaus Lebenslauf zeigt, zu welchen Leistungen und Ehren es ein Autodidakt mit eisernem Fleiß bringen kann. Er war der Sohn eines Schuhmachers, besuchte die Bürgerschule und verdiente sich seit seinem 14. Lebensjahr seinen Unterhalt als Schreiber. Später wurde er in der Bibliothek und im Archiv zu Kassel beschäftigt und legte hierbei den Grund zu seinen umfassenden Kenntnissen. Schon 1832 erschien der erste Band seines vierbändigen Werkes über „die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer". 1835 erhielt er den Titel Archivar, bald darauf wurde er mit einem Gehalt von 100 Talern angestellt und 1838 zum Archivsekretär ernannt. Den „Ritterburgen" folgte die „Beschreibung des Kurfürstentums Hessen", die noch heute grundlegend ist. Es ist unmöglich, die große Zahl seiner übrigen, meist ja auch allgemein bekannten Werke hier aufzuführen. Die

1864 erfolgte Ernennung zum wirklichen Archivar mit dem Titel Archivrat überlebte der verdienstvolle Mann nicht mehr lange; ein Lungenleiden machte am 15. Februar 1865 dem Leben des erst 58jährigen ein Ende.

Eine Chirurgenrechnung vom Kaskadenbau. Wenn noch heute kaum ein Monumentalbau ohne einige Unglücksfälle zu Ende geführt wird, so kann es nicht Wunder nehmen, daß bei der fast zwei Jahrzehnte in Anspruch nehmenden Erbauung der Kaskaden zu Wilhelmshöhe sich eine ganze Reihe z. T. tötlich verlaufener Unglücksfälle ereignet hat. Das bezeugen die in den Akten aufbewahrten Rechnungen der Ärzte und Barbiere, die zahlreichen Gnadengesuche und daraufhin erteilten Gnadengehälter. In den Belegen zur Kabinettsrechnung von 1710 (im Staatsarchiv Marburg) findet sich u. a. folgende Chirurgenrechnung:

„Specification der jenigen Kranken und patienten, so ich vom 25. augst. biß zu endte dieses Jahres 1709 bey dem Bauwesen auf dem Winterkasten gehabt habe.

D. 26. augst. Georgio Krunio so schaden in dem Mundt bekommen das ihm das Zahnfleisch von den Zähnen ist abgefaulet habe denselben 4 wochen lang verbunden undt curirt 4 Rthlr.

d. 28. dito. Den Schirmeister so eine dysenterie bekommen welchen 5 wochen lang stets bedienet undt curirt 6 Rthlr.

d. 1. 7b*) hanß adam Bürger so einen starken fluß bekommen das ihm der gantze Halß ist zugeschwollen, worauf sich dann ein groß geschwer unter der linken maxilla inferiora gesetzt, welches ich habe öffnen müßen, da sich dann eine Cavität biß in die mitte der maxilla gefunden, hernach habe noch eine incision thuen müßen, umb der materi luft zu machen undt habe ihn 13 wochen in der cur gehabt 26 Rthlr.

d. 3. 7b. Johannes Wießener Steinhauer so durch heben eines steins die Hand in der junctur außeinander gezogen, wodurch eine große Geschwulst undt inflamation entstanden, undt ist hernach aufgebrochen, habe denselben 6 wochen lang in der cur gehabt undt vollig curirt 10 Rthlr.

Eodem. Severin Schultz Maurer, welchem ein stein auf die Brust gefallen, das ihm die gantze Brust davon aufgeschwollen gewesen, das er hatt 3 wochen müßen zu Bette liegen, habe denselben 5 wochen lang in der cur gehabt undt vollig curirt 7 Rthlr.

d. 5. 7b. Einem Bergmann von Wahlershausen welchem ein großer Stein auf den Fuß gefallen undt den Fuß gantz zerquetschet undt gantz inflamiret habe denselben 5 wochen lang verbunden undt völlig curiret 8 Rthlr.

d. 12. dito. Johannes Dam Handtlanger so an der Dysenterie 4 wochen gelegen habe denselben curirt 5 Rthlr.

d. 1. 8b. Conrad Seger Handtlanger von Oberzweren welchem ein felsenstein auf den rückrath gefallen wovon der rücken gantz beschädigt das ihn habe 6 wochen täglich draußen müssen bedienen 9 Rthlr.

Summa 75 Rthlr.

Cassell 29. Xb. 1709. Kostnitz.

Daß oben gesetzte acht patienten bey der arbeit auf dem berge bey Weisenstein sich befunden undt von dehm Chirrurgo Herrn Costnitz wider seindt zu recht gebracht worden, wird hiermit attestiret.

von Hattenbach.**)

Nachdem diese rechnung durchgangen so könnte doch der artzlohn mitt 50 thlr. vergnüget können werden.

Cassell d. 5. Febr. 1710.

J. L. Huxholtz Dr.***)"

Wirklich wurde die Rechnung nach dem auch sonst üblichen Verfahren auf 50 Taler moderiert, wie der Zahlungsbefehl auf der Rückseite zeigt:

„Nachdem Wir dem Chirurgo Costnitz die Rechnung wegen curirung einiger bey Unserm Bauwesen aufm Wintherkasten zu schaden gekommenen persohnen vor dasmahl annoch mit fünfzig Reichsthalern bezahlen, hinkünftig aber demselben wegen solcher seiner verrichtung jährl. ein gewisses geben zu lassen in Gnaden resolviret; alß befehlen wir Unserm Cabinets Secretario Lindern hiermit . . . . .

Cassell d. 20. Febr. 1710 (gez.) Carl."

Daß die Patienten oft auch in volle Pension genommen wurden, zeigt eine Rechnung desselben Chirurgen vom 16. April 1710; danach hatte er auf Anweisung von Hattenbachs einen unbemittelten Mann, der in dem Steinbruch auf dem Winterkasten „durch ein stück erdt undt stein gantz zu schanden gefallen", während der achtwöchigen Kur mit Essen und Trinken verpflegt, wofür er die Woche 2 Rtlr., also 16 Rtlr. berechnete.

Heidelbach.

---

*) September.

**) Brigadier von Hattenbach war Oberbaudirektor und leitete mit Guernieri den Kaskadenbau.

***) Landgraf Karls Leibarzt, der uns von dessen italienischer Reise her von der humoristischen Seite bekannt ist.

Heimkehr aus dem Manöver.

Alkäisches Versmaß.

Wie fühl ich tief, von wilder Manöverfahrt
Zur lieben Heimat müde zurückgekehrt,
Die Freude, die des vielerprobten
Helden von Ithaka Herz entzückte,

Als er, aus tiefem, göttlichem Schlaf erwacht,
Vernahm der Brandung Donner am Felsgeklipp
Des Neriton und des Gebirges
Zacken mit staunendem Blick erkannte. —

In Sonnengluten leuchtet das Hochgebirg
Von Kurdistan, da lodert's wie Blitzesschein
Tief aus den Schluchten und zur Hölle
Zieht sich's mit gleißenden Schlangenleibern!

Zehntausend Griechen, wetter- und kampfgebräunt,
Der Narben Male im düsteren Angesicht,
Zerfetzt den Helm, zerhackt den Schildrand,
Leuchtendes Trotzen im dunklen Auge.

Voran dem Heer auf schlankem Thessalerroß
Der Feldherr, hoch, in herrlicher Waffen Schmuck,
Des Amtes und des Geistes Siegel
Tief in den Furchen der hohen Stirne. —

Her von dem Bergkamm braust es wie Donnerhall:
— Und Schild und Speer entsinken der harten Faust —
„Das Meer! Das Meer!" und weit die Arme
Breiten sie aus zum ersehnten Pontus. —

Vom Bogen zischend traf mich kein Perserpfeil,
Von Assurs Sonne brannte mein Helmdach nicht,
Und nicht versank mein Fuß im Schnee des
Ararat oder im Sand der Wüste.

Nicht traf, von Zeus mit rächendem Arm gesandt,
Des Schiffes Mast der schmetternde Donnerkeil,
Und nimmer braucht' ich die Gefährten
Grunzend und ringelgeschwänzt zu schauen. —

Und doch, wie wohlig breitet sich rings umher
Der Heimat Zauber, schmetternder Finkenschlag
Durchtönt den Garten, um die Kniee
Schmeichelt mir Teja, die treue Dogge.

So denk' ich froh vergangener wilder Zeit
Und freu' mich still der heiteren Gegenwart. —
Doch duldet' gern ich wie Odysseus,
Wartete Penelopeia meiner.

Frankfurt a. M. — Th. Endemann.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 28. Oktober wurde die Reihe der öffentlichen Sitzungen des Geschichtsvereins zu Kassel eröffnet. General Eisentraut gedachte noch einmal der Verdienste des verstorbenen Sanitätsrats Dr. Schwarzkopf, der gerade in diesem Raume die Zuhörer durch seine Vorträge erfreut habe. Sodann wies er auf mehrere Jubiläen hin, die in diesem Jahre vermutlich noch durch Vorträge gewürdigt werden, so der 700jährige Geburtstag der heiligen Elisabeth und das Jubiläum des Einzuges Jérômes in Kassel; auch seien es jetzt 150 Jahre her, daß die aus England zurückgekehrten hessischen Regimenter in der Schlacht bei Hastenbeck mitgefochten hätten, wo vor einigen Wochen ein Denkmal errichtet sei, das auch den Hessen gebührende Anerkennung zolle. Hierauf nahm Landbauinspektor Dr. phil. Dr. ing. Holtmeyer das Wort, der bekanntlich vom Bezirksausschuß mit der Herausgabe eines umfangreichen Werkes über die Bau- und Kunstdenkmäler des Landkreises Kassel beauftragt ist. Der Vortragende sprach über die „Hirsauer in Hessen" und knüpfte einleitend an den vorjährigen Besuch Breitenaus durch den Geschichtsverein an, der ganz besonders an diese interessanten Ansiedler in Hessen, die Hirsauer, erinnere. Wer waren sie, woher kamen sie, wie kamen sie nach Hessen, wo haben sie sich aufgehalten und welche Kulturaufgaben haben sie sich gestellt? Das waren die Fragen, die Redner in außerordentlich fesselndem freien Vortrag beantwortete. Nur wenige Touristen, die das im württembergischen Schwarzwaldkreis gelegene Hirsau aufsuchen, wissen heute, welch große kunst- und kulturgeschichtliche Bewegung einst von hier ausging, die nicht ohne politischen Beigeschmack war und die fast ein Jahrhundert hindurch Deutschland im Bann hielt. Zur besseren Würdigung dieser Bewegung erörterte der Vortragende zunächst die beiden Grundtypen für das Kirchengebäude zu karolingischer Zeit, Basilika (z. B. die beiden neuen katholischen Kirchen in Kassel) und Rundkirche (z. B. die St. Michaelskirche in Fulda), wies dann nach, warum die Basilika den Sieg davontrug, und zeigte an Beispielen die beiden Grundtypen, nach denen in nachkarolingischer Zeit die Basiliken ausgebaut wurden. Redner ging dann über zur Blütezeit der Cluniacenser unter Odo, der sich zur Aufgabe gemacht hatte, den Benediktinerorden zu reorganisieren und zu reformieren. Was Cluny für die Welt wurde, sollte Hirsau, das bis dahin ein ziemlich unbekanntes Dasein geführt hatte, unter Wilhelm von Hirsau für Deutschland werden. Wilhelm, ein geborener Bayer, wußte die Ziele des großen Franzosen Odo in kleinem Maßstab für Deutschland durchzusetzen. Dieser Aufschwung Hirsaus ist nur zu verstehen, wenn man sich den Einfluß der Geistlichkeit auch in den politischen Dingen in den Tagen Heinrichs IV. klar macht; Papst Gregor wußte seine Bundesgenossen im Mönchshabit, die Hirsauer, sehr zu schätzen. Das Prinzip Odos bei der Erweiterung der Kirche (Fünf Apsiden-Anlage) befolgte nun auch Wilhelm von Hirsau, zunächst für die dortige

kleine Aurelienkirche; später sah man sich dann noch zu einer Parallelsiedlung gezwungen, der St. Peters- und Paulskirche in Hirsau, wo die französische Baukunst ihren ersten entscheidenden Sieg auf deutschem Boden feierte. Der Landstrich, in dem der Hirsauer Typus zu reinster Blüte kam, war aber nicht Schwaben, sondern Thüringen, das ja auch als Ausgangspunkt der Missionierung für den Osten sehr günstig lag. Die erste Niederlassung der Hirsauer in Thüringen war Reinhardsbrunn. Von Hirsau aus wurde auch Paulinzella besiedelt, das den Typus der Hirsauer Kirchen — französische Säulen, Vorkirchen usw. — am reinsten wiederspiegelt. Redner wandte sich nun den Hirsauern in Hessen zu. Bei einzelnen Bauten ist der Einfluß noch nicht ganz nachgewiesen; wahrscheinlich ist er bei der Fritzlarer, zweifellos bei der Hersfelder Stiftskirche; bestimmt ist er auch in Hasungen nachzuweisen. Hier hatte der phantastische Schwärmer Heimerad gelebt, der nach seinen Irrfahrten durch Jerusalem und Rom im Anfang des 11. Jahrhunderts nach Hessen kam, aber überall wegen seines unverträglichen Wesens entlassen wurde; von Warburg zog er nach Corvey usf., schließlich sehen wir ihn auf dem Hasunger Berg, wo er sich eine Klause baute und, weil er Armen half und Kranke heilte, bald in den Ruf der Heiligkeit kam. Die Kunde von diesem sonderbaren Heiligen drang auch zu den Ohren des Erzbischofs von Mainz, der ihm nach seinem Tode auf dem Berge eine kleine Kapelle errichtete. Erzbischof Siegfried faßte dann den Plan, an deren Stelle ein großes Stift zu errichten, ein Plan, der sich aber einige Jahre verzog, da der Hasunger Berg im Kampfe Heinrichs IV. mit Otto von Northeim verschanzt gehalten wurde. Erst 1074 wurde die Stiftsurkunde zu Hofgeismar ausgestellt. Nunmehr siedelten sich Benediktiner dort an. Als Feind Heinrichs IV. aus Mainz verwiesen, setzte sich Siegfried in Hofgeismar fest und faßte den Plan, das Stift in ein regelrechtes Kloster zu verwandeln; er berief eine Kolonie von 12 Mönchen, an deren Spitze Gieselbert stand, derselbe, der den Erbauer der Wartburg, Ludwig den Springer, zur Gründung von Reinhardsbrunn veranlaßt hatte. Die Mönche mußten aber, weil sie sich auf die Seite des Papstes stellten, fliehen. Siegfried legte die Verwaltung des Klosters nieder und starb bald darauf in Erfurt. Sein Leiche wurde in Burghasungen neben der Heimerads beigesetzt. Da Siegfried in einer Krypta beigesetzt wurde, kann Hasungen keine Hirsauer Kirche gewesen sein, denn die Hirsauer setzten die Gebeine ihrer Heiligen nicht unter dem Altar bei. Ferner hat der noch teilweise erhaltene Turm einen achteckigen Grundriß, während Hirsau nur quadratische Türme kennt. Wir haben es in Hasungen in erster Linie mit einer damals nicht seltenen Klosterburg zu tun, vielleicht war es sogar ein strategischer Punkt erster Ordnung. Anders lag der Fall in Lippoldsberg am rechten Weserufer. Bezeichnend für den Charakter dieser Ansiedlung war schon die die Gründung beschließende Versammlung, die aus Gegnern des Kaisers bestand (den beiden Grafen von Northeim, Ludwig dem Springer usw.). Hier lassen sich, wenn auch nicht in großem Umfang, Hirsauer Einflüsse nachweisen; wir haben zwar die Basilika, als Stützen aber nicht Säulen, sondern deutsche Pfeiler, und auch keine Holzdecke, sondern ein Gewölbe. Daß die Hirsauer aber ihre Hand im Spiele hatten, zeigen auch die Chornebenschiffe. War das Resultat bei Hasungen ein negatives, bei Lippoldsberg ein karges, so sind die Hirsauer Grundsätze fast bis zur Reife durchgeführt in Breitenau, bei dessen Gründung Dichtung und Wahrheit neben- und durcheinander gehen. Eine Stunde vom Kloster entfernt erhob sich die Veste Holzhausen, auf der Werner v. Grüningen saß, der den Hirsauer Klöstern seine besondere Liebe zuwandte und den Plan faßte, selbst ein Kloster zu gründen. Er hatte sich vom Kaiser jene Gegend (Anlaß der Gründung ist in der Legende derselbe wie bei Reinhardsbrunn) erbeten und bekommen und ließ von Hirsau die üblichen 12 Kolonisten (Zahl der Apostel!) unter dem Abt Trutwin kommen; aber erst Abt Heinrich führte nach 30jähriger Bauzeit das Gotteshaus zu Ende. Während die Hirsauer Mönche in Hasungen erst nach der Gründung eintrafen, sollte sie hier erst ins Werk gesetzt werden; daher auch die starken Hirsauer Einflüsse. Der Grundriß zeigt alle Charakteristika der Hirsauer Kirchen, die Nebenschiffe mit Fünf Apsiden-Endungen, die merkwürdige Bogenumrahmung, die Turmpaare, die flache Decke, die Empore zwischen den Türmen; allerdings sehen wir statt der französischen Säulen die deutschen Pfeiler. Das Interessanteste aber ist, daß die ganze Kirche übergossen ist mit jenen phantastischen Abbildungen, verrenkten Tier- und Menschenleibern, Rankenwerk usw., das auf Schwaben hinweist; besonders finden wir diese Skulpturen in den rechteckigen Bogenumrahmungen.

Zum Schluß beleuchtete der Vortragende noch das Schicksal der Hirsauer Baukunst und Kultur in Deutschland. Zwar entlehnen ihr auch die modernen Architekte noch viele Motive, ihre eigentliche Blütezeit aber dauerte nur wenige Jahrzehnte, in denen sie allerdings glänzende Werke entstehen ließ. Es scheint eine feststehende Tatsache zu sein, daß ein Orden sich nur gewisse Reihe von Jahren halten kann und daß seine Blüte eng zusammenhängt mit der Bewahrung der ursprünglich beab-

sichtigten Strenge. Die Kraft, neue Zutaten, die die Kunst den Gotteshäusern zuwenden mußte, auf die Dauer abzulehnen, besaßen auch die Hirsauer nicht, und es waren die Zisterzienser, die ihr Erbe, im Anfang fast unbesehen, antraten. Die Hirsauer waren keine Konstrukteure gewesen; mit Zähigkeit hielten sie an der Holzdecke fest, die ein wunder Punkt des romanischen Kirchenbaus war, da ein einziger Blitzstrahl sie in wenigen Stunden vernichten konnte. Sehr eigentümlich ist es, daß die Hirsauer aus Prinzip auch dann noch an der Holzdecke festhielten, als sie in Frankreich niemand mehr verwandte und selbst am Rhein das Problem der Wölbung schon längst in verschiedenen Formen gelöst war. Daher ging die Hirsauer Baukunst zu Grunde; die Zisterzienser waren es, die helfend eingriffen und das Gewölbe aus Frankreich übernahmen, das damit einen neuen Stil, die Gothik, brachte.

Die eindringliche Wirkung des Vortrages bekundete sich in dem Eifer, mit dem die Zuhörer sich sodann dem Studium der ausgestellten Photographien und Zeichnungen hingaben.

Von der Veste Spangenberg. Am 21. Oktober wurde auf dem Spangenberger Schloß die neugegründete Forstlehrlingsschule mit 50 Schülern eröffnet, nachdem bereits am 17. die offizielle Übergabe der Anstalt von der Bauverwaltung an die Forstverwaltung erfolgt war. Der Umbau des Schlosses durch den kgl. Bauinspektor Seckel aus Melsungen und den Architekten Fenner von Spangenberg hatte 8 Monate in Anspruch genommen. Durch diese Zuführung zu einem praktischen Zweck ist das Schloß vor dem drohenden Verfall bewahrt worden. Auch eine Schloßwasserleitung, elektrische Lichtanlage und Zentralheizung wurden angelegt. Das Wachthäuschen wird zu einer Restauration umgebaut und ihm gegenüber eine Touristenhalle erbaut. Die inneren Burgräume können zu bestimmten Stunden, soweit keine Störung des Unterrichts damit verbunden ist, auch weiter noch gezeigt werden. — Daß der Altertumsfreund über den Umbau doch nicht sehr erfreut sein kann, beweist folgendes Schreiben, das uns von einem Besucher der Veste zuging. „Ich war neulich auf Schloß Spangenberg. Aber ich wollte, ich wäre nicht dagewesen. Es ist wieder in einzelnen Punkten geradezu barbarisch gewütet. Die Zugbrücke ist abgebrochen! Können Sie sich das denken! Das schönste Bild einfach zerstört. Ich war außer mir. Man hat sie durch eine feste einfache Bohlenbrücke ersetzt. Im Innern ist fast alles von Grund aus geändert, die Fresken sind z. T. einfach überstrichen, ganz wenig ist gerettet, eine Türeinfassung mit dem Porträt der Landgräfin Sabine und zwei Putten. Das interessanteste, ein auf einem Pferd auf dem Kopf stehender Reiter, angeblich ein Motiv aus der Sage von Otto dem Schütz, soll durch den Marburger „Maler" Dauber wiederhergestellt werden, d. h. es soll eine Urkundenfälschung schlimmster Sorte verbrochen werden, denn nachher ist's ein Theaterritter Nikolaus Daubers und kein Fresko des 15. oder 16. Jahrhunderts mehr. Das reizvolle gotische Tabernakel in der Nähe der Kapelle ist von seinem Platze entfernt und an einer gleichgültigen Stelle in dem neu eingerichteten Speisesaal angebracht worden. Die wundervollen schweren Eisentorflügel am Haupttor sind bei Seite geworfen (sie liegen noch herum) und durch glatte, in der Mitte mit einem furchtbar schönen Löwenkopf verzierte Eisentore ersetzt worden. Zwischen den Büffelhörnern am hessischen Wappen über dem Portal prangt eine Glühbirne, ebenso sind in äußerst geschmackvoller Weise an den skulpturengeschmückten Schlußsteinen des gotischen Kapellchens und anderer Gewölbe elektrische Glühlampen angebracht. Im Schlafsaal der halbwüchsigen Bewohner ist einer der drei prächtigen Öfen aufgerichtet. Ob er da unbeschädigt bleibt? Und so weiter. Es ist eine Freude! — Übrigens kommt hin und wieder auch mal was Herzerfreuendes vor."

Jubiläum. Der zu einer Zeit der Gärung im bürgerlichen und staatlichen Leben begründete Bürgerverein zu Fulda konnte in diesen Tagen sein 75jähriges Bestehen feiern.

Einweihung eines Grabdenkmals. Am 27. Oktober fand auf dem neuen Friedhof zu Kassel die Einweihung des Denkmals statt, das Schüler und Freunde dem ehemaligen Direktor der alten Kasseler Realschule, Professor Dr. K. Buderus, auf seiner Grabstätte errichtet hatten. Buderus, 1835 zu Rauschenberg geboren, kam 1871 als Rektor der höheren Bürgerschule nach Kassel, der er 16 Jahre lang bis zu seinem am 27. Oktober 1887 erfolgten Tod vorstand. Das am Denkmal angebrachte Relief des Verstorbenen stammt vom Bildhauer Brandt.

Todesfall. Am 18. Oktober verschied plötzlich der Senior der hessischen Maler, der Kunstmaler Louis Katzenstein. Der Heimgegangene war geborener Kasselaner. Als junger Mann ging er nach England, um sich dort dem Kaufmannsberuf zu widmen; in London hatte er das Unglück, überfahren zu werden, so daß ihm ein Bein amputiert werden mußte. Er kehrte in die Heimat zurück und wandte sich der Malerei zu. Nach vollendeten Studien auf der kurfürstlichen Akademie und in Paris begab er sich auf Reisen nach Italien, Spa=

nien und Portugal und ließ sich dann als Maler in seiner Heimatstadt Kassel nieder. Neben Porträts malte er vorzugsweise Genre- und historische Bilder. Außerordentlichen Wert legte er dabei auf die koloristische Behandlung der Gewänder und überhaupt der Stoffe. Ein Bild größeren Stiles von seiner Hand „Van Dyk am englischen Hofe" befindet sich im Kunsthaus, während die Landesbibliothek seine Kreidekartons zu Bildern aus der hessischen Geschichte besitzt, die auch photographisch vervielfältigt sind. Katzenstein, der als Maler naturgemäß der älteren Schule angehörte, war auch schriftstellerisch überaus tätig. In den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schrieb er die Kunstberichte für das „Kasseler Tageblatt". Wiederholt betätigte er sich auch als Mitarbeiter am „Hessenland", zu dessen Mitbegründern er gehörte; schon im ersten Jahrgang (1887) findet sich von seiner Hand ein Aufsatz über „Kasseler Maler in den Jahren 1840—50". Auch gehörte er zu den Mitbegründern der Kasseler Schriftstellervereinigung „Freie Feder", an deren Sitzungen er lebhaften Anteil nahm, bis ihn ein hartnäckiges Augenleiden immer mehr ans Haus fesselte. Louis Katzenstein hat ein Alter von 85 Jahren erreicht.

Eingegangen:

Der Joggeli. Erzählung von Wilhelm Speck. Hrsg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin. Leipzig (Verlag von Fr. Wilh. Grunow) 1907. Preis geb. 1 M.

Der Abenteurer. Roman von Rudolf Herzog. Mit Porträt des Verfassers. Stuttgart und Berlin (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.) 1907. Preis 4 M., in Leinwand 5 M.

Kassel. Zehn Blatt Original-Steinzeichnungen von Fr. Fennel. Kassel (Verlag der Vietorschen Hofbuchhandlung). Preis 4 M.

A. Meyenschein, Raiffeisen in Hessen IL u. 288 S. Kassel (Verlag des Hess. Verbandes ländl. Genossenschaften) 1907. Preis 4 M.

Auch eine Literaturgeschichte. Zwei Betrachtungen. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1907.

Was mäh so hin un widder bassierd äs. Kasseläner Verzählungen vun Karle Klambert. Herausgeg. von Paul Heidelbach. 2. Auflage. Kassel (Verlag von K. Vietor, Hofbuchhandlung) 1907.

Till Eulenspiegel. Ein Volksbuch nach der Ausgabe von 1519 bearbeitet von Paul Heidelbach. Mit Buchschmuck von Willy Planck. Stuttgart (Verlag von Gustav Weise). Preis in Original-Leinwandband 3 M.

Die Kunst unserer Heimat. Mitteilungen der Vereinigung zur Förderung der Künste in Hessen und im Rhein-Maingebiet. Herausgeg. von Dr. Greiner. Heft III/IV mit 17 Blatt Kunstbeilagen und Illustrationen im Text. Marburg (N. G. Elwert). Jährlich 6 Hefte zu 10 M.

Personalien.

Verliehen: dem Oberlehrer a. D. Professor Freund zu Marburg der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Geh. Bergrat Sympher zu Klausthal und dem Steuerrat a. D. Stößer zu Brotterode der Kronenorden 3. Kl.; dem Hegemeister a. D. Kieber zu Veckerhagen der Kronenorden 4. Kl.; dem Lehrer Wiegand zu Friedrichsdorf der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern; dem Regierungsrat Krause, dem Generalmajor z. D. Kuchenbecker und der Rentnerin Frl. Zickler zu Kassel, der Frau Oberpräsident von Trott zu Solz zu Potsdam sowie der verw. Frau Fabrikant Wahler zu Fulda die Rote Kreuzmedaille 2. Kl.

Ernannt: Pfarrer Fritsch zu Preungesheim zum Metropolitan der Pfarreiklasse Bockenheim; Pfarrer Dr. Bötte zu Friedewald zum ersten Pfarrer in Allendorf a. W.; Gewerbereferendar Zöllner zu Kassel zum Gewerbeassessor und der Gewerbeinspektion Saarbrücken überwiesen; kommissarischer Landesrentmeister Theis zu Ziegenhain definitiv als solcher; die Assistenzärzte Dr. med. Gerling und Dr. med. Müller am Landeshospital Merxhausen zu Abteilungsärzten für die Irrenanstalten des Bezirksverbandes des Regierungsbezirks Kassel.

Übertragen: dem Regierungsassessor Nehse zu Kassel die Wahrnehmung der Geschäfte des Vorstands der Eisenbahnverkehrsinspektion II daselbst.

Gewählt: Studiendirektor Klingender zu Hofgeismar zum ref. Superintendenten in Kassel.

Versetzt: Postdirektor Döring von Gelnhausen nach Schlettstadt.

Geboren: ein Sohn: Kgl. Hofapotheker B. Fahr und Frau Maria, geb. Linzen (Fulda, 16. Oktober); Tierarzt Dr. Schmidt und Frau, geb. Brauckmann (Rodenberg, 19. Oktober); — eine Tochter: Pfarrer R. Mühlhausen und Frau Meta, geb. Brocke (Kassel, 26. Oktober).

Gestorben: Frau Anna Fuchs, geb. Dux, Gattin des Oberlandesgerichtsrats, 47 Jahre alt (Kassel, 15. Oktober); verw. Frau Major Ernstine Behrend, geb. Grimm (Göttingen, 16. Oktober); Rentner Michael Schmidt, 88 Jahre alt (Fulda, 16. Oktober); Kunstmaler Louis Katzenstein, 85 Jahre alt (Kassel, 18. Oktober); Frau Auguste Truß, geb. Neuße (Kassel, 21. Oktober); Ziegeleibesitzer Karl Höhmann, 53 Jahre alt (Kassel, 22. Oktober); Lehrer Konrad Knöpfel, 60 Jahre alt (Kassel, 23. Oktober); Direktor der direkten Steuern in Elsaß-Lothringen, Geh. Regierungsrat Dr. Karl Schneider, 52 Jahre alt (Straßburg i. E., 23. Oktober); Fräulein Christiane Dithmar, 76 Jahre alt (Hildesheim, 24. Oktober); Lehrer Friedrich Wachs aus Spangenberg, 44 Jahre alt (Kassel, 24. Oktober); Frau Karoline Ide, geb. Heller, 57 Jahre alt (Kassel, 27. Oktober).

Briefkasten.

F. Pf. in Hofgeismar. Dank und Gruß.

K.-J. in München. Ihrem Wunsche haben wir entsprochen.

A. B. in Ober-Ingelheim. Der Aufsatz erscheint in einem der nächsten Hefte.

W. K. in Großalmerode. Verbindlichen Dank für den sehr willkommenen Aufsatz. Wir bringen demnächst auch eine Arbeit über die frondienstlichen Verhältnisse unter Landgraf Friedrich II.

M. S. in Eisenach. Besten Dank. Ihrem Wunsche wegen der Korrektur werden wir nachkommen.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 22. XXI. Jahrgang. Kassel, 18. November 1907.

Die Gründung des Hanauer Gymnasiums und der Stadtschultheiß Dr. Wilhelm Sturio.

Ein Kapitel zur Vorgeschichte der Anstalt.

Von Dr. Ph. Braun.

(Fortsetzung.)

Reformierte, die aus Frankreich und den Niederlanden um ihres Glaubens willen vertrieben worden waren, hatten in dem benachbarten, damals streng lutherischen Frankfurt a. M. eine Zuflucht gefunden. Bald aber regte sich dort der Brotneid der Alteingesessenen gegen diese betriebsamen und vorwärtsstrebenden Neubürger, und man untersagte ihnen die Ausübung ihres Bekenntnisses. Ihnen gewährte der Graf eine Freistätte, gestattete ihnen die Anlegung einer eigenen, später stark befestigten Stadt, der Neustadt Hanau, und hob damit, freilich unter manchem Widerspruch, besonders des benachbarten Kurmainzer Staatswesens, und unter vielen Schwierigkeiten das unbedeutende Landstädtchen Hanau zur entwickelungsfähigen Industriestadt empor. Bald wuchsen die Wälle und Festungswerke der neuen Stadt in die Höhe, nachdem dahinter langgestreckt die rechtwinkeligen Häuserzeilen sich erhoben hatten.

Die außerordentliche Vermehrung der Einwohnerzahl aber erforderte, wie sich das immer deutlicher zeigte, eine Vergrößerung und Neugestaltung der vorhandenen dreiklassigen Schule. Sie war, wie gesagt, bis dahin eine einfache deutsche Stadtschule gewesen, an der auch die Anfangsgründe des Lateinischen gelehrt wurden. Infolge einer pestartigen Krankheit, die 1605 ausgebrochen war, hatte sie sich fast gänzlich aufgelöst. Als Rektor dieser Schule wird ein Anton Holz bezeichnet. Nach dem Berichte des Stadtschultheißen Sturio, von dem bald die Rede sein wird, hätte er Holtzer geheißen. Er war bei Ausbruch der Pest nach Windecken geflohen und wie es scheint kurz vor 1607 gestorben. Zu seinem Nachfolger als Rektor war Rudolf Lavater bestimmt worden, der sich Mühe gab, die Schule wieder in Gang zu bringen. Diesem waren jedoch in betreff der Erweiterung der Schule jedenfalls bestimmte Zusagen gemacht worden, und er hatte auf Grund dieser feste Abreden mit Eltern, deren Kinder er bei sich aufnehmen sollte, getroffen.

Der Plan des Grafen ging zweifelsohne dahin, die Schule zu einem vollständigen Paedagogium illustre, das ist etwa das, was wir heute Gymnasium nennen, zu erweitern. Im Stillen trug er sich jedenfalls

mit dem Gedanken, den er wohl auch Vertrauten, so vor allem seiner Gemahlin gegenüber ausgesprochen haben mag, späterhin die Anstalt durch Angliederung von akademischen Kursen in den vier Fakultäten zu einem Gymnasium illustre oder Athenaeum zu erweitern. Als solche Anstalt hatte er die hohe Schule zu Herborn kennen gelernt. Auch sein treuer Berater in Schulsachen, der Dr. jur. utriusque und Stadtschultheiß Wilhelm Sturio kannte aus eigener Erfahrung eine solche Schule, die hohe Schule Arnoldinum zu Burgsteinfurt, an der er, wenn nicht alles täuscht, als Professor der Jurisprudenz tätig gewesen war. Vorerst wird der Graf diese weitergehenden Pläne nicht zu verwirklichen gesucht haben. Schon die kleinere Aufgabe, die Errichtung eines Paedagogium in Verbindung mit einem Contubernium, d. i. einem Konvikt, machte genug Kopfzerbrechen, erforderte große Mittel. Daß die Schule nach dem reformierten Bekenntnisse einzurichten war, das stand von vornherein fest.

Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß so vielerlei Beweggründe auf das eine Ziel hinwiesen. Die neu zu gründende Schule konnte eine Schutzwehr werden zur Erhaltung des neuen Glaubens gegenüber dem Katholizismus. Sie diente ferner zur Stärkung der reformierten Lehre, der der Graf treu anhing, gegenüber dem Luthertum. Durch die neue Schule konnten der Grafschaft und zwar unmittelbar unter den Augen des Fürsten die nötigen Diener des Staates und der Kirche erzogen werden. Sie trug ferner bei zur Hebung des Ansehens der neuen Stadt, die wie durch ein Zauberwort neben dem alten Landstädtchen Hanau emporwuchs, und endlich und nicht zum geringsten konnte sie ein vorzügliches Mittel werden, den Nachwuchs der neuen fremdsprachigen Bevölkerung mit der alten deutschen Bevölkerung zu einer Einheit zusammenzuschmelzen. Dieses letztere Bestreben hat einen höchst interessanten und für die damalige Zeit bedeutsamen Lehrplan gezeitigt, den im Auftrage des Grafen der Arzt Dr. Heinrich Schiller ausgearbeitet hat. In diesem Lehrplane ward von der Voraussetzung ausgegangen, daß die jungen Holländer schon von selbst leicht an das Deutsche sich gewöhnen würden. Dagegen wurde vorgesehen, daß die jungen Franzosen im Unterrichte Deutsch lernen sollten, zugleich wurde auch wieder französischer Unterricht für die jungen Deutschen angeordnet, mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß durch den persönlichen Verkehr mit den französischen Knaben die jungen Deutschen sich leicht in die französische Sprache finden würden.*)

Ob dieser Plan nachmals in die Verwirklichung getreten ist und wie lang sich der französische Unterricht in der neuen Schule gehalten hat, wissen wir nicht. Immerhin ist es bezeichnend, daß überhaupt ein solcher Plan gemacht wurde. Der Umstand, daß die neue Schule dem reformierten Bekenntnisse diente, um dessentwillen die neue Bevölkerung Haus und Hof und auch wieder die Zufluchtsstätte in Frankfurt hatte verlassen müssen, war geeignet, ihr Vertrauen zur Schule zu erwecken.

Es schien eine Art von Fügung hier obzuwalten. Der Graf hatte seinen Anschluß an die reformierte Lehre vollzogen zu einer Zeit, wo man noch gar nicht an die Erweiterung der Stadt oder an die neue Schule hatte denken können, aber daß er ihn vollzogen hatte, kam jetzt seiner Neuschöpfung und seiner ganzen Grafschaft zugute.

Freilich, an Stimmung gegen die neue Schule wird es in der Grafschaft wie in der Stadt Hanau nicht gefehlt haben. Man hatte schon in der Grafschaft eine höhere Schule in Schlüchtern, die Gefahr lief, durch die Neugründung Einbuße zu erleiden. Die Bevölkerung der Altstadt, die wesentlich aus Ackerbauern und Handwerkern bestand, mochte wohl den Plänen des Grafen, zugunsten der Fremdlinge, die er ohnehin mit besonderen Vorrechten ausgestattet hatte, noch eine teuere Schule zu gründen, mit geteilten Gefühlen gegenüberstehen. Sicher mußte das bei denen der Fall sein, die der lutherischen Lehre noch in der Stille ergeben waren und die seinerzeit den lutherischen Superintendenten Sauter nur mit schwerem Herzen hatten ziehen sehen. Im Einvernehmen mit ihnen standen alle die, denen durch den Unterhalt der Schule neue Gefälle drohten. Wer zahlt gern Steuern! Zum Munde der Unzufriedenen machten sich die nächsten Ratgeber und Beamten des Fürsten, einzelne Herren vom Konsistorium und an ihrer Spitze der Konsistorialdirektor Flügel. Es müssen damals lange und eingehende Verhandlungen für und gegen gepflogen worden sein. Der Graf selbst mochte wohl des Hin- und Herredens überdrüssig werden. Er ließ die Sache ihren langsamen Gang gehen, und die ganze Schulfrage kam ins Stocken; sie wäre vielleicht überhaupt fallen gelassen worden, wenn nicht der Gräfliche Rat und damalige Stadtschultheiß Dr. Wilhelm Sturio unermüdlich für die wichtige Frage eingetreten wäre.

Der Anstoß zu seinem Eintreten kam von außerhalb und zwar von der Universität zu Marburg.

*) Derselbe Dr. Schiller war es auch, dem der Entwurf des Schulgebäudes übertragen wurde. Es ist gewiß bezeichnend für den Grafen, daß er in gewissem Sinne der Schulhygiene nach Kräften Rechnung trug, indem er einen Arzt mit dem Entwurf des Bauplanes betraute. Dieser hat nicht nur in seinem Lehrplan den Rauminhalt der Klassenzimmer der Schülerzahl entsprechend festgesetzt, sondern auch in anderen Dingen, z. B. inbetreff der Anbringung der Öfen, deren er nicht zu viele in der Schule haben wollte, genaue Vorschriften gegeben.

In Marburg waren zu Anfang des Jahres 1607 an der Universität zwei Lehrstühle, der für Sphärik und der für Arithmetik, daneben die Paedagogiarchia in collegio Latino wiederum zu besetzen. Vielleicht hängt die Erledigung der Lehrstühle damit zusammen, daß der in der kalvinischen Lehre erzogene Landgraf Moritz von Hessen-Kassel an der Universität Marburg, an der verschiedene streng lutherische Professoren lehrten, durch die Einführung seiner sogenannten Verbesserungspunkte der kalvinischen Richtung damals die Herrschaft zu verschaffen suchte und die ihr widerstrebenden Professoren entließ, ein Umstand, der bekanntlich zur Gründung der lutherischen Gegenuniversität Gießen führte. Jedenfalls wurde auf des Landgrafen Geheiß durch die Professoren D[octor] Hermann Vultejus und M[agister Rudolf] Goclenius eine der erledigten Professuren nebst dem Pädagogiarchiat zu Marburg dem Rektor der Hanauer Stadtschule Rudolf Lavater angeboten. Diese ehrenvolle Berufung läßt wohl den Schluß zu, daß Lavater ein hervorragend tüchtiger Gelehrter war und daß sein Übergang nach Marburg einen empfindlichen Verlust für die neu zu gründende Hanauer Schule, die noch nicht zu den allerersten Anfängen gekommen war, bedeutet haben würde.

Lavater, der sehr an Hanau gehangen zu haben scheint und der großes Interesse für die Errichtung der neuen Schule hatte, war zweifelhaft, ob er dem Rufe folgen sollte. Von seiner Berufung erfuhr Sturio, und er nahm nun kraft seines Amtes die Gelegenheit wahr, sich bei Lavater zu erkundigen und darauf dem Grafen, der noch immer mit seinen Räten in Windecken weilte, klaren Wein einzuschenken und auf die Erledigung der Schulfrage zu drängen. Sein eingehender Bericht an den Grafen vom 25. Januar mit einer Nachschrift vom 27. Januar 1607, der bis dahin noch nicht veröffentlicht worden ist, ist einmal wegen des Freimutes, mit dem der Berichterstatter, ohne irgend jemand zu schonen, sich äußert, von Interesse, dann aber um deswillen besonders wichtig, weil der Konsistorialdirektor Flügel eigenhändig zu seiner Rechtfertigung den Bericht, der ihm von dem Grafen vorgelegt wurde, mit Randbemerkungen versehen hat, so daß wir beide Parteien hören und einen klaren Blick in die Lage der Dinge tun können.

(Schluß folgt.)

Die Inbesitznahme der Festung Rheinfels durch Landgraf Karl von Hessen-Kassel im Jahre 1702.

Nach den Akten des K. Staatsarchivs zu Marburg.

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

(Fortsetzung.)

Am 18. September 1702 hatte der Marschall Boufflers den Generalleutnant Grafen Tallard mit einem Truppenkorps gegen den Rhein entsandt. Tallard war am 29. zu Miel, zwischen Euskirchen und Bonn, angelangt, überschritt in den ersten Tagen des Oktober den Rhein und wandte sich dann gegen Mülheim a. Rh., wo noch einige Truppen der Verbündeten standen. Diese wichen jedoch auf das linke Rheinufer aus und nahmen unter den Mauern von Köln Stellung. Nachdem Tallard dann das bergische Land ausgeplündert und Köln zu einer völligen Neutralität gezwungen hatte, zog er sich gegen die Ahr und von da auf Bitburg zurück, um sich wieder an die Hauptarmee anzuschließen. Beim Durchzug durch Stadtkyll erhielt er dann den Befehl, nach der Mosel zu marschieren, wo er sich mit dem Korps des Generals Locmaria vereinigen sollte, um sich Triers und des Schlosses von Trarbach zu bemächtigen. Am 25. Oktober nahm er Trier ein, am 27. Trarbach, dessen von 300 Kaiserlichen besetztes Schloß nach kurzer Belagerung am 6. November kapitulieren mußte.

Die dem Landgrafen Karl alsbald bekannt gewordene Absendung des Tallardschen Korps gegen den Rhein gab ihm Veranlassung, dem rheinfelsischen Kanzleidirektor Rittmeyer und dem Kaiserlichen Kommandanten auf Rheinfels, Major von Schneidau, durch den in St. Goar befehligenden Oberst Sames und den Rat Debel die große Gefahr vorstellen zu lassen, in der Rheinfels schwebe, woran die Forderung geknüpft wurde, auf Grund der Verträge die Festung zu öffnen und das Bataillon Sames einzunehmen. Gleichzeitig erhielt der Generalmajor von Tettau Befehl, bei Marlborough und den Generalstaaten dahin zu wirken, daß die in der Armee der Verbündeten stehenden 9000 Hessen und das Holland überlassene hessische Regiment Prinz von Anhalt, sowie etliche tausend Mann der verbündeten Truppen mit Geschütz bestimmt würden, unter Befehl des Erbprinzen Friedrich von Hessen-

Kassel unverzüglich heranzumarschieren, damit Rheinfels nicht in feindliche Hände fiele bzw. wieder erobert würde, wenn es schon gefallen sei. Da sich nun weder der Kanzleidirektor Rittmeyer noch der Major von Schneidau bereitfinden ließen, die Festung den hessischen Truppen zu öffnen, so befahl Landgraf Karl dem Obersten Sames, wenn er vom Feinde überrannt würde, mit seinem Bataillon auf das rechte Rheinufer überzugehen, das Bataillon Schantz aus St. Goarshausen mitzunehmen und dann die Katz, Reichenberg und die am Rhein und dem Patersberg gelegenen Pässe zu besetzen.

Die Einnahme Triers und die Ansammlung von Belagerungsmaterial daselbst bewogen den Landgrafen von neuem, die Öffnung der Festung und die Einnahme des Bataillons Sames zu fordern, im Weigerungsfalle sich aber völlige Schadloshaltung vorzubehalten. An Marlborough wandte sich Karl jetzt unmittelbar. Unter dem 30. Oktober schrieb er ihm, wie er vorgestern durch den Kurfürsten von Trier erfahren habe, daß Tallard seine Truppen mit denen Locmarias bei Trier vereinigt habe, daß man den Marschall Choiseul erwarte, der den Oberbefehl übernehmen solle, und daß man eifrig Belagerungsmaterial sammle. Das Gerücht ginge, daß man Trarbach und Rheinfels belagern wolle. Rheinfels sei nur von 120 Kaiserlichen besetzt, habe keine Kanonen, keine Munition, keine Lebensmittel und würde in wenigen Tagen fallen, wenn man ihm nicht mit einem ausreichenden Korps zu Hülfe käme. Die beiden Bataillone, die er angeboten habe, genügten nicht, um den Feind zurückzutreiben. Karl beruft sich dann auf den Bündnisvertrag, wonach die Seemächte bzw. die Niederlande verpflichtet sind, ihm zu helfen, und verlangt, daß seine Truppen mit einem angemessenen Korps der Verbündeten abgesandt werden, um Rheinfels und den Mittelrhein zu decken.

Am 3. November brach der Erbprinz Friedrich mit den hessischen Truppen von der Maas gegen den Mittelrhein und die untere Mosel auf, und wenn sich Tallard nach Einnahme von Trarbach inzwischen auch gegen Metz zurückgezogen hatte, so antwortete Marlborough dem Landgrafen doch am 11., daß er nicht ermangelt habe, die Angelegenheit den Generalstaaten und der Generalität vorzustellen; er hoffe, daß die Truppen, die man bereitgestellt habe, auf alle Fälle dem Feinde Grenzen setzen würden.

Am 7. November hatte Landgraf Karl, noch ehe ihm die Übergabe Trarbachs bekannt geworden war, ein Schreiben an den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Rheinfels gerichtet, in dem er unter Berufung auf die Familienverträge die Öffnung der Festung Rheinfels verlangte. Er setzte die Gefahr auseinander, in der die Festung schwebte, und sandte ihm die Warnungsschreiben des Kurfürsten von Trier in Abschrift. Indem er den Mangel an Geschütz, Munition, Proviant und allen sonstigen Verteidigungsmitteln, der in Rheinfels herrsche, betonte, sagte er, daß er den Kanzleidirektor Rittmeyer zu wiederholten Malen habe auffordern lassen, das Bataillon Sames einzunehmen, daß dieser aber abgelehnt oder ihn pro forma an den auf Rheinfels liegenden kaiserlichen Major gewiesen habe; letzterer hätte sich dann mit dem Mangel höherer Befehle entschuldigt. Da er, der Landgraf, nun nicht annehmen könne, daß Hessen-Rheinfels den Familienverträgen offenbar zuwiderhandeln und die so wichtige Festung den Feinden des Reiches gleichsam in die Hände spielen wolle, so ersuche er nochmals, in Anbetracht der drohenden Gefahr, die Festung zu öffnen und dementsprechende Befehle zu geben. „Widrigenfalls und da Euer Liebden die Einlassung Unserer Truppen gegen die Verträge fernerhin verweigern wollten, wie Wir gleichwohl zu Ihnen eines weit besseren Vertrauens sind, so müssen Wir zwar solches zu Dero Verantwortung gegen das Publikum hingestellt sein lassen, Wir Unseres Orts aber wollen solchenfalls gegen sotane offenbare Kontravention quam solennissime hiermit protestiert und Uns alle rechtliche Reservanda, insonderheit aber die Indemnisation Unserer Lande und Untertanen, auch den gegen Euer Liebden dieserwegen kompetierenden Regreß ausdrücklich vorbehalten haben."

Die Belagerung und Einnahme Trarbachs am 6. November veranlaßte nun endlich den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Rheinfels, bedingungsweise seine Zustimmung zu einer teilweisen Besetzung der Festungswerke von Rheinfels durch das Bataillon Sames zu erteilen, wobei diese Truppe einen Eid auf die pacta familiae ablegen und sich verpflichten sollte, alsbald nach Beseitigung der Gefahr die Festung wieder zu verlassen.

Mit des Landgrafen Karl Schreiben vom 7. November hatte sich aber ein Schreiben des Landgrafen Wilhelm vom 8. gekreuzt, das in den Akten nicht aufzufinden ist, dessen Inhalt aber aus der Antwort des Landgrafen Karl vom 11. November mit hinreichender Deutlichkeit hervorgeht. In diesem Schreiben sagt Karl, daß er zuerst Anstand genommen habe, das Schreiben vom 8. überhaupt zu beantworten, da bei Landgraf Wilhelms „jetzigen Sentimenten" ein Schriftwechsel ganz vergeblich sei. Er habe sich aber überwunden und sei der Meinung, „daß

nicht ein einziger unparteiischer Mensch Wilhelm in seinen Ausführungen beistimmen könne." Landgraf Wilhelm lege den Hauptvertrag von 1654 in einer ganz neuersonnenen Art aus, indem er behaupte, daß das Öffnungsrecht sich nur auf die Person des Fürsten und seine Familie bezöge, so daß sich diese in Kriegs-, Pest- oder dergleichen Gefahr mit einem „moderaten Train" dahin zurückziehen dürften. Das sei geradezu absurd, „allermaßen ja auch des Römischen Reichs und Oberrheinischen Kreises Rettung und Defension tempore belli durch Unsere alleinige Person, weniger durch Unsere fürstliche Familie und eine Suite von etlichen Hofbedienten zu besorgen, und dadurch einen feindlichen Einbruch abzukehren, Wir Uns selbsten wohl nimmer ermächtigen werden, sondern gleichwie solches durch Konkurrenz und Beihülfe tapferer Offiziere und Soldaten vollzogen werden muß." Deshalb sei es der abgeteilten Linie Schuldigkeit, so viel Truppen aufzunehmen, als zur Defension erforderlich sei. So wenig Karl den Rheinfelsern das Besatzungsrecht jemals bestritten habe, so wenig sei er dies jetzt gesonnen, wenn sie die nötige Besatzung selbst stellen wollten. Da sie aber den Verträgen zuwider eine fremde Besatzung eingenommen und das Kommando der Verfügung eines fremden Offiziers unterstellt hätten, so daß sie jetzt selbst nicht einmal das Öffnungsrecht, wenn sie auch wollten, verstatten könnten, so vermöchten sie das, weil es den Verträgen sonnenklar zuwider wäre, nicht zu rechtfertigen. Es sei nun seinen Leuten schon zum drittenmale der Einlaß verweigert worden, er selbst könne sich aber der Zurückweisung durch diesen Offizier nicht aussetzen, weshalb er wiederholt Verwahrung einlege. Was wegen der Religionsübung gesagt sei, sowie wegen Erhebung der Einkünfte in der Niedergrafschaft, so sei Karl niemals gesonnen gewesen, selbst, noch durch seine Leute den Verträgen zuwider zu handeln. Er ersucht den Landgrafen, sich freundvetterlich mit ihm zu einigen, statt bittere und anzügliche Schreiben in die Welt zu setzen.

Der Rückzug Tallards gegen Metz und ein Versprechen des Kaisers, den Streit selbst schlichten zu wollen, veranlaßten den Landgrafen Wilhelm sofort seine bedingte Zusage wegen Aufnahme der hessen-kasselschen Truppen am 15. November wieder zurückzuziehen.

Wie sich der Kaiser diese Schlichtung des Streites dachte, geht aus nachstehendem Schreiben hervor:

Wien, den 14. November 1702.

„Dem Löblichen Kaiserlichen Hofkriegsrat ist bereits jüngst insinuiert worden, was für Nachrichten von dem französischen Vorhaben gegen die Festung Rheinfels eingelangt. Wann nun die Gefahr sotaner Festung je länger je größer wird, indem die Franzosen schon Trarbach angegriffen wo nicht wirklich erobert haben, und demnächst den einlaufenden Zeitungen nach, vor Rheinfels rücken werden; Als haben Ihre Kaiserliche Majestät Allergnädigst resolviert, dem Kommandant zu gedachtem Rheinfels in möglichster Eile anzubefehlen, daß wann er nicht vorher anderwärtig her mit genugsamer Mannschaft zur Defension versehen worden, er die von dem Landgrafen von Hessen-Cassel ihm etwa anbietende Truppen in gedachtem Ort einnehmen soll. Welches man dem Löblichen Hofkriegsrat hiermit unverhalten sollen und verbleiben Ihre Kaiserliche Majestät demselben."

Per Imperatorem.

Wien, den 16. November 1702.

P. P.

„Demnach bei den an dem Moselstrom sich äußernden französischen Regungen ingleichen auch die Gefahr dem daselbstigen posta Rheinfels anzuwachsen beginnet, mithin nötig sein will, um selbigen Ort vor allfeindlicher Überwältigung zu erhalten und zu schirmen, allmögliche Mittel fürzusinnen und anzukehren; Also haben Ihre Kaiserliche Majestät Allergnädigst anbefohlen, dem Herrn Oberstwachtmeister gemessen anzubefehlen, daß, wann er nicht vorher anderwärtsher mit genugsamer Mannschaft zu der Defension versehen wäre, er alsdann auf solchen Fall die von des Herrn Landgrafen von Hessen-Cassel Durchlaucht ihm etwa anbietende Truppen in besagten Ort einnehmen soll.

Welchem nach dann, weil Ihrer Kaiserlichen Majestät Dienst und des gemeinen Wesens Wohlfahrt die Konservation des erwähnten Posto in allwege erfordern, der Herr Baron diesem allem schon gebührend nachzukommen, all dasjenige bis auf den letzten Blutstropfen zu tun, zu beachten und vorzukehren wissen wird, was seine Pflichten vermögen und einem getreuen, tapfern, auch ehrlichen Soldaten und Kommandanten zusteht, wie auch Ihre Kaiserliche Majestät zu demselben das Allergnädigste Vertrauen gänzlich gesetzt haben."

Nomine Inclyti Cons. Aulae Bellici.

An
den Herrn Oberstwachtmeister
Baron Schneidau.

An den Markgrafen von Baden aber erging folgende Mitteilung*):

Wien, den 17. November 1702.

„Übrigens wird Euer Liebden noch wohl unentfallen sein, wie Ich mehrmals gnädiglich anerinnert, daß der Posto Rheinfels besser besorgt und bei den obwaltenden Gefährlichkeiten in guten Defensionsstand gesetzt werden möchte; demnach nun aber bei den an der Mosel sich äußernden feindlichen motibus nicht unzeitlich zu befahren, daß der Feind auf solchen Ort losbrechen dürfte, also habe der äußersten Not zu sein erachtet, um allen Umschweif bei diesen obschwebenden Umständen auszuweichen, nicht vorhin an Euer Liebden die Gehörde zu erlassen, sondern dem Kommandanten directe seine Verhaltungsorder per Expressen zuzuschicken, solche aber Euer Liebden hiermit zu Dero behöriger Direktion in Abschrift beizuschließen, und annebens Dero vernünftig- und eifrigen Beitun die Konservation dieses Orts angelegentlich überlasse, auch Derselben anheim stellen wollen (falls obbesagter Kommandant mit seiner Garnison herausziehen solle), demselben die Order seines Marsches, und weiteren Verhalten zuzuschicken."

Leopold.

*) Roeder, Kriegs- und Staatsschriften ꝛc. I, 115, Nr. 69.

In dieser Weise hatte sich der Landgraf von Hessen-Rheinfels die Schlichtung des Streites nun wohl nicht gedacht, als er seine bedingte Zusage wegen Einlassung der hessen-kasselschen Truppen zurückzog.

(Fortsetzung folgt.)

Entwurf eines Kriegerdenkmals für Frankenberg.

Von Ernst Zöllner, Kassel.

Mit einer Skizze des Entwurfs von C. Melville.

Das hessische Städtchen Frankenberg hat den in Kassel lebenden Bildhauer C. Melville mit dem Entwurf eines Denkmals betraut, das den tapferen Söhnen der Heimat geweiht sein soll. Hier ist im Bilde ein Modell, das der den Lesern des „Hessenland" nicht mehr unbekannte Künstler den Frankenbergern zur Ausführung vorgeschlagen hat. Ist das aber einfach — höre ich bemerken. Ja freilich ist es einfach, es gibt keine Rätsel zu lösen, es sagt im Gegenteil sofort klar, was es will und soll. Ist ihm die Ausführung beschieden, so braucht sich kein Fremdenführer zu bemühen. Kriegerische Tapferkeit wird hier symbolisiert durch den streitbaren König der Tiere, den Löwen, den man, wenn er auch in keinem Zuge etwa an das Wappentier des Hessenlandes erinnern will, wohl ganz selbstverständlich als den „hessischen Löwen" ansprechen wird. So liegt in diesem gar nicht konventionellen Kriegerdenkmal doch von vornherein etwas, was unmittelbar an Vertrautes, an eine traditionelle Vorstellung anknüpft. Zu den hohen Tugenden des Kriegsmannes gehört die Wachsamkeit. Man betrachte sich den Löwen genauer: Zeigt nicht die ganze Körperhaltung deutlich den aufmerksam spähenden, den angespannt horchenden Wächter und Hüter? Man sieht — so schlicht der Entwurf sich darstellt —, es fehlt ihm nicht an sehr charakteristischen Einzelheiten, an direkten Anspielungen und sinnvollen Beziehungen auf das gestellte Thema „Kriegerdenkmal". Wie steht es nun aber mit seiner künstlerischen Seite, ist nicht am Ende — schrecklicher Gedanke! — diese große Schlichtheit nur ein Armutszeugnis, eine Ausrede für mangelnde Erfindungsgabe und geringe künstlerische Ausdrucksfähigkeit? An meinen Augen zieht eine lange, lange Reihe von Kriegerdenkmälern vorüber, die ich in großen und kleinen Städten gesehen habe. Und was gab es da nicht alles zu schauen: die Germania und natürlich immer wieder die Germania (frei nach dem Niederwald!) in drapierten Gewändern, Soldaten zu Fuß und zu Pferd (die Uniformen waren genau wie vom Schneider und es fehlte kein Knopf!), den ewigen Siegesengel mit Palmen oder Lorbeerkranz, möglichst aber mit beiden, eine Fülle von verbrauchten Emblemen, ein ganzes Arsenal von Schwertern und Kanonen und an den Sockeln lebende Bilder, die in ihrer Pose erstarrt waren und leider nicht lebendig werden konnten, um auf und davon zu gehen und zu beweisen, daß ihr Dasein für das „Monument" nichts, gar nichts bedeutet. Aufrichtig: Für die erhabensten nationalen Gedanken hat man in der Bildhauerei die billigsten, die spielerischsten Ausdrücke gefunden. Gerade das Kriegerdenkmal ist den hohlsten „Phrasendreschern in Stein und Erz", den ärgsten Nachtretern ausgeliefert worden, es ist vielleicht das am meisten vernachlässigte Stiefkind der monumentalen Plastik. Überhaupt „monumentale" Plastik.

Was wird nicht alles dafür ausgegeben! Die meisten Denkmäler sind gar keine Denkmäler, sind vergrößerte Kleinplastiken, die zufällig ins Freie geraten und auf einen Sockel gestellt sind, weil sie auf der bloßen Erde doch nun einmal nicht stehen können. Mit ihrem architektonischen Unterbau, ihrer architektonischen Umgebung aber haben diese Plastiken gar nichts zu schaffen, sie bleiben Selbstzweck, leben günstigsten Falles ihr Eigenleben. Wirkliche Monumente indessen, und vor allem solche, die bestimmt sind, das Symbol einer großen Idee, das Manifest einer allgemeinen Empfindung zu sein, lassen sich ohne die Mitwirkung architektonischer Stimmungen nicht schaffen. Man denke nur nicht, es sei möglich, das Postament als „neutralen" Gegenstand zu behandeln. Das rächt sich immer und oft in der lächerlichsten Weise. Ein drastisches Beispiel: Die Vendôme-Säule in Paris blieb immer die Vendôme-Säule, ob man nun die Standbilder Napoleons, Gambettas oder des heiligen Petrus oben drauf setzte. Eine Denkmalsfigur auf einem beliebigen Sockel wird auch noch nicht dadurch monumental, daß man sie gewaltig vergrößert. Der Respekt vor großen Massen, jenes ehrfürchtige Staunen, das uns z. B. vor den Pyramiden der Ägypter, den Dolmen des Nordens, den Mastabas der Assyrer und Babylonier ergreift, setzt vor den reif stilisierten Bronze- oder Steinmassen der allermeisten unserer Denkmäler völlig aus. Wir können trotz der ins Riesenhafte gesteigerten Maße den peinlichen Eindruck des verschiebbaren Möbels nicht los werden. Das fühlen heute, wie die Hamburger Konkurrenz um das Bismarckdenkmal bewiesen hat, manche Künstler sehr wohl. Und wenn Hugo Lederers „Bismarck", wie ich mich überzeugt habe, einen grandiosen monumentalen Aspekt darbietet, so ist dieser Eindruck nicht nur dadurch erreicht, daß die Bildnisgestalt in eine allegorische Sphäre gehoben, daß ihr der Zaubermantel der Heldensage umgehängt ist. Das Geheimnis der monumentalen Wirkung dieses „Bismarck" beruht auch darin, daß die Figur organisch aus trotzig gefügten Massen herauswächst, daß sie von den Steinschichten des Aufbaues untrennbar ist und unvermerkt selbst bis zu einem gewissen Grade architektonisch wird. Wo wir auch Umschau halten, an all' den Stätten, an denen die Kunst in Stein oder Erz große Männer zu feiern oder öffentliche Symbole großer nationaler Ideen aufzurichten bestrebt war, begegnen wir keinem würdigen, wahrhaftigen Volksdenkmal, in dem sich nicht ein Zusammenhang mit architektonischen Wirkungen in der Plastik nachweisen ließe.



Am schwersten ist, wie aus dem Gesagten wohl zur Genüge hervorgehen dürfte, dieser Zusammenhang in dem heute am meisten beliebten Typus des Sockeldenkmals herzustellen. Seine Monumentalisierung ist ein heikles Problem. Dieser Schwierigkeit war sich auch der Künstler bewußt, dessen Kriegerdenkmalsentwurf hier vorgeführt wird, und es ist zum mindesten nicht uninteressant zu sehen, wie er sich die Lösung gedacht hat.

Zunächst ist an der Figur des Löwen, die in Erz gegossen oder in Kupfer getrieben und dunkel patiniert werden soll, jede barockisierende Verschnörkelung der Mähne oder des Schweifes vermieden. Lange genug sind ja in Plastik und Architektur dem Löwen die Locken gedreht worden! Der steinerne Unterbau, für den Melville den festen fränkischen Muschelkalk in erster Linie vorschlägt, ist ohne bunte detaillierende Profilierung, ohne Ausschmückung durch angehängten Zierat. An den rechts und links mit Stufen versehenen wuchtigen Aufbau schließt sich vorn ein schlichtes Brunnenbecken, das von einem schwarz patinierten, als Bronze-Hochrelief in den Stein gefaßten Wasserspender gespeist wird. Alles was an diesem Denkmal

architektonisch ist, soll ernst, ruhig und würdevoll sein; in der Architektur soll zunächst leise vermittelnd und begleitend das hohe Pathos anklingen, das der Künstler in seiner Plastik dann volltönend anschlägt, indem er sich als Motiv die Gestalt des Löwen wählt. Doch damit ist die Aufgabe noch keineswegs erfüllt. Das Denkmal darf nicht isoliert auf seinem Platze stehen (etwa wie der umgitterte Landgraf auf dem Kasseler Friedrichsplatz), es soll mit seiner Umgebung verwachsen. Die ganze Anlage muß da mitsprechen. Als Standort des Denkmals ist eine stark abschüssige Stelle gewählt, ein Platz, auf den die vom Bahnhof kommende Straße einmündet, während weiter zurück, hinter dem Platze, das höher liegende Rathaus sichtbar ist. Um das Denkmal in dieses schwierige Terrain wagerecht einzugliedern, schlägt der Künstler vor, vorne an dem Brunnenrand eine kurzgeschorene Rasenböschung anzulegen, die in einem Winkel von etwa 30 Grad ansteigt, und diese Rasenanlage hinter dem Denkmal, nur unter einem geringeren Neigungswinkel, zu wiederholen, während rechts und links eine Rustika-Mauerung, die allmählich in die umgebende Pflasterung verläuft, die gärtnerische Anlage stützen soll. So würde erreicht, daß das Denkmal an jener abschüssigen Stelle gewissermaßen Wurzel faßt, daß es ferner den Linienzug der Straße vom Bahnhof über den Platz bis zum Rathaus rhythmisch gliedert. Die Linie führt dann in einem flachen Bogen aufwärts bis zum Gipfel des Denkmals, dem Kopfe des Löwen, fällt an der Rückseite ab und schwingt sich dann wieder in einer Kurve über den Platz weg aufwärts zum Rathaus empor, um dort in ihrer letzten Höhe auszuklingen.

Ob nun der Denkmalsentwurf Melvilles zur Ausführung kommt oder nicht (wir wollen gern das erste wünschen) — man sieht, mit welchem Ernst und Verständnis, mit welcher Großzügigkeit der hochbegabte junge Künstler seine Aufgabe angefaßt hat, wie sehr er sich aller Momente bewußt ist, die in Betracht gezogen werden müssen, wenn es sich darum handelt, ein Denkmal von wahrhaft monumentalem Charakter zu schaffen, ein Denkmal, das volkstümlich im besten Sinne des Wortes, einheitlich in Architektur und Plastik, unzertrennlich von seinem Standort und seiner Umgebung werden soll.

Vom Kasseler Hoftheater.

Die Duplizität der Ereignisse. Zwei neue Stücke hat das Hoftheater herausgebracht. Wildenbruchs „Rabensteinerin" und „Die schiefmäulige Almuth" von Friedrich Bartels. Beide spielen im Mittelalter, das Wildenbruchsche Drama um 1450, das andere etwa 1500. In allen beiden wird uns das Faustrecht, seine Handhabung durch die Ritterbürtigen, sein Mißerfolg und seine Konsequenzen geschildert. Im Mittelpunkt beider steht eine kluge, tapfere, minnigliche Maid. Hier wie dort überbrückt am Ende eine Heirat die Kluft zwischen Adel und „niederm" Stand. Ja, sogar die Art der Lösung des Konflikts ist dieselbe: im Schauspiel wie im Lustspiel wird ein Todesurteil im Augenblick der Vollstreckung dadurch aufgehoben, daß der Delinquent oder die Delinquentin frischweg vom Hochgericht weg gefreit wird. Heutzutage sind die Gründe für ein Wiederaufnahmeverfahren minder romantisch. Allerdings wird jetzt auch nicht jeder Ochsendieb gehängt. Nur in verschiedenen Sphären spielen beide Stücke. Der Rabensteiner fällt kaufmännische Patrizier auf der Landstraße an, der bremische Junker Harold treibt dem friesischen Bauer die Ochsen von der Weide. Da die erstgenannte Handlung nach mittelalterlicher Einschätzung wohl mehr gentlemanlike war, ist denn auch das Milieu des Wildenbruchschen Schauspiels eleganter: Ritterburg, wenn auch verfallen, Knappen, wenn auch in Lumpen, Patrizierhaus, belebter, von schönen Häusern umrahmter Marktplatz. Bartels zeigt uns nur einen Bauernhof mit einem Gänsestall, der als Gefängnis dient. Auch die Todesstrafe soll verschieden vollstreckt werden. Dem Edelfräulein droht die für Ritterbürtige allein angemessene Enthauptung. Der Bauernvogt Bartels' kehrt sich nicht an die Hinrichtungsetikette und dekretiert dem Ochsenräuber gelassen den Strick.

Der innere Gehalt der Stücke allerdings ist in jeder Hinsicht verschieden. Wildenbruch zeigt nichts von den Gebrechen des Alters. Der Sechzigjährige stürmt feurig einher, wie ein Jüngling. In schnellem Tempo, das der heiße Atem dichterischer Leidenschaft durchströmt, zieht Handlung auf Handlung in spannender Steigerung an uns vorüber. Wunderbar ist auch diesesmal wieder die Architektonik des Dramas, der künstlerische Aufbau, der die Haupthandlung mit der episodischen meisterhaft verwebt und jener stets die richtige Stellung anweist. Die gestaltungskräftige Phantasie schafft Szenen von glänzender theatralischer Wirksamkeit. Sie beschäftigt und reizt auch des Zuschauers Phantasie. Und jüngst erst ist von berufener Stelle hervorgehoben worden, wie wichtig dies für den Erfolg auf den Brettern ist, da selbst die Armeleutestücke nicht so wirken würden, beschäftigten sie nicht der Besitzenden Phantasie. Mit nachhaltiger Macht zwingt er uns in seinen Bann, seine kraftvolle Sprache, die Stimmung, die er über Gestalten und Vorgänge ausgießt, reißen uns fort. Nicht nur Harnisch und mittelalterliches Gewand, nicht nur altertümliche Sprache und seltsamer Hausrat zeigen uns, daß das Stück im Mittelalter spielt. Die Lebensanschauung der handelnden Personen, ihr Denken und Fühlen ist jahrhundertelang überwunden. Es verschlägt dem Manne nichts, das Weib zu freien, das ihm die erste Braut erschoß, und die Heldin findet an einer Heirat mit dem Manne nichts auszusetzen, der ihren Vater erschlug. Überhaupt die Nerven! Die Rabensteinerin sitzt eine halbe Stunde auf dem Armsünderstühlchen, der Henker steht mit entblößtem Schwert hinter ihr. Jeden Augenblick kann der Todesstreich sie treffen. Sowie sie aber gerettet ist, zeigt sie keine Spur der Nachwirkung dieses schaurigen Erlebnisses. Auf der anderen Seite aber empfindet der Raubritter, der hunderte von Malen auf der Landstraße Kaufleute niedergeworfen und ausgeraubt hat, tiefe Gewissensbisse, da er einen, der sich wehrte, niedergeschlagen. Das klingt bei diesem Mann, in dieser

Umgebung so falsch, wie der etwas plötzlich eintretende Segen, den der alte Welser der Liebe seines Sohnes spendet. So falsch, wie die langen Reden, die die Sterbenden im Stück noch kurz vor ihrem Tode halten. Es ist eben ganz der alte Wildenbruch. Das sind ihm Kleinigkeiten, über die er sich hinwegsetzt.

Der Gang der Handlung sei mit wenig Worten erzählt. Auf seiner verfallenden Burg lebt der Ritter von Rabenstein mit seiner Tochter Bersabe. Er gehört zur Gattung der Schnapphähne. Auf Raub auszuziehn ist ihm eine ritterliche Beschäftigung. Er fällt den jungen Welser an, der seiner Braut entgegenzieht, verwundet ihn schwer, wird selbst aber von ihm zu Tode getroffen. Bersabe rettet den Jüngling. Dieser erhält, wiederhergestellt, vom Vater den Auftrag, das Räuberneft niederzubrennen. Die reiche Braut will Zeuge der Erstürmung des Rabensteins sein, wird aber von Bersabe erschossen. Die Burg wird genommen, Bersabe vom jungen Welser nach Augsburg geführt und dort zum Tode verurteilt. Schon zückt der Henker das Schwert nach ihrem Halse, da begehrt sie Bartholome Welser zum Weibe, — was nach Augsburger Recht ihr die Freiheit wiedergibt. Der stolze Vater Welser gibt seine Einwilligung, und in Venezuela, wo das patrizische Kaufmannsgeschlecht sich großen Kolonialbesitz erworben, wird das junge Paar leben und kämpfen.

Von den mittelalterlichen Nerven haben wir schon gesprochen. Da aber die modernen dünner und erregbarer sind, empfindet es der Zuschauer als eine Grausamkeit, daß der junge Welser der Geliebten am Abend vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tage nichts von seinem Rettungsplane sagt. Die Nacht muß Bersabe qualvoll lang geworden sein. Sie weiß ja nicht, daß es sich nur um ein Schauspiel, nicht um ein Trauerspiel handelt. Und wenn eine halbe Stunde lang

„schon zuckt nach jedem Nacken,
die Schärfe, die nach ihrem zückt,"

so ist auch das — obwohl wir das gute Ende kennen — für uns zuviel. Die Liebe zwischen dem jungen Welser und Bersabe entbehrt nicht der romantischen Verklärung. Halb bewußtlos, im Wundfieber schaut er sie zum erstenmal, und ihn und sie trifft gleichzeitig der Liebe heiliger Götterstrahl. Wie denn überhaupt trotz aller vorgeblichen Realistik der Zauber der Romantik über dem Stücke lagert, ein Zauber, der den Weg zu den Herzen des Publikums fand. Immer wiederholter Beifall zeigte die Anteilnahme der Zuschauer.

Herr Herzer hatte das Schauspiel trefflich inszeniert. Das Patrizierhaus der Welser bot ein schönes Bild mittelalterlichen Wohlstandes, die Hinrichtungsszene war dramatisch bewegt, die neugierige Volksmasse folgte mit Anteilnahme den Geschehnissen. In der Individualisierung inmitten dieser Gruppen bot die Regie wieder Vorzügliches. Frl. Hartmann spielte die Bersabe. Sie lieh ihr heiße Leidenschaftlichkeit und tiefes Gemüt, männliche Tapferkeit und innige Naivetät. Sie errang mit ihrer prächtigen Leistung lebhaften Applaus. Herr Hellbach-Kühn war ein ritterlicher junger Welser voll tiefer Liebe, von kraftvollem, sympathischem Wesen. Nur durch ein allzu bewegliches Mienenspiel ward der Eindruck etwas gestört. Der alte Welser des Herrn Friedrich war eine wirkungsvolle Figur voll Blut und Leben, Herr Bohnée spielte den alten Rabensteiner mit bestem Gelingen, Frl. Scholz die alte Frau Welser mit herzlicher Gutmütigkeit, Frau Bayrhammer die stolze Braut voll Hochmut, Überhebung und Herzenskälte. Herr Jürgensen machte aus einem wetterharten Kriegsknecht eine eindringliche, ergreifende Charakterfigur von eigenem Reiz. Mit seinem Stadtvogte hatte Herr Keßler sich vergriffen, der wirkte zu modern und salonmäßig.

Von all dem Wildenbruchschen bewegten Leben, seinem feinen Sinn für das Dramatisch-Wirksame, ja Sensationelle, ist in dem Lustspiel „Die schiefmäulige Almuth" von Friedrich Bartels nichts zu spüren. Der Junker Harold Lüning von Wyborg will des Strandvogts und Bauern Bolko Ochsenherde rauben. Er und einer seiner Knechte werden dabei gefangen und sollen zur Strafe gehängt werden. Nun hat der Vogt eine Tochter, eben die Titelheldin. Lucus a non lucendo. Denn sie heißt „die schiefmäulige", obwohl oder weil ihr M—und nicht schiefgeraten. Da sie schon 26 Lenze zählt, fürchtet die Frau des Vogts, auf Schwiegermutterfreuden verzichten zu müssen. Als der Junker gefangen eingebracht wird, sieht sie sofort in ihm den künftigen Eidam. Sie überredet den Vogt, den dem Tode Geweihten das Leben unter der Bedingung zu versprechen, daß er die ihm ganz unbekannte Almuth freie. Harold schlägt das aus und wählt den Tod. Da kommt Almuth nachts in des Junkers Gefängnis, gibt sich für eine Magd aus und erbietet sich, Botschaft zur Mutter des Gefangenen zu tragen. Beide verlieben sich ineinander. Almuth kehrt mit Harolds Mutter in dem Augenblick zurück, da an dem Ochsenräuber das Todesurteil vollstreckt werden soll, und aus Harold und der friesischen Bauerntochter wird ein Paar.

In breiter, allzu breiter Behaglichkeit wird das Leben auf dem Bauernhof ausgesponnen. Episoden, die allerdings voll Humors sind, zum Fortgang der Handlung aber nicht das mindeste beitragen, füllen wohl die Hälfte der Spielzeit aus. Die Liebe eines Knechts zu einer ihm nicht ganz treuen Magd wird des Längern und Breitern vorgeführt. Zuweilen schleicht die Handlung träge dahin, ja ab und zu ist sie ganz ins Stocken geraten. Es kann nicht verkannt werden, daß viel echte Poesie in dem Werke steckt, daß sonniger Humor darin leuchtet. Aber es ist ein Buchdrama, keins, das das Rampenlicht auf die Dauer verträgt. Wir wollen eine einheitliche Handlung sehen und keine Reihe von Bildern, fortschreitende Handlung, keine, noch so witzigen, für die Personen, die uns interessieren, bedeutungslosen Gespräche hören. So war denn die ablehnende Haltung des Publikums nur allzu erklärlich. Auch dieses Stückes hatte Herrn Herzers Regie sich liebevoll angenommen. Das Zusammenspiel war trefflich, der äußere Rahmen wirkte ansprechend und lebenswahr. Frau Bayrhammer spielte die Titelrolle. Einfach und innig, witzig und zuweilen etwas derb, entsprach sie ganz dem Bilde, das wir uns von dieser Almuth machen dürfen. Herr Bohnée gab den Junker mannhaft und ritterlich, Herr Friedrich den Strandvogt voll selbstbewußten Bauernstolzes. Frl. Groa war eine entzückende Magd. Sie zeigte so viel natürlichen Humor, so viel realistische Darstellungskraft, daß sie das Publikum fortgesetzt zu lebhaften Äußerungen des Beifalls hinriß. Die Knechte wurden von den Herren Keßler und Rudolph, die Frau des Strandvogts von Frl. Clever sehr hübsch gespielt. Weshalb Herr Stiewe den Handelsmann Wilms „mauscheln" ließ, ist unerfindlich. Er fiel damit ganz aus dem Rahmen.

Zum Schluß sei eine Neueinstudierung kurz erwähnt. Die von der Kritik so oft schon totgesagte Birch-Pfeiffer erschien mit der „Grille" auf den Brettern. Und siehe da: sie hatte einen starken Erfolg. Es zeigte sich einmal wieder, mit welcher Treffsicherheit sie aus fremden Romanen wirksame Rollen herauszuschneidern verstand und wie sie trotz aller Verachtung tieferer Motivierung, trotz des allzu sentimentalen Einschlages und der rohesten Theatralik auf die Tränendrüsen des Publikums zu wirken wußte. Herr Jürgensen als Regisseur hatte für einen außerordentlich ansprechenden, teilweise sehr poetischen Rahmen, für ausgeglichenes Zusammenspiel gesorgt. In der Titelrolle zeigte

Frl. Groa wiederum ihr ursprüngliches, wandlungsfähiges Talent, Herr Hellbach spielte den alten Bauern voll Eigensinn und Hochmut und doch schließlich mit gutem Herzen, Herr Hellbach-Kühn war ein sehr sympathischer Landry, dessen Bruder in Herrn Rudolph einen trefflichen Vertreter fand. Nur Frl. Scholz als Mutter Fadet war zu theatralisch und pathetisch, was gerade bei der Unwahrscheinlichkeit der Birch-Pfeifferschen Gestalt den Eindruck sehr beeinträchtigte.

H. Blumenthal.

Aus Heimat und Fremde.

Berichtigung. Unter Berufung auf das Preßgesetz werden wir um nachstehende Berichtigung des Artikels in Nr. 21 des „Hessenland" S. 319 betr. Renovierung der Veste Spangenberg ersucht:

„Es ist unwahr, daß ich die Renovierung der alten Fresken vornehme oder dafür in Aussicht genommen sei. Daher sind auch die naiven Bemerkungen gegen mich überflüssig. Der übereifrige Korrespondent täte besser, sich erst die nötige Kenntnis zur Beurteilung solcher Fragen anzueignen, als sich auf für ihn unbekanntes Gebiet zu wagen.

Nikolaus Dauber, Maler."

Wir nehmen selbstverständlich unter dem Ausdruck des Bedauerns über diesen Irrtum, der sich aber nur auf die Person bezieht, unsere Behauptung zurück.

Veste Spangenberg. Aus einer Zuschrift der Leitung der Forstlehrlingsschule auf Schloß Spangenberg erfahren wir erfreulicherweise, daß dort doch nicht alles so schlimm zu sein scheint, wie aus dem in der letzten Nummer unserer Zeitschrift abgedruckten Briefe eines Besuchers der alten Veste geschlossen werden mußte. Wir können vor allem mitteilen, daß mittlerweile die Zugbrücke wieder in alter Schönheit erstanden ist. Der Berichterstatter hatte die Brücke während des Umbaues gesehen und eine Mitteilung des Kastellans, daß die alte Zugvorrichtung nicht wiederhergestellt werden solle, für richtig gehalten. Die das hessische Wappen über dem Hauptportal verunzierende Glühbirne ist wieder entfernt worden, sie war an dieser unpassenden Stelle nur versehentlich angebracht und das Unglück wollte es, daß unser Gewährsmann gerade an jenem halben Tage auf dem Schlosse war, wo sie dort prangte, und daß sie so bald schon wieder scheiden sollte, konnte er ihr natürlich nicht ansehen. Gegen Anbringung des elektrischen Lichts in einem für moderne Zwecke bestimmten Gebäude ist ja selbstverständlich nicht das mindeste einzuwenden, im Gegenteil! Aber die Art der Anlage muß doch unbedingt mit Rücksicht auf die Umgebung geschehen. Die Schlußsteine gotischer Gewölbe, namentlich noch wenn sie mit Skulpturen geschmückt sind, sind nicht zur Anbringung eines grünen oder weißen Lichtschirms mit Glühbirne da; man hätte sicher noch andere Stellen dafür finden können. Soviel wir wissen, hat neuerdings eine große Elektrizitätsgesellschaft in Berlin einen kunsthistorisch geschulten Beirat angestellt, der in ähnlichen Fällen sein Urteil abzugeben hat. Sollte der Staat nicht ähnlich verfahren können?

Auch mit dem geschmacklosen Eisentore verhält es sich gottlob anders, wie wir annahmen. Das Eisentor am Haupteingang war, wie wir hören, bereits seit etwa 20 Jahren vorhanden und wird oder ist jetzt durch die schweren, früher am Ostausgang angebrachten schönen Eichenholztorflügel ersetzt, die tatsächlich vor etwa drei Wochen noch an zwei verschiedenen Stellen herumlagen, so daß es den Anschein erwecken mußte, als seien sie herausgerissen, um dem Eisentore Platz zu machen.

Dagegen sind andere Vorwürfe leider nicht aus der Welt geschafft worden. Daß das Schloß im Innern durch den Umbau für die neuen Zwecke sehr verändert werden mußte, dagegen ist, wenn auch die Tatsache sehr zu bedauern ist, wenig zu sagen, denn das Gebäude ist eben zu einem modernen Gebrauch möglichst nach modernen Anforderungen wieder eingerichtet worden. Aber in Einzelheiten ist doch sehr gesündigt worden. Das gotische Wandtabernakel ist von seiner ursprünglichen Stelle in der Nähe der Kapelle an einen gleichgültigen Platz im sogenannten „Sammlungssaal" (nicht Speisesaal) versetzt worden. Das ist unbedingt zu verwerfen. Daß der sehr wertvolle Ofen im Schlafsaale steht, ist auch nicht wegzuleugnen. Wenn der Ofen bereits vorher an dieser Stelle stand, wie von Spangenberg aus geschrieben wird, so durfte der Raum eben nicht als Schlafsaal eingerichtet werden. Das schlimmste aber ist die Auffassung des Spangenberger Schreibens über die Behandlung der Fresken. Man schreibt uns: „Die Fresken sind aber nur soweit überstrichen, als eine Erhaltung infolge der Unklarheit der Bilder nicht möglich war. Seit wann ist denn die Renovierung alter Wandgemälde eine Urkundenfälschung?" Gegen diese Auffassung ist ganz energisch zu protestieren. Ein Wandgemälde ist allerdings eine Urkunde des betreffenden Zeitalters, die um so wertvoller ist, je weniger man deren besitzt. Wenn die Urkunde nach langen Zeiträumen allmählich verblaßt, so daß sie uns das ursprüngliche Bild nicht mehr rein vor Augen zu stellen vermag,

so ist das sehr bedauerlich, aber man muß sich damit abfinden. Eine sogenannte Wiederherstellung durch Übermalung ist nicht das Richtige. Ein moderner Maler, und wenn er auch die Technik in vollendeter Weise beherrscht, wenn ihm historische und kunstgeschichtliche Bildung durchaus nicht abgeht, ist trotzdem doch nicht fähig, das, was der Künstler ursprünglich gewollt hat, rein und unverändert aus dem verlöschenden Bilde wieder hervorzuholen.

„Was Ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.“

Man soll also die Überlieferung unangetastet lassen, man soll nicht die Urkunden fälschen und an Stelle eines Fresko des 15. Jahrhunderts ein modernes Wandgemälde setzen, das dem Beschauer vortäuschen soll, es gehöre einer weit früheren Kunstperiode an als dem 20. Jahrhundert. Muß man aber unbedingt für die große Menge der Schloßbesucher etwas tun, so gibt es ein Mittel, das an den verschiedensten Stellen Deutschlands mit Erfolg angewandt ist: Man lasse das Bild durch einen Maler so wiederherstellen, wie es nach dessen Ansicht gewesen sein mag, aber auf Leinwand in dünnem Holzrahmen, die man über dem Original in der Art befestigt, daß es jederzeit abzunehmen ist. So haben Schüler und Schloßbesucher ihre Freude an dem neuen Bilde, und das alte Gemälde bleibt für kunsthistorische oder andere Forschungen unberührt und unbeschädigt erhalten.

Hessischer Geschichtsverein. Am 2. November hielt der Marburger Hessische Geschichtsverein seine erste diesjährige Wintersitzung ab. In ihr verkündete zunächst der Vorsitzende, Generalleutnant Beß, die Ab- und Zugänge in der Mitgliedsliste, berichtete kurz über die Jahresversammlung zu Eschwege und empfahl darauf die Subskription auf die Geschichte des 83. Regiments von Frh. v. Dalwigk, die für Subskribenten nur 5,50 M. kostet. Sodann hielt Geh. Reg.-Rat Dr. Hartwig einen Vortrag, den er wegen des gar zu lückenhaften Quellenmaterials „Fragmente aus der Geschichte des Kollegium Karolinum zu Kassel“ betitelt hatte. Zunächst schilderte der Redner in großen Zügen den gewaltigen Umschwung des geistigen Lebens, vornehmlich den auf dem Gebiete der Pädagogik, besonders den der höheren Jugendbildung, der sich im Laufe des 17. Jahrhunderts im Anschluß an die Wandlungen des politischen und gesellschaftlichen Lebens vollzogen hatte. An die Stelle der einst herrschenden pietas traten jetzt, beeinflußt durch Descartes, Spinoza, Leibnitz und Locke, philosophische Ideen; die noch immer mächtige Scholastik wurde endgültig aus dem Schulbetrieb ausgemerzt, und die Realien fanden endlich ihren Eingang in die Schulen. Kurz, die Ideen, die der von der pädagogischen Seite noch nicht genügend gewürdigte Petrus Ranus 100 Jahre vorher ausgesprochen hatte, die Wolfgang Ratke und Amos Comenius wiederholten und weiter ausbauten, setzten sich jetzt durch. Fürstliche Gönner und Beförderer fanden diese Ideen unter mehreren deutschen Fürsten, unter denen besonders die hessischen hervorragten, die schon seit Philipp dem Großmütigen allen Reformbewegungen fördernd zur Seite standen. Auf Grund des für die Geschichte des Kollegiums Karolinum leider nur dürftigen Aktenbestandes des hiesigen Staatsarchivs und gedruckter fürstlicher Erlasse sowie der in den Anstaltsprogrammen enthaltenen Nachrichten schilderte nun der Vortragende die Entwickelung des von Landgraf Karl am 2. November 1709 in dem 1696 von du Ry an Stelle des alten Ottoneums erbauten Kunsthause zu Kassel eröffneten und von Friedrich II. 1766 in eine höhere Standesschule umgeformten Kollegiums. Der Gründer dieses Kollegiums, das auch als Gymnasium illustre und Athenäum bezeichnet wurde, beabsichtigte, den Zöglingen der damaligen Lateinschule, die mit einer für die höheren gewerblichen Berufsarten besonders in den Realien ganz unzulänglichen Vorbildung zur Universität entlassen wurden, einen den modernen Anforderungen entsprechenden Vorbereitungskursus für das Universitätsstudium zu schaffen. Dieser Kursus sollte ein zweijähriger sein und war ursprünglich nur auf mathematisch-physikalische Vorträge in lateinischer Sprache eingerichtet, wurde aber bald durch einen sich auf Rhetorik und Philosophie, Ethik und Metaphysik erstreckenden Lehrgang ergänzt. Zum Leiter dieser Anstalt wurde ein Bultejus ernannt, und kein geringerer wie Denis Papin war einer ihrer Lehrer. Wenn trotzdem die Entwicklung dieser Anstalt nicht den Erwartungen ihres Gründers entsprach, so trugen nach der Ansicht des Redners folgende drei diesem neuen Schultypus von Anbeginn anhaftenden Fehler die Schuld daran: 1. Die Einführung akademischer Vortragsweise, für die die Vorbildung der Zöglinge nicht ausreichend war, 2. die enge Umgrenzung des sich schon nur auf wenig Disziplinen erstreckenden Lehrstoffes, der in nur unzureichender Weise Kraft und Zeit der Zöglinge in Anspruch nahm, und 3. die Sonderstellung der Anstalt zwischen Schule und Universität, die bei Gewährung der akademischen Freiheit Disziplin nahezu unmöglich machte. Fraglos hätte eine dem etwas modernisierten Kasseler Pädagogium angegliederte Selekta mit realistischem Zuschnitt den Ideen des

Landgrafen besser gedient als diese Zwitteranstalt, die nicht leben und nicht sterben konnte. In richtiger Erkenntnis dieser Lebensunfähigkeit ging Landgraf Friedrich II. an eine Umgestaltung dieser Anstalt. Er wollte aus ihr eine Standesschule, eine Akademie mit Lehrstühlen für alle Fakultäten mit zweijährigem Lehrkursus, machen, wobei ihm das von Moritz dem Gelehrten begründete und unter Wilhelm IV. abermals — jedoch auch nur auf kurze Zeit — ins Leben gerufene Collegium Adelphicum Mauritianum vorgeschwebt haben mag. An ihr sollten nicht nur alle Wissenschaften, sondern auch alle schönen Künste, sowie die Kriegsbaukunst ihre Vertreter haben. Am 5. März 1767 wurden die Gesetze für diese Neugestaltung veröffentlicht, die aber schon 1773 stark umgestaltet wurden. Das war schon mehr eine Neuschöpfung als eine Fortsetzung des alten Collegium Carolinum, für die das 1745 an Stelle der Wolfenbütteler Ritterakademie ins Leben getretene Braunschweigische Collegium Carolinum zum Vorbild diente. Als Lehrer zog Landgraf Friedrich II. die größten Männer seiner Zeit, wie Baldinger, Dohm, Georg Forster, Mauvillon, Joh. Müller, Münch, Sömmering, Tiedemann u. v. a. hinzu, aber auch sie vermochten nicht den Niedergang dieses Instituts aufzuhalten. Zum Teil ließ das teure Leben zu Kassel es den Eltern geraten erscheinen, ihre Söhne direkt auf eine Universität zu schicken, vornehmlich aber waren es die neuen Ideen Rousseaus, die den privilegierten Standesschülern sogar in Adelskreisen die Gunst entzogen und neue Bildungsideale zeitigten. Trotzdem das Kollegium selbst 14- und noch minderjährigen Schülern geöffnet wurde, hatte es 1782 ihrer nur noch 22. Schon 1784 sprachen von den 14 Professoren 13 auf die ihnen vorgelegte Frage dem Carolinum in seiner jetzigen Gestalt die Lebensfähigkeit ab, und bald nach dem Tode Friedrichs II. versetzte sein einfacher und sparsamer Sohn Wilhelm IX. die Hälfte der Professoren an die Marburger Universität. Seitdem vegetierte das Carolinum noch einige Jahre in stark reduziertem Zustand weiter, aber es verschwand aus der Öffentlichkeit. Seit 1791 verlieren sich seine Spuren auch aus dem Staatshandbuch. Ruhmlos, wie meist sein Leben, war auch sein Sterben.

Hoffentlich läßt sich der Wunsch, dem der Vorsitzende seinen Danke einfloß, diesen lehrreichen und fesselnden, mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag recht bald in der „Zeitschrift" gedruckt zu sehen, verwirklichen. Dr. H. Fechner.

An dem gut besuchten zweiten wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des Hessischen Geschichtsvereins in Kassel am 4. November legte General Eisentraut die letzte der sechs Grundkarten vor, die die Sektion Eschwege-Eisenach umfaßt. Baumeister Genth machte sodann auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam, daß, entgegen dem heraldischen Brauch, die Kleeblätter in beiden Feldern des Kasseler Wappens ungleich verteilt seien, was wohl durch die Schildform veranlaßt sei; nicht einmal die Zahl der Kleeblätter sei in den verschiedenen Wappenschilden die gleiche. Das Sibmachersche Wappenbuch aus 1609 zeige auf beiden Feldern sieben Kleeblätter, was immerhin der Beachtung wert sei, zumal jetzt voraussichtlich das Kasseler Wappen wieder über dem Hauptportale des neuen Rathauses angebracht werde. In der sich anschließenden Debatte wurde hervorgehoben, daß das jetzt im Gewerbemuseum befindliche Steinwappen vom alten Kasseler Rathaus unten sieben, oben sechs Kleeblätter aufweise. Weiter wurde dann sowohl der sagenhafte als der heraldische Erklärungsversuch der Entstehung dieses Wappens mitgeteilt. Sehr interessante Erläuterungen gab Rechnungsrat Woringer zu einem dem Vereine zur Verfügung gestellten Bild, das Jordans Gefängnis im Marburger Schloß darstellt. Jordan, der der Regierung als Vorkämpfer für die Ideen des deutschen Bundes galt, wurde bekanntlich wegen Beihülfe zum Hochverrat in Untersuchung verwickelt, zu fünfjähriger Festungshaft, Dienstentlassung und Verlust der Nationalkokarde verurteilt, welches Urteil später das Oberappellationsgericht in eine Geldstrafe von fünf Talern umwandelte. Die sehr anregenden Ausführungen des Redners, der auch noch andere Details zur Illustrierung jener Zeit heranzog, fanden lebhaften Beifall. Der Vorsitzende legte dann die von Stabsarzt Dr. Has übersandte Ansicht eines Kamins im Herrenhause zu Falkenberg bei Homberg vor; das über diesem Kamine angebrachte Wappen stellte vermutlich das Allianzwappen des Landgrafen Konstantin von Rotenburg und seiner Gemahlin Sophia von Starenberg vor, die beide, wie Redner darlegte, eine große Rolle bei der Bekehrung des Landgrafen Friedrich II. zum Katholizismus spielten. Rechtsanwalt Eckhardt aus Witzenhausen, dem es gelungen ist, das Haus ausfindig zu machen, in dem Ernst Kochs Vater als Oberschultheiß lebte, überbrachte dem Verein zum Frühjahr 1908, wo man an eben diesem Hause am 100sten Geburtstage Kochs eine Gedenktafel anbringen wolle, eine Einladung zu dieser Feier. Redakteur Heidelbach teilte, hieran anknüpfend, mit, daß auch die „Freie Feder" dem Dichter in Kassel, wo ja der „Prinz Rosa Stramin" gedichtet ward, einen Denkstein setzen wolle. Oberlehrer Grebe verlas als am Vorabend des 150. Jahrestags der Schlacht bei Roßbach Dr. Roeschens Auf-

satz im „Hessenland“ 1888 und wies ferner den Verein auf ein im Hause Bahnhofstraße 15 zu Kassel aufgefundenes Gewölbe hin. Zum Schluß verbreitete sich General Eisentraut über die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1757, soweit dabei Hessen in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Verein für hessische Volkskunde. Der nach kurzem Bestand bereits 110 Mitglieder umfassende Verein für hessische Volkskunde und Mundartenforschung nahm am 6. November seine Wintersitzungen wieder auf. Nachdem der Vorsitzende, Oberbibliothekar Dr. Brunner, dem verstorbenen Mitglied Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf Worte ehrender Anerkennung gewidmet hatte, nahm Frau Regierungsrat Jeanette Bramer das Wort, um ihre überaus gründlichen Beobachtungen über Sitten und Gebräuche der Bevölkerung der Marburger Gegend mitzuteilen. Die Spiele der Volkskinder, Rätsel, Volkslieder, Gebräuche bei Hochzeitsmahlzeiten und Geburten, Aberglauben, Besprechungen, Traumdeutungen und vieles andere, was sich zum Teil bis heute zäh erhalten hat, wurde in buntem Wechsel vorgeführt und, wenn es möglich war, zueinander in Beziehung gebracht. In einer sehr ausgedehnten Diskussion wurde das interessante Thema dieses Vortrages weiter gesponnen. Bibliothekar Dr. Lange sprach sodann mit der gediegenen Gründlichkeit, die allen Arbeiten dieses Forschers anhaftet, über die Grenzlinien und Berührungspunkte zwischen Volkskunde und Kulturgeschichte; nachdem er die Unterschiede zwischen Staaten- und Kulturgeschichte entwickelt hatte, suchte er die Objekte der Kulturgeschichte festzustellen und wandte sich dann den noch immer strittigen Hauptproblemen der Volkskunde zu, um mit einem beredten Appell an den Verein zu schließen, das hohe und hehre Ziel der Volkskunde, nämlich historisches Verständnis deutscher Eigenart lebendig zu erhalten, nie aus dem Auge zu lassen. Der Vorsitzende gab hierauf einen sehr einleuchtenden Erklärungsversuch jenes seltsamen Spruches, der bei der Mayence zu Kelze*) eine Rolle spielt, und teilte zum Schluß ein witziges und nicht ungewandtes, vor 75 Jahren entstandenes Hochzeitsgedicht mit, das von Sanitätsrat Dr. Weber dem Verein zum Geschenk gemacht wurde. Das Gedicht, in Kasseler Mundart abgefaßt, datiert vom 17. Juni 1832 und wurde zur Hochzeit Johann Karl Rohdes von Johann Henrich Escherich verfaßt.

Marburger Hochschulnachrichten. Dem Wirkl. Geh. Rat Professor v. Behring wurde der Großherrlich Türkische Medschidieorden 1. Klasse, dem Privatdozenten der medizinischen Klinik Dr. Otto Heß das Prädikat „Professor“ verliehen. — Dr. L. Diels, Privatdozent für Botanik an der Berliner Universität, wurde auch für das Winterhalbjahr 1907/08 mit der Vertretung des beurlaubten Professors Dr. G. Kohl beauftragt.

*) Siehe „Hessenland“ 1907, Seite 150.

Vom Landesmuseum. Am 13. November fand im Beisein Professor Fischers aus Stuttgart, der das preisgekrönte Projekt für den Museumsbau entworfen hat, durch Oberbürgermeister Müller, Stadtbaurat Höpfner und die Mitglieder des Magistrats eine Besichtigung des abgesteckten Grundstücks für das neue Landesmuseum am Wilhelmshöher Platz statt.

Ernst Koch. Wie der Verwalter der Murhardschen Stiftung zu Kassel, Stadtsyndikus Brunner, dem Vorsitzenden der „Freien Feder“ mitteilte, hat der Magistrat der Vereinigung die Genehmigung zur Aufstellung eines Denksteines zur Erinnerung an Ernst Koch auf einem noch näher festzustellenden Platz des Murhardschen Teiles des Weinbergparkes mit dem Vorbehalt erteilt, daß ihm der Entwurf vorher zur Genehmigung vorgelegt wird. Durch dieses liebenswürdige Entgegenkommen des Magistrats wäre somit die wichtigste Frage bereits gelöst. Die notwendigen Mittel, deren Grundstock der nicht unbedeutende Überschuß des Münchhausen-Abends bildet, sollen durch einen „Ernst-Koch-Abend“ und andere Veranstaltungen aufgebracht werden.

Freiwillige Feuerwehr. Die freiwillige Feuerwehr zu Kassel, die 47 Jahre bestand und sich eines großen Ansehens in der Bürgerschaft erfreute, wurde in feierlicher Weise nach einem Schlußappell im Hof der neuerbauten Feuerwache aufgelöst. An der Feier nahmen Oberbürgermeister, Bürgermeister, Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung teil. Auf die aus Anlaß der Auflösung erschienene Festschrift werden wir noch zurückkommen.

Elisabetherinnerungen. Das Königliche Staatsarchiv in Marburg bereitet zum Gedächtnis des 700. Geburtstages der hl. Elisabeth aus seinen reichen Beständen eine Sonderausstellung von Elisabetherinnerungen vor, die aus zahlreichen Urkunden, Plänen und chronikalischen Quellen bestehen wird. Die Ausstellung findet in den Tagen vom 17. bis 19. November statt. In der Nacht vom 16. auf den 17. November 1231 ist die hl. Elisabeth zu Marburg gestorben und am 19. November wurde sie begraben.

„Freie Feder." Der Vorstand der „Freien Feder", Vereinigung Kasseler Schriftsteller und Literaturfreunde, setzt sich nach der kürzlich erfolgten Neuwahl aus folgenden Mitgliedern zusammen: Hugo Frederking erster Vorsitzender, Paul Heidelbach zweiter Vorsitzender, Dorothea von Essen erste Schriftführerin, Richard Weber zweiter Schriftführer, Konrad Lampmann Kassenwart. Nachdem die Vereinigung mit Erfolg einen Schiller-, Raabe-, Preser- und Bennecke-Abend veranstaltet hatte, trat sie am 13. November zum erstenmal vor die breite Öffentlichkeit, indem sie dem Kasseler Publikum die Bekanntschaft des bedeutendsten der jetzt lebenden deutschen Balladendichter, Börries Freiherrn von Münchhausens, vermittelte. Das Publikum, das den großen Saal des Zentralhotels bis auf den letzten Stehplatz füllte — vielen Nachzüglern konnte leider kein Einlaß mehr gewährt werden — erlebte persönlich den Beweis von der ungeschwächten Lebenskraft der alten Balladenform; es stand sichtbar unter dem Bann der erhebenden und erschütternden Balladen, die in einem einzigen Liede von mächtig dahinbrausender Schönheit zusammenklangen. Der Dichter bot neben einigen Proben seiner berühmten jüdischen Balladen (so dem „Triumphlied der Juden") u. a. die „Post in Elliant", die keck-muntere Ballade „Alte Landsknechte im Himmel", um in einem zweiten Teil einige seiner vollendetsten Balladen (Der Todspieler, Dreigespräch, Der hungrige Teich, Die Grabsteine) in schlichter, aber eindringlich wirkender Weise vorzutragen. Der Abend war ein literarisches Ereignis im Kasseler Kunstleben. Nach dem Vortrag verweilte der Dichter noch lange im geselligen Kreise der Mitglieder. — Den Freunden Wilhelm Benneckes wird die Mitteilung willkommen sein, daß die „Freie Feder" am 11. Dezember, als am Geburtstag des Dichters, den von ihr auf seinem Grabe errichteten und mit Benneckes Reliefporträt geschmückten Gedenkstein in feierlicher Weise zu weihen gedenkt.

Die Archive des Großherzogtums. Das von uns bereits erwähnte Zustandekommen der historischen Kommission für das Großherzogtum Hessen wurde von allen Seiten lebhaft begrüßt, zumal durch die Berufung einer Anzahl von Fachleuten der Gießer Universität die Garantie für einen wirklich wissenschaftlichen Betrieb gegeben erscheine. Die wichtigste Tätigkeit der Kommission muß zunächst die wissenschaftliche Repertorisierung der kleinen Archive Hessens sein, zumal da die vor 2½ Jahren eingerichtete staatliche Urkundenpflege vollkommen versagte. Dann erst kann man an die eigentlichen großen Arbeiten herantreten, zu denen hoffentlich auch die Berücksichtigung der wirtschaftshistorischen Aufgaben gehören wird.

Statistisches. Die Bevölkerungsziffer der Residenzstadt Kassel betrug, gegen 106 034 in 1900, 110 000 in 1902, 120 446 in 1905, Ende August 1907 150 152. — Nach der letzten Statistik gab es im preußischen Staat 52 Personen im Alter von hundert Jahren und darüber; davon entfällt aber auf Hessen-Nassau nicht eine Person, während die Provinz Schlesien 10 Personen aufweist, die 100 Jahre und darüber alt sind. Soweit wir uns entsinnen, ist aber dieser Statistik aus irgend einem hessischen Ort, der einen Hundertjährigen zu bergen behauptet, bereits widersprochen worden.

Der letzte Wolf in Hessen. Der am Kesselkopf, einem Berge bei dem Dorfe Melgershausen errichtete „Wolffstein" erinnert daran, daß an dieser Stelle vom Freiherrn von Wolff am 14. November 1807 der letzte Wolf in Hessen geschossen wurde. Das würde also in diesen Tagen gerade 100 Jahre her sein. Wir erinnern uns allerdings, einmal gelesen zu haben, daß noch 1817 ein Wolf bei Eiterhagen erlegt wurde.

Kelze. Das Hugenottendorf Kelze bei Hofgeismar beging am 3. November die Feier des 200jährigen Bestehens der Kolonie und der Kirche mit Festgottesdienst und Festzug. Superintendent Wissemann-Hofgeismar hielt einen Vortrag über die Geschichte der Kolonie.

Vom Knüll. Der Knüllklub will auf dem Knüllköpfchen zu Ehren des verstorbenen Forstmeisters Borgmann einen Borgmannstein aufrichten. Beiträge hierzu nimmt Kantor Müller in Oberaula entgegen.

Todesfälle. Am 30. Oktober starb zu Kassel im 67. Lebensjahr der frühere Direktor des Kasseler Realgymnasiums, Dr. Wilhelm Wittich. Er war am 26. Oktober 1841 auf dem Messinghof bei Kassel geboren, besuchte das Lyceum Fridericianum, studierte in Marburg Philologie und Theologie, promovierte 1864 und wurde 1874 Oberlehrer. Im April 1883 wurde er als Nachfolger Preimes Direktor des Realgymnasiums, das er bis zum Herbst 1904 leitete. Insgesamt war Wittich 40 Jahre als Lehrer tätig, davon 35 Jahre am Kasseler Realgymnasium. Unbeugsame Charakterfestigkeit, Strenge, der sich Unparteilichkeit und Wohlwollen gesellten, zeichneten ihn aus. Rastlos war er für das Wohl der ihm unterstellten Schule und aller ihr Angehörenden bedacht. Im Unterricht verstand

er es trefflich zu fesseln und zu begeistern. Seine ehemaligen Amtsgenossen und Schüler bewahren ihm ein auf wahrer Hochachtung begründetes dankbares Andenken, wie sich das noch zu seinen Lebzeiten mannigfach bekundete. Auf dem Gebiete der Pädagogik war Wittich schriftstellerisch tätig; so verfaßte er ein vierteiliges Lehrbuch des Lateinischen, das sich aber nicht besonders bewährte, gab eine Bearbeitung von Goethes „Tasso", das Heysesche Fremdwörterbuch usw. heraus. Wittich gehörte lange Zeit dem Vorstand des nationalliberalen Wahlvereins in Kassel an, war Vorsitzender des Provinzialvereins der Lehrer der höheren Schulen unserer Provinz und hat sich durch seine selbstlose und unermüdliche Tätigkeit als solcher und als Vorsitzender des Zweigvereins des Allgemeinen deutschen Sprachvereins große Verdienste erworben.

Ein gleichfalls in den weitesten Kreisen beliebter und geschätzter Schulmann schied am 10. November in Professor Dr. Adolf Kreßner dahin. Kreßner, am 18. November 1853 zu Frankfurt a. O. geboren, hat fast ein Menschenalter hindurch in Kassel als Pädagoge gewirkt, er gehörte der früheren Realschule und jetzigen Oberrealschule i. E. seit ihrem Bestehen an. Zahlreiche Werke zeugen von seiner ungemein fruchtbaren schriftstellerischen Tätigkeit, so verfaßte er u. a. einen Grundriß der französischen Literatur, einen Leitfaden der französischen Geschichte der provenzalischen und altfranzösischen Literatur, einen Führer durch die französische und englische Schulliteratur, ein vergleichendes Elementarbuch des Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, gab für den Schulgebrauch französische und englische Klassiker heraus, ferner die Gedichte Rustebuefs, jenes volkstümlichen altfranzösischen Dichters aus dem 13. Jahrhundert, dessen Werke er sich zum Spezialstudium gemacht hatte; weiter war er der Herausgeber moderner französischer Erzählungen und Novellen, einer 21 Bände umfassenden Bibliothek spanischer Klassiker, der Zeitschrift „Franco-Gallia", des „Pädagogischen Wochenblattes", er übersetzte Echagaray, Sorel, Montesquieu. Von seinen eigenen Dramen seien „Der Rechte", „Des Dramas Ende", „Die erste Frau" genannt; nur selten veröffentlichte er Proben seiner gemütvollen Lyrik, die er aber gern in vertrautem Kreise vortrug, so in der „Freien Feder", deren mehrjähriger erster Vorsitzender er war, bis ihn Krankheit zu seinem großen Leidwesen veranlaßte, den Zusammenkünften dieser ihm ans Herz gewachsenen Vereinigung fern zu bleiben. Wie in der „Freien Feder", so war Kreßner auch Ehrenmitglied des „Pädagogischen Vereins" und der Ortsgruppe Kassel der Deutschen Friedensgesellschaft, deren langjähriger Vorsitzender er gewesen. Bei Schülern, Kollegen und allen, die mit ihm in nähere Berührung kamen, genoß der viel zu früh Verstorbene eine unbegrenzte Liebe und Verehrung. Sein Leben war Mühe und Arbeit im Dienste des Nächsten und im Kampfe für alles Hohe und Edle, was Menschenbrust bewegt. Darum ist sein Leben nicht vergeblich gewesen.

Eingegangen:

Fuldaer Geschichtsblätter. Zeitschrift des Fuldaer Geschichtsvereins. Hrsg. Prof. Dr. G. Richter in Fulda. VI. Jahrg. Nr. 9.

Eckart. Ein deutsches Literaturblatt. Hrsg vom Zentralverein z. Gründung v. Volksbibliotheken, Berlin SW 13. II. Jahrg. Heft 1. (U. a. Aufsatz von Wilhelm Holzamer über „Die Kunst der Kritik".)

Spätherbst.

Wie müde schleicht die graue Zeit,
Das Murmeln erstarb der Welle.
Die Welt ist stumm vor Herzeleid,
Was trauerst du, armer Geselle? —

Die Blumen brach der Novemberwind,
Die Blumen weiß und rot.
Und einem jungen, schönen Kind
Dem brach das Herz der Tod.

Neukirchen.

Heinz Horst.

Kassel in Künstlersteinzeichnungen.

Friedrich Fennel, den wir bisher hauptsächlich als Ölmaler schätzten, ist kürzlich mit einer im Verlage von Karl Vietor zu Kassel erschienenen Serie lithographierter Blätter hervorgetreten, die schon der heimatlichen Motive und des billigen Preises wegen schnell eine große Verbreitung gefunden haben. Es ist erfreulich, dies feststellen zu können, denn die Lithographie ist heute ein wichtiger Faktor in jener Bewegung geworden, deren Motto „Die Kunst dem Volke" lautet. Der Steindruck, der lange Zeit fast nur noch als Reproduktionsmittel gedient hatte, popularisiert jetzt wieder die Handschrift der Künstler selbst. An einer guten Steinzeichnung hat der Künstler Anteil bis zu dem Moment, wo sie die Presse verläßt. Jedes Blatt ist das ursprünglich Gewollte, das Original, der Künstler entwirft selbst die Zeichnung auf den Stein oder druckt sie auf diesen um, richtet die

Farbenplatten her, überwacht die Farbenmischung und den Druck. Von der technischen Fertigkeit hängt daher sehr viel ab, und wenn einzelne der Fennelschen Lithographien wohl nicht ganz so ausgefallen sind, daß die künstlerische Absicht darin einen völlig adäquaten Ausdruck fand, so liegt es zum Teil daran, daß die Grenzen des Verfahrens mit drei Farben nicht überall genügend berücksichtigt sind. Am deutlichsten tritt dies in der Stadtansicht mit den Fuldableichen zutage, worin die Grundtöne Rot, Blau und Gelb in einem unvermittelten Nebeneinander stark dissonieren. Eine etwas unruhige Buntheit herrscht ferner in der Zeichnung des Orangerieschlosses, und es war einigermaßen verfehlt, sich durch Verwendung der blauen Farbenplatte als Konturenplatte (siehe die Architektur) festzulegen. Weit harmonischer ist hingegen die diskretere Tonskala der übrigen Blätter mit den Darstellungen der steinernen Fuldabrücke, des Altmarkts, der Brüderstraße, des Brinks, verschiedener Uferpartien an der Fulda, des Spohrplatzes und der Straße hinter dem Museum. Der Künstler ist, soweit es irgend angängig erschien, ohne kleinlich zu werden, in die Details gegangen und der weiche Strich seiner Crayonmanier hat einen ziemlichen Reichtum malerischer Effekte aus den erwähnten dankbaren Motiven herausgeholt. Läßt sich da und dort auch nicht die Vorstellung abweisen, daß ein Weniger an Einzelheiten für die einheitliche künstlerische Gesamtwirkung ein Mehr bedeutet haben würde — alles in allem sind diese Lithographien der freundlichen Beachtung wohl wert, die sie gefunden haben, und zweifellos wird manches Blatt in schlichtem Rähmchen an der Wand Vielen Freude machen.

Ernst Zöllner.

Personalien.

Verliehen: dem Pfarrer Henß zu Windecken der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Gerichtssekretär Regenbogen zu Meerholz anläßlich seines Übertritts in den Ruhestand der Charakter als Kanzleirat.

Ernannt: Senatspräsident Dr. Schwarzkopf zu Kassel zum Geh. Oberjustizrat mit dem Rang der Räte 2. Klasse; Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor Petri zu Kassel zum Regierungs- und Baurat; Pfarrverweser Menge zu Ehringen zum Pfarrer in Obermeiser; Pfarrverweser Balzer zu Münchhausen zum Pfarrer daselbst; Gerichtsassessor Siemon zu Kassel zum Amtsrichter in Meinertshagen; Katasterlandmesser Emmerich zu Kassel zum Katasterkontrolleur unter Beauftragung mit der Verwaltung des Katasteramtes Emden; Kgl. Hoflieferant Wilhelm Schlemming zu Kassel zum Kommissionsrat.

Übertragen: dem Pfarrer Schlott zu Oberzell vom 6. Februar 1908 ab die Pfarrstelle zu Bieber.

Versetzt: Postinspektor Böhm von Naumburg a. d. S. nach Gelnhausen; Kreisarzt Dr. Ewers von Kempen (Rhld.) nach Hersfeld.

Entlassen: Notar Roever zu Eschwege infolge seiner Übernahme als Regierungsassessor in die landwirtschaftliche Verwaltung.

Geboren: ein Sohn: Regierungs- und Baurat Baldamus und Frau Margarete, geb. Zabel (Fulda, 8. November); Pfarrer Eisenberg und Frau Luise, geb. Grau (Dreihausen, 10. November); Postinspektor Rey und Frau (Kassel, 12. November); — eine Tochter: Direktor beim Kreditverein Wilh. Boppenhausen und Frau Käthe, geb. Dietrichs (Kassel, 31. Oktober); Amtsrichter Nöll und Frau Maria, geb. Dörffler (Battenberg, 8. November); Fabrikant Karl Latwesen und Frau Marie, geb. Herzog (Kassel, 12. November).

Gestorben: Frau Klara Hoffmann, geb. Riemann (Shanghai, 6. Oktober); Realgymnasialdirektor a. D. Dr. Wilhelm Wittich, 66 Jahre alt (Kassel, 30. Oktober); Generalagent Friedrich Schmelz, 56 Jahre alt (Kassel, 31. Oktober); Frau Mathilde Schmuch, geb. Israël, Gattin des Justizrats (Kassel, 1. November); Frau Elly Saul, geb. Benn, Witwe des Redakteurs der „Frankfurter Zeitung" und des „Hessenland" Dr. Daniel Saul, 49 Jahre alt (Frankfurt a. M., 2. November); verw. Frau Marie Collmann, 76 Jahre alt (Kassel, 4. Nov.); verw. Frau Jakobine Gotthard, geb. Steinmetz (Kassel, 10. Nov.); Professor Dr. Adolf Kreßner, 54 Jahre alt (Kassel, 10. Nov); verw. Frau Apotheker Susanna Pfaff, geb. Becker, 78 Jahre alt (Gelnhausen, 12. Nov); Frau Sophie Vietor, geb. Stelzner, Witwe des Geh. Medizinalrats, 62 Jahre alt (Kassel, 13. November); Frau Marie Weidemeyer, geb. Heinzemann, Witwe des Buchdruckereibesitzers, 67 Jahre alt (Kassel, 13. November).

Briefkasten.

A. B. in Wilmersdorf und C. B. in Heimboldshausen. Sie erhalten in den nächsten Tagen brieflich Antwort. Freundlichen Gruß.

G. A. V. in München. Wir bestätigen Ihnen mit Dank den Empfang Ihres Manuskriptes. Können Sie sich nicht entschließen, die unseres Erachtens nicht recht begründete Anonymität aufzugeben?

K. N. in Mainz. Wir brachten vor Jahresfrist bereits eine eingehende Würdigung Holzamers durch Alexander Burger und müssen daher dankend ablehnen.

Th. E. in Frankfurt a. M. Die Druckfehler im Manövergedicht der letzten Nummer sind allerdings fatal, Hölle statt Höhe und gar des Amtes statt des Mutes Siegel in den Furchen der hohen Stirn! Vielleicht gewährt es Ihnen einige Genugtuung, daß wir den selbstverständlich allein schuldigen Setzerjungen dreimal an den Ohren durch die Redaktionsstube geschleift haben. Nichts für ungut und herzlichen Gruß.

G. Z. in Niedereisenhausen. Wir sind zur Prüfung des Manuskripts gern bereit.

H. in Diedenhofen. Besten Dank für den Hinweis und herzlichen Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 23. XXI. Jahrgang. Kassel, 2. Dezember 1907.

Die Weißensteiner Prospekte des Hofkupferstechers G. W. Weise und deren Absatz.

Nach den Akten des kgl. Staatsarchivs Marburg von Paul Heidelbach.

Am 6. November 1775 hatte Landgraf Friedrich II. eine Maler- und Bildhauerakademie in Kassel gestiftet, die im Laufe der Jahre eine nicht unbedeutende Rolle spielen sollte und manches Talent ans Licht brachte und förderte. Zwei Nahls, zwei Tischbeins, Bildhauer Heyd, Dessinateur Kobold, Kupferstecher Weise und manche andere gaben an ihr Unterricht und hatten durch die rege Baulust des Fürsten reichliche Arbeit. Aus dieser Zeit und aus den ersten Regierungsjahren Wilhelms IX. stammen auch eine große Anzahl von Ansichten, die uns das damalige Kassel und seine Umgebung in Einzelblättern vorführen.

Wie gern man auch früher schon heimatliche Motive in Kupferstichen reproduzierte, möge folgende Notiz zeigen, die wir kurz einschalten wollen.

Im Juli 1794 wurden 128 im alten Kunsthaus aufbewahrte alte Kupferplatten, unter denen sich vorzugsweise Prospekte vom Weißenstein und Karlsberg befanden, einer Revision unterworfen. Dabei zeigte sich, daß sie in den oberen Zimmern und unter dem Dache sehr der Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen waren. Inspektor Döring machte der Ober-Rentkammer hiervon Mitteilung mit dem Bemerken, daß sich wohl in einem der zur Bibliothek im Museum gehörigen Zimmer ein passender Platz für die Platten finden ließe. Die Ober-Rentkammer wandte sich, nachdem sie vom Registrator Ludovici näheren Bericht eingefordert hatte, an die Direktion des Museum Fridericianum und wies darauf hin, daß sich auf dem Gang, der aus den Zimmern der Bibliothek in den Turm des Observatoriums*) führe, ein großer leerer Schrank befinde, der sich vorzüglich zur Aufnahme der Kupferplatten eigne. Dort aber wollte man sich neue verantwortliche Bürden fernhalten. Museumsdirektor von Veltheim antwortete, nach erfolgter Untersuchung des vorgeschlagenen Ortes habe sich gezeigt, daß die Platten an dem vorgeschlagenen Ort dem Anfressen des Rostes stark ausgesetzt sein würden; das häufige Besteigen des Observatoriums durch den Rat Matsko und dessen Schüler erlaube außerdem das Verschließen des

*) den Zwehrenturm.

Ganges nicht, so daß die Platten durch die stark eindringende Kälte und Feuchtigkeit dort bald unwiederbringlich verderben würden. Im Museum selbst würde man die Platten mit der größten Bereitwilligkeit in Verwahrung nehmen, leider fehle es aber dort an einem hierzu schicklichen Raum. Nunmehr fand S. L. Du Ry einen andern Platz im ehemaligen Anatomiesaal des Kadettenhauses*); es wurden einige mit Bändern und Schlössern versehene Kästen angefertigt und zur Aufnahme der Kupferplatten dort aufgestellt.

Abdrücke wurden wohl von diesen alten Platten nicht mehr veranstaltet. Im Jahre 1783 waren 100 Weißensteiner Prospekte hergestellt worden, von denen Inspektor Winterstein in sieben Jahren 83 verkaufte; sein Nachfolger, Inspektor Döring, brauchte jedoch acht Jahre, um 7 weitere Stück davon abzusetzen. Sie wollten nicht mehr recht ziehen, seitdem Landgraf Wilhelm IX. mit dem Bau des neuen Weißensteiner (seit 1798 Wilhelmshöher) Schlosses begonnen und so seinen Künstlern neue Motive geboten hatte.

Am 31. Oktober 1785 war Friedrich II. im Schlosse zu Weißenstein verschieden. Bereits in der 13. Woche des Jahres 1786 begann man**) die Schloßflügel des alten Weißensteiner Schlosses abzubrechen; ein Vierteljahr später fiel die alte, in einzelnen Teilen noch aus der Zeit des Klosters stammende gotische Kapelle. In der 27. Woche nahm der Bau des ursprünglich allein geplanten „Weißenstein", des jetzigen Südflügels, seinen Anfang, im selben Jahr wurden noch Souterrain und ein Teil des Erdgeschosses fertig und 1788 wurde das Dach z. T. vollendet, so daß man im Herbst eben dieses Jahres schon mit dem inneren Ausbau und im Sommer 1789 mit der Ausmöblierung beginnen konnte, nachdem bereits Anfang April 1788 der Bau des nördlichen Flügels in Angriff genommen worden war.

Ende 1787 erhielt Baudirektor Simon Louis Du Ry von Wilhelm IX. den Auftrag, die von J. H. Tischbein d. Ä. († 22. August 1789) gemalten fünf Weißensteiner Prospekte durch den Hofkupferstecher G. W. Weise in Kupfer stechen zu lassen und dann den Abdruck zu besorgen. Weise machte sich an die Arbeit, es wurden 2 Ries Baseler Druckpapier für 80 Rtlr. bezogen und im November 1788 wurden die Abdrücke des ersten Prospektes mit der Unterschrift „Vue du nouveau Chateau de Weisenstein du côté du Nord. J.H. Tischbein sen: pinx: G.W. Weise sculps: Cassell 1787" hergestellt; im Februar 1789 folgten die Abdrücke des zweiten Prospektes, „Vue du Nouveau Chateau de Weisenstein du côté du Couchant." Von der ersten Platte wurden 344, von der zweiten 233 Abdrücke genommen und, nachdem der Landgraf 15 Abdrücke von der zweiten Platte zum Verschenken zurückbehalten hatte, dem Museumsinspektor Winterstein übergeben, der sie, das Stück zu 1 Rtlr., in den Handel bringen sollte. Ende Januar 1790 kam dann eine dritte Ansicht „Vue du nouveau Chateau de W. du côté du midi" heraus. Weitere sind aus dieser Serie wohl nicht erschienen*), wohl aber gab es von der ersten Ansicht („gegen Norden") zwei Ausgaben, da Weise, nachdem die Platte bereits fertig gestochen war, Änderungen vornehmen mußte; den Anlaß hierzu erfahren wir aus einem Gutachten Du Rys vom 16. Juli 1792, das uns eine überraschende, bisher unbekannte Tatsache vermittelt. Die Weißensteiner Kupfer gingen so gut ab, daß nach einem Bericht des mit dem Vertrieb vertrauten Inspektors Döring von der zweiten Ausgabe des Prospekts „gegen Norden" Anfang Juli 1792 nur noch 28 Stück vorhanden waren. Die Ober-Rentkammer veranlaßte Du Ry, nach Vergleichung des ersten und zweiten Abdruckes des nördlichen Prospektes anzugeben, ob der erste Abdruck — von dem noch 168 Stück vorhanden waren — fort verkauft werden könne und was überhaupt für neue Abdrücke von jedem der Prospekte nötig seien. Es waren noch 110 Bogen Schweizer Druckpapier vorhanden, und Du Ry schlug in seinem Promemoria vor, auf diese Bogen 48—50 Prospekte nach Norden, 20 von der Abendseite und 38—40 von der Mittagsseite neu abdrucken zu lassen. „Was übrigens", fährt er dann fort, „die 168 alte Prospecte von der Nordseite betrift, so stellen selbige den ersten Flügel zu Weisenstein an beyden Giebeln wie ruinirt vor, weilen nach der ersten Idée Serenissimi dieser Flügel einem verfallenen Gebäude gleichen sollte; da aber nachher gnädigst gut gefunden wurde, diesen Flügel auszubauen, so mußte die Platte abgeändert werden; die 168 abdrücke können daher als ein erster Gedancke, wie der Weisensteiner Flügel aufgeführt werden sollte, angesehn, und so an liebhaber verkauft werden.

Caßel den 16. July 1797. Du Ry."

Wir erfahren also hier, daß eine Lieblingsidee des Landgrafen, die sich einige Jahre später in der Löwenburg verkörperte, schon hier, beim Bau des neuen Schlosses, einmal nahe daran war,

*) des früheren Kunsthauses, jetzigen Naturalienmuseums.

**) Vgl. Jussows Aufzeichnungen im Staatsarchiv Marburg, (Zivilkabin. B. 176. O. W. S. 132.)

*) Eine gewisse Ergänzung bildet eine 1795 erschienene Radierung W. Ungers nach einem Gemälde L. Stracks „Ansicht des Fürstlichen Schloßes zu Weisenstein von der Morgen-Seite". (Wohl auch nach Tischbein.)

Gestalt zu gewinnen. Die ursprüngliche Kupferplatte Weises stellt also noch den ruinenhaft gedachten „Weißenstein“ dar; erst nachdem dieses Projekt wieder fallen gelassen war, mußte der Künstler Änderungen an der Platte vornehmen. Die Abdrücke dieser umgeänderten Platte zeigen den „Weißenstein“ allerdings auch nicht so, wie er heute steht — es fehlt z. B. noch die Freitreppe —, wohl aber hat dieser alles, was an einen verfallenen Bau erinnern sollte, verloren. stand, sondern überhaupt das ganze Gebäude von Gestrüpp überwuchert. Bei der Änderung ließ Weise die Große Fontäne, das Bowlingreen, den Hintergrund mit Moschee, Pagode, Windmühle und Tiergarten sowie die überaus lebhafte Staffage völlig unverändert und beschränkte sich auf die Umänderung des Schlosses selbst. Wenn daneben auf den mir bekannten, auf der veränderten Platte bewirkten Abdrücken, die gleichfalls mit der Zahl 1787 signiert sind, statt des alten Weißensteiner



Aber noch ein weiteres macht uns die seltenen Abdrücke der ursprünglichen Platte wertvoll. Wir sehen auf ihnen nämlich in prächtiger Deutlichkeit noch den Mittelbau des alten Weißensteiner Schlosses, von dem uns sonst, abgesehen von einem in Kassel in Privatbesitz befindlichen Ölgemälde, nur in beispielloser Dürftigkeit Reproduktionen erhalten sind. Unsere Abbildung*) zeigt uns die die Wiedergabe eines nach der ursprünglichen Platte hergestellten Kupfers. Wir sehen nicht nur den westlichen Anbau in ruinenhaftem Zu- Mittelbaus bereits der spätere Hauptbau mit der verbindenden Terrasse dargestellt ist, so kann dieser unmöglich schon vom Künstler in jenen Jahren auf die Platte gebracht worden sein, denn aus Jussows Baubericht a. a. O. geht unwiderleglich hervor, daß Wilhelm IX. erst im November 1791, nachdem man eine ganze Reihe von Projekten verworfen hatte, die ihm vorgelegten Skizzen zu dem dann auch ausgeführten Mittelbau genehmigte. Daraus ist mit Sicherheit zu schließen, daß Weise auch später noch einmal Änderungen an der Platte vornahm; wie die Akten ergaben, wurden nicht nur am 12. November 1792 insgesamt 110, sondern auch Ende 1793 und Anfang 1794 insgesamt 300 neue Abdrücke der drei

*) Die Originalgröße ist 46×35 cm. Wir mußten leider eine starke Verkleinerung vornehmen. Bei genauer Betrachtung sind jedoch die erwähnten Einzelheiten einigermaßen deutlich zu erkennen.

verschiedenen Prospekte hergestellt, und höchstens zu dieser Zeit war es dem Kupferstecher möglich, den neuen Mittelbau nach den ihm vorliegenden Rissen schon auf die Platte zu bringen.*)

Diese Kupferstiche Weises nach Gemälden des älteren Tischbein gehören neben den etwas stark idealisierenden neun Stichen F. Schröders nach G. Kobold jun. und den vier Stichen desselben Künstlers nach Zeichnungen Joh. Aug. Nahls zu den vortrefflichsten Blättern, die uns den damaligen Zustand des Weißenstein vorführen. Weise erhielt für jeden dieser Kupferstiche 100 Taler aus der Kriegs- und Domänenkammerkasse. Auf seine Forderung, ihm 200 Taler zuzubilligen, erhielt er den Bescheid, er könne mit 100 Talern umso mehr zufrieden sein, da er in Besoldung stehe und an einem solchen Stück kaum fünf Monate Arbeit sei. Da er jedoch, nachdem die Platte bereits fertig gestochen worden sei, noch verschiedene Änderungen habe machen müssen, sollten ihm ohne Konsequenz auf die in der Folge noch zu stechenden Platten 115 Taler zugestanden werden. Er wurde angehalten, jede fertig gestochene Platte sofort abzuliefern und nicht mehr als die nötigen Probedrucke davon zu nehmen, da der Kupferdrucker Müller eigens zu diesem Zweck angenommen und diesem die große herrschaftliche Druckpresse anvertraut worden sei.

(Schluß folgt.)

*) Nachträglich ist mir noch ein weiterer, 1787 datierter Stich Weises bekannt geworden, der neben dem als verfallen gedachten „Weißenstein" den neuen Mittelbau zeigt. Der Stich kann aus den oben ausgeführten Gründen frühstens Ende 1792 erschienen sein. Damit hätten wir, was aus den Akten nicht hervorgeht, drei verschiedene Ausgaben der Ansicht „du côté du Nord".

Die Inbesitznahme der Festung Rheinfels durch Landgraf Karl von Hessen-Kassel im Jahre 1702.

Nach den Akten des K. Staatsarchivs zu Marburg.

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

(Fortsetzung.)

Wahrscheinlich am 20., vielleicht auch am 21. November, trafen die drei hessischen Fußregimenter Grenadiere, v. Löwenstein und v. Schöpping vor Rheinfels ein. Nun ließ der mittlerweile in Koblenz angelangte Landgraf Karl dem Kanzleidirektor Rittmeyer und dem Major von Schneidau nochmals ernstlich, auch durch Notar und Zeugen die Verträge vorhalten und auf Grund derselben die Öffnung der Festung verlangen, worauf dann endlich der Major von Schneidau nach Maßgabe des inzwischen erhaltenen kaiserlichen Befehls und „vermöge gewisser kapituliert und eingewilligter Akkordpunkte" die äußeren Werke der Festung den hessen-kasselschen Truppen einräumte und die kaiserliche Besatzung ins Schloß zurückzog. Dies kann frühestens am 24. November gewesen sein*), da am 23. das Regiment Grenadiere zu Werlau, v. Löwenstein zu Niederberg, v. Schöpping zu Biebernheim in Quartier lag. Am 24. November ging Landgraf Karl nach Braubach, am 27. befand er sich zu Bornig.

Wie die eben erwähnte teilweise und dann folgende gänzliche Übergabe der Festung an die hessen-kasselschen Truppen sich im einzelnen abspielte, erfährt man am besten und zuverlässigsten aus einem Briefe des Landgrafen Karl an den König von Preußen.

Rheinfels den 4. Dezember 1702.

„Nachdem vor wenig Tagen Mich anhero erhoben, um Meine Truppen, welche aus den Niederlanden in dieser Gegend angelangt, und auf das allda gemachte Konzert von Breisig und Andernach an bis auf den Hundsrück postiert werden sollen, zu besichtigen und mustern zu lassen, in was Stand sich dieselben befinden möchten, hat sich hierbei dieses zugetragen, daß der Kommandant auf Rheinfels den Durchmarsch, ungeachtet man denselben requirieret, vor eines meiner Regimenter z. F., welches man notwendig durch die Festung der Situation halber ziehen müssen*), um solches zu meiner

*) Berücksichtigt man, daß die völlige Übergabe der Festung am 29. November stattfand und daß der Befehl hierzu am Tag nach der teilweisen Übergabe eintraf, so muß man annehmen, daß letztere nach dem 24. erfolgte, wenn man etwa zwei Tage auf die Vorbereitungen zum Abmarsch rechnet.

*) Hierzu ist zu bemerken, daß die Straße von St. Goar nach Pfalzfeld, Castellaun und überhaupt dem Hundsrück zwischen der Schloßbefestigung von Rheinfels und den Außenwerken hindurchführte, durch die Befestigung aber nach beiden Seiten hin abgesperrt wurde. Da keine andere Straße aus dem Rheintal auf die Höhe führte, so mußte man notgedrungen die Festung durchschreiten, um auf den Hundsrück zu gelangen.

übrigen Infanterie auf die Postierung stoßen zu lassen, abgeschlagen, als bin dadurch dann bewogen worden, einige an der Festung nahegelegene Posten und das Tor von der Neustadt, wodurch der Marsch vor solche Regimenter gangen, zu besetzen, und dem Kommandanten mit allem Glimpf vorstellen zu lassen, daß dieses denen zwischen Meinen Vettern und Mir errichteten Verträgen und dem darin vorbehaltenen Öffnungsrecht gerade zuwiderlaufe, und weil auch Meines Orts auf solche Maß gleichfalls der Aufnahme Meiner Truppen zu Defendierung dieses Orts in Reichs- und Kreis-Rettungsfällen nicht gesichert wäre, so ließe auch um so viel do mehr bei dem Kommandanten zugleich hierauf dringen, da dann endlich derselbe nach vielem Remonstrieren und gezeigtem Ernst sich resolviert, Meine Leute in die Schanz und Außenwerke vorerst aufzunehmen, und selbige Meinen Truppen allein zu besetzen überlassen; Nachdem aber andern Tags darauf eine Kaiserliche Order vom Kaiserlichen Hof an den Kommandanten eingelaufen Mir diese Festung gänzlich einzuräumen, um selbige mit Meinen Truppen allein zu besetzen und gegen alle feindliche Gewalt zu defendieren überlassen, so hat auch der Kommandant sogleich dieser ihm zugestellten Order gemäß die Festung völlig evacuiert und ist am vergangenen Freitag mit Sack und Pack nebens seiner Garnison ausgezogen, wobei er auch nachgehends begehrt, die darin befindlichen Stücke ihm zu verstatten *abführen zu lassen**), *welche Meinen* Vettern zuständig wären, so hat man ihm auch solches eingewilligt, weil man vermutet, daß dieses vom Kaiserlichen Hof solchergestalt mit Meinen Vettern verglichen sei, welches Euer Majestät hiermit nicht verhalten und zugleich Meine unendliche Obligation wegen bisheriger am Kaiserlichen Hof so nachdrücklich geleisteter Assistenz zu Erhaltung dieses Zweckes der Einräumung halber kontestieren und allerschuldigsten Dank hiermit abstatten wollen."

Die Übergabe von Rheinfels fand tatsächlich am 29. November statt**) und man kann annehmen, daß nachstehender Befehl des Markgrafen von Baden den Major von Schneidau gerade noch zu Rheinfels oder nicht weit davon erreichte; von Ettlingen bis Rheinfels sind es in der Luftlinie gemessen rund 150 km.

*) Offenbar in Gemäßheit des nachfolgenden Befehls des Markgrafen von Baden.

**) Nach den Akten des Hessen-Rotenburger Archivs zu Marburg. Grebel gibt den 30. November an.

Ettlingen den 27. November 1702.

„Der Römischen Kaiserlichen Majestät bestellten Oberstwachtmeister und damaligen Kommandanten zu Rheinfels hiermit zu bedeuten, daß Kaiserliche Majestät unser allergnädigster Herr anbefohlen habe die Festung Rheinfels des Herrn Landgrafen von Hessen-Kassel Liebden abzutreten, dahero er Kommandant, in Kraft dieser Order befehligt wird auf Verlangen Seiner Liebden diesen Posten dem Kriegsgebrauch nach abzutreten, die vorhandenen Stücke, Munition und Proviant aber nachdem Seine Liebden der Herr Landgraf die Notdurft dahin verschafft mit abführen und sowohl vor seine bishero untergehabte als von Trarbach zugestoßene Garnison*) den geraden Weg gegen Philippsburg marschieren und alldorten die fernere Order gewärtig sein, unterwegs aber keinen Menschen einige Ungelegenheiten machen oder etwas prätendieren, sondern alle gute und solche Order halten, damit mir keine Klagen zukommen mögen, das nötige Proviant wird derselbe mit sich zu nehmen und also die Verantwortung in abweg- recht und gebührend nachzukommen haben."

Dero Römischen Kaiserlichen Majestät
gevollmächtigter Generalleutnant.

Louis Markgraf von Baden.

Hören wir nun, was Grebel bezüglich der Übergabe von Rheinfels an Hessen-Kassel schreibt:

„Nachdem auf diese Weise alle gütlichen Versuche, Rheinfels zu besetzen, gescheitert waren, der Kommandant von Rheinfels auch erklärt hatte, daß er ohne Befehl des Kaisers die Festung nicht übergeben würde, so griff der Landgraf von Hessen-Kassel zu den Waffen, um die Kaiserlichen aus Rheinfels zu vertreiben. Am 20. November 1702 erschien ein hessisches Korps von 6000 Mann mit 24 Belagerungsgeschützen**) unter der Anführung des Erbprinzen Landgrafen Friedrich I. vor der Katz, welche sich nach einigen Kanonenschüssen noch an demselben Tage ergab."

„Den 21. November setzten 4000 Mann des Belagerungsheeres auf das linke Rheinufer über und schlossen die Festung ein. Am 22. November wurden die Laufgräben eröffnet, auf der Biebernheimer Höhe zwei und auf dem Wackenberge eine Batterie errichtet und die Festung am 23. November stark beschossen, von der Festung aus aber

*) Infolge der Kapitulation des Schlosses. Siehe oben.

**) An diesem Tage wurden erst im Amte Marburg und Umgegend die Pferde bereit gestellt, um Geschütze und Munition nach Rheinfels zu schaffen. Siehe weiter unten.

das Feuer ebenso heftig erwidert und den Belagerern mehrere Leute getötet und verwundet."

„Am 24., 25. und 26. November wurde die Festung auch von einer vierten auf dem Patersberge errichteten Batterie, sowie von der Katz aus stark beschossen und viele Bomben in dieselbe geworfen."

„Nachdem man der Welt das skandalöse Schauspiel, daß alliierte Völker im Angesichte ihres gemeinsamen Feindes sich gegenseitig aufrieben, mehrere Tage gegeben und ein Reichsfürst die Truppen des Reichsoberhauptes feindlich angefallen hatte, kam man endlich auf den Gedanken, Waffenstillstand zu machen und einen Offizier an den kaiserlichen Minister nach Frankfurt zu schicken. Am 30. November kam der Abgesandte mit dem Befehle an den Kommandanten zurück, die Festung dem Landgrafen von Hessen-Kassel zu übergeben. Der Kommandant Oberst von Schneidau zog an demselben Tage aus Rheinfels, und wurde dasselbe von Hessen-Kassel durch das von Görtzische Regiment unter Oberst von Schöpping besetzt."*)

Wie wir gesehen haben, ist an dieser ganzen Belagerungsgeschichte sozusagen kein wahres Wort, und es ist unbegreiflich, wie Grebel alles dies schreiben konnte. Woher er seine Nachrichten genommen hat, ist nicht ersichtlich, es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß sie aus einer rheinfelsischen Quelle stammen. Wie trüb diese Quellen flossen, liegt nun wohl klar zu Tage. Hätte Grebel die Sache nur halb so eingehend untersucht wie den versuchten Reichs- und Landesverrat des Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, „des Fürsten von anerkannt ehrenhaftem Charakter, großer Frömmigkeit und gediegener Gelehrsamkeit", dessen „gesegnetes Andenken trüben zu müssen", Grebel wehe tut, so würde er die Unwahrheit dieses „skandalösen Schauspiels" wohl ebenso aufgedeckt haben als die Wahrheit des versuchten Reichs- und Landesverrats des Landgrafen Ernst, den Grebel mit Bedauern „aus Achtung vor der historischen Treue" zugeben muß. Es ist wunderbar, daß es Grebel gar nicht aufgefallen ist, daß der Kaiser ein derartiges gradezu unglaubliches Verfahren des Landgrafen Karl so stillschweigend hingenommen hat und einfach vor der Gewalttat des Landgrafen die Flagge strich, seine Besatzung zurückzog und die Festung übergeben ließ! So wunderbar die Verhältnisse dazumal auch gewesen sein mögen, so weit war es mit dem Ansehen des Kaisers denn doch noch nicht gekommen. Aber abgesehen von der nicht anzuzweifelnden Reichstreue des Landgrafen Karl und seiner Ehrerbietung vor dem Oberhaupte des Reiches, würde er sich sicher nicht eines Vergehens schuldig gemacht haben, das ihm, selbst unter den damaligen Verhältnissen, allseitige Mißbilligung zugezogen, jeder weiteren Unterstützung der Verbündeten beraubt haben würde und das für seine Interessen ungleich verhängnisvoller gewesen wäre als selbst eine feindliche Besetzung der Festung Rheinfels. Ein in französische Hände gefallenes Rheinfels wäre einmal gewiß nicht lange darin belassen worden, hätte anderseits aber den schlagenden Beweis geliefert, wie recht der Landgraf hatte, wenn er verlangte, daß es ihm anvertraut würde. Daß er es zu behaupten verstände, hatte er ja 1692 gezeigt.

Die Leichtgläubigkeit Grebels ist wiederum ein Beweis dafür, daß die unglaublichsten, widersinnigsten Dinge, die über das hessen-kasselsche Fürstenhaus verbreitet wurden, stets willige Ohren fanden. Besonders das 19. Jahrhundert war groß hierin, und erst ganz allmählich macht sich ein Umschwung der Ansichten geltend. Es würde hier zu weit führen, die Gründe für diese Tatsachen zu erörtern, nur das soll gesagt sein, daß ein großer Teil der Schuld an diesem bedauerlichen Verhältnis der Unzugänglichkeit des hessischen Archives vor dem Jahre 1866 beizumessen ist. Durch die Sperrung ihres Archives haben sich die hessischen Fürsten selbst den schlechtesten Dienst erwiesen. (Schluß folgt.)

*) Ein Görtzisches Regiment gab es nur bis 1696, von da bis 1703 hieß es v. Löwenstein; „unter Oberst von Schöpping" ist also ebenfalls unrichtig. Indes befand sich ein anderes Regiment unter Oberst von Schöpping mit vor Rheinfels.

Nesselstrauch.

Hatten einst gebrannt wir Kinder
Uns die Hand am Nesselstrauch,
Blies die liebe gute Mutter
Drüber hin mit sanftem Hauch.

„Warte nur ein kleines Weilchen"
Sprach uns Mutter guten Mut.
„Heile, heile, heile, heilchen."
Dann war alles wieder gut.

Brennen Leiden oft im Herzen
Heißer als der Nesselstrauch,
Kommt die Zeit mit lindem Hauch,
Kühlt Dir alle Deine Schmerzen.

Hanau. **Else Hertel.**

Die Gründung des Hanauer Gymnasiums und der Stadtschultheiß Dr. Wilhelm Sturio.

Ein Kapitel zur Vorgeschichte der Anstalt.

Von Dr. Ph. Braun.

(Schluß.)

Es ist eigentümlich, daß, während sonst doch in Hanau viele Erinnerungen an bedeutende Männer treu bewahrt worden sind, wir über Sturio, diesen hochbedeutenden Mann aus der Zeit um 1600, der selbst durch seine ausführliche Chronik so vieles der Nachwelt überliefert hat, noch so wenig unterrichtet sind. Nicht einmal ein Bild von ihm scheint erhalten zu sein. Es steht zu hoffen, daß das, was*) an Notizen über seine Familiengeschichte dem Archive des Hanauer Geschichtsvereins zugehört und was zugleich mit Sturios Chronik: Annales rerum Hanoviensium praecipue autem novae civitatis demnächst der Veröffentlichung entgegengeht, unsere mangelhaften Kenntnisse über ihn und seine Familie ergänzen wird. Der Name Sturio ist offenbar, wie auch schon in einer Notiz seiner Zeitgenossen (vgl. Zimmermann S. 515) angedeutet wird, eine Latinisierung des Namens Stör, der ja als Familienname noch heute vorkommt. Bestimmte Anzeichen deuten darauf hin, daß er aus Niederdeutschland stammte, denn nach Hövels Speculum Westphaliae hat dem 1588 bzw. 1591 gegründeten Gymnasium Arnoldinum zu Burgsteinfurt als iureconsultus eximius ac publicae juridicae facultatis professor ein Wilhelmus Sturio angehört, der später von dort anderswohin berufen wurde und auswanderte. Seine Chronik hebt mit 1554 an, ist bis 1597 nur allgemein gehalten, behandelt aber dann von der Neugründung von Hanau bis zu seinem 1620 erfolgten Tode die Hanauer Geschichte eingehend. Er bekleidete seit 1601 das Amt eines Gräflichen Rates und wurde 1605 Schultheiß der Neustadt Hanau. Aus seinem Berichte geht hervor, daß er, während 1605—1607 in der Stadt die Pest wütete, unerschrocken seines Amtes waltete, obwohl er von morgens bis abends von Leuten, die von der Seuche angesteckt waren, überlaufen wurde, denen er aber „wegen der Schul- und Kirchensachen, damit“ er „bemühet werde, billig zu raten habe“. Im Winter 1606/7 wohnte er zu Ke(ssel)stadt, von wo er täglich per lutum et aquas (durch Dick und Dünn) nach Hanau herauf kam, um seine Geschäfte zu erledigen.

Er berichtet nun zunächst von Lavaters Berufung und Zweifeln. Es sei dem Rektor Lavater von Marburg aus eine Frist gesetzt, sich zu entscheiden, ob er dem Ruf folgen wolle. Lavater sage sich, daß er in Hanau einen gnädigen Herrn habe, von dem er sich nur schwer trennen möge. Gehe er von hier fort, ehe er bei Aufrichtung der Schule etwas Denkwürdiges gewirkt habe, so komme ihm das wie eine große Undankbarkeit vor. Dagegen habe er zu Marburg Gelegenheit, sein Wissen zu verwerten und zu vervollkommnen, selbst zu höheren Stufen emporzusteigen, auch bessere Besoldung zu erhalten. Was aber am meisten für ihn bestimmend sei, sei der Umstand, daß das Schulwesen in Hanau „Johannes in eodem“ (immer am selben Fleck), vor wie nach in eodem luto (im selben Schlamm) stecken bleibe, ja den Krebsgang gehe, statt eine Fortsetzung, mit der man ihn oft vertröstet habe, zu erfahren. Bringe er seine Klagen ihm, Sturio, vor, so verweise er ihn an den Konsistorialdirektor, der verweise ihn an das Konsistorium, endlich an den Grafen. Beim Direktor sei keine Hülfe*), kaum eine Antwort zu finden, das Konsistorium sei zerstreut (= nicht beisammen); suche er beim Grafen Hilfe, als der letzten Quelle, so bleibe es in antiquis deliberandi terminis, d. h. beim unschlüssigen Überlegen oder bei der gewöhnlichen Vertröstung, oder es erfolge gar keine Antwort, wie das kurz vor der Abreise des Grafen von Hanau nach Windecken geschehen sei. Damals habe es sich darum gehandelt, einigen armen, aber wohlbegabten Knaben, die jetzt, soviel Zeit sie ihren Studien abstehlen könnten, mit Seidenwickeln ihren Unterhalt sich verschaffen müßten, eine geringe Beisteuer zu geben. Lavater mache sich Gedanken, daß entweder das ganze Werk als aussichtslos aufgegeben sei, oder daß man seiner Person überdrüssig sei.

Zu diesen Klagen Lavaters hat nun Sturio unerschrocken noch manch kräftiges Wort hinzugefügt. Er müsse aus Trieb seines Gewissens bekennen, daß es mit Fortsetzung der Schule, einer der allerwichtigsten Sachen, die dem Grafen obliege, schläfrig genug und unbeständig zugehe. Es dürfe hier nicht heißen: occupet extremum scabies! („der letzte mag die Räude bekommen,“ soll wohl soviel bedeuten wie après nous le déluge). Möchten andere Sachen noch so wichtig (speciosa) sein, die Schule müsse allen vorgehen. Gottes Ehre und vieler Leute Wohlfahrt beföhlen es. Gottliebende

*) Zimmermanns Chronik S. 729 in Anmerkung.

*) Siehe dazu die Randbemerkung Flügels weiter unten.

Herzen sehnten sich danach. Unterlasse man es, so stehe der Stadt eine neue Barbarei bevor. Wenn guter Wille vorhanden sei, so würden sich auch schon die Mittel finden. Ein eifriger Theologe könne wohl den Vorwurf ausstoßen, die Judenschule zu Hanau werde unschwer gefördert und lasse sich sehen, darinnen doch Christi Name gelästert werde, aber der Christen Schule, darin Christus gelehrt und sein Name hochgeehrt werde, liege unter der Bank, da man so langsam die Hand ihr biete. Wenn man solchen scharfen Bemerkungen, möchten sie im Scherz oder Ernst gesagt sein, auch widerspreche, etwas bleibe doch hangen.

Der Graf möge sich gnädigst äußeren, was er inbetreff der Berufung Lavaters zu tun gedenke. Sei es ihm Ernst damit, der schola classica auf die Beine zu helfen und sie nicht auf die lange Bank zu schieben, und sei ihm Lavater fernerhin anständig (d. h. genehm), so könne man den zögernden zu dem, was man mit ihm wolle, bewegen. Sollte es aber die „alte Geige" sein und er hier wenig nütze sein, so solle man ihn nicht aufhalten. Doch stehe das in des Grafen Belieben.

Was die Aussichten für die Schule betreffe, so habe man etwa 60 Knaben in Aussicht. Cornelius von Dall schicke Lavater seine zwei Söhne zu, Hektor Schellekens seinen Sohn, Daniel de Neufville zwei Söhne, D. Petersen und Antonius de Ligne*) je einen, Lutzenrodt habe von zweien geschrieben, Mollerus, der Sekretar des Grafen Albrecht (eines Bruders des Grafen), berichte, vornehme Hamburger wollten gern ihre Kinder nach Hanau schicken, falls eine wohlbestellte Schule daselbst wäre, damit sie alle (Frankfurter) Messe die Ihrigen in Hanau besuchen könnten.

Aber wo sei die Schule? Schüler und Lehrer seien zerstreut, daß es zum Erbarmen sei. Man habe Holtzers (oder Holtzens) Haus (zur Schule) vorgeschlagen, auch das folgende (= danebenliegende) dazu gekauft und dem Rektor, wie er berichte, auf des Grafen gnädigen Befehl durch D. Flügel Wohnung darin angeboten**), doch mit der Bedingung, daß er Knaben zu Tisch aufnehme. Jetzt, wo man mit der Sache den gewünschten Anfang machen wolle, lasse es sich an, als ob man nur Komödie gespielt habe. Inzwischen habe nämlich Lavater mit den verschiedenen Eltern wegen des Tisches sich eingelassen und müsse nun sehen, wie er fertig werde, da man weder ihn noch die Schüler in das Haus ziehen lasse. Wenn er nun auch in betreff seiner Bestellung (als Hausvater des Konviktes „oeconomus contubernii") sich zufrieden geben müsse und annehmen müsse, daß bei dem Anerbieten, das man ihm, seiner Ansicht nach, gemacht habe, ein Mißverständnis obwalte, so müsse doch jedenfalls für ein Schulgebäude gesorgt werden. Die alte Schule bei der (Marien-)Kirche tue es nicht mehr, einmal, weil sie völlig von der Pest infiziert sei, dann auch, weil sie mit ihren zwei Stuben für fünf Klassen nicht ausreiche, auch sehe sie zur Zeit einer harae porcorum (Schweinestall) ganz ähnlich. Dahin könne kein verständiger Mensch seine Kinder schicken. Zu wünschen wäre, daß der (Konsistorial-)Direktor ab und zu (von Windecken) herüberkäme und sich nach dem Kirchen- und Schulwesen erkundigte und dem Grafen und seinen Räten, die der andern häufigen Geschäfte halber nicht allerorts alle Verhältnisse verfolgen (alle vmbstände einnemen) könnten, beständig Bericht darüber erstattete. Die Seuche der Pestilenz sei doch kein Grund, alles verwirrt und verworren durcheinander laufen zu lassen, anstatt das baufällige Haus zu stützen.

In der Nachschrift weist Sturio nochmals darauf hin, daß Lehrer und Schüler keinen Ort hätten, wo sie zur Lehre zusammen kommen könnten. In der alten Schule gehe es nicht, weil viele Häuser in der Nähe verseucht seien und die Frequenz sich auf 60 erstrecke, für die in dem Hause kein Raum sei. Es sehe in dem Haus dazu so scheußlich aus, so verwühlt mit Holzhauen und so unsauber, daß es einem Schweinestall ähnlicher sei als einer Schule. Verständige Leute müßten Abscheu haben, ihre Kinder dahin zu schicken. Auch wohne in dem Hause, wie er glaube mit Vorwissen des Konsistoriums, ein alter Mann, den man jetzt im Winter nicht plötzlich ausstoßen könne. Sollten die Besprechungen wegen Holtzers Haus zu nichts führen, so müsse man wenigstens für die Schule (ohne Konvikt) ein geeignetes Haus ausfindig machen. Er (Sturio) glaube zwar, daß von D. Flügel auf Befehl des Grafen und mit Zustimmung des Konsistoriums dem Rektor Lavater die Gestattung in Holtzers Hause einzuziehen in Aussicht gestellt sei („Vertröstung geschehen sein möge") unter der Bedingung, daß er Tischgänger halte, jedoch das Amt des Hausvaters wieder aufgebe, sobald man mit der Ökonomie eine andere Ordnung treffe. Wenn auch darauf hin Lavater mit einer Anzahl von Vätern ein Einvernehmen bereits getroffen habe, so könne man doch davon wieder abkommen und etwas anderes dafür suchen, wenn nur ein anderer bequemer Platz zur Schule selbst da wäre. Es müsse irgend ein böser Schulteufel zu Hanau stecken, der das christlich hochnötige Werk schon lange Jahre hintan halte. Sehr dienlich würde es sein, wenn die

---

*) Dall, Schelleken, Neufville, de Ligne gehören zu den Gründern der Neustadt.

**) Zu dieser Stelle hat Flügel eine weiter unten angeführte zweite Randnote gemacht.

Herren den Herrn Direktor ein wenig an sein Amt erinneren wollten, daß er bisweilen herüber spazierte — wenn es per pedes geschehe, schade es der Liebe so wenig wie ihm, Sturio, in diesem Winter sein täglicher Gang von Kesselstadt nach Hanau durch Dick und Dünn geschadet habe — und sich nach dem Kirchen- und Schulwesen erkundigte, die Ansichten der in Hanau anwesenden hörte, sie dem Grafen meldete und sich bei ihm Bescheid holte. Der Bericht schließt mit der Bemerkung, der Graf möge entscheiden, ob man gegen Lavaters Übergang nach Marburg etwas vorbauen, oder der Sache ihren Lauf lassen solle.

Zu diesem Berichte Sturios, den ich in möglichstem Anschluß an den Text jedoch in unserer heutigen Sprache wiedergegeben habe, hat D. Flügel an den zwei oben bezeichneten Stellen Randbemerkungen gemacht. Zur ersten sagt er, Lavaters Vorwurf sei falsch. Er sei bei ihm gewesen und habe ihm alles mögliche (nescio quae sagt er) über die Zusammenlegung der Klassen gesagt. Er, Flügel, habe ihm geantwortet, er wolle die Sache im Konsistorium vorbringen und sich bemühen, daß Lavater Antwort erhalte. Die habe er schon längst bekommen.

Zur zweiten Stelle hat Flügel wörtlich bemerkt: „Dieser Bericht ist falsch. Er hat sich beklagt, seine Schwiegermutter und Schwager, die des (statt „der der") einen Bärenwirtin Tochter hat, sehe ihn ungern im Hause. Darauf ich ihm geantwortet: Wenn das furhabende (beabsichtigte) Ökonomiewesen mit Nutz könne künftiglich angestellt werden und er die Verwaltung (weil man auf den Stutz [= augenblicklich] keine andere Person dazu wüßte) derselben eine Zeitlang wollte auf sich nehmen, könne es geschehen, daß er durch solches Mittel auch in Holzers Hause Wohnung hätte. Nun ist aber allerhand Ursache halber er oder sein Weib zu keiner Ökonomie für tüchtig erachtet. Summa, aus allen Umständen erscheinet, daß es ihm nicht um die Schule und deren Promovierung, sondern um Hölzers Behausung nur allein zu tun."

Wie steht es nun mit der Wahrheit? Nach dem Wortlaute der von Piderit mitgeteilten Regierungsakten*), hat Flügel mit der Mehrzahl der Konsistorialräte gegen die neue Schule, insbesondere die Errichtung eines Konviktes, mit aller Entschiedenheit gekämpft. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Verhandlungen als Amtsgeheimnisse verschwiegen wurden. Dem Rektor Lavater gegenüber scheint Flügel von seiner Gegnerschaft gegen den Plan geschwiegen zu haben, ja er stellt ihm unter der Bedingung, daß er Schüler an seinen Tisch nehme, die Hausvaterstelle und die Wohnung in dem zu erwerbenden Schulgebäude in Aussicht. Dem Grafen gegenüber sagt er, er habe das getan, weil man augenblicklich keine andere Persönlichkeit gewußt habe, und bezeichnet Lavater und seine Frau, denen er die Stelle selbst angeboten hat, als ungeeignet für sie. Daß er das Verhältnis Lavaters zu seiner Schwiegermutter, worüber dieser gesprächsweise Mitteilung gemacht hat, in die Verhandlungen hineinzieht, ist nicht gerade vornehm. Jedenfalls ist seine Schlußfolgerung: „Summa, aus allem erscheinet, daß es ihm nur um Holzers Behausung allein zu tun", äußerst schwach.

Graf Philipp Ludwig II. scheint die Sachlage klar durchschaut zu haben. Schon wenige Tage nach Eingang der Schrift Sturios (die Hauptschrift vom 25. Januar ist am 26. Januar eingegangen, die Nachschrift vom 27. Januar trägt keinen Eingangsvermerk) erläßt er am 5. Februar trotz Flügel und Konsistorium die sogenannte Subsidienordnung, durch die er die Einkünfte der neuen Schule und damit diese selbst sicher stellt. Die Stiftungsurkunde wurde dann am 18. Juli 1607 erlassen. Daß er aber am 13. Februar 1607 durch das sog. Schuldekret für die neue Schule vier Scholarchen und unter diesen an erster Stelle seinen Rat Wilhelm Sturio einsetzte, zeigt einmal, daß er die freimütigen Äußerungen dieses Mannes nicht übel genommen hat, und dann auch, daß er den richtigen Mann an die richtige Stelle zu setzen weiß. Der Konsistorialdirektor Flügel wird von diesem Gange der Dinge nicht sonderlich erbaut gewesen sein.

*) Piderit a. a. O. S. 9.

Aus Heimat und Fremde.

Nochmals die Bergveste Spangenberg. In Nr. 563 des „Kass. Tagebl. u. Anz." vom 1. Dezember 1907 bringt ein vermutlich den neuen Spangenberger Burgmannen nicht sehr fern stehender Anonymus einen ausführlichen Aufsatz über die Veste Spangenberg, der, wie er hervorhebt, durch die in Nr. 21 und 22 des „Hessenland" erschienene Kritik der Renovierung der Burg veranlaßt ist. Wir sind genötigt, auf einige Punkte des erwähnten Aufsatzes zurückzukommen. Den einleitenden Satz: „Über einen Bau soll man erst urteilen, wenn er ganz durchgeführt ist" können wir allenfalls unterschreiben, wenn es sich darum handelt, über ein nicht im öffentlichen Interesse stehendes Gebäude

ein rein privates ästhetisches Urteil, auf das es nicht ankommt, abzugeben. Man könnte den Satz auch formulieren: „Über die zur Hälfte vernichteten Fresken darfst du erst klagen, wenn auch die andere Hälfte vernichtet ist." Wenn wir aber mit unseren Bedenken erst kommen wollten, wenn alles zu spät ist, würde man uns einfach auslachen. Wir wollten nicht allein kritisieren, sondern den Versuch machen, weitere Vernichtung zu verhindern. Wird doch auch in diesem Aufsatz wieder gesagt, daß der Umbau erst im nächsten Sommer vollendet sein kann. Zweifellos ließ sich in der Burg, so wie sie war, keine Unterrichtsanstalt errichten; daß man aber bei dem Umbau etwas pietätvoller vorgehn konnte, das halten wir noch heute aufrecht. Namentlich sind wir über den Kunstwert der Fresken ganz anderer Ansicht als der Anonymus, und wenn es jetzt heißt, daß sie, soweit sie noch nicht übertüncht sind, nun doch erhalten bleiben sollen — auf wessen Veranlassung, tut nichts zur Sache — so ist uns das erfreuliche Kunde. Auch von unserer Ansicht, daß der wertvolle alte Ofen nicht in den Schlafsaal der Forstlehrlinge gehört, lassen wir uns nicht bekehren. Wir würden es aber keineswegs begrüßen, wenn der Ofen von seinem voraussichtlichen Schicksal ereilt und einmal wieder von Spangenberg fortgeholt wird, wir gehören nicht zu denen, die, wie der Anonymus schreibt, „unter dem Deckmantel der Denkmalspflege und zur Bereicherung der hauptstädtischen Sammlungen dem platten Lande alle seine wertvollen Schätze entziehen" wollen. Wir hatten lediglich gesagt, und wiederholen es: der Ofen gehört nicht in den Schlafsaal. Ferner können wir auch das Bedauern des Anonymus darüber, daß die geplante „stilvolle" für den Verkehr der Schloßbesucher bestimmte Halle nicht vor die Zugbrücke kommt, keineswegs teilen. Im Gegenteil. Das zum Schluß gegen alle kritische Unzufriedenheit mit dem Umbau anempfohlene Mittel, den „Erfolg der Wandlung in den strahlenden Augen des biederen Burgwarts zu lesen", der notabene auch uns ein lieber alter Bekannter ist, will uns nicht recht einleuchten. Herr Volkwein ist ein braver und wackerer Mann, aber in solchen Dingen halten wir uns doch lieber an historisch und kunstgeschichtlich geschulte Fachleute, als an die „strahlenden" Augen des Burgwarts. Und überhaupt — deine Augen sollen in Freude gestrahlt haben, wackerer Alter, als man die von deiner vor freudiger Erregung zitternden Hand bloßgelegten Fresken wieder übertünchte? — Armer Yorick! Heidelbach.

Hessischer Geschichtsverein. Zum 700jährigen Geburtstag der heiligen Elisabeth von Thüringen bot der Geschichtsverein zu Kassel in seiner sehr gut besuchten Monatssitzung am 25. November einen außerordentlich gediegenen Vortrag. Überall in Thüringen und Hessen und anderswo, bemerkte General Eisentraut, der die Versammlung eröffnete, begehe man jetzt das Gedächtnis der heilig gesprochenen großen Fürstin, deren Geschichte sich zum großen Teil auch in Hessen abgespielt habe. Wenn es sich darum handle, den hohen Wert zu würdigen, den ihr Andenken für das Haus Brabant und für die Entwicklung der Stadt Marburg gehabt habe, so dürfe auch der hessische Geschichtsverein nicht zurückstehen, und darum solle auch der heutige Abend der edlen Fürstin und Heiligen gewidmet sein. Es erhielt hierauf Oberlehrer Lic. Hermann-Darmstadt das Wort zu seinem Vortrag über die heilige Elisabeth. Elisabeth, durch ihren Enkel Heinrich das Kind die Ahnin des hessischen Fürstenhauses, habe zwar, so etwa begann Redner, weder die Neigung noch die Kraft gehabt, eine führende Rolle zu spielen, sich aber doch durch die Fülle der Liebe und Barmherzigkeit einen gesicherten Platz im Herzen und der Geschichte der Deutschen erworben. Ihr Jahrhundert war nicht nur das der Heiligen, sondern auch das Jahrhundert der Ketzer. Franziskus von Assisi hatte der Welt das „arme Leben Jesu" als einen Spiegel hingehalten und den Besitz als die wahre Wurzel allen Übels bezeichnet. Er und seine Jünger vertraten das „Vermählen mit der Armut" und die Übung der Barmherzigkeit. So ist auch bei Elisabeth der Schlüssel für ihre Übertreibungen und die Eigentümlichkeiten ihrer Religion in dem Tribut zu suchen, den sie der Zeitströmung zollte. Über keine deutsche Frau ist so viel geschrieben und gedruckt worden wie über sie; das ungetrübte Quellwasser darin ist aber nur schwer aufzufinden. Der Aufklärung erscheint sie als abgeschmackt, die Romantiker können sich nicht genug tun in ihrer Bewunderung. Seit den letzten Jahrzehnten nun hat die kritische Forschung die Sichtung der Quellen begonnen. Für den Historiker kommen vorwiegend zwei Quellen in Betracht, erstens der ein Jahr nach ihrem Tode an Papst Gregor IX. abgesandte Brief ihres Beichtvaters Konrad von Marburg, zweitens der libellus über die Aussagen ihrer vier Dienerinnen, von denen Jutta von Kindheit auf an ihrer Seite gelebt hatte. Für den äußeren Lebensgang stehen noch andere gute Quellen zur Verfügung. Redner gab nun einen Abriß des äußeren Lebens der 1207 geborenen Elisabeth, deren Geburtstag und Geburtsort unbekannt sind, und hob besonders hervor, daß ihre Ehe als eine überaus glückliche bezeugt sei. Die spätere krankhafte Entwicklung ihres Charakters lag vornehmlich darin begründet, daß ihr Leben von früh auf aus

den natürlichen Fugen gerückt war; mit 3 Jahren war sie Braut geworden, mit 14 Jahren Gattin, mit 15 Mutter, mit 20 Witwe und der Geburt des dritten Kindes entgegensehend. Solche körperlichen Beschwerden und seelischen Erregungen konnten nicht ohne Einfluß bleiben. Für das Franziskanertum war sie so besonders empfänglich. Zum erstenmal gewann der Franziskaner, Bruder Rodeger, auf sie Einfluß, der Vorgänger Konrads von Marburg und spätere Guardian in Halberstadt. Als echte Franziskanerin lindert sie die mannigfachen Nöte ihrer Umgebung und nimmt sich besonders der Aussätzigen an. So sehr das Küssen der Geschwüre der Kranken, das aber aus der Zeit heraus erklärt werden muß, unserem Gefühl widerstrebt, so beugen wir uns doch vor ihrer Gesinnung, die vom Thron in die Hütten des Elends herabsteigt, aber daneben über der Pflicht des Wohltuns auch die nächste und natürlichste Pflicht gegen den Gatten und die Kinder nicht vergißt. Das wird aber rasch anders, und ihre letzten Lebensjahre zeigen ein verzerrtes Bild; neben dem Schicksal, das sie betraf, liegt die Schuld hieran an Konrad von Marburg; er war nicht schuldig in subjektivem Sinn, sondern wandte nur die Lehren seiner Kirche an, freilich in besonders konsequentem Fanatismus. Allerdings muß man bei seiner Charakteristik absehen von dem Eindruck, den er (nach Elisabeths Tod) als Inquisitor hinterlassen hat. Unter Gehorsam verstand er blinde Unterwerfung und hat sich eine brutale Gewalt über Elisabeth angemaßt, auf die er fast einen dämonischen Einfluß hatte. Jegliches Haltes beraubt wurde sie durch den Tod ihres Gatten 1227, der alle Bande mit der Welt löste. Bisher nahm man an, daß sie von Heinrich Raspe grausam von der Wartburg vertrieben wurde; auch die Aussage ihrer Dienerinnen deutete daraufhin: eiecta fuit de castro et de omnibus possessionibus dotalicii sui; das ist zu bestimmt, als daß man von der Austreibung etwas abmarkten könnte. In den letzten Tagen hat ein jüngerer Marburger Historiker*) den Nachweis versucht, daß unter castrum nicht die Wartburg, sondern Marburg zu verstehen sei; dort hätten die hessischen Vasallen für die Fürstin, die so wenig als solche auftrat, nichts übrig gehabt und sie vertrieben, nicht nach Eisenach sei sie gegangen, sondern in den Konvent der Minoriten in Marburg. Am Charfreitag 1226 war sie in den Tertiarierinnenorden in Eisenach eingetreten. Bald darauf folgte sie Konrad nach Marburg, der ihr da, wo heute die Elisabethkirche steht, ein kleines Spital und eine dem hl. Franziskus geweihte Kapelle erbaute. Drei Jahre lebte sie dort noch, an die man nicht ohne tiefes Mitleid denken kann. Der finstere Mann gönnte ihr auch nicht den kleinsten Rest von Sonnenschein, auch ihr kleinstes Kind hatte sie fortgeben müssen; für die geringste Übertretung verhängte er die schwersten Strafen über sie; selbst ihre zwei vertrauten Dienerinnen wurden ihr genommen, damit ihr, wie Konrad sagte, jeglicher menschliche Trost fehle, und zwar wurden sie ihr nacheinander genommen, damit sie den Schmerz des Abschiedes doppelt empfinde. Trotzdem bricht bei ihr, selbst nach scharfer körperlicher Züchtigung, immer wieder einmal die innere Heiterkeit durch. Die Folgen dieser ständigen Furcht vor dem Peiniger und der steten Angst um das Heil ihrer Seele blieben nicht aus. Bereits 1231 starb sie, nur 24 jährig. Und doch hat sie eine leuchtende Spur hinterlassen. Dazu haben zunächst die Wunder beigetragen. Auch in Hessen war die Stimmung erst umgeschlagen, als sich die Wunder an ihrem Grabe mehrten. Konrad, der übrigens aus ihrem Leben nicht ein einziges Wunder aufweisen konnte, sah in ihnen ein Mittel, die Ketzer von der Wahrheit des katholischen Glaubens zu überzeugen, und bemühte sich in Rom stark um ihre Heiligsprechung. Bereits um 1235 werden über 140 beglaubigte Wunder berichtet, wobei man es keineswegs etwa mit Lug und Trug zu tun hat; die meisten von ihnen geschahen wohl auf Grund psychischer Einflüsse auf die gläubigen Kranken. Die Wallfahrten zu ihrem Grabe in Marburg hörten auch nach Einführung der Reformation nicht auf, so daß Philipp der Großmütige ihre Gebeine vergraben ließ. Bei aller Verehrung, die ihr vom 13.—16. Jahrhundert gezollt wurde, konzentrierte sich das Interesse fast völlig auf die Wunder, die ihre Leiche bewirkte, ihr Leben aber trat in den Hintergrund. In der neueren Zeit empfand es aber die Geschichte als besondere Pflicht, ihr Leben zu beschreiben, denn das ist uns das Wunder. Angesichts der vielen Abstriche, die von der Überlieferung gemacht werden mußten, bleibt doch noch viel übrig. Wo der Historiker die Tünche entfernt, schwindet keineswegs die Schönheit des Bildes, das unter der Schminke hervorkommt, es wirkt im Gegenteil in seiner Natürlichkeit erst recht schön. Wir haben heute zwar kein Verständnis für ihre Verachtung des irdischen Besitzes, für die Verneinung der natürlichen Pflichten in Ehe und Familie, für die Selbstqualen der Askese und die knechtische Beugung des eigenen Willens unter den eines fremden Menschen, aber wir dürfen dabei nicht vergessen, daß wir Kinder einer Zeit sind, deren Wurzel in der Reformation liegt, und daß Elisabeth das Kind des Mittelalters war und nur

*) Huyskens, im histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, 1907, Heft 3 u. 4. (Die Redaktion.)

dessen Idealen mit der ganzen Kraft eines liebevollen Herzens nachstrebte als Frau und als Fürstin. Darum hat ihre Zeit sie bewundert und darum bewundern auch wir sie. Ihre Gesinnung und ihr Wille erscheinen uns als heilig, und so mag sie auch für uns bleiben die heilige Elisabeth.

In der am 13. November im Stadtsaale zu Fulda abgehaltenen Generalversammlung des „Fuldaer Geschichtsvereins" sprach der Vorsitzende des Vereins Oberbürgermeister Dr. Antoni-Fulda über: „Das Fuldaer Liebhabertheater im Anfange des 19. Jahrhunderts." Die bisherigen Veröffentlichungen über das Fuldaer Liebhabertheater sind Bruchstücke, und Oberbürgermeister Dr. Antoni konnte an der Hand eines vor kurzem von ihm erworbenen Manuskriptes eines ehemaligen Mitgliedes des Fuldaer Liebhabertheaters, des Fuldaer Arztes Dr. Dorsch, in dessen elterlichen Wohnung 1809 die ersten Aufführungen stattfanden, die ganze Geschichte des Liebhabertheaters vorführen. — Wie bemerkt, fanden die ersten Aufführungen 1809 statt, in welchem Jahre eine kleine Gesellschaft Lyzeisten unter Führung des bekannten späteren Romanschriftstellers Heinrich König die „Gelehrte Gesellschaft" gründeten, deren deklamatorische Übungen auch den Wunsch erregten, wirkliche Aufführungen zu veranstalten. Karl von Dalberg, der die Vorstellungen mehrmals besuchte, schenkte der Gesellschaft eine Bühne und wies ihr für ihre Vorstellungen die Säle der Orangerie (des jetzigen Stadtsaales) zu. Hierdurch erhielt das Theater einen höheren Charakter und es bildete sich der „Verein der Musenfreunde in Fulda". Herren und Damen der besten Gesellschaft wirkten bei den Aufführungen jetzt mit. Das Jahr 1813 brachte infolge der politischen Ereignisse eine kurze Unterbrechung. Die Einnahmen wurden meist zur Unterstützung der Armen verwendet. Im Jahre 1824 mußten die Musenfreunde die Orangerie räumen und siedelten jetzt in das Pultsche Haus in der Marktstraße über. Sie nannten sich jetzt „Geselliger Verein" und traten mit dem „Kasino" in Verbindung. Man hatte inzwischen solche Fortschritte gemacht, daß auch Opern und einmal unter allgemeiner Anerkennung die „Preciosa" zur Aufführung kommen konnte. Nach und nach verlor sich jedoch das Interesse und 1836 löste sich der Verein nach ¼ hundertjährigem Bestehen auf. Das Liebhabertheater hatte in dem Kunstleben Fuldas eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. — Aus dem geschäftlichen Teil der Generalversammlung sei erwähnt, daß im nächsten Jahre die Flurnamenforschung für den Kreis Fulda, wobei man hauptsächlich auf die Unterstützung der Herren Lehrer rechnet, in Angriff genommen werden soll. Weiter gedenkt der Verein ebenfalls auf Anregung des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Antoni mit Unterstützung einiger anderen Vereine eine offene Lesehalle in Verbindung mit einer Bibliothek n. J. zu errichten. — Die Zahl der Mitglieder des Vereins ist auf 115 gestiegen. In den Vorstand wurde an Stelle des ausscheidenden Schriftführers Herrn Landesbibliothekar Dr. Scherer Herr Gymnasialoberlehrer Professor Dr. Haas gewählt; so setzt sich der Vorstand jetzt zusammen aus den Herren: Oberbürgermeister Dr. Antoni, Vorsitzender; Weingroßhändler Hoflieferant Jos. Schmitt; Prof Dr. Leimbach; Prof. Dr. Richter; Prof. Dr. Haas; Geheimer Baurat Hoffmann; Hauptlehrer Vonderau. Die nächste besondere Veröffentlichung des Vereins erscheint Anfang 1908.

Marburger Hochschulnachrichten. Prof. Dr. med. Otto Heß, ein geborener Marburger, Privatdozent für innere Medizin und Oberarzt an der medizinischen Klinik, ist zum Oberarzt der medizinischen Klinik in Göttingen berufen worden. — Am 23. November habilitierte sich Dr. Dankwart Ackermann mit einer Antrittsvorlesung „über den sechsten Sinn" als Privatdozent.

Das Fürstlich Hanauische Fideikommiß Horschowitz. In dem bekannten Rechtsstreit zwischen dem Landgrafen Alexander Friedrich von Hessen und dem Fürsten Heinrich und dem Prinzen Philipp von Hanau über die Sukzession in das Fürstlich Hanauische Fideikommiß Horschowitz hat das kaiserliche Oberlandesgericht zu Prag das Urteil erster Instanz bestätigt, wonach die Klage des Landgrafen Alexander von Hessen auf Feststellung seiner bzw. des hessischen Fürstenhauses eventuellen Rechtsnachfolge in das Fürstlich Hanauische Fideikommiß Horschowitz abgewiesen wurde.

Elise von Hohenhausen. Am 2. Dezember 1907 sind fünfzig Jahre verflossen, daß die 1798 zu Waldau als Tochter des späteren hessischen Generals von Ochs geborene Schriftstellerin Elise von Hohenhausen zu Frankfurt a. O. starb, im Hause ihrer Tochter, der 1898 verstorbenen Schriftstellerin Frau Oberregierungsrat Elise Rüdiger, die als „Fr. von Hohenhausen" u. a. auch Mitarbeiterin unserer Zeitschrift war.

Legat. Der kürzlich verstorbene Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf vermachte der Stadt Marburg eine Summe von 300 Mark, deren Zinsen alljährlich am 20. Juni, dem Stiftungstage des Korps Teutonia, ärmeren Anwohnern der Ketzerbach zugute kommen sollen. Ein weiteres Legat von

3000 Mark wurde von demselben Stifter der Stadt Kassel zugunsten der Bewohner einer in der Unterneustadt gelegenen Straße überwiesen. Wir möchten bei diesem Anlaß dem Kasseler Magistrat eine Anregung nahelegen, nämlich die nächste zu taufende, möglichst in Alt=Kassel gelegene Straße als „Schwarzkopf=Straße" zu bezeichnen. Nichtssagende Vornamen haben wir schon übergenug in unseren Straßennamen niedergelegt, wenn aber irgend einer ein Anrecht auf solche Ehrung hat, so ist es dieser hochverdiente Lokalforscher, der wie kaum ein zweiter an seiner Vaterstadt hing und sich bis zuletzt der Erforschung ihrer Vergangenheit widmete.

Wilhelm Speck. Am 27. November las Wilhelm Speck im vollbesetzten Saal des evangelischen Vereinshauses zu Kassel, wohin ihn der Verein für innere Mission geladen hatte, „Aus eigenen Dichtungen" vor („Wie ich zu den ‚Zwei Seelen' kam", Abschnitte aus diesem Roman und den „Joggeli"). Der Vortrag machte nachhaltigen Eindruck und hat zweifellos Specks Dichtkunst viele neue Freunde zugeführt.

Funde. Bei der Niederlegung der Dommauer in Frankfurt a. M. wurden am Südportal 30 Steinkugeln freigelegt, die ein Gewicht von ein bis zwei Zentner das Stück haben und wohl aus der Zeit der Belagerung Frankfurts durch den Kurfürsten Moritz von Sachsen stammen. — Bei Ausgrabungen auf dem Glaubergschen Grundstück zu Gelnhausen, das zum ehemaligen Grundbesitz der Schelm von Bergen gehörte, wurden französische Silbermünzen aus dem 13. Jahrhundert, deren nähere Beschreibung und Inschriften die „Gelnhäuser Zeitung" vom 3. November enthält, gefunden. Weiter wurden bei den Grundarbeiten ein Weihkessel und ein sog. ewiges Licht gefunden.

Der letzte Wolf in Hessen. Zu unserer Notiz in der letzten Nummer fügen wir ergänzend und berichtigend hinzu: Der Wolfstein zwischen Melsungen und Ellenberg, da wo Kesselberg und Quiller zusammenstoßen, hat folgende Inschrift: Den 18te : No; 1806 ist hier ein Wolff gescho vom Rit : v Wolff. Auf der andern Seite: Beim zeitige : Först : Grau. Der Denkstein ist erwähnt in L. Armbrusts Geschichte Melsungens, S. 210. Der 1805 geschossene Wolf war der letzte, der bei Melsungen erlegt wurde. Im übrigen Hessen wurden noch später einzelne angetroffen, wie aus Wildungens Jagd= und Forstkalender zu ersehen ist. — Den letzten Wolf in Kurhessen schoß wohl der Förster Lamm — nomen est omen! — im Forste bei Eiterfeld am 23. Juni 1817. Eine auf Grund der vorhandenen Literatur bearbeitete Abhandlung über „Wölfe und Wolfsjagden in Hessen" bringt M. Feld in Nr. 42 des „Hausfreund" 1907, Sonntagsbeilage der „Kass. Allg. Zeitung".

Hessische Bücherschau.

Von Sehnsucht, Schönheit, Wahrheit. Ein Dreiklang in Versen von K. E. Knodt, 171 Seiten. Preis geb. 4 Mk. Allerleirauh. Zeitgemäße Dichtungen und Umdichtungen in Spruchform von K. E. Knodt. 106 Seiten. Preis geb. 2,70 M. Beides im Verlag von Fritz Eckardt, Leipzig 1907.

Die neue Gedichtsammlung Karl Ernst Knodts hat durch die Feder Professor Franz Heins in Leipzig einen kongenialen Buchschmuck gefunden. Der Waldpfarrer, wie er sich so gern nennt, zeigt, namentlich in den speziell lyrischen Gaben dieses Bandes wieder, welche starke dichterische Kraft in ihm steckt. Eine Reihe kleinerer Gedichte sind von einer Zartheit und Innigkeit, wie sie nicht allzuvielen Erzeugnissen der zeitgenössischen Lyrik eignet. Im allgemeinen verstärkt dieser Band die charakteristischen Konturen, mit denen Knodt in seinen früheren Bänden das Bild seiner dichterischen Persönlichkeit gezeichnet hat. Er schaut zwar die Erde als einen Stern, auf dem er, ein Sohn der Erde, schaffend steht, doch auf dieser Erde geht er innere Wege, Sehnsucht ist ihm die Seele des Sanges, das Heimweh nach den Sternen läßt seine Seele nicht los, das Leben ist ihm ein jenseitiges. Sein Sehnen gilt dem Land des Glücks, das ihm im Herzen schläft. „Erster Sonnenstrahl", „Was war's", „Mein Lied" und einige andere Stücke reichen hin, um Knodt unseren besten Lyrikern einzureihen. Die hier und da den Band überwuchernden philosophischen Reflexionen freilich hätte ich gern vermißt, das wäre uns vielfach in Prosa weit willkommener gewesen. Grade in der eigentlichen Gedankenlyrik sollte sich Knodt zum Vorteil seines poetischen Schaffens engere Grenzen ziehen.

Das führt uns zu den Schwächen des zweiten Bändchens, „Allerleihrauh". Gewiß bietet es manch guten Gedanken in guter Form, und der subjektive Widerspruch, den sie hier und da wecken mögen, bildet natürlich keinen Maßstab für ihren Wert oder Unwert, aber diese guten Gedanken verschwinden doch inmitten all der Gemeinplätze und Plattitüden, die dadurch nicht besser werden, daß sie in entsetzliche Verse gezwängt sind. So bedeutet dieses Bändchen gegenüber der willkommnen Gabe der Lieder von Sehnsucht, Schönheit und Wahrheit eine Enttäuschung.

Heidelbach.

Stille Winkel. Erzählungen von Valentin Traudt. Dresden (Verlag von Rudolf Kraut).

Ein Band voll kleiner Erzählungen und Skizzen aus der Feder unseres beliebten hessischen Verfassers. Meist stille Geschichtchen, in denen klare, kräftige Landluft weht und schlichte Lebensbilder einfacher Menschen sich vor uns auftun. Auch ernste, schwermütige Untertöne fehlen nicht und fein empfundene Stimmungsmalereien. Behaglich=

warm leuchtet der Humor oft aus den Plaudereien und Jugenderinnerungen, den Kleinstadt- und Dorfgeschichten. Liebevoll, anziehend ist des „alten Onkels“ Giebelstübchen vor uns aufgebaut, in dem es immer singt und jubelt aus kleinen Vogelkehlen, und in dem ein froher, guter, armer Mann sein stilles Leben lebt.

„Vom Fenster aus“ hat der Verfasser gar manches erschaut, nicht nur Äußeres und Sichtbares, sondern auch das, was nur der wirklich „Sehende“ sieht. Helle Heiterkeit erregen die Verhängnisse, die „Viktor“ heraufbeschwört, während die ergreifende kleine Erzählung vom „Vaterlämpchen“ einen recht ernsten Abschluß des Buches bildet, wenn auch nicht ohne tröstlichen Hinweis. Des Verfassers Schreibart ist eindrücklich und klar, nur wirkt die häufige Anwendung von „welche“, „welchen“ unschön. M. H.

Der Joggeli. Erzählung von Wilhelm Speck. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin. Leipzig (Verlag von Fr. Wilh. Grunow) 1907. Preis geb. 1 M.

Es erübrigt sich, die Leser des „Hessenland“ auf die Feinheiten dieser Erzählung hinzuweisen. Manchem wird es willkommen sein, zu so billigem Preis einmal etwas von Speck erwerben oder auch das sehr geschmackvoll gebundene Bändchen zu Geschenkzwecken verwenden zu können. H'bach.

Rings um Marburg. 20 Landschaftsbilder von Otto Ubbelohde. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung). Preis 2 M.

Das Heft bildet die Fortsetzung der prächtigen Ubbelohdeschen Federzeichnungen „Aus Alt-Marburg“, die Weihnachten 1906 erschienen und binnen wenigen Wochen in 3000 Exemplaren abgesetzt wurden. Diese Federzeichnungen zu übertrumpfen, war nicht gut möglich, aber auch hier hat der Künstler sein ganzes Können eingesetzt, um die ästhetische Freude des Beschauers an dem, was er künstlerisch sah und durch das Medium seines Stiftes entstehen ließ, auszulösen. In einzelnen Blättern ist die Technik von verblüffender Einfachheit, wieder andere wirken wie eine Radierung. Auch diese Bilder werden in allen alten „Marburgern“ manche liebe Erinnerung wecken, an den Frauenberg, die Amöneburg, Bauerbach, die Umgebung von Kölbe, Goßfelden, Michelbach, Biedenkopf, Wetter, Rauschenberg und manches andere. Daneben sollen aber auch sie wieder einen erzieherischen Wert haben und einen Mahnruf zur Erhaltung der durch Bauordnungen, Verkoppelungen, Abholzungen usw. bedrohten heimischen Landschaft bilden. Der Verleger hat diesmal von einer Verkleinerung der Zeichnungen abgesehen, so daß die Blätter die doppelte Größe des Buchformats von „Alt-Marburg“ aufweisen. H'bach.

Die Kunst unserer Heimat. Mitteilungen der Vereinigung zur Förderung der Künste in Hessen und im Rhein-Maingebiet. Hrsgeg. von Dr. D. Greiner-Jugenheim a. d. B. Jährlich 6 Hefte in Folio zu 10 M. Heft III/IV.

Diese neue Zeitschrift, auf die wir schon wiederholt hinwiesen, nimmt eine sehr erfreuliche Fortentwickelung, wie die nunmehr gemeinsam erschienenen Hefte 3 und 4 zeigen. Sie enthalten allein 17 wertvolle Blatt Kunstbeilagen und dazu Illustrationen im Text. Zu den Beiträgern gehören diesmal u. a.: Wilhelm Holzamer † (Prosa und Dichtung), Prof. Henkelmann (Das odenwälder Bauernhaus), H. Eidmann (Heimatmuseum und die Kunst im Dorfe), Dr. F. Höber (Der Babenhäuser Altar), Viktor Zobel („Im Sattel“, Skizze), Auguste Bender („Die große Sehnsucht“, Erzählung), Walter Kinkel (K. E. Knodt), Karl Knott, K. E. Knodt, D. Greiner (Dichtungen). Unter den Illustrationen sind einige Reproduktionen von Plastiken des Herausgebers hervorzuheben. Die auch technisch hervorragend ausgestattete Zeitschrift verdient volle Empfehlung. H'bach.

Uis Brottero. Humoristisches in Brotteröder Mundart von Max Schmitt, Eisenach. Selbstverlag. 62 S. Preis 1 M.

Das Werkchen bedeutet eine sehr wertvolle Bereicherung unserer Mundartliteratur und kann jedem Freunde und Kenner unseres Volkstumes dringend empfohlen werden. Der ganz eigenartige Dialekt des höchst originellen Gebirgsvölkchens, der nur mit den benachbarten Waldorten Steinbach-Liebenstein und Ruhla eine nähere Verwandtschaft zeigt, in vielem aber auch inselartig alleinsteht, ist außerordentlich getreu und scharf markiert wiedergegeben und verdient sprachlich das größte Interesse, zumal da auch ein ausführliches Idiotikon, ferner ein Verzeichnis von Ortsnamen, Straßen-, Pflanzen-, Vögel- und Flurnamen der Umgebung, sowie von Abkürzungen und Zusammensetzungen der Vornamen beigefügt sind. Dem Inhalte nach werden uns in buntem Reigen Erinnerungen aus Alt-Brotterode, Schnurren, volkstümliche Feste und hervorstechende Typen der Bevölkerung in urwüchsiger, frischer Form vorgeführt, wobei der Verfasser vor kräftigen Derbheiten um der scharfen Charakteristik willen freilich nicht zurückschreckt. So ist das Büchlein, dem bald ein Nachfolger erwachsen soll, auch kulturhistorisch eine Fundgrube. Dr. Fuckel.

Durch die Welt voller Wonne und Jugendlust. In künstlerischen Bildern, Gedichten, Erzählungen und Liedern der gemütbildenden Erziehung der Jugend in Haus und Schule gewidmet von L. F. Göbelbecker. Konstanz (Franz Hirsch). Preis sehr stark geb. 5 M.

Man muß schon einen ziemlich großen Kindertisch haben, um dieses „gewichtige“ Bilderbuch darauf ausbreiten zu können. Die zahlreichen, meist farbigen Illustrationen sind teils Originale, teils nach Bildern und Gemälden von Flinzer, L. v. Kalkreuth, H. Kaulbach, Ludwig Richter, Steinhausen usw. reproduziert. Wir erwähnen das Buch, weil es außer einigen Zeichnungen von Hans Meyer-Kassel auch im Text neben den besten Jugendschriftstellern hessische Mitarbeiter wie Georg Lang und Heinrich Bertelmann hat. Bertelmann hat allein 20 Gedichte beigesteuert, und es ist sehr erfreulich, diesen noch lange nicht nach Gebühr geschätzten Dichter sich auch auf dem Gebiet der Jugendliteratur so sicher und erfolgreich betätigen zu sehn. Herausgeber ist der bekannte Pädagoge, Hauptlehrer Göbelbecker in Konstanz. Er bietet mit dem Buch ein Programm. Er führt als Gegner der gemütsarmen Geistesgymnastik verstandesformalistischer Richtung die schulpflichtige Jugend durch Wort und Bild in ausgleichender Abwechslung an allen ansprechenden Stationen des Naturjahres vorbei und geht, um die kindliche Illusionsfähigkeit zu erhalten, nicht oft und auch dann nur in bewußter Absicht über die engen Grenzen des tatsächlichen Lebens in Wald und Flur, in Dorf und Stadt hinaus. So bringt er wirklich ein Bilderbuch heraus, das nach Text und Illustration gleich warm zu empfehlen und im Verhältnis zu den zweifellos sehr großen Unkosten der Herstellung auch als preiswert zu bezeichnen ist.

Heidelbach.

Hessischer Volkskalender auf das Jahr 1908. 25. Jahrgang. Kassel (Verlag von Friedrich Lometsch). Preis 40 Pfennig.

Der wieder von Meister Schwindrazheim mit einem schmucken Rock versehene Kalender erscheint diesmal als Jubiläumsausgabe. Das hat den Herausgeber veranlaßt, diesmal besonders tief in den Beutel zu greifen; nicht nur der beigefügte Wandkalender zeigt Rahmenschmuck von W. Thielmann, sondern derselbe Künstler schuf auch zwei besondere Kunstblätter, die voraussichtlich bald in manchem Hessenhaus einen Zimmerschmuck bilden werden. Auch sonst ist der Bildschmuck, zu dem Emanuel Benda einen Text schrieb, wie immer sehr reichlich. Erzählungen wechseln mit belehrenden Aufsätzen, und eine Fülle von Anekdoten, Notizen usw. ist sonst noch über das Buch ausgestreut. Mitarbeiter wie Valentin Traudt, H. Schaumberger, J. H. Schwalm, Heinrich Kranz bürgen für den Inhalt. Traudts energischer Aufruf an die Landleute, nicht nur festzuhalten am guten Alten in Hausbau, Hausrat und Kleidung, sondern es auch weiter auszubilden, ist wertvoller als einige Dutzend Verordnungen am grünen Tisch. Sehr wirksam und drastisch ist auch Heinrich Kranz' Gegenüberstellung von Dorf und Stadt, zu bedauern sind nur die ärmsten Städter, die das lesen und wohl oder übel in der hier in Grund und Erdboden verlästerten Stadt bleiben müssen; ihre soziale Unzufriedenheit muß dadurch ins Unermeßliche wachsen. Dieser sonst mit so frischem Humor geschriebene Aufsatz meines Freundes Kranz zeigt, wie leicht man mit solchen Argumenten des Guten zuviel tun und in den Traktätchenton verfallen kann, der uns sonst erfreulicherweise nirgends in dem Kalender begegnet. Wie in jedem guten Volkskalender fehlen auch hier Richtersche Holzschnitte nicht. Und so ist denn dem inhaltreichen, gut redigierten Kalender, der so eindringlich für die Erhaltung hessischer Eigenart und die Festigung des Stammesbewußtseins eintritt, auch auf seinem Jubiläumsgang namentlich in unseren Hessendörfern eine recht große Verbreitung von Herzen zu gönnen. Heidelbach.

Marburger Brief an Herrn Tobias Knopp von Referendar Emanuel Benda. Marburg (Ehrhardts Univ.-Buchhdlg.) 1907. Preis 25 Pf.

Des Privatdozenten Dr. Bock illustrierter Artikel im „Kunstwart", desselben Verfassers Aufsatz im „Hessenkunstkalender" und die vorliegende Broschüre Bendas haben die „Verschandelung Marburgs" als geflügeltes Wort weit über die rot-weißen Grenzpfähle hinausgetragen. Über Bendas „offenen Brief" sind freilich die Marburger Stadtverordneten als über „albernes Geschwätz" zur Tagesordnung übergegangen, aber es muß doch gesagt werden, daß seine Anklagen, mögen sie immerhin in einzelnen Punkten übers Ziel hinausschießen, nicht so ohne weiteres abzuweisen sind. Des Kaisers Wort beim Anblick der entsetzlichen Biegenstraße, „es ist eine Schmach", scheint doch gut verbürgt, und wir Nicht-Marburger, die wir bei gelegentlichen Besuchen für die Veränderungen des Stadtbildes naturgemäß ein schärferes Auge haben als die Einsassen, können dieses Urteil wohl verstehen. Bendas offener Brief beschäftigt sich übrigens vornehmlich mit den natürlichen Anlagen in und um Marburg, als da sind die Anlagen am Dammelsberg, Elisabethbrunnen, Mooseiche, im Stadtpark, im Friedhof am Barfüßer Tor und auf dem Frauenberg. Allerdings müssen die in Frage kommenden Vereinigungen einen großen Teil der Schuld von sich abweisen; so steht beispielsweise fest, daß ihre Vorstände schon vor Jahren bei der Regierung gegen die geschlossene Bebauung des Biegen protestierten. Es mag für eine Stadt recht unangenehm sein, einer solchen öffentlichen Kritik unterzogen zu werden; doch gerade die Erfahrung der letzten Jahre hat gezeigt, daß nur die Behandlung solcher Fragen in der breitesten Öffentlichkeit wirksame Hülfe verspricht. Und daß in der alten Studentenstadt wie auch anderwärts in aestheticis manches gesündigt wurde, wird selbst der lokalpatriotischste Marburger Bürger nicht ernstlich in Abrede stellen wollen. Der erhobene Einwand, statt nur zu kritisieren, solle man positive Vorschläge machen, will nichts besagen; denn es sind der Stadt wiederholt Entwürfe hervorragender Fachmänner zur Erweiterung des Stadtplanes angeboten, aber abgelehnt worden. Wenn deshalb aus der Erörterung dieses wenig ergötzlichen Themas etwas Ersprießliches für Marburg herauskommt, werden auch diejenigen, die heute noch grollend Herrn Benda gegenüberstehen, zugeben müssen, daß seine und Bocks und auch Ubbelohdes, doch nur von den besten Absichten geleiteten Vorstöße schließlich doch mehr genützt als geschadet haben. Es bleibt schon ein Verdienst, über diese Fragen im Sinne der Erhaltung der „immer stolzer aufblühenden und immer schlechter behandelten Universität" ein freimütiges und kräftiges Wort geredet zu haben, und optimum voluisse sat est. Möge in diesem Sinne recht bald eine friedliche Übereinstimmung auf beiden Seiten erzielt werden. Heidelbach.

Junge Sehnsucht. Gedichte von M. v. Massow. Buchschmuck von Ernst Hanneck. 2. Auflage. Hanau (Verlag von Clauß & Feddersen). Preis brosch. 2,40 M., geb. 3 M.

Nur etwa vier Dutzend Gedichte. Und ein weiterer Vorzug: die Gedichte sind gut. Voll Weh und Liebessehnen, aber auch voll leuchtendem Glück und seligen Erinnerungen. Weil man überall das Gegenständliche, das Erlebte herausfühlt, läßt man sich umso williger mit fortreißen, auch an den wenigen Stellen des Buches, an denen sich die Grenzlinie zwischen Poesie und Prosa verwischen zu wollen scheint. Diese Bekenntnisse einer Dichterin haben Anspruch auf ernsthafte Beachtung. Die Ausstattung darf als ein Meisterstück des modernen Buchdrucks bezeichnet werden. Heidelbach.

Gießer Jubiläumsliteratur.

Nachfolgend noch eine kleine Nachlese aus der umfangreichen Literatur, die im verflossenen Sommer durch die 300 Jahr-Feier der Gießer Universität gezeitigt wurde. Die im Auftrage der Universität von B. Sauer und H. Haupt herausgegebene, im Verlag der von Münchowschen Hof- und Universitätsdruckerei (O. Kindt) in Gießen erschienene Festzeitung „Ludoviciana" (Preis 4.— M.) liegt jetzt vollzählig vor und ermöglicht einen Überblick des in den 6 Nummern (Großfolio) Gebotenen. Und das ist überaus reichhaltig. Nicht nur die Geschichte der Universität wird in einer Reihe von Aufsätzen behandelt, auch die Professoren der Ludoviciana aus alter Zeit werden in kurzen, meist illustrierten Biographien vorgeführt, daneben aber auch die neuzeitlichen Einrichtungen eingehend behandelt. Aus der großen Zahl der weiteren Artikel seien hier hervorgehoben: Aus alten Gießener Namenbüchern. Pennalismus und Deposition in Gießen. Die Jubiläumsmedaillen von 1707. Studentenverbindungen in Gießen bis zu den Freiheitskriegen. Bernadotte als Gießener Ehrendoktor. Aus Gießens Theatergeschichte. Die Gießener Universitätsjagd. Alfred Bocks Novelle „Albertine von Grün" wurde früher schon erwähnt. Wertvoll sind die zahlreichen Abbildungen, die vielen meist unzugänglichen Sammlungen entnommen sind. Dem Ganzen ist jetzt ein

praktischer Umschlag beigegeben; es wird für die alten und jungen Schüler die hervorragendste Erinnerungsgabe an das Jahr 1907 bilden.

Als geradezu vorbildlich ist der von Emil Roth in Gießen herausgegebene „Wegweiser durch die Universität Gießen und ihre Umgebung“ (Preis 1,50 M.) zu bezeichnen, der als „Gießener Verkehrshandbuch“ gedacht ist; er enthält einen Plan der Stadt, Karte der Umgebung, Theaterplan, Eisenbahnkarte, 12 Vollbilder, 4 Aquarelldrucke und einige hundert Textillustrationen, und gibt auf 330 Seiten in übersichtlicher Gruppierung über alles Auskunft, was dem Besucher Gießens über Gegenwart und Vergangenheit der Stadt zu wissen erwünscht ist; selbst eine Geschichte der Garnison ist eingefügt. Die einzelnen Kapitel des Buches wurden Fachleuten zur Bearbeitung überwiesen. Das Namen- und Sachregister umfaßt 15 Spalten und ermöglicht sofort ein Auffinden des Gesuchten. Die beigefügten Aquarelle haben künstlerischen Wert. Den Herausgebern von Städteführern kann diese Ausgabe angelegentlich zur Nachahmung empfohlen werden.

Auch der Historische Verein für das Großherzogtum Hessen hat seine im V. Band der Neuen Folge des „Archivs“ von J. R. Dietrich und K. Bader herausgegebenen „Beiträge zur Geschichte der Universitäten Mainz und Gießen“ der Alma mater Ludoviciana als Ehrengabe gewidmet. (Selbstverlag des Histor. Vereins, Darmstadt, und Kommissionsverlag von Emil Roth, Gießen, 532 Seiten). Allein 13 Abhandlungen sind darin der Geschichte der Stadt und Universität Gießen gewidmet; Gustav Freiherr Schenk zu Schweinsberg behandelt Alt-Gießen, W. M. Becker den Penalismus in Marburg und Gießen, W. Diehl bringt neue Beiträge zur Geschichte von Johann Balthasar Schuppius in der zweiten Periode seiner Marburger Professorentätigkeit, L. Voltz berichtet über zwei Hessen-Homburgische Prinzen als Gießer Studenten, nämlich die beiden Söhne des Landgrafen Friedrich Jakob (Friedrich III), die 1722 die Universität bezogen, K. Bader erzählt von den Gepflogenheiten beim „tötlichen Ableben und solennen Beerdigung Rectoris Magnifici“, E. Preuschen bietet in seinem Aufsatz „Symbola. Aus alten Gießener Stammbüchern“ einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Stammbücher überhaupt und daneben treffliche Winke für die richtige Ausnutzung der Stammbucheinträge. K. Esselborn liefert in einer umfangreichen, u. a. mit einer trefflichen Gruppensilhouette geschmückten Abhandlung einen fleißigen Beitrag zur Biographie des Ministers Karl Ludwig Wilhelm von Grolmann, und J. R. Dietrich endlich behandelt in einem Aufsatz „Ein Gießener Professor als hessischer Staatsmann“ den Schwaben Karl Friedrich von Moser, den er in wirksame Parallele zu seinem Nachfolger, dem Sachsen Samuel Gatzert setzt. Es ist ein gut Stück Kulturgeschichte, das sich in diesem Bande vereinigt, dessen Wert durch Abbildungen und Tafeln noch erhöht wird. H'bach.

Eingegangen:

Palten, Robert. Frau Not. Volksschauspiel in vier Aufzügen. Mit noch unbekanntem Bilde Franz Stelzhamers. Dresden (Heinrich Minden) 1908. Preis 1,50 M.

Geschichte der Freiwilligen Feuerwehr der Residenzstadt Kassel. Festschrift zur Abschiedsfeier am 9. November 1907. Von Heinrich Schäfer, Kommandant der Kasseler Freiwilligen Feuerwehr und Stadtverordneter.

Siebert, Dr. Karl. Wer ist das Gothaer Liebespaar? Sonderabdruck aus dem Repertorium für Kunstwissenschaft, XXX. (Weist nach, daß das Doppelbildnis des Gothaer Museums den Grafen Reinhard IV. von Hanau-Münzenberg und seine Gemahlin Katharina, geb. Gräfin von Schwarzburg, darstellt.)

Stätten der Kultur. Band 2. Frankfurt a. M. Von Paul Ferd. Schmidt. Buchschmuck von L. Pollitzer. Mit 20 ganzseitigen Tafeln. Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig. Preis in biegsamem Kaliko 3 M. in Ganzlederband 5 M.

Die Pfälzer. Ein rhein. Volkslied von W. H. Riehl. 3. Aufl. Eingeleitet von Berthold Riehl. Verlag Cotta, Stuttgart und Berlin. Preis 4 M.

Hermann Ludwig. Ich will und die Himmelsleiter. 1. Teil mit 90 physiognomischen Studien nach photographischen Aufnahmen. Preis geb. 6 M. 2. Teil. Preis geb. 2 M.

Heckerose. Neue Gedichterchen in Gelnhäuser Mundart von Karl H. Hill. Gelnhausen (Oskar Wettig) 1907.

Fuldaer Geschichtsblätter. VI. Nr. 10. (P. Leonhard Lemmes, Die hl. Elisabeth von Thüringen in der neueren Forschung. Dr. A. Huyskens, Zur Geschichte der Glasgemälde in der Elisabethkirche zu Marburg. Prof. Dr. G. Richter, Das St. Elisabeth-Hospital zu Blankenau.)

Personalien.

Verliehen: dem Archivrat Dr. Küch zu Marburg der Rang der Räte 4. Klasse; den Oberförstern Bierau zu Witzenhausen, vom Hof zu Felsberg, Link zu Spangenberg, Mitsdörffer zu Naumburg und Waldschmidt zu Jesberg der Titel Forstmeister mit dem Rang der Räte 4. Klasse.

Ernannt: Gerichtsassessor Ruhl, seither Hülfsarbeiter im Justizministerium, zum Amtsrichter in Kiel; Gerichtsassessor Apel zum Amtsrichter in Heiligenstadt; Katasterkontrolleur Behn zu Rotenburg zum Steuerinspektor.

Zugeteilt: Regierungsassessor von Normann zu Stettin dem Landrat des Kreises Grafschaft Schaumburg und Regierungsassessor Dr. Graf zu Rantzau zu Kassel dem Landrat des Kreises Solingen zur Hülfeleistung in den landrätlichen Geschäften.

Geboren: ein Sohn: Dipl.-Jng. Ernst Hoppe und Frau Alma, geb. Frankowski (Kassel, 24. November).

Gestorben: Frl. Wilhelmine Wille, 86 Jahre alt (Kassel, 14. November); Kanzleirat Brunner aus Ziegenhain (Marburg, 17. November); Geh. Regierungsrat a. D. Max Pomme, 82 Jahre alt (Hofgeismar, 18. November); Frau Apotheker Käte Gran, geb. Dauber aus Marburg (Wiesbaden, 19. November); Privatmann Otto Tripp, 89 Jahre alt (Kassel, 20. November); Zementwarenfabrikant Heinrich Schmidt, 51 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 21. November); Maurermeister Karl Berlitz, 69 Jahre alt (Möllenbeck, 22. November); Gymnasial-Professor a. D. Dr. Theodor Lohmeyer, 63 Jahre alt (Marburg, 23. November); Lehrer Friedrich Kück, 43 Jahre alt (Rinteln, 27. November); Frau Geh. Baurat Amalie Hoffmann, geb. Dietrich, 72 Jahre alt (Fulda, 28. November); Kgl. Katasterinspektor Steuerrat Friedrich Scherer, 67 Jahre alt (Kassel, 29. November).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 24. XXI. Jahrgang. Kassel, 17. Dezember 1907.

Ein sonderbares Quellenwerk zur Geschichte des Königreichs Westfalen.

In dem 1899 unter dem Titel „König Jérome Napoleon. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen 1. der Frau von Sothen in Kassel an meine Großmutter, 2. des Reichserzkanzlers von Dalberg an meinen Großvater usw." herausgegebenen Werke Moritz von Kaisenbergs wird im Vorwort gleichsam als Empfehlung für das vorliegende Werk gesagt, das Publikum habe desselben Verfassers Memoiren der Baronesse Cecile Courtot de Cissey „mit Teilnahme aufgenommen und sich nicht daran gekehrt, wenn auch einzelne Mäkler, die stets an allem herumnörgeln, einige historische Daten beanstandeten."

In diesem seinem Werk handelt es sich aber nicht lediglich um die historischen Daten, die sehr häufig falsch sind, auch nicht allein um zahlreiche andere Unrichtigkeiten; vielmehr erweisen sich ganze Partien des Buches als Fälschungen, die in hohem Maße geeignet sind, den Leser, der echte Briefe vor sich zu haben glaubt, irre zu führen. Dem Buche wurde bereits in der ihm in der Zeitschrift des hessischen Geschichtsvereins (1901) zuteil gewordenen Besprechung (durch A. Woringer) mit großem Mißtrauen begegnet, und auch der Bibliothekar des Hauses der Abgeordneten, Prof. Dr. Wolfstieg, hat, wie ich nachträglich sehe, in den „Preußischen Jahrbüchern" (Bd. 103, Seite 97 f.) nicht nur eine ganze Menge von Unrichtigkeiten des Buches aufgedeckt, sondern auch bereits eingehend auf die Unechtheit der Briefe hingewiesen. Aber weder hier wie dort, noch, soviel ich weiß, sonst irgendwo ist einmal den eigentlichen Quellen nachgegangen, aus denen Kaisenberg seine angeblich authentischen Familienbriefe zusammengesetzt hat, die in kleinen Bruchstücken vielleicht echt sein können, hier aber schon durch ihren immensen Umfang (teilweise über zehn Druckseiten!) auffallen. Gerade jetzt, im Jubiläumsjahre, wo vielleicht manch einer zu dieser Monographie über Jérôme greift, ist es aber wohl am Platze, einmal kurz auf diese Kaisenbergschen Quellen hinzuweisen, aus denen hervorgeht, daß die von ihm mitgeteilten Briefe nichts als eine arge Täuschung darstellen. Da, wie ich sehe, schon Wolfstieg die große Flüchtigkeit gezeigt hat, mit der Kaisenberg Aktenstücke im Text wiedergibt — man vergleiche nur einmal die Seite 213 abgedruckte, von Fehlern wimmelnde Eingabe des Präfekten von Bülow mit dem im Anhang angefügten Faksimiledruck —, so können wir auch über dieses große Manko des Buches

hinweggehn und lediglich den Erweis versuchen, welche Unterlagen Kaisenberg seinen Familienbriefen gegeben hat. Aber auch das würde uns zu weit führen, es genügt, die Hauptquellen der unechten Briefe nachzuweisen. Ich will mich dabei lediglich auf zwei Hauptwerke beschränken:

1. „Le Royaume De Westphalie, Jérôme Buonaparte, Sa Cour, Ses Favoris Et Ses Ministres. Par Un Temoin Oculaire. Paris 1820.“ Die Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel besitzt ein äußerst interessantes durchschossenes Exemplar dieses Werkes aus dem Nachlaß des Bibliothekars Bernhardi, das ausführliche handschriftliche Notizen von Augenzeugen, nämlich des Dombechanten Freih. v. Gudenau zu Hildesheim, der in der westfälischen Zeit in Kassel angestellt war, des Generalleutnants v. Loßberg und des Geh. Hofrats Harnier enthält. Das Buch soll von Ducrot, Inspecteur en Chef des Revues, geschrieben sein, es ist aber nicht ausgeschlossen, daß es von Baron Reinhard, dem Freunde Goethes und französischen Hausminister, herstammt, der Napoleon fortgesetzt in geheimen Bulletins über das Treiben am Kasseler Hofe unterrichten mußte. Dieses Werk wurde, wie eine Vergleichung ergibt, fast wörtlich plagiiert in dem 1888 gleichfalls zu Paris anonym erschienenen Buch „Un Roi Qui s'amusait Et La Cour De Westphalie De 1807 A 1813 Par Un Indiscret.“

2. „Geheime Geschichte des ehemaligen Westphälischen Hofes zu Cassel. Zwei Teile, St. Petersburg 1814“, offenbar vom Verfasser der „französischen Garküche“, die, wenn ich nicht irre, gleichfalls 1814 oder 1815 in Petersburg erschien. Auch dieses Werk fand eine Auferstehung, es fand als Band III Aufnahme in der Sammlung „Sittenbilder der Nationen und Jahrhunderte, dargestellt in Memoiren und Selbstbiographien. Berlin o. J.“

Aus den zahlreichen Parallelstellen, die ich mir aus beiden Werken notierte, können hier nur einige wenige hergesetzt werden, die aber zur Genüge den von mir beabsichtigten Beweis erbringen. Der Einfachheit halber ist im folgenden das 1820 erschienene Werk „Le Royaume De Westphalie“ kurz mit „1820“, die 1814 erschienene „Geheime Geschichte“ mit „1814“ und das Buch Moritz von Kaisenbergs mit „Kaisenberg“ bezeichnet.

Im „fünften Brief der Frau von Sothen“ an des Verfassers Großmutter (der Brief ist datiert Kassel, 20. Mai 1809 und steht bei Kaisenberg Seite 99—103) wird der Abzug der Truppen nach Spanien geschildert. Nach welcher Quelle, zeigt der folgende Vergleich:

„1820“, Seite 91.	„Kaisenberg“, Seite 100.
Les deux Hamm . . . , qui depuis ont trahi Jérôme, servaient dans cette division, l'un comme colonel de chevau-légers, et l'autre comme capitaine.	Auch einzelne mir bekannte Offiziere sind mit ausgezogen, wie z. B. die beiden Barone Hammerstein und zwar der eine als Obrist von den Chevauxlegers, der Andere als Kapitän. . . . . . .
Les troupes, entièrement équipées et armées à neuf, étaient de la plus belle tenue lorsqu'elles passèrent le Rhin pour traverser la France. Le roi, qui voulait remettre son favori Mor . . dans les bonnes grâces de l'empereur, le chargea du commandement: nous verrons dans la suite comment cela réussit à son protégé.	Hanstein hat den Auszug mit angesehen und sagt, daß die Truppen alle mit Montirungszeug neu ausgerüstet gewesen und daß sie nachher bei dem Passiren des Rheines von allen den übrigen deutschen Truppen am besten ausgesehen hätten. . . . Der König hat den Oberbefehl über die Division seinem Günstling, dem General Morio, übertragen, den der Kaiser bisher nicht leiden mochte, der soll sich in dem Kriege Lorbeeren erwerben.

Im „siebenten Brief der Frau von Sothen“ aus Kassel (Kaisenberg, Seite 201—210) wird zunächst im Anschluß an das Werk von „1820“ die Ermordung Morios berichtet, dann kurz der Schloßbrand gestreift und hierauf die Geschichte von Madame Collins erzählt, die die 15jährige Alexandre an Jérôme verkuppelte, der ihr pro forma einen Ehemann geben ließ. Auch hier ist eine Vergleichung sehr instruktiv. Vielleicht kann hier auch das Plagiat von 1888 mit hereingezogen werden.

„1820“, Seite 175.	„Kaisenberg“, Seite 203.
On voyait prospérer à Cassel une madame Coil... qui faisait beaucoup de métiers divers: appareilleuse pour les grands seigneurs, prêteuse sur gages pour les joueurs; marchande de modes, de colifichets, de fantaisies et de brimborions, ce petit négoce ne l'empêchait pas de se mêler d'intrigues subalternes, et de vendre des cachemires à crédit aux femmes de la cour.	Da erschien hier vor einigen Wochen eine gar abenteuerliche Person Namens Madame Collins. Sie vereinigte verschiedene Metiers in sich, und zwar war sie Kupplerin für die Herren, Geldleiherin für die Spieler, Modehändlerin und schließlich kaufte sie auch von den Hofdamen und den anderen lüderlichen Frauenzimmern die ihnen von dem König gemachten Geschenke, wie Shwals usw. . . . . . .
c'était une pension pour elle, pour sa fille, pour ses parents, pour ses amis; un trousseau, un mari, que sais-je?	die schlechte Mutter bekam ihr Geld, ihre Verwandten günstige Stellungen, die Kleine eine Ausstattung und, . . . das Mädchen auch einen — Mann. . . . . . .

Restait cependant le plus difficile à faire, c'était de trouver un mari .... Il s'en trouva, lecteurs, gardez-vous d'en douter. Madame Coll... déterra un d'Esc...., qui était employé dans les postes, et qui se dévoua volontairement au menus plaisirs de Sa Majesté. La victime, ornée de fleurs, fut conduite en silence au sanctuaire; et le mari de circonstance, ayant souscrit son déshonneur, retourna d'où il était venu.

Ja, denke Dir, Katharina, es fand sich wirklich solch ein Mensch, der seinen Namen dazu hergab, das königliche Laster zu verdecken, und zwar in einem infamen Postbeamten, natürlich einem Franzosen, Descadre mit Namen. Das arme Opfer wurde zum Altar geschleppt, und der Herr Gemahl ging nach der Trauung mit dem Sündengeld in der Tasche seiner Wege.

In fast wörtlicher Übereinstimmung folgt dann hier wie dort die damit in Verbindung stehende Affäre des Kammerherrn von Münchhausen. Schon Wolfstieg hatte sich darüber gewundert, daß der dem Mädchen zum Gatten gegebene Herr Escalonne, dessen Name auch anderweit gut verbürgt ist, bei der doch sonst so merkwürdig gut orientierten Frau von Sothen Descadre genannt werde, und dafür in keiner Weise eine Quelle finden können. Jetzt, wo ich diese Quelle Kaisenbergs aufgedeckt zu haben glaube, findet diese Namensänderung eine leichte Erklärung. Kaisenberg kannte den Namen Escalonnes nicht, in seiner Quelle, dem Werk aus „1820", stand ja nur d'Esc...., und so mußte er schon, wollte er sich diese pikante Erzählung nicht entgehen lassen, wohlgemut zu einer spontanen Namengebung seine Zuflucht nehmen.

Diese Proben werden zu einer Vergleichung zwischen „1820" und „Kaisenberg" genügen, sie könnten beliebig ergänzt werden. Weit mehr noch hat Kaisenberg aus der 1814 erschienenen „Geheimen Geschichte des Königreichs Westfalen" geschöpft. Ihr hat er auch mancherlei Irrtümer, wie die Nachricht von einem westfälischen Damenorden („1814", I. Seite 133) und vieles andre unbesehen entnommen. Auch hier nur einige Parallelen, und zwar lediglich über die Briefe, auf die allein es mir hier ankommt.

Im „achten Brief der Tante Marianne", das ist Frau von Sothen, läßt Kaisenberg diese (Seite 286) den Einfall der Kosacken in Kassel erzählen. Seine Quelle ist „1814", II. Seite 264 f. Die Rückkehr des Königs, bei Kaisenberg Seite 289, vergleiche man mit „1814", II. Seite 274. Die Schalgeschichte flicht er mit manchen anderen Entlehnungen in den „zweiten Brief des Großvaters" aus Kassel (Seite 74); sie steht genau so „1814", I. Seite 89. So geht das fort. Um nicht nur Seitenzahlen anzugeben, will ich wenigstens zwei Stellen im Wortlaut anfügen.

Über die Theaterverhältnisse schreibt

Der Anonymus von „1814", I. Seite 109:

"Übrigens herrschte bey den Theatervorstellungen, den Opern und Balleten eine wahre asiatische Pracht, deren Unterhaltung unermeßliche Summen kostete. In der Regel wurden in Kassel nur französische Stücke gegeben. Auf das deutsche Publikum, das sein Geld dazu geben mußte, wurde, wie Sie wissen, gar keine Rücksicht genommen. ... Nur dann, wenn Hieronymus abwesend war, wurden Comödien u. s. w. in deutscher Sprache gegeben. ...

Am linken Flügel des Schlosses auf der Wilhelmshöhe hatte Hieronymus ein Schauspielhaus bauen lassen, welches durch einen Gang mit dem Schlosse selbst in Verbindung stand.

Der Hofmarschall vertheilte, wenn auf der Wilhelmshöhe gespielt wurde, Entréebillets an das Hofpersonale, an die ersten Staatsbeamten, an die Gesandten und an vornehme Fremde. ... Am frühen Morgen kamen schon, auf einem eigen dazu erbauten Wagen, eine Menge der prachtvollsten Decorationen auf der Wilhelmshöhe aus Cassel an. Gegen Abend trafen in etwa zwanzig Equipagen, mit Extrapostpferden bespannt die Schauspieler und Schauspielerinnen ein. ... Nach einer halben Stunde kamen wieder an vierzig Wagen an, die mit Tänzern, Tänzerinnen ... u. s. w.

„Kaisenberg", im „vierten Brief der Großtante" S. 95:

In den Theatervorstellungen, auf der königlichen Bühne, bei den Operetten und Balletten herrschte eine beinah asiatische Pracht, deren Unterhaltung wohl unermeßliche Summen kosten mag. Auf das deutsche Publikum wird aber dabei auch nicht die geringste Rücksicht genommen, denn die Aufführungen finden stets in französischer Sprache statt. ... Nur wenn er einmal verreist ist, wie vor einigen Monaten in Paris, dann werden Komödien in deutscher Sprache aufgeführt.... Für seinen besonderen Geschmack aber hat sich der Herr in dem linken Flügel des Schlosses von Napoleonshöh' ein Schauspielhaus einrichten lassen, welches durch einen besonderen Gang mit seinen Gemächern in dem Schloß in Verbindung stehen soll.

Wenn dort gespielt wird, so vertheilt der Hofmarschall Meyronnet vorher Freibillets an die Mitglieder der Stände, wenn diese hier versammelt sind, an die ersten Staats- sowie Hofbeamten, die höheren Offiziere und die Gesandten der Staaten. Es werden schon an dem Morgen solchen Tages gar großartige Vorbereitungen zu den abendlichen Aufführungen getroffen, da rollen eigens dazu erbaute Wagen mit mächtigen Dekorationsstücken sowie Couliffen heran, und Abends werden in zwanzig, mit Postpferden bespannten Equipagen die Schauspieler und Schauspielerinnen hergefahren, Nachher kommen wieder an vierzig Wagen voll von Tänzern und Balleteusen ... usw.

Man sieht, allzuviel Mühe gibt sich Herr v. Kaisenberg nicht, um die Spur hinter sich zu verwischen. Der Gründlichkeit halber zum Schluß noch eine letzte Probe dieser „authentischen" Familienbriefe. Über den Geburtstag des Königs lesen wir

in „1814", I. S. 179 f.:

Bei Sonnenaufgang, gegen Mittag und um fünf Uhr Abends wurden für den Mann drey Artilleriesalven

bei „Kaisenberg" im „dritten Brief des Großvaters", Seite 75:

Bei Sonnenaufgang, um die Mittagsstunde und um

gegeben, der nach seinem wahren Gehalte keinen Schuß Pulver werth war. Um 11 Uhr begab sich der König und die Königin in asiatischer Pracht nach dem sogenannten Thronsaale.

fünf Uhr Abends wurden zu Ehren des Tages je drei Artilleriesalven abgegeben. Wir von den Ständen waren zu um elf Uhr in den Thronsaal des Schlosses befohlen ...

Im engsten Anschluß an „1814" werden die bei der Feier gewechselten Reden verzeichnet und dann, von einigen Änderungen und Fortlassungen abgesehen — Kaisenberg bemüht sich mit Erfolg, den Geist und Witz seiner Quelle auszumerzen — die Ballfestlichkeiten geschildert. Der Hohn des Anonymus von „1814" über die — fehlende — Toilette der Damen verwandelt sich bei Kaisenberg in sittliche Entrüstung. Zum Schluß heißt es:

Der Hals war, nebst dem größten Theil des Busens, ganz entblößt und nur die untere Hälfte mit durchsichtigem Floore bedeckt. Unter dieser Gesellschaft befand sich der König und tanzte. — Er schämte sich nicht, den respektabelsten Theil seiner Unterthanen zu Zuschauern zu haben. . . . .

Mit Freuden ergriff ich die erste Gelegenheit, mich unbemerkt fortzuschleichen, und wie froh war ich, meinen Domino und meine reich gestickte Schaberacke ablegen zu können. Die ununterbrochenen Festivitäten, denen ich beizuwohnen von Amtswegen gezwungen war; alle die faden und widersinnigen Schmeicheleien, die ich hatte mit anhören müssen, hatten mich so ermüdet und so unglücklich gemacht, daß mir meine Existenz zur Last war.

Hals und Brust waren fast ganz entblößt und nur deren unterer Theil mit einem durchsichtigen Flor bedeckt — denke Dir, auch der König selbst scheute sich nicht, sich vor seinen Ministern, Staatsräten und uns Ständen an diesem üppigen Tanze zu betheiligen. . . . .

Ich ergriff an dem Abend mit Freuden die Gelegenheit, mich unbemerkt fortzuschleichen; wie froh ich war, meine Festkleidung abzulegen, wirst Du begreifen, meine liebe Frau.

Alle diese ungewohnten Festivitäten, denen beizuwohnen ich hier von Amts wegen gezwungen bin, alle diese faden und widersinnigen Schmeicheleien, die ich hier anhören muß, ermüden mich derart, daß mir meine Pflicht hier zur Last wird.

Ich kann wohl abbrechen, denn den Nachweis, daß die von Moritz von Kaisenberg dargebotenen Familienbriefe nicht nur zum großen Teil unecht sind — was ja schon Wolfstieg auf Grund ihrer Anachronismen und historischen Unrichtigkeiten festgestellte —, sondern sich auch als ein mehr als harmloses Plagiat darstellen, glaube ich durch die zitierten Parallelstellen genügend erbracht zu haben. Gern bin ich bereit, Herrn von Kaisenberg noch einige Dutzend anderer Stellen vorzuführen, mit denen er seine Briefe ausstaffiert hat, doch sie waren ihm, wie ich anzunehmen gezwungen bin, ja längst vor mir bekannt. Der vielleicht manchem nahe liegende Einwand, die Anonymi von 1814 und 1820 könnten aus den Familienbriefen geschöpft haben, ist natürlich nicht ernst zu nehmen, da ihn schon ein Quartaner mit den einfachsten Argumenten entkräften könnte. Solange sich Herr von Kaisenberg — bei einer etwaigen neuen Auflage seines Buches — nicht entschließt, den irreführenden Titel zu ändern und, statt im Vorwort bewußt beim Leser den Eindruck echter Briefe zu erwecken, offen einräumt, daß seine Arbeit als Konglomerat von Dichtung und Wahrheit, lediglich der Unterhaltung dienen will, — so lange muß er uns gestatten, seine Briefe als eine unentschuldbare Fälschung zu betrachten.

Paul Heidelbach.

Die Inbesitznahme der Festung Rheinfels durch Landgraf Karl von Hessen-Kassel im Jahre 1702.

Nach den Akten des K. Staatsarchivs zu Marburg.

Von F. v. Apell, Generalmajor z. D.

(Schluß.)

Kehren wir nun nach Rheinfels zurück, so muß zugegeben werden, daß die zu Werlau, Biebernheim und Niederburg liegenden drei hessischen Fußregimenter mit dem in St. Goar stehenden Bataillon Sames wohl imstande waren, die kaiserliche Besatzung in Rheinfels von der Außenwelt abzuschließen „zu blockieren", und daß diese Stellung der Truppen als eine Blockade angesehen wurde, gibt auch eine Bemerkung der Kurhessischen Stamm- und Rangliste zu, in der bemerkt wird, daß das Regiment v. Löwenstein an der „Blockade von Rheinfels" beteiligt gewesen sei. Jedenfalls betrachtete aber der Markgraf von Baden die Aufstellung der hessischen Truppen als eine Blockade und führte dieserhalb beim Kaiser Beschwerde. Er schrieb unter dem 5. Dezember 1702: „ . . . . ich habe sogleich, als ich diese Gewalt vernommen, dem Kommandanten befohlen, solchergestalt die Festung an den Herrn Landgrafen von Kassel nicht abzutreten, zumalen der Modus nicht wäre, Euer Kaiserlichen Majestät Garnison zu blockieren und solchergestalten abziehen zu machen, es ist aber meine Order zu spät und Euer Kaiserlicher Majestät an Ihro Komman-

danten directe abgeschickter Allergnädigster Befehl vorher angekommen, mithin auch allergehorsamst vollzogen worden, sonst mir der Herr Landgraf auf solche Art, ohne gute Worte zu geben, gewiß nicht hinein hätte kommen sollen. Unterdessen aber weil es geschehen, halte ich dafür wohlgetan und an sich selber pro publico und Euer Kaiserlichen Majestät Dienst nicht zuwider zu sein, indem diese Festung wegen der Entfernung viel Beschwerlichkeiten und Unkosten Euer Kaiserlichen Majestät verursacht hat, welche jetzt dem Herrn Landgrafen obgelegen, um die er mit mehrerem Eifer wegen seines eigenen hierunter versierenden Interesses sich fürhin annehmen wird." *)

Auch dieses Schreiben bestätigt die falsche Darstellung Grebels, wenn der Markgraf auch irrigerweise berichtet, daß der Kommandant durch den Landgrafen gewissermaßen zur Übergabe der Festung gezwungen worden sei. Hierfür war lediglich der kaiserliche Befehl maßgebend gewesen. Zu der Grebelschen Nachricht von der Belagerung der Festung mag wohl die Tatsache mit beigetragen haben, daß Landgraf Karl einen Artilleriepark von Marburg heranführte, nicht um die Festung zu beschießen, sondern um sie nach der täglich zu erwartenden Übergabe mit den erforderlichen Geschützen usw. versehen zu können.

Wie sehr seitens des Landgrafen Wilhelm alles entstellt wurde, geht auch aus den von Grebel erwähnten Schreiben des Landgrafen an die Kurfürsten von Köln, Mainz, Trier und der Pfalz hervor, von denen ersterer auf französischer Seite stand und soeben von Tallard nach Luxemburg in Sicherheit gebracht worden war! Abgesehen davon, daß auch in diesen Schreiben von einer mit Gewalt erzwungenen Besetzung von Rheinfels die Rede ist, wird — nach Grebel — insbesondere darüber geklagt, „daß seit dieser Besetzung der katholische Gottesdienst in der Schloßkapelle von Rheinfels nicht mehr ausgeübt werden dürfe und an die Wachen der Befehl ergangen sei, keinen katholischen Geistlichen oder gar Jesuiten mehr auf die Festung zu lassen". Hiermit sollte jedenfalls Stimmung gegen Landgraf Karl gemacht werden, es wurde aber dabei verschwiegen, daß das Verfahren des Landgrafen durchaus berechtigt war, indem der 6. Punkt des Regensburger Hauptvergleichs von 1654 ausdrücklich besagt, daß die Ausübung des katholischen Kultus auf Schloß Rheinfels für den Fall zugestanden würde, daß sich der Landgraf von Hessen-Rheinfels und sein Hof daselbst aufhielt. Das war nun aber nicht der Fall und Landgraf Karl wohl befugt, der katholischen Geistlichkeit und den Jesuiten den Zutritt zur Festung zu wehren, in der jetzt lediglich eine evangelische Besatzung lag.

Die von rheinfelsischer Seite unternommene Entstellung der Tatsachen ergibt sich auch aus dem von Grebel im Wortlaut angeführten Antwortschreiben des Pfalzgrafen bei Rhein, Kurfürsten von der Pfalz, der im übrigen der richtigen, aber für Landgraf Wilhelm wenig tröstlichen Ansicht war, daß bezüglich Rückgabe der Festung während des Krieges nichts zu machen sei. Er empfiehlt aber „den großen tort Ihrer Majestät dem Kaiser und dem ganzen Reich vorstellig zu machen und um hiernächste Hülfe anzurufen", womit eben der Beweis geliefert wird, daß Landgraf Wilhelm es unterlassen hatte, den Kurfürsten der Wahrheit entsprechend zu unterrichten. Zur Ehre des Landgrafen soll angenommen werden, daß er selbst nicht richtig berichtet, vor allen Dingen, daß ihm der kaiserliche Befehl zur Übergabe der Festung noch nicht bekannt geworden war. Indes sollte man doch annehmen, daß dieser Befehl durch den berichterstattenden Kanzleidirektor Rittmeyer mitgeteilt worden wäre, wenn dieser — was wahrscheinlich ist — nicht gerade derjenige war, der den Landgrafen mit Erfolg aufzuhetzen suchte und deshalb die Mitteilung des kaiserlichen Befehls, der ihm unbedingt bekannt geworden sein mußte, absichtlich unterlassen hat.

Der Landgraf von Hessen-Rheinfels mag dann wohl Klage beim Kaiser geführt haben*), was jedoch auch aus dem Rotenburger Archiv nicht zu ersehen ist, auf alle Fälle erließ der Kaiser unter dem 14. März 1703 ein „Kaiserliche Garantie" überschriebenes Manifest an den Landgrafen Wilhelm, das auch noch für die späteren Verhandlungen nach dem Spanischen Erbfolgekriege von Wichtigkeit werden sollte. Er lautete:

„Leopold von Gottes Gnaden, erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches."

„Hochgeborener lieber Oheim und Fürst! Uns ist in Untertänigkeit vorgetragen worden, was an Uns Deiner Liebden wegen der in Rheinfels eingelegten Casselischen Besatzung, insonderheit aber wegen des dortigen Exercitii Unserer katholischen Religion und ungehinderten Genusses Ihrer Gefälle und Einkünfte, wie

*) Roeder, Kriegs- und Staatsschriften rc. I, 117 Nr. 70.

*) Am 10. III. 1703 legten die Rotenburg-Rheinfelser Landgrafen dem Reichstag eine Druckschrift vor, die künftige Rückgabe der Festung Rheinfels betreffend.

auch künftiger Restitution selbiger Festung, gehorsamst haben gelangen lassen. Wir wollen darauf Deiner Liebden zu Dero Trost und Beruhigung gnädigst nicht verhalten, daß gleichwie die Hessen-Casselschen Völker in ermeldtem Platz zu keinem andern Ende eingenommen worden, als daß sie selben diesen Krieg hindurch bewahren und gegen feindliche Gewalt verteidigen sollen; Also auch dabei keine andere Intention oder Meinung sei, als daß solches dem Exercitio Religionis sowohl, als Deiner Liebden an Ihren Einkünften und Gerechtsamen ganz unabbrüchig und unnachteilig sein, folglich auch ein und anders in dem alten Stand ohne Änderung gelassen, wie weniger nicht der Ort selbst nach Endigung dieses Krieges von gedachten Truppen evakuiert und Deiner Liebden und den Ihrigen forderlichst wieder abgetreten werden solle. Dafern derohalben inzwischen Deine Liebden in besagten Exercitio oder Ihren Gefällen und Gerechtsamen eingegriffen oder zu nahe getreten würde, so werden Sie zwar wohl tun, es bei Dero Vettern, des Landgrafen zu Hessen-Cassel Liebden glimpflich zu ahnden, und selbigen um die Remedierung geziemend zu begrüßen, bei deren Verweigerung oder längerer Unterbleibung aber die Notdurft an Uns gelangen zu lassen, und von Uns sich alles möglichen Schutzes und Beistandes zu getrösten haben. Gestalten Wir die Gerecht- und Billigkeit nach Erforderung Unseres Kaiserlichen Amtes zu besorgen und zu handhaben nicht ermangeln werden. Und verbleiben daneben Deiner Liebden mit Kaiserlichen Gnaden und allem Guten wohl beigetan. Geben in Unserer Stadt Wien usw."

Landgraf Karl unterließ es nun nicht, sich beim Kaiser und bei Marlborough zu bedanken, bei ersterem mit der Versicherung, daß er die Festung nun mit allem Notwendigen versehen würde, damit sie einem feindlichen Anfall gut widerstehen könnte, bei Marlborough mit dem Hinzufügen, daß die Übergabe der Festung der mächtigen Fürsprache der Königin Anna zu verdanken sei. Marlborough antwortete am 28. Dezember und sprach seine Freude darüber aus, daß die hessischen Truppen Rheinfels besetzt hätten; auch die Königin Anna hatte ihn beauftragt, Karl dieserhalb zu beglückwünschen.

Weshalb sich der Kaiser so lange gesträubt, die Festung einzuräumen, war nicht bloß in kirchlichen Rücksichten begründet, wenngleich dieselben sicher sehr ins Gewicht gefallen sind; Landgraf Karl erfuhr den Hauptgrund nämlich am 16. Februar 1703 durch seinen Gesandtschaftssekretär Gerhard Neuhaus in London, der gehört hatte, wie ein kaiserlicher Gesandter zu König Wilhelm III. sagte, „wenn der Landgraf einmal in ruhiger Possession von Rheinfels sei, man seine Truppen nicht mehr so prompt und so wohlfeil haben würde und man also diese Sache des öffentlichen Wohles wegen trainieren müsse."

Die Übergabe von Rheinfels veranlaßte die heimgelassenen Räte des Landgrafen Karl ihre Ansicht zur Sache auszusprechen. Sie drückten ihre Meinung dahin aus, daß der kaiserliche Befehl, hessische Besatzung in Rheinfels einzunehmen, vielleicht dazu beitragen würde, die Rheinfelser Landgrafen zu bestimmen, das Besatzungsrecht ganz abzutreten „wegen der durch diesen Befehl geschöpften Diffidenz gegen den Kaiserlichen Hof". Aber sie würden schwerlich Geld nehmen, sondern auf Land und Leuten bestehen und zwar mit denselben Rechten wie sie dieselben in der Niedergrafschaft besäßen. Landgraf Wilhelm habe das schon in einem in die Welt gesetzten gedruckten Schreiben angedeutet.

Und so war es auch. Alle weiteren Verhandlungen über Abtretung des Besatzungsrechtes an Hessen-Kassel zerschlugen sich an dem Umstand, daß Landgraf Karl nur eine Geldentschädigung bewilligen wollte. So suchte er denn während des Spanischen Erbfolgekrieges jede Gelegenheit wahrzunehmen und auszunutzen, um den Kaiser, England und Holland seinen Wünschen geneigt zu machen. Bei ersterem gelang ihm dies nicht, England und Holland aber verpflichteten sich in geheimen Verträgen, dem Landgrafen zum Besitze von Rheinfels zu verhelfen. Aber trotz ihrer Unterstützung hatte letzterer beim Friedensschluß das Nachsehen; man ging über seine Forderung zur Tagesordnung über. Nichtsdestoweniger sträubte sich Karl, die Festung zu räumen und setzte Himmel und Erde in Bewegung, um den Kaiser umzustimmen. Als er dann der wiederholten Aufforderung, die Festung zu räumen, mit immer neuen Einreden begegnete, kam es trotz der Verwendung Preußens, Englands, Hollands und selbst Frankreichs zugunsten Hessen-Kassels sogar zur Reichsexekution, der Karl dann Mitte 1718 weichen mußte. Am 26. August wurde mit der Räumung von Rheinfels begonnen.

Damit hörten aber die Streitigkeiten der beiden Fürstenhäuser noch lange nicht auf, und erst im Jahre 1754 kam es zu einem Vergleich zwischen Landgraf Karls Sohn und zweitem Nachfolger Wilhelm VIII. und der Nebenlinie Hessen-Rheinfels, demzufolge letztere Rheinfels gegen entsprechende Entschädigung und sonstige Vergünstigungen endgültig an Hessen-Kassel abtrat.

Schattenbild.

Skizze von Emmy Luise Grotefend.

Den ganzen Dezembertag hatte es geregnet, obgleich die Kinder sich Frostwetter zu Weihnachten wünschten, und morgen war heiliger Abend. Windstöße fuhren durch die kahlen Bäume und pochten mit den langen, dünnen Zweigseilen des rankenden Wildweins gegen Dr. Martins Fenster. Im Ofen knackte und knisterte es.

Die längliche Ofentür stand auf, und das Feuer streckte seinen rötlichen Schein wie ein breites Lichtblatt vor, das sich aufdringlich über ein Paar grauer Filzpantoffeln legte, in denen die Füße eines Mannes steckten. Der Rest des falben Nachmittagslichtes kroch in die Winkel des warmen Zimmers, musterte die zwei Reihen guter Bücher im Glasschrank, die sich mit zwei Reihen bunter Tassen und Gläser vertragen mußten, und zog sich dann langsam immer mehr zurück, über das braunrote Sofa, dessen schadhafte Stellen die gehäkelten Schoner nur mit Mühe verbargen; er glitt mit breitem Strich über die Wand, über den Kranz verbleichender Familienbilder und war kaum noch stark genug, zu zeigen, wie eine ordnungliebende Hand dem segnenden Christus aus irgend einer weichen Masse die Gesichtszüge unkenntlich gewischt hatte. Nahe beim Fenster traf er das einzige größere Bild: Johannes, Jesu Mutter tröstend; dann huschte er zum Fenster hinaus, und das Zimmer lag in tiefem Dämmer.

Nun fingen die Flämmchen im Ofen an sich zu regen. Leis züngelnd reckte hier und da ein winziges sich durchs Gegitter. Dann fingerte der Schein über die grauen Pantoffeln hinweg und sandte seine fürwitzig suchenden Strahlen weit über sie in die Höhe, bis sie auf die unruhigen, braunen Augensterne Dr. Martins trafen. In die suchten sie sich einzubohren; aber sie blinzelten nicht einmal zur Antwort, denn sie waren blind.

Die Wärme aber verbreitete wohliges Behagen, in dem der Leib des kranken Mannes sich badete; und allmählich erhellte das Feuer den dunklen Raum.

Nun sprach der Mann, denn er war nicht allein: „Wie ging es weiter?“

Eine weiche Mädchenstimme sang zart:

„O Josef, lieber Josef mein,
Wer wird wiegen mein Kindelein? —“

Das klang fast, als zwitschere die Stimme eines Lenzvogels, und leicht bewegte der Blinde den Kopf im Takt.

Dann erzählte das Mädchen weiter. Sie saß auf einem niedrigen Stuhl, dem Manne gegenüber an der andern Seite des Ofens. — Im „Museum“ hatte man zu wohltätigem Zweck schlesische Weihnachtsspiele aufgeführt. Unter Leitung eines bedeutenden Gelehrten war da ein Stück mittelalterlicher Volkspoesie über die Bretter gegangen und hatte in manchem Herzen das Pförtchen aufgetan, hinter dem dem Krippelein von Bethlehem der gesegnete Platz seit Kindheitstagen eigen war.

Das Mädchen beschrieb alles ausführlich. Warmes Eigenempfinden und eine feine Dichtergabe ließ es vor des Blinden geistigem Auge erstehen: Maria und Josef, die vergeblich um Herberg flehen, bis ihnen der Stall geöffnet wird — die Hirten auf dem Felde, denen der Engelsang die frohe Botschaft zuträgt. Sogar der schlesische Dialekt gelang ihr, der das Burleske einerseits und andrerseits die tiefe Innigkeit besonders unterstützte. Dann schilderte sie Maria, die Jungfrau-Mutter, ihre frommen Augen unter dem schlichten schwarzen Scheitel, den das weiße Kopftuch deckte. Und mehr und mehr durchzog's wie Weihnachtsduft und Evangelium den Raum.

Der Blinde streckte lauschend den Kopf vor, und beide Hände umschlossen die Lehnen des großen Stuhles, in dem er saß.

Der Lichtschein des Feuers spielte im Spiegel; und dieser warf den verstärkten Widerschein auf das rotblonde Haar des Mädchens; da wurde es Flimmergold, in feinen, heimlichen Streifen, bis zu den Nackenlöckchen, die sich über der roten Bluse kräuselten.

Davon ahnte das Mädchen so wenig wie der Blinde. Ihr Gesicht war dem Lichte abgewandt; die Hände hielt sie gefaltet im Schoß und die Augen gesenkt.

„Singen Sie doch noch einmal“ — bat der Blinde.

Und der Cantus der Hirten, die huldigend das Kripplein umschritten, tönte weihevoll und rein.

Seltsam lebendig wurde es dann in den Augen des Mädchens, als kämpfe im Herzen dahinter ein Geheimnis, das nicht übel Lust hätte, sich zu Tage zu drängen. Halb scheu öffnete sie die Lippen; halb bang, halb glückgepreßt entrang sich ihnen ein Seufzer. Aber es kam doch nichts Verständliches an Worten als: „Würde es Ihnen sehr leid sein, wenn ich nicht mehr oft kommen könnte?“

„Sollten Sie wirklich nicht wissen, was Ihre Besuche mir sind!“ — war die Antwort, die sie voraus wußte. Und er mußte es doch erfahren!

Plötzlich glitt sie zur Erde, neben des Mannes großem Stuhl, und umklammerte eine Lehne mit beiden Händen.

Tastend legte der Blinde eine Hand auf die ihrigen; dann sank sein Kopf mit den vornehmen Zügen auf ihren weichen Scheitel — und eine lange Zeit war es totenstill — —

— und die Geschichte seines Elends zog noch einmal durch des Mannes Herz. Hinten, am Anfang, stand die Sünde und fletschte die Zähne und spreizte die Finger. Bei ihr liefen die Fäden des Netzes zusammen, in dem er gefangen war; sie spreizte die Finger und legte jeden einzelnen auf ein Wundmal irgendwo im armseligen Leben, und zwei auf die toten Augen, die ihre Kraft verlieren mußten — die Flammen des Götzenopfers, das er der Schönheit brachte, hatten sie geblendet. Vorsichtig zog er den Kopf zurück und nahm die Hand von den Händen des lieben Geschöpfes vor ihm. Reich war er ausgerüstet gewesen fürs Leben, reich an Hirn, Herz und Leib. Es sollte ursprünglich nicht seine Bestimmung sein, im armen Winkel hier zu verkommen. Große, edle Dinge hatten ihn immer begeistert; und große, edle Gedanken für Volk und Vaterland erhoben ihn auch jetzt. Je mehr die aber wuchsen, um so enger schien das Körperliche, in dem sie entstanden. Ach — auch die Füße waren gelähmt, so daß er einer Aufregung nicht mehr durch Bewegung Herr werden konnte; da hatte er einigemal so einen merkwürdigen Anfall gehabt, der sich ausnahm wie eine Brücke zwischen Diesseits und Jenseits. Er war um der Mutter willen froh, daß er ihn das letztemal allein abgemacht hatte.

Denn die Mutter, die hing mit jeder Faser ihres Herzens abgöttisch an dem einzigen Schmerzenskind, das ihr nun ganz wieder gehörte. Ganz, wie in der süßen Kinderzeit! Anders und wilder als an der Bahre seines Vaters hatte sie den Schmerz des Hergebenmüssens empfunden, als der Sohn das Elternhaus verließ. Nun war's ihr Freude im Schmerz, ihn wieder zu haben, ihm wie die niedrigste Magd dienen zu können, sich selbst zu quälen, sich alles zu entziehen, damit nur er nichts zu entbehren brauche. Denn daß seiner Seele etwas fehlen könne, empfand ihr beschränkter Sinn niemals.

Die Seeleneinsamkeit war aber die größte Qual neben der Reue um ein verfehltes Leben.

Und in der letzten Sylvesternacht war's gewesen, da war ein Dämon aus dem Herzen emporgeringelt und hatte ihm ins Ohr gezischt: mach ein Ende! du erträgst es ja nicht! Da hatte er sein Tuch um den Bettpfosten geschlungen und den Kopf durchgesteckt. Teuflische Freude machte ihm die unendliche Mühe, die er in seiner Hülflosigkeit anwenden mußte. Da griff die Hand unversehens an der Wand entlang und erfaßte ein kleines Kreuz mit dem corpus Christi, das löste sich vom Nagel; und als er diesen nicht wieder fand, blieb er auf dem Bettrand sitzen, regungslos, eine lange Zeit, bis er fühlte, daß seine Hand feucht wurde. Es mußte vom eignen Blute sein, denn er hielt das Kruzifix so fest umklammert, daß sich die Dornen des Krönleins ihm in die Hand gebohrt hatten.

„Gott! – Mutter! —"

Die gemarterte Seele beugte sich und wollte doch noch einmal leben.

Am nächsten Tage hatte das Mädchen mit zagem Finger zum erstenmal bei ihm angeklopft. Sie sei ein Nachbarskind und habe ihn oft allein am Fenster sitzen sehen, dazu gehört, daß er sich nach Unterhaltung sehne.

„Ich soll wohl Objekt für innere Mission werden?" — war die bittere Antwort auf ihre freundliche Anfrage.

Sie hatte es wirklich so gemeint, darum ließ sie sich durch seine Bitterkeit nicht abschrecken; dazu hatte sie ein tapferes, liebewarmes Herz. Das Knistern einer weichen Seide und leiser Veilchenduft, der vornehm aus den Falten ihres Kleides zu ihm herüberspielte und mit der weichen Stimme seine sensitiven Nerven angenehm berührte, gewannen ihn aber bald.

Von da an ließ sie selten einen Tag vorübergehn, an dem sie ihm nicht eine Stunde widmete.

Sie lasen zusammen: Cremers Büchlein über den Zustand nach dem Tode, Hiltys „Glück", Romane. Des Mädchens Stimme war einer reichen Modulation fähig — was sie las, das lebte. Und oft auch spielte sie ihm auf dem Klavier vor: süße Melodien, leidenschaftliche Weisen; oder sie ließ Bach und Beethoven ihre frohe Botschaft kündigen; die hatte er einmal die Evangelisten unter den Musikern genannt.

Dieses selbstverständliche Mitleben einer edlen Frauenseele gab ihm neue geistige Spannkraft, so daß er bald nicht mehr bloß Empfangender zu sein brauchte, sondern auch wieder geben konnte. Er diktierte ihr von den großen Gedanken, die sein Inneres bewegten, und die sich klärten, während er mit ihr sprach. Artikel und Aufsätze von ihm fanden auf diese Weise den Weg in die Zeitschriften und brachten ihm Anerkennung und Gewinn. Sein stilles Stübchen wurde ihm so zur Werkstatt, und das Glück zog ein.

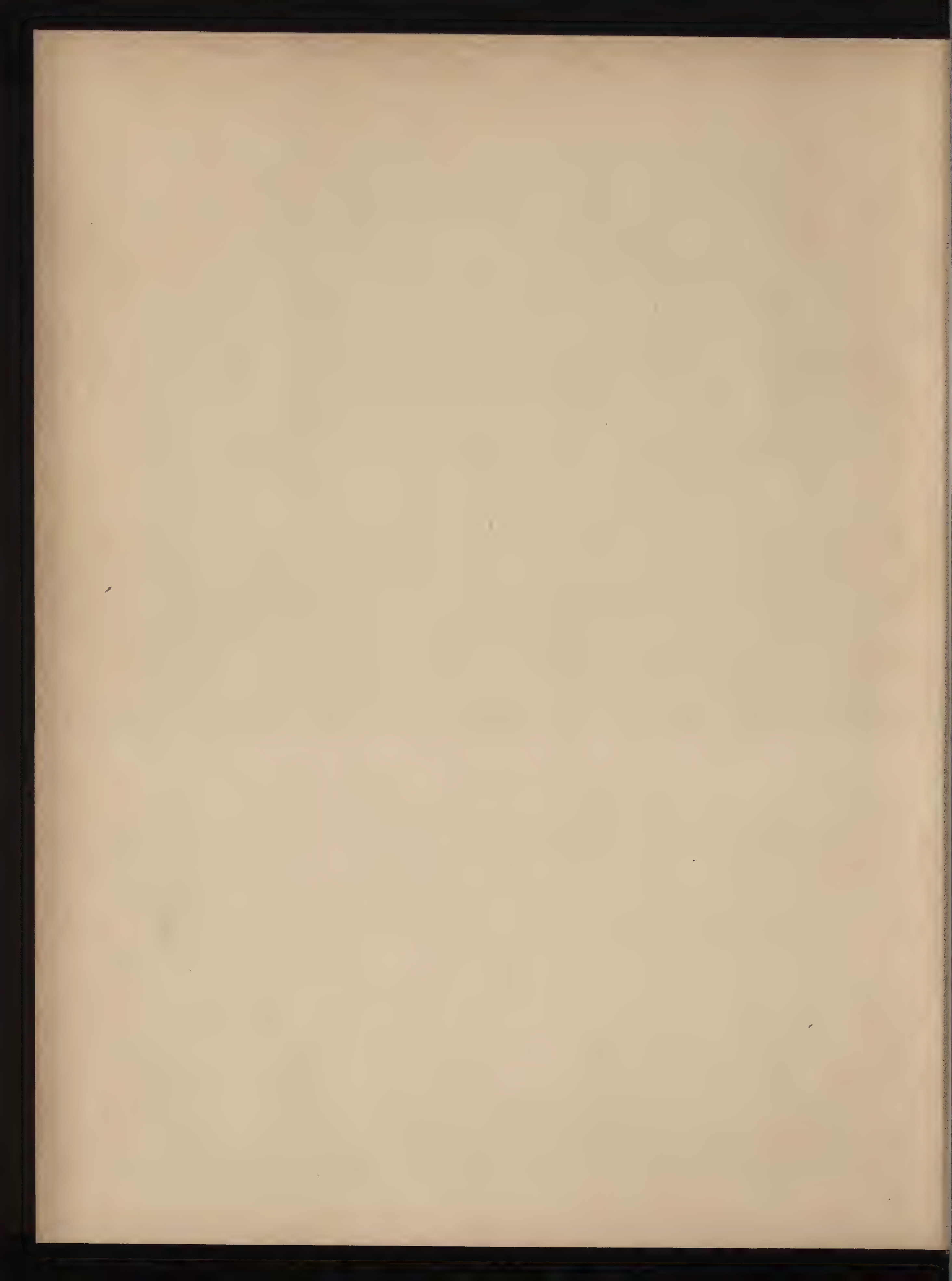
— Ehe er völlig erblindete, als schon alles um ihn her im Finstern lag, hatte er immer noch über sich den Himmel sehen können. Nun war's ihm wieder wie damals, wenn mit dem leichten Mädchenschritt ein Stückchen Himmel zu ihm hereingebracht wurde. —



Kunstbeilage
zu »Hessenland« 1907
No. 24 (Verlag von
Friedr. Scheel, Kassel)

Schwälmer Bauer

Federzeichnung von Hans Meyer



Das Warten auf ihr Kommen war der Inhalt der Stunden, die sie fern war. Er wußte, so hätte das Weib sein müssen, das ihm Gefährtin geworden wäre. War ihm denn unter allen Frauen niemals eine solche begegnet? Oder mußte er blind werden, um sehen zu lernen!

Heute schrie sein Herz danach, sie nur einmal an sich reißen zu dürfen — ihr ein einziges Mal zu sagen, daß er sie liebe, trotzdem er nur ein armer Krüppel sei.

Die Erregung schüttelte ihn.

Da richtete das Mädchen sich auf und bewegte leise lachend den Rotkopf:

„Was müssen Sie von mir denken! Ich bin zu töricht, mich so gehen zu lassen, aber ich könnte lachen und weinen in einem Atem. Morgen, morgen sage ich Ihnen etwas. Heute lassen Sie mich Ihnen lieber noch etwas spielen."

Er strich mit der Hand das Haar aus der Stirn. Was sollte das alles? War sie traurig, war sie froh? Ahnte sie etwas von seiner verlangenden, wahnwitzigen Liebe?

Wer sehen dürfte!

Die Versuchung wuchs. Warum nicht einmal sagen, daß er nicht nur ein mitleiderregendes Geschöpf sei, daß er sich Mann fühlte, trotz allem. Sie hatte ihm endlich alle Wunder in der Seele gerührt. Wie oft hatte er das Wort Liebe mißbraucht; heute wußte er, was ihr göttlicher Kern war. Und wäre es denn nicht möglich gewesen, daß ihr tief innerstes Leben sich ineinander verwoben hatte, wenn die Geister höheren Flug nahmen und jenseits alles Irdischen sich begegneten!

Und wenn ein unbedachtes Wort sie nun verscheuchte für alle Zeit! Dann hätte er sterben müssen, denn ohne sie konnte er nun nie mehr leben. So rein und zart war sie ihm in allen geäußerten Empfindungen erschienen. So mußte es den Pilgern vor Madonnenbildern ums Herz gewesen sein! Ihre stille Reinheit war wie milde Frühlingsluft, wie läuternder Tau über ihn gekommen und hatte ihn nicht nur lieben, sondern glauben und hoffen gelehrt.

Aus dem Nebenzimmer zogen leise Akkorde herüber, und dann ein schlichtes Klingen sich lieblich verschlingender Harmonien, als jubelten Vögel über Blumenduft: die Sonate, die Beethoven Therese v. Brunswick, seiner unsterblichen Geliebten, gewidmet hatte.

Er deckt die blinden Augen mit der Hand, er weiß, des Mädchens Leben wird Liebe und Licht sein, sonnige Frühlingsliebe. Für ihn gibt es nur eins noch: lernen ein Held zu werden in der Hoffnung, daß ihm seine Schuldenlast einst abgenommen wird. — —

— Am heiligen Abend!

Die Wolken sind fort und die Sterne blinzeln. Der Winter ist da und drückt sein frostiges Antlitz gegen die Scheiben. Das Quecksilber des Thermometers ist schnell ein paar Striche unter Null gekrochen, und Schlittschuh und Schlitten machen ein Gesicht, als hätten sie von Anfang an gewußt, daß sie zum Christfest gerade zur rechten Zeit kämen.

Nun fangen die Glocken an das Fest einzuläuten; erst in abgerissenen Tönen, dann in vollen, deutlichen Akkorden: Christ, der Retter ist da — —

Der Kopf des Mädchens ruht an der Schulter des Bräutigams. Sie schauen beide zu den Sternen auf. Vier Jahre hatten sie warten müssen auf diesen Augenblick des Glücks — bange Wartejahre. Nun ist alles gut, und tiefer Frieden umspinnt ein Glück, zu groß für Worte.

Da trifft das Mädchen die Kunde vom Tod des blinden Freundes.

In der vergangenen Nacht hat er einen seiner quälenden Anfälle nicht mehr überstanden.

Abschied.

So schmerzesmüd' ist mir zu Sinn,
Mein Herz schlägt trauervoll,
Weil ich von dir, mein Hessenland,
Für immer scheiden soll.

Noch einmal schau' ich tränenblind,
Heimat, nach dir zurück!
Lebt wohl, ihr Gräber teuerwert,
Leb' wohl, mein Jugendglück!

Leb' wohl, leb' wohl, du liebe Stadt
Im Heimats-Hügelland,
Mit der mich jeder Atemzug
Nur enger noch verband,

Die all mein Glück und Kämpfen sah
Und jede Schmerzensnacht!
Die meiner Toten Ruheplatz
So treulich mir bewacht!

Leb' wohl, du Heimatserde lieb,
Ach, Hessenerde mein,
In die ich tausend Wurzeln schlug,
Leb' wohl, ich bleibe dein!

Kassel. **Mary Holmquist.**

Die Weißensteiner Prospekte des Hofkupferstechers G. W. Weise und deren Absatz.

Nach den Akten des kgl. Staatsarchivs Marburg von Paul Heidelbach. (Schluß.)

Da sowohl Hofrat Strieder die Ablieferung der Platten in die Weißensteiner Bibliothek bescheinigte, als auch Museumsinspektor Winterstein und später dessen Nachfolger Döring genau den Empfang der Abdrücke schriftlich bestätigten, läßt sich das Erscheinen der einzelnen Prospekte chronologisch feststellen. Es wurden in den Jahren 1788—1795 im ganzen von vier Platten — eine der Platten kommt nur einmal in Betracht — 1386 Abdrücke hergestellt, davon waren Ende 1797 noch 260 vorhanden, mithin bleiben 1126 Abdrücke. Von den Ansichten von der Abendseite hatte der Landgraf 15 Stück, von denjenigen von der Mittagseite 12, zusammen also 27 Stück zum Verschenken zurückbehalten, mithin wären bis zu Ende Dezember 1787 1099 Stück als abgesetzt zu betrachten, von welcher Summe immerhin noch einige durch Einreißen schadhaft gewordene und deshalb nicht verkaufte Stiche in Abzug zu bringen sind. Während die neuen Prospekte zu je 1 Rtlr. in den Handel kamen, wurden die wenigen noch vorhandenen alten Prospekte zu 3¼ Taler das Stück verkauft. Sie gingen aber ebenso langsam ab wie die nach Abdrücken von den ersten Platten hergestellten Ansichten von der Nordseite, von denen überhaupt nicht viel mehr als 170 hergestellt sein können. Der Absatz der einzelnen Stiche erhellt aus der nachfolgenden Tabelle. Dabei muß daran erinnert werden, daß am 12. November 1792 110, am 13. November 1797 21, am 14. Dezember 1793 24, am 14. April 1794 255 und am 10. August 1795 89 neue, auf die drei verschiedenen Ansichten verteilte Abdrücke als Ergänzung zu dem vorhandenen Bestand hinzukamen.

Der Vertrieb ging auf herrschaftliche Rechnung. Der Museumsinspektor hatte das aus dem Verkauf der ihm überlieferten Kupferstiche erhaltene Geld quartaliter an den Kammerzahlmeister abzuliefern und beim Jahresschluß die Anzahl der verkauften und der noch vorrätigen Abdrücke der Kammer anzuzeigen. Auch wurde der Vorrat der vom Inspektor verwahrten Prospekte von Zeit zu Zeit durch den Baumaterialienverwalter gestürzt. Gedruckt wurden die Stiche teils von Weise selbst, der nach damaliger Sitte zugleich Kupferdrucker war, teils vom Hofkupferdrucker Müller — dieser erhielt z. B. für den Abdruck von 200 Stück 10 Rthlr. — und später vom Kupferdrucker Joh. Henrich Gießler.

Nach einer Verordnung aus 1782 erhielt der Inspektor eine Vergütung von 8 Albus für einen verkauften alten Prospekt; Döring stellte Anfang 1790 den Antrag, ihm auch für die abgesetzten neuen Prospekte eine entsprechende Vergütung für seine Mühe zu bewilligen, erhielt aber den Bescheid, daß das „gebethene douceur bei der Ober-Renthcamer nicht zu bewilligen stehe“. Er mußte im Gegenteil Konkurrenz erfahren, die durch folgende „Unterthänige Vorstellung“ des Handelsmanns Raabe*) an die Ober-Rentkammer eingeleitet wurde:

„Da die von mir in Pacht habende Boutique unter den Arkaden**) für allgemeine Hand-

*) Noch 1792 gab es in Kassel nur einen Hofbuchhändler, Hemmerde, und die Cramersche mit Leihbibliothek verbundene Buchhandlung. Raabe befaßte sich nur nebenher mit dem Buch- und Kunsthandel.

**) Jetzt „Colonnaden“. (Warum das offizielle Schild die Inschrift „Colonaden“ mit einem „n“ trägt, ist weder orthographisch noch historisch verständlich.)

	Erschienen	Ursprünglich hergestellt	Davon kamen in den Handel	Es waren noch vorrätig: Ende 1784	8./1. 1790	20./12. 1790	14./12. 1791	15./12. 1792	16./12. 1793	15./12. 1794	15./12. 1795	19./12. 1796	21./12. 1797
1. Alte Prospekte	1783	100	100	64	14	14	12	11	11	11	10	10	10
2. Nordseite . . (erste Platte)	8./11. 1788	344	344	—	168	168	168	159	150	150	150	150	150
(veränderte Platte)					147	113	44	51	5	44	61	47	40
3. Abendseite .	11./2. 1789	233	218	—	196	159	92	60	7	48	66	48	41
4. Mittagseite .	28./1. 1790	210	198	—	—	155	74	61	—	36	54	37	29
Insgesamt ohne die alten Prospekte					511	595	378	331	162	278	331	282	260

lungs Geschäfte Keine Vortheilhafte lage hat, so habe mich genötiget gefunden, auf ausserordliche Articel von Waaren zu raffiniren, unter diesen habe auch verschiedene Kupferstiche worunter auch die von dem Verstorbenen Herrn Rath Tischbein Gemahlten und dem Kupferstecher Weise gestochenen Prospecte von denen Hauptgegenden der Stadt Cassel befindlich sind, diese haben die häufige anfrage nach denen von denselbigen Meistern verfertigten Weißensteiner Prospecte veranlaßt, da ich mich nun auf diese weise genötiget befunden auch diese dabey zu haben, so habe solche bishierhin von dem Inspektor Döring (als welcher solche zum Verkauf hat) für 1 rthlr. Kaufen und wieder Verkaufen müssen, ein Handel also der vieleicht noch niemahlen stattgefunden hat; indessen hat dieses bisher von mich würklich geschehen müssen, den angenommen, hätte ich dieselben theurer Verkaufen (da solche ohnehin zu theuer sind) so würde ich nicht allein keine Verkauft haben, weil solche jedermann um den gedachten Preiß bei dem Inspektor Döring laut öffendlicher Bekanntmachung haben kann, sondern ich würde mich auch dadurch dem Ruf der unbilligkeit in anderen Articel Waaren auf Folgende Zeiten zugezogen haben, dem ich doch so gerne als möglich vermeiden möchte; da ich nun die erstgedachten Prospecte*) daß stück zu 8 alb. erhalte, der Verkauf Preiß aber zu 10²/₃ alb. festgesetzt ist — So habe hiermit Hochfürstl: Ober=Renth=Cammer zu Hohen Einsichten unterthänig vorstellen wollen, Ob nicht um einen größeren Absatz, dahin gnädige rücksicht zu nehmen, Genehmiget würde, daß mir daß stück zu 16 alb. erlaßen, hingegen der allerseitige einzelne Verkauf auf 21¹/₃ alb. festgesetzet würde; als bey dem Preise ganz sicher ein großer Absatz erfolgen würde.

Ich getröste mich einer gnädigen und baldigen Resolution in unterthäniger Ehrfurcht beharrend

Hochfürstl. Ober Renth=Cammer

unterthäniger

der Commis Johann Christ. Raabe."

Auch die Ober=Rentkammer versprach sich von der hier vorgeschlagenen Maßnahme einen vorteilhafteren Absatz der Stiche und berichtete demgemäß an den Landgrafen, an den sich auch Raabe mittlerweile mit einer Petition gewandt hatte. Es wurde gestattet, dem Raabe die Prospekte im Dutzend das Stück zu 16 alb. zu überlassen. Nun wandte sich auch Inspektor Döring an die Ober=Rentkammer und erbat sich die gleiche Vergünstigung, da auch er dann voraussichtlich einen weit größeren Absatz versprechen könne. Er wurde an den Landgrafen gewiesen und fand Gehör, denn von jetzt ab notierte er in seinen jährlichen Rechnungsablagen das Stück gleichfalls mit ½ Rtlr. Demnach scheint er sich mit dem Einzelverkauf überhaupt nicht befaßt, sondern nur die Stiche an die Händler abgegeben zu haben; so verabfolgte er z. B. noch 1791 20 Exemplare (= 60 Stück) Weißensteiner Prospekte an den Hofbuchhändler Hemmerde in Kassel zur Kommission nach Bad Nenndorf.

Leider erfahren wir nichts darüber, ob auch später noch neue Abdrücke dieser drei Weißensteiner Kupferstiche erfolgten. Mit Sicherheit anzunehmen ist nur, daß die erste Platte der Ansicht „du côté du Nord", die unsere Abbildung wiedergibt, nur einmal benutzt wurde, und zwar zum Abdruck von etwa 170 Stichen. Diese Blätter sind somit jetzt recht selten geworden, und ich habe kürzlich ein solches Blatt mit 15 M. bezahlen müssen.

Hoffmeister erwähnt in seinen „gesammelten Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen" nichts von diesen Stichen Weises und hebt lediglich die von ihm für verschiedene Jahrgänge des hessischen Staats=Adreßkalenders nach Böttner gestochenen Porträts Wilhelms IX. hervor. Auf einer Bleistiftzeichnung des bekannten Apollobildnisses nach J. H. Tischbein, die sich in der Sammlung des Bildhauers Brandt in Kassel befindet, nennt sich Weise Kupferstecher und Bildhauer. Gotthard Wilhelm Weise, geboren vor 1760, gestorben nach 1802, war Sachse von Geburt und seit 1778 als Nachfolger de Mayrs Hofkupferstecher in Kassel und Lehrer an der Akademie der bildenden Künste mit dem Titel Professor. Hier hat er sich aber nicht sonderlich wohlgefühlt. Es wird erzählt, daß er einmal bei einer feierlichen Preisverteilung in der Akademie in seinem alltäglichen grauen Anzug erschienen sei; als ihn Veltheim darüber zur Rede stellte, habe er geantwortet, man habe ihn mit großen Versprechungen nach Kassel gelockt und jetzt gebe man ihm so wenig, daß er sich nicht einmal einen schwarzen Anzug kaufen könne.

Da sich die Geschichte unter Wilhelm IX. (I.) abspielte, hat sie nicht geringen Anspruch auf Glaubwürdigkeit.

*) Gemeint sind die Prospekte „von den Hauptgegenden der Stadt Cassel".

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 26. September hielt der Marburger hessische Geschichtsverein seine zweite diesjährige Wintersitzung ab, die in anbetracht des reizvollen Themas ausnahmsweise stark besucht war. Kammerherr Freiherr Schenk zu Schweinsberg aus Darmstadt hielt einen Vortrag über „die Vorgänge vor dem Treffen zu Amöneburg und das Treffen daselbst am 21. September 1762“, dessen leichteres Verstehen durch hektographierte Kartenskizzen unterstützt wurde. Der Inhalt des interessanten und lehrreichen Vortrages war in kurzen Zügen folgender: Die Allierten unter Herzog Ferdinand von Braunschweig standen ungefähr 100 000 Mann stark in Westfalen. Die Franzosen unter den Marschällen d'Estrées und Prinz von Soubise mit ungefähr ebensoviel Mann in Hessen und an 40 000 Mann unter dem Prinzen Condé am Niederrhein. Die Absicht des Herzogs von Braunschweig war es, sich in den Besitz von Hessen zu setzen. Ihm gelang es, Ende Juni 1762 den Gegner bei Lutterberg und Wilhelmstal zu schlagen. Daraufhin erhielt Prinz Condé den Befehl, vom Niederrhein nach Hessen zur Unterstützung zu eilen. Ihm marschierten die beiden Marschälle in der Nähe von Frankfurt entgegen, in Parallelmärschen verfolgt von Ferdinand von Braunschweig, der die Vereinigung der beiden französischen Heere verhindern wollte. Durch das für Ferdinand unglückliche Treffen von Nauheim wurde diese Absicht vereitelt und der Braunschweiger Herzog gezwungen, sich zurückzuziehen und eine starke Verteidigungsstelle einzunehmen. Mit sicherem Auge erkannte Ferdinand, daß er durch Besetzung der starken Stellung am rechten Ufer der Ohm den nun einhalbmal stärkeren Franzosen ein Hemmnis werden könne auf ihrem Wege nach Kassel. Bei Amöneburg versuchten die Franzosen die Stellung Ferdinands zu durchbrechen, standen aber, — wie später der Vorsitzende darlegte, wohl geheimen Vereinbarungen gemäß —, nachdem der Durchbruch durch eine ebenso musterhafte wie tapfere Verteidigung der Schanze auf dem Galgenberge mißlungen war, von einem weiteren Vorstoß ab, und dem Braunschweiger Herzog gelang es infolgedessen, nach einem bewundernswerten Rückzug das von den Franzosen belagerte Kassel in seinen Besitz zu bringen, so daß er bei dem im folgenden Jahre zustande kommenden Friedensschluß Hessen zum größten Teile in seinen Händen hatte. (Näher auf die Einzelheiten der Kämpfe einzugehen, würde zu weit führen.)

Nachdem der Vorsitzende Generalleutnant Beß dem Vortragenden für seinen mit rauschendem Beifall aufgenommenen Vortrag gedankt hatte, meldete sich Metropolitan Klein zum Worte, dem, gestützt auf seine Lokalkenntnis, einige Zweifel an der Lage der fraglichen Schanze aufgestiegen waren. Zum Schluß lieferte noch der Vorsitzende mit einem kurzen Rückblick auf den Verlauf des Feldzuges vom Jahre 1762 einen Beitrag zu der Frage des Verhältnisses zwischen Kriegsführung und Politik, die durch Calwer in neuester Zeit besonders in den Vordergrund gerückt worden ist. F.

Das Hauptthema des wissenschaftlichen Herrenabends des Geschichtsvereins zu Kassel am 2. Dezember bildete das Kasseler Stadtwappen, das bereits bei der letzten Zusammenkunft behandelt worden war. Zunächst erinnerte Major von und zu Löwenstein daran, daß diese Frage bereits 1882 bei der Tagung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Kassel zur Diskussion gestanden habe. Es wurde festgestellt, daß die Wappenbücher von Siebmacher und Wessel in beiden Feldern je 7 Kleeblätter darstellen, während sowohl das im Kasseler Bürgerbuch (1570) als auch das am ehemaligen Brinkbrunnen (1567) dargestellte Wappen oben 6, unten 7 Blätter enthalten. Angesichts dieses Widerspruches entschied man sich damals dafür, die Frage, ob die Zahl 13 oder 14 die richtige sei, weder zu bejahen noch zu verneinen. Eingehend führte nun Redner aus, daß das jetzt gebräuchliche Wappen erst seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bekannt sei und bereits 1225 ein anderes Wappen vorkomme, das einen geharnischten Ritter darstellt. Der neue Stadtteil, der unter Heinrich I. hinzukam, führte dann ein eigenes Siegel; es stellte auf einer mit großen Toren versehenen Mauer einen Hauptturm mit zwei kleineren Nebentürmen dar; unter dem großen Tor sah man den hessischen Löwen. Das Siegel der später hinzukommenden „Freiheit“ zeigte den heiligen Martinus zu Pferde, wie er seinen Mantel unter die Armen verteilte. Als dann Hermann der Gelehrte 1383 die drei Stadtteile unter eine Verwaltung brachte, nahm man wohl das Kleeblatt als Symbol dieser Vereinigung in das Wappen auf. Zuerst kam es in den Turm, später neben den Turm. Daneben gab es noch das Stadtsekretinsiegel, das an Stelle des Kleeblattes zwei kleine Rosen aufweist. Beide wurden zum Siegeln aller Urkunden verwandt. Ein hervorragendes Ereignis war es, als die Stadt 1509 beschloß, eine steinerne Brücke über die Fulda zu schlagen, und vielleicht hielt man die Erinnerung hieran in einem neuen Wappen fest, dessen Erklärung somit nahe liegen dürfte: das blaue

Feld bedeutet die Fulda, der silberne Balken die glückverheißende Brücke, während die Kleeblätter, deren Zahl gleichgültig ist, die symbolische Vereinigung der Stadtteile andeuten sollen. Von den beiden Schildhaltern stellt der Greis die alte Stadt dar, während die neue Stadt in Gestalt der Jugend symbolisiert wird. Redner betont zum Schluß, daß bei der Behörde niemals ein Zweifel über die Richtigkeit des Wappens bestanden habe, in dem ja auch heraldische Fehler nicht nachzuweisen seien. Somit verlange die Pietät, das alte, seit 1567 architektonisch und archivalisch überlieferte Stadtwappen festzuhalten; pietätvoll wäre es auch, die Rudera des alten Brinkbrunnens mit dem Kasseler Wappen endlich einmal wieder an passender Stelle aufzurichten. Auch Regierungsrat Winkel betonte entschieden, daß die Zahl der Kleeblätter gleichgültig sei. Oberbibliothekar Dr. Brunner habe sich in zwei, in den Akten des Magistrats befindlichen Gutachten gleichfalls in diesem Sinne ausgesprochen. Siebmacher sei als Heraldiker mit größter Vorsicht zu benutzen. Da es sich nicht habe feststellen lassen, daß der Stadt formell durch Diplom ein Wappen verliehen sei, so müsse man als Quelle für die Gestaltung des Wappens auf die Darstellungen auf Münzen, Baudenkmälern oder Siegeln zurückgehen. Das älteste Wappen aus 1225 ist ein Reitersiegel und stellt vermutlich den Landesfürsten dar. Wenn wir im Sekretsiegel statt der Kleeblätter Rosen finden, so ist das lediglich eine Verballhornisierung durch den Stempelschneider. Später sind aus den in die Siegel aufgenommenen Stadtzeichen Wappen geworden. Ursprünglich siegelte man mit dem Reitersiegel; als man sich dann immer mehr vom Landesherrn emanzipierte, siegelte man mit dem Stadtzeichen im Siegel. Sei es aus Courtoisie, sei es infolge eines gewissen Zwanges durch den Landesherrn, pflegte man dann wenigstens einen Teil seines Wappens in das städtische Siegel aufzunehmen, und so sind vielleicht Lindenblätter von der Helmzier des Fürsten hineingekommen, die man dann später mit Kleeblättern verwechselte. Redner geht dann zu einer Erklärung der verschiedenen Entstehungsarten von Wappen über, die unter anderem oft auf eine auf den Schild gespannte Weberei zurückgeführt werden müßten. Angenommen, daß man dem Entwurf des (jetzigen) Wappens die Gruppierung der Kleeblätter nach einem Webemuster zugrunde gelegt habe, so war völlige Symmetrie der einzelnen Figuren erste Bedingung. Die Blätter müssen also alle in Reihen stehn. Auch muß die Grundfläche des Schildes unbedingt durch die Kleeblätter vollständig ausgefüllt sein, was z. B. bei dem von Prof. Schick gezeichneten Wappen leider nicht der Fall ist. — Auch die interessanten, durch bildnerisches Material unterstützten Ausführungen dieses Redners, der auch als Verfasser mehrerer heraldischer Werke bekannt ist, konnten wir nur andeuten. Fassen wir sie noch einmal kurz zusammen, so ergeben sich zwei Hauptpunkte: 1. die Annahme, das Kleeblatt als Symbol der (Drei-)Einigkeit der Stadtteile zu betrachten, ist unzulässig. Winkel vermutet in dem Kleeblatt ein entstelltes Lindenblatt. Allerdings müsse man erst einmal alle alten Siegel sehen. 2. Die Zahl der Kleeblätter ist ganz gleichgültig. Lassen sich 6 + 7 Blätter so in die Form des Schildes hineinbringen, daß kein leerer Raum entsteht, so können sie beibehalten werden; es wird dann sowohl der Heraldik wie dem Lokalpatriotismus gebührendes Recht. Lassen sich aber die 13 Kleeblätter nicht heraldisch richtig wie das Muster eines Teppichs in den Schild hineinpassen, so möge man ungeniert von dieser Zahl abweichen; 12 oder 14 Kleeblätter seien auf keinen Fall falsch. Schließlich wies noch Bankier Fiorino auf die Bemerkungen Schminckes über das Stadtwappen in seiner Beschreibung der Stadt Kassel (1767) hin und legte seine umfangreiche, prächtig erhaltene Sammlung von Siegeln dar, die das Kasseler Stadtwappen in seiner verschiedenen Ausführung zeigten. General Eisentraut sprach den Wunsch aus, daß uns recht bald eine Monographie dieses Wappens beschert werden möge. Weiter erinnerte er daran, daß vor 150 Jahren auch für Hessen der 7jährige Krieg seinen Anfang nahm und schilderte an der Hand der vortrefflich erhaltenen Kriegsakten aus dieser Zeit die Situation der hessischen Truppen unmittelbar nach der Konvention vom Kloster Zeven, nach der die Observationsarmee auseinandergehn sollte. Das Dilemma, in das Wilhelm VIII. durch diese Konvention geriet, wurde durch die von den Franzosen gestellte Forderung der Entwaffnung der Truppen beseitigt; nunmehr entschied man sich zur Fortführung des Krieges. Die „Alliierte Armee" wurde unter den Befehl des Herzogs von Braunschweig gestellt, der sich aber vor der Übermacht auf Ülzen zurückziehen mußte, wo die Truppen durch Kälte und Mangel an Verpflegung sehr zu leiden hatten. Redner gab nun interessante Einblicke in den Briefwechsel zwischen General v. Wutginau und dem damals noch in Hamburg weilenden Landgrafen und zeigte namentlich, wodurch die über Wutginaus allzu spärlich einlaufenden und stellenweise etwas animos gefärbten Berichte herrschende Verstimmung Wilhelms VIII. wieder behoben wurde.

In der Monatsversammlung des Vereins am 9. Dezember sprach Oberbibliothekar Dr. Brun-

ner vor einer überaus zahlreichen Zuhörerschaft über den am 10. Dezember 1807 erfolgten Einzug König Jérômes in Kassel und dessen Regierungsantritt. Redner ging aus von der hochgehenden Erregung, die dem Einzug des Königs in Kassel vorausging, der seit dem 7. Dezember mit seiner Gemahlin in Wilhelmshöhe weilte, und gab ein scharf umrissenes Bild der damaligen politischen Lage und der Hoffnungen, die man für das Königreich hegte. Jérôme brannte vor Begierde, sich als Regent zu zu betätigen, und ebenso sehnlich wurde er erwartet. Leider sollte das durch drückende Kontributionen und eine elende Finanzwirtschaft ruinierte Volk bereits nach einem Jahre zu einer furchtbaren Ernüchterung kommen, die sich in blutigen Aufständen Luft machte. Der Redner gab nun an der Hand der zeitgenössischen Quellen eine lebensvolle Schilderung des Einzuges, über den u. a. auch ein vielleicht nur noch in einem einzigen Exemplar vorhandenen Nummer der „Zeitung von Kassel" eingehend berichtet, und weiter der übrigen Festlichkeiten, die sich an den Einzug anschlossen, (Tafel bei Hof und Illumination der Stadt). Redner ging dann zu einer eingehenden Kritik der Persönlichkeit Jérômes über; namentlich zwei Gründe hätten es verhindert, daß der König sich zu einem guten und selbständigen Regenten entwickeln konnte, einmal seine gänzliche Abhängigkeit von Napoleon und dann der Mangel einer geeigneten Teilhaberin seines Thrones. Das Abflauen der Begeisterung zeigte sich in der Geschichte des riesigen, am Friedrichsplatz vor dem Einzug errichteteten Triumphbogens, auf die der Vortragende zum Schluß auf Grund der vorhandenen Akten eingehend zurückkam. Dr. Brunner warnte übrigens in seinem Vortrag, auf dessen wortgetreuen Abdruck in der „Kass. Allg. Ztg." Nr. 345 f. hiermit hingewiesen sei, eindrücklich davor, die Darstellung Kaisenbergs in dessen Buch über „Jérôme Napoléon" irgendwie als glaubwürdige Quelle zu benutzen.*)

*) Vgl. unsern, bereits im Sommer verfaßten Artikel über dieses Buch in der heutigen Nummer.

Marburger Hochschulnachrichten. Stadtpfarrer Lic. Rudolf Günther habilitierte sich am 19. Dezember in der theologischen Fakultät als Privatdozent mit einer Antrittsvorlesung über „das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts". — Die Zahl der Studierenden beträgt im gegenwärtigen Wintersemester 1670 (gegen 1587 im vorigen Wintersemester). — Dem Geheimen Justizrat Dr. Friedrich Renner zu Kassel wurde anläßlich seines 50jährigen Doktorjubiläums sein Diplom erneuert.

Wilhelm Bennecke. Am 11. Dezember, dem Geburtstage Wilhelm Benneckes, veranstaltete die „Freie Feder" eine schlichte Feier, um das von Freunden des verewigten hessischen Dichters auf Veranlassung der „Freien Feder" und des Verlages des „Hessenland" aus Freundeskreisen gestiftete, mit einem vom Bildhauer Brandt geschaffenen Relief geschmückte Grabdenkmal zu weihen. Stadtrat Georg Schwiening hielt am Grabe eine Ansprache, in der er die Versammelten an die große Liebe erinnerte, die Wilhelm Bennecke zu den Seinen, zu seinen Freunden, zu seiner hessischen Heimat und, wie seine Werke bekunden, zur gesamten Menschheit beseelt habe, und die auch uns verpflichte, sein Andenken in gleicher Liebe zu ehren. Hierauf übergab er das mit Blumen und Kränzen geschmückte Denkmal im Namen der Stifter den Angehörigen Wilhelm Benneckes.

Ernennung. Ein geborener Kurhesse ist der zum Präsidenten der Hauptverwaltung der Staatsschulden ernannte bisherige Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Wirkl. Geh. Rat Alexander von Bischoffshausen. Er ist geboren 1846 als Sohn des verstorbenen Landesdirektors von Bischoffshausen in Kassel. 1879 kam er als Regierungspräsident nach Minden, 1899 trat er als Ministerialdirektor in das Ministerium des Innern ein und rückte 1900 zum Unterstaatssekretär auf.

Todesfall. Am 9. Dezember starb zu Halle a. S. im 52. Jahre seines Lebens Landbauinspektor Karl Illert, ein geborener Kasselaner. In Kassel leitete er den Bau der neuen lutherischen Kirche. Nachdem er längere Zeit als Stiftsbaumeister zu Schulpforta gewirkt hatte, wurde er nach Halle berufen, wo er das neue Justizgebäude erbaute.

Verein für Volkskunde. Auf die Generalversammlung des Vereins für hessische Volkskunde kommen wir, da uns der Bericht hierüber noch nicht zuging, in nächster Nummer zurück.

Hessische Bücherschau.

Keller-Jordan, H. Wandlungen. Novellen. 8°. 219 S. Stuttgart (W. Kohlhammer) 1908. Preis brosch. 3,50 Mk.

Eine prächtige, wertvolle Weihnachtsgabe, die uns die durch ihre künstlerisch vollendeten, stimmungsvoll abgetönten Novellen bekannte Landsmännin Frau Keller-Jordan in München, heuer beschert hat. Die neue Sammlung zeichnet sich durch eine gesteigerte Kompositionskunst aus. Man merkt den Dichtungen an, wie die Verfasserin fortgesetzt an sich arbeitet und zu immer größerer Vollendung emporstrebt. Deshalb bietet ihre letzte Sammlung einen wahren künstlerischen Genuß.

Trotzdem alle drei Novellen „Das Geheimnis des Grabes", „Ohne Liebe", „Am Ende der Welt" denselben Grundton anschlagen, — die Liebe im höchsten und reinsten Sinn, sind sie doch wieder fein variiert durch Form und Farbenreichtum. Sie sollen uns zeigen, daß Liebe ohne ein tieferes Seelenverständnis selbst in äußerlich glänzenden und glücklichen Verhältnissen kein dauerndes Glück zu begründen vermag. Dabei berührt die Dichterin die tiefsten Probleme der Frauenfrage durch Gegenüberstellungen des verknöcherten, wenn auch grundgelehrten Professors Schilly und seiner schönen, jungen Eva, die sich an seiner Seite geknechtet und unverstanden fühlt. Oder sie führt uns in die Münchener Künstlerkreise hinein — ein Milieu, das sie auch in früheren Erzählungen meisterhaft beherrscht, oder endlich jenseits des stillen Ozeans in die aristokratische Lebewelt Mexikos. Immer gelingt es H. Keller-Jordan, mit sicherem Griffel zu zeichnen und uns in eigener Weise zu fesseln. Das Geheimnis ihrer Kunst besteht eben darin, daß sie aus eigenster Erfahrung heraus und mit genauster Kenntnis des Milieus und prinzipieller Fragen schreibt. Es ist schwer zu entscheiden, welche der drei Novellen am höchsten steht. Wirkungsvoll sind sie alle, inhaltlich am wertvollsten ist vielleicht die letzte, nur bleibt hier zu bedauern, daß die Lösung etwas schroff und unerwartet kommt.

Dr. Wilhelm Schoof.

Engelhard, K. Kattenloh. Hessische Sagengedichte. Mit dem Bildnis des Verfassers. Straßburg i. E. und Leipzig (Verlag von Josef Singer). Preis geb. 1,20 M.

„Ich steh im roten Abendlichte
Auf eines Berges hoher Wacht.
Breit wölbt sich über mir die Fichte,
Und drunten liegt und lenzt und lacht
Mein Heimatland, mein Heimatland,
Das liebe Land der Hessen."

Dies der Beginn der „Zueignung" in dem neuen schmucken Bande Karl Engelhards. Seine feinsinnige, kraftvolle Dichtungsweise besingt die Heimat, Hessens Sagenwelt. Ihr gab des Dichters, heiß für „das liebe Land der Hessen" schlagende Herz Leben und Gestaltung. Die Ermschwerdter Wichtel „tappeln und tippeln mit schwerem Gepäck" hervor, — „Haulemann, Faulemann, Zwerglein und Zwerg" füllen den Kahn des Fährmanns, dem das übermütige Völkchen angst und bange macht. Gewaltig erbraust die „Schlacht am Odenberg", rhythmisch und stark das Lied des Schmieds, der dem Landgrafen Ludwig „zu Stahl gehämmert den Sinn." Die heiße Liebe Gelas und des jungen Hohenstaufen blitzt auf; die heilige Elisabeth, die „Königin aus Sonnenland", — sie „spendet Brot, — und Rosen, lauter Rosen!" Und schreitet Güte und Segen spendend zu den Leidvollen. Wundervoll ist die Dichtung „der treue Eckebrecht", innerlich erlebt und packend. Des „Letzten Bilsteiners" grausiges Ende, das Würfelspiel um die Stadt Hofgeismar, hessische Weibertreue und die alte Liebenbachsage, alles, alles leben wir mit. Ein Buch, das Junge zu begeistern, Reife zu erschüttern vermag, ein Buch, nicht nur hessischer Heimatsliebe voll, sondern auch reich an dichterischer Schönheit und Kraft. Möge jeder heimattreue Hesse diese Dichtungen lieb gewinnen, die hessische Jugend sie sich zu eigen machen

M. H.

Erzählende Literatur.

Naumann, Heinrich. Vom Heimatacker. Geschichten eines hessischen Bauersmannes. Mit dem Bildnis des Verfassers. 174 Seiten. Berlin SW. 11 (Deutsche Landbuchhandlung). Gebunden 1,25 M.

Bloem, Walter. Der krasse Fuchs. Roman. 350 Seiten. Berlin NW. 52 (Vita, deutsches Verlagshaus). Brosch. 3,50 M.

Frederking, Hugo. Schlangenminni. Roman. 262 Seiten. Kassel (G. B. Dircks). Geheftet 2 M., gebunden 2,50 M.

Herbert, M. Vittoria Colonna. Ein Lebensbild aus der Zeit der Hochrenaissance. 164 Seiten. Ravensburg (Fried. Alber) 1907. Gebunden 3 M.

Es war das Verdienst Heinrich Sohnreys, den hessischen Bauern Heinrich Naumann, der noch heute mit schwieliger Hand seine Scholle bebaut, zur Herausgabe eines Sammelbändchens veranlaßt zu haben. Etwa 5 von den 29 Erzählungen und Betrachtungen wurden im Laufe der Zeit im „Hessenland" veröffentlicht. Seitdem die Heimatkunst im Werte gestiegen ist, ringt mancher Stadtfrack mit heißem Bemühen nach dem möglichst „echten" Dorfgeschichtenton. Er kann in der Schilderung von bäuerlicher Denkart, Sitte und Brauch keinen besseren Meister finden als Heinrich Naumann. Es weht so heimatlich aus diesen Blättern, wie frischer Erdgeruch aus umgebrochenem Acker. In diesen bis ins kleinste Detail naturwahren Erzählungen geht Naumann nie über den engen Kreis des von ihm mit empfänglichem Auge und Herzen Geschauten hinaus, deshalb haben auch seine Schilderungen vom alten Bauernhaus, vom Nachtwächter, vom Treiben unter der Dorflinde u. s. f. kulturhistorischen Wert. Ich könnte mir noch eine Steigerung der eigentlich künstlerischen Wirkung seiner Erzählungen denken, einmal, wenn er mehr auf das larmoyante Gegenüberstellen von Arm und Reich, von Anspruchslosigkeit und Genußsucht verzichten, überhaupt weniger aufs Moralisieren ausgehn, und dann weiter, wenn er seinen Stil noch mehr der natürlichen Sprechweise nähern wollte. Damit soll sein Stil nicht verurteilt sein, der auch so, wie er sich gibt, seine Wirkung auf ein schlichtes Gemüt niemals verfehlen wird. Wenn ich nicht irre, wurde dieses Bändchen vom Oberpräsidenten unserer Provinz den Volksbibliotheken zur Anschaffung empfohlen.

Welten trennen die Erzählungen Naumanns, über denen es wie friedsamer Sonntagsglockenfeierklang zittert, von Walter Bloems Roman „Der krasse Fuchs", dessen derber Realismus dem Leser nichts, auch das Dunkelste nicht, schenkt. Es ist ein wie aus einem Guß hingeworfener, gewandt geschriebener Tendenzroman. Zeit: 1887. Ort: Marburg a. d. Lahn. Die Handlung hätte sich aber auch in jeder anderen kleinen deutschen Universitätsstadt abspielen können, in der das Korpsstudententum eine beherrschende Stellung einnimmt; die Wahl gerade dieser Stadt mochte sich wohl auch auf Ernst Kochs, mit Rück-

sicht auf andere Städte, die eine Universität haben, gebrauchtes Wort stützen: „Marburg ist eine Universität“, das heute noch wie ehedem zu Recht besteht. Walter Bloem erkennt zwar die mancherlei Vorteile des Studentenlebens und insbesondere den erziehlichen Wert der Korps rückhaltlos an, übt aber auf der anderen Seite eine kühne und scharfe Kritik am Leben in den Korps im allgemeinen und an den korpsstudentischen Ehrbegriffen im besonderen. Im Vordergrund steht das sexuelle Problem. Mit erbarmungsloser Offenheit wird der Schleier über Dingen gelüftet, von denen man freilich aus den üblichen, vom Schimmer der Romantik verklärten Studentenromanen nichts erfuhr. Es ist dem Verfasser bitterer Ernst um seine Sache, und so muß ihm der Zweck die Mittel heiligen. Aber es wirkt doch wie eine Befreiung auf den Leser, wenn er aus solchen schwülen Stimmungen einmal hinauf in die frische Waldluft der Lahnberge geführt wird. Inwieweit man es hier mit einem Schlüsselroman zu tun hat, lohnt sich nicht nachzuprüfen; jedenfalls steht das älteste der drei Marburger Korps, das hier den Namen „Cimbria“ führt, im Mittelpunkt. Auf ein erstes Semester, das bei den Cimbern aktiv ist, stürmen in wenigen Monaten Erlebnisse und Eindrücke ein, die sein ganzes bisheriges Denken und Fühlen aus dem Gleis werfen. Die dankbare Stimmung selbstbewahrter Reinheit schlägt bei ihm bald um in das Verlangen, gleich andren den Becher der Lust an die Lippen zu drücken. Die aus der frommen Tumbheit seiner Kinderjahre mit herübergebrachten Begriffe von „Sünde“ und „Schuld“ verblassen, das Leben kennt für ihn nur noch zwei Empfindungen, Glück, das man erhaschen, und Leid, das man nach Möglichkeit von sich wegstoßen müsse. Die vom Alkohol geschürten Sinnenreize hetzen ihn durch alle Abgründe des Begehrens, bis er in ekler Buhlschaft die erste Liebesstunde seines Lebens besudelt und so zum Wissenden wird. Daneben wirken andere, nicht minder starke Eindrücke auf ihn ein. Anfangs will es ihm schwer ein, die Schranken zu verstehen, die die Farben zwischen den Kommilitonen, den Söhnen eines Volkes und einer Hochschule, gezogen haben; auch hat er zunächst wenig Verständnis für die alte Organisation des Korps, die „am starren Zaun der Tradition entlang ihren eisern klirrenden Weg schritt“, ihm aber trotz allem in vielen Dingen Halt gab. Bald aber gibt er seine ohnmächtige Kritik auf und fügt sich der straffen Norm, die das Korps der Persönlichkeit vorzeichnet, und es mehrt sich bei ihm die Freude an dem geregelten, streng abgezirkelten und doch wieder so rauhfröhlichen Korpsbetrieb. Rein äußerlich betrachtet, gehört der Roman in mancher Beziehung in das Gefolge des „Götz Krafft“. So haben wir, um nur eins hervorzuheben, hier wie dort ein Opfer des unseligen Rassenhasses, das in verzweifeltem Aufbäumen gegen die ihm dargetane Nichtachtung den Gegner vor die Pistole fordert.

Gleichfalls tendenziös ist Hugo Frederkings Bohême-Roman „Schlangenminni“; seine Tendenz, „Entsühnung durch Strafe“, ist, auch äußerlich, an wiederholten Stellen nachdrücklich unterstrichen. Eine Schlangenbändigerin, die sich trotz einer unsagbar traurigen Jugend und trotz mancherlei Fährnissen ihre Tugend bewahrt hat, wird von einem brutalen Zirkusdirektor, der einen suggestiven Einfluß auf sie ausübt, in lästiger Weise umworben. Als er falliert, nimmt sie mit dem ihr in verehrender Liebe ergebenen, ihrem Herzen aber gleichgiltigen Parforcereiter Herro ein anderes Engagement an. Ihr früherer Direktor folgt ihr dorthin. Beim ersten Begegnen auf einsamer Heide fleht sie ihren Genossen in namenloser Angst um Schutz an, und Herro, dem sie in sinnloser Verwirrung ihre Hingabe zum Lohne verspricht, knallt in aufwallender Leidenschaft den Nebenbuhler nieder. Als die Entdeckung droht, gibt er sich bei einer halsbrecherischen Produktion in der Manege vor den Augen des Publikums den selbstgewählten Tod. Minni, die kurz zuvor seine Gattin geworden ist, verliert, der Bohême nunmehr entrückt, in bürgerlicher Umgebung immer mehr ihre wilden, ungebändigten Instinkte und stellt sich, um ihre Schuld zu sühnen, freiwillig dem Gericht, trotzdem dieses das Verfahren aus Mangel an belastenden Indizien bereits eingestellt hatte. Sie bekennt sich schuldig, wird aber freigesprochen und heiratet einen vorurteilsfreien Strafanstaltsgeistlichen, der den Talar an den Nagel hängt, um mit ihr in irgend einem Weltwinkel in werktätigem Leben seine Ideale in die Tat umzusetzen. Wir stoßen auf mancherlei romanhafte Voraussetzungen, so die harmlose Schnelligkeit, mit der sich die sonst gut spießbürgerlich veranlagte Frau Uhlensteuber und namentlich ihr Neffe, der Pfarrer Werner Schöll, der Geselligkeit der Bohême eingliedern, die Unbefangenheit, mit der Herro die Ermordung des Ahnungslosen als eine „Mannestat“ bezeichnet, den seelischen Gleichmut, den Minni beim Begräbnis des Gatten, an dessen Mordtat sie allein die Schuld trägt, an den Tag legt, ja die in diesem Zusammenhang doppelt brutal wirkende Herzlosigkeit, mit der sie bereits wieder die ersten zitternden Empfindungen neuen Liebessehnens widerstandslos in sich aufkeimen läßt. Auch dürfte ihre etwas theatralisch wirkende, viel zu weit ausholende brillante Verteidigungsrede vor Gericht nicht dem Bildungsgrad entsprechen, der ihr bis dahin noch eignete. Hiervon abgesehen aber ist gerade die psychologische Entwickelung ihres Charakters bis zu ihrem Zusammentreffen mit dem Pfarrer und namentlich auch die seelische Veränderung, die von diesem Zeitpunkt ab in ihr vorgeht, mit großem Geschick gegeben. Etwas grob gehackt ist, so wirksam die derb zupackende Persiflage an sich auch anmutet, die kontrastierende Charakteristik der verschiedenen Vertreter geistlichen Standes. Die Herausarbeitung der Tendenz, auf die der Verfasser wohl den Hauptwert legt, muß als durchaus gelungen betrachtet werden, wenn wir auch nach solchen Erlebnissen Minnis an eine beständig ungetrübte Heiterkeit ihrer Seele nicht recht glauben können. Das Zirkusmilieu ist außerordentlich sicher gezeichnet. Wer vom Roman Spannung erwartet, wird hier in reichstem Maße auf seine Kosten kommen, die überraschendsten und ungewöhnlichsten Ereignisse jagen einander förmlich. So wird denn die „Schlangenminni“ zweifellos viele Leser finden, und wenn der Verfasser bei einer Neuauflage an verschiedenen Stellen Ausdrücke wie „unentwegt“ und „voll und ganz“ ausmerzen wird, will ich ihm dankbar die Hand drücken.

Aus der Gegenwart in die Zeit der Hochrenaissance führt uns der Roman „Vittoria Colonna“. Unsere in Regensburg lebende Landsmännin M. Herbert gehört zu denjenigen Schriftstellerinnen, die außerhalb Hessens längst einen Namen haben, in ihrer engeren Heimat aber erst von einer verhältnismäßig kleinen Gemeinde gekannt und geschätzt werden. Ihrem im Vorjahr erschienenen vortrefflichen Roman „Doktor Sörresen“ ließ sie jetzt ein neues Werk, „Vittoria Colonna“, folgen. Sie nennt es ein „Lebensbild“ und nimmt uns dadurch die Möglichkeit, es am Maßstabe eines Romans messen zu müssen, als der es wohl zu seinem größten Teil gedacht und angelegt ist. Gegen den Schluß hin freilich verliert die Komposition an Straffheit, die Schlußkapitel sind ausschließlich den letzten Lebensjahren Michel Angelos gewidmet, und hier verliert sich die Form in trockenen Berichten und allzudeutlichem Anlehnen an die Quellen. Aber was die Verfasserin wollte, ein bis in die kleinsten Züge überzeugendes Lebensbild der bedeutendsten Frau Italiens zu geben, das ist ihr im vollsten Maße gelungen. Mit großer Kunst

läßt sie diese unvergleichliche Frau wieder vor uns erstehen, die Gattin des Marchese von Pescara, des Siegers von Pavia, der bis zu seinem Tode gleichgiltig neben ihr hergeht und seine Liebe anderen Weibern zuträgt, trotzdem Vittoria in heißem Verzehren nach seiner Liebe lechzt. Aber keine Abirrung des Gatten, den sie noch nach seinem Tod in ihren Gedichten verklärt, vermag ihr Herz von ihm zu lösen. Sie will den Schmerz über seinen Verlust hinter Klostermauern verbergen, doch das Schicksal führt sie andere Wege und läßt sie Michel Angelo kennen, mit dem sie bis zu ihrem Ende eine der edelsten Freundschaften verbindet und der ja auch ihre Züge in der Gottesmutter seines „Jüngsten Gerichtes" der Nachwelt gerettet hat. Die Sprache ist, wie wir es bei M. Herbert gewohnt sind, formvollendet, um so unangenehmer fällt eine (sich auf einen Brief beziehende) Wendung wie „bei der Lesung desselben" auf; auch die nicht geringe Zahl der Druckfehler hätte leicht vermieden werden können. Solche Kleinigkeiten verschwinden allerdings hinter dem Gesamteindruck, den auch dieses, eigenartig schön ausgestattete Buch hinterläßt. M. Herbert gehört zu den Dichterinnen, die nicht durch leichte Unterhaltungslektüre um die Gunst des Lesers ringen, sondern nach dem in den Sternen schwebenden goldenen Kranz echter Kunst die Hand ausstrecken.

Heidelbach.

Hessische Kunst.

Hessischer Kalender 1908. Herausg. von Hans Meyer-Kassel. Verlegt von Ernst Hühn, Kassel. Preis 2,50 M.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe. Zeichnungen von Otto Ubbelohde. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Rob. Riemann. Leipzig (Turmverlag) 1907. Band I. 368 Seiten. Preis in Originalband 6 M.

Marburg in 10 Originalsteinzeichnungen von Fr. Fennel. Kassel (Verlag von E. Vietor).

Hersfeld. *10 farbige Originalsteinzeichnungen von Otto* Westphal. Hersfeld (Verlag von M. Westphal). Beide Mappen (Format der Bilder ca. 37×27 cm) bei Vorausbestellung 3 M.

Daß unser Hessenland für den Künstler unerschöpflich ist, zeigt der 5. Jahrgang des von Hans Meyer gezeichneten „Hessischen Kalenders", der wieder völlig neue Motive bietet. Es wird manchem willkommen sein, daß diesmal auch die Grenzgebiete durch einige Blätter vertreten sind. Wie früher sind die einzelnen Monatsbilder der jeweiligen Jahreszeit mit so überaus feinem Verständnis angepaßt, daß darin wohl mit der Hauptreiz dieser Blätter liegt. Die einzelnen Jahrgänge illustrieren uns übrigens die stets fortschreitende Kunst Hans Meyers, der Zeichenstift wie Pinsel mit gleicher Virtuosität beherrscht. Rein landschaftliche Motive finden wir vom Dörnberg, vom Steinbrücher Teich bei Darmstadt, vom Edbertal (mit Schloß Waldeck), vom Baunatal und der Söhre, auf den übrigen Blättern sehen wir Zwingenberg a. d. B., Neustadt mit seinem charakteristischen Junker-Hansen-Turm, Eschwege in Nachtstimmung, Hohenfels im Taunus, die Sababurg im Reinhardswald, Wanfried an der Werra, und auf dem prächtigen Dezemberblatt das tiefverschneite Wetzlar. Das fünffarbige Titelblatt zeigt inmitten wundervoller herbstlich belaubter Baumgruppen das imposante Wilhelmshöher Schloß. Das Kalendarium ist unaufdringlich und praktisch auf den beiden vertikalen Rändern angebracht. Diesem Kalender eine besondere Empfehlung mitzugeben, ist überflüssig. Er ist meist kurz vor Weihnachten vergriffen.

Auch die monumentale dreibändige Klassikerausgabe der Grimmschen Märchen, deren erster Band jetzt vorliegt, ist hierher zu rechnen, gab ihr doch Otto Ubbelohde, einer der hervorragendsten Federkünstler, selbsteigenes Gepräge, indem er sie mit etwa 150 prächtigen Bildern schmückte, und von ihm selbst ist auch die Anregung zu diesem Werk ausgegangen, dessen Illustrierung ihm eine Lebensaufgabe bedeutet. Man kommt aus der Bewunderung nicht heraus über die kongeniale Art, mit der dieser hessische Künstler die von seinen hessischen Landsleuten in Hessen gesammelten Märchen zu neuem Leben im Bilde erweckte. Das kann schlechterdings nicht überboten werden. Einen heimatlichen Akzent verlieh Ubbelohde dieser Schöpfung seiner Künstlerhand auch dadurch, daß er die meisten Figuren in hessische Tracht kleidete, und wer aufmerksam hinblickt, wird bemerken, daß auch die architektonischen und keramischen Motive hessischen Ursprungs sind. So ist es denn ein spezifisch hessisches Werk, das wir vor uns haben, und das wir wohl als die hervorragendste hessische Bucherscheinung dieses Jahres bezeichnen müssen. Es stellt zugleich eine Jubiläumsausgabe dar. Denn gerade vor 50 Jahren gaben die Brüder Grimm ihre eigene Ausgabe letzter Hand heraus. Die vorliegende, nach der Weise der alten Andacht- und Predigtbücher in großer (Mainzer) Fraktur gesetzte Ausgabe ist nach derjenigen von 1857 von dem Leipziger Germanisten Dr. Riemann besorgt und genügt den höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen. Band 2 und 3 sollen 1908 erscheinen. Bei diesem Werke ist es nicht deplaziert, den Wunsch auszusprechen, daß es in keinem hessischen Hause fehlen dürfe.

Eine gleich warme Empfehlung verdienen auch zwei weitere künstlerische Gaben aus dem Hessenland. Der Maler Friedrich Fennel hat seiner Mappe „Alt-Kassel", die bald vergriffen sein dürfte, eine solche von „Marburg" gleichfalls mit Originalsteinzeichnungen, folgen lassen, die ihre Vorgängerin noch übertrifft, mag dies nun an den dankbaren Vorwürfen liegen, die das malerische Marburg dem Künstler bietet, oder dem Umstand, daß diesmal eine Farbe mehr verwandt werden konnte. Eine brillante Technik offenbaren die Steinzeichnungen, die der Dresdener Maler Otto Westphal der durch G. Freytags „Nest der Zaunkönige" und Wildenbruchs „Hexenlied" ja auch weiterhin bekannten Lullusstadt „Hersfeld" gewidmet hat. Wir werden noch einmal auf diese beiden, noch vor Weihnachten erscheinenden Werke zurückkommen, wenn sie komplett vorliegen. Die je 6—8 seit längerer Zeit fertig gestellten farbenprächtigen Blätter sind durchweg von so reizvoller Stimmung, daß diese Mappen schon jetzt als ein vortreffliches Weihnachtsgeschenk angelegentlich empfohlen werden können.

Heidelbach.

Meyenschein, A. Raiffeisen in Hessen. Festgabe zum Verbandsjubiläum 1907. Kassel (Verlag des Hessischen Verbandes ländlicher Genossenschaften, e. V.) 1907.

Wer die Raiffeisenorganisation kennt, der weiß, daß, wenn Meyenschein darüber ein Buch schrieb, dieses Werk ebenso gründlich wie anregend sein wird. In der Tat hätte man kaum einen ebenso gründlichen Kenner der ganzen Entwicklung, die das Genossenschaftswesen in Hessen genommen hat, finden können. Der umfangreiche, an sich nicht gerade biegsame Stoff ist übersichtlich gestaltet und in ungemein anziehender Weise verarbeitet. Wer sich einen Einblick in diese Materie schaffen will, muß unbedingt diese fleißige Arbeit studieren. 1879 wurde in Hessen der erste Verein dieser Art in Friedewald durch Pfarrer Haupt gegründet, 1907 sind dem Verband 554 Genossenschaften

angegliedert mit einer Gesamthaftsumme von 8 588 390 M. Wir ersehen aus dem umfangreichen Buch, daß es sich der Verband sehr angelegen sein läßt, nicht nur wirtschaftlich zu helfen, sondern auch durch Gründung von Bibliotheken, Fortbildungsschulen, Kleinkinderschulen, Schwesternstationen usw. an der gesamten Volkswohlfahrt zu arbeiten.

Das Meyenschein'sche Buch ist der bis jetzt vollkommenste Wegweiser für das Studium der ländlichen Genossenschaften Raiffeisenscher Organisation in Hessen. T.

Deutsche Burgen und Schlösser im Schmuck der Dichtung. Hrsgeg. von Rudolf Eckart. Zweite verm. Aufl. Papiermühle S.-A. Verlag von Gebr. Vogt. Preis eleg. geb. 4,50 M.

Neben bekannten lernt man in diesem Buche auch recht viele unbekannte Dichter kennen, das, wie der Titel besagt, Dichtungen über eine große Zahl deutscher Burgen und Schlösser zusammenstellt. Hierbei war der ästhetische Gesichtspunkt leider nicht ausschlaggebend, zuweilen hat man sogar das Gefühl, daß um der Vollzähligkeit willen Füllsel improvisiert wurden. Ein Anhang enthält erläuternde geschichtliche und geographische Anmerkungen. Für Hessen kommen nur die Boyneburg, der Fürstenstein, Gelnhausen und der Weißenstein bei Marburg in Betracht. Franz Dingelstedts bekannte Ballade auf den Scharfenstein bei Gudensberg ist fälschlich auf die gleichnamige Burgruine in Nassau übertragen worden. Der Wert einer solchen Zusammenstellung von weit über hundert noch dazu recht ungleichwertigen Dichtungen, die zumeist auf das Motiv „Droben auf der Felsenhöhe ragt usf." gestimmt sind und daher im Zusammenhang ermüdend wirken müssen, kann mir nach keiner Seite hin einleuchten. Der poetische Niederschlag pflegt dem Burgenbesucher ohnehin meist an Ort und Stelle eindringlich genug in irgend einer Aufmachung versetzt zu werden. Heidelbach.

Eingegangen:

Charon. Monatsschrift für moderne Dichtung. Herausgegeben von Otto zur Linde. 4. Jahrgang. Heft 2. Charonverlag, Großlichterfelde. Vierteljährlich 1,50 M. Einzelheft 75 Pf.

Durch Mitleid wissend. Ein Versbuch von Ferd. Max Kurth. 1908. Kunsttheaterverlag. Berlin SW. 104 Seiten. Preis 35 Pfg.

Deutsche Bücherei. Band 7/8. Kinder- und Hausmärchen von Jakob und Wilhelm Grimm. 2. Aufl. Band 79/80. Deutsche Sagen. Von den Brüdern Grimm. Auswahl. Verlag Deutsche Bücherei. G. m. b. H. Berlin SW. Jeder Band 30 Pfg.

Katalog 342. Graphische Kunst. Buchgewerbe. K. W. Hiersemann. Leipzig.

Katalog 78. Bibliothek Dr. A. Schäffle. Staats- und Völkerrecht. Verwaltung. Politik. Parlamentarismus. Kirchenrecht. Dr. H. Lüneburgs Antiquariat, München.

Personalien.

Verliehen: dem technischen Referenten für Gewerbeangelegenheiten im Ministerium für Elsaß-Lothringen, Geh. Regierungsrat Dr. Wolff in Straßburg der Rang der Räte 3. Klasse; dem Klostergutspächter Hansen zu Mönchehof der Charakter als kgl. Oberamtmann; dem Regierungssekretär Schraub zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand der Charakter als Rechnungsrat; dem Schreinermeister Dux und dem Kaufmann Schönfeld zu Kassel der Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Rechtsanwalt Rühmekorb in Eschwege zum Notar; Seminaroberlehrer Weckwerth in Schlüchtern zum Seminardirektor in Usingen; Katasterkontrolleur Niedling in Hünfeld zum Steuerinspektor.

Versetzt: Postdirektor Schreiner von Fulda nach Gera (Reuß); Seminarlehrer Schreiner zu Frankenberg als Seminaroberlehrer nach Pr. Eylau.

Übernommen: Gerichtsassessor Dr. Koppen in die allgemeine Staatsverwaltung unter Ernennung zum Regierungsassessor und Überweisung an die Königliche Regierung zu Kassel.

Erteilt: dem Hof-Musikalienhändler, Hof-Konzertdirektor Kramer-Bangert zu Kassel die Erlaubnis zur Anlegung des Ritterkreuzes 2. Kl. des Fürstlich Lippeschen Hausordens.

Verlobt: Oberleutnant im Unterelsässischen Infanterie-Regiment Nr. 138 Hugo Fischer zu Dieuze und Margarete Gissot zu Freiburg i. Br.

Geboren: ein Sohn: Pastor Wilhelm Schoof und Frau Margarete, geb. Schwerdtmann (Sachsenhagen, 29. Nov.); — eine Tochter: Regierungsrat Rudolf Wangemann und Frau Margarete, geb. Hoffa (Oppeln, 12. Dezember).

Gestorben: prakt. Arzt Dr. William Schmidt, 53 Jahre alt (Brooklyn, N. Y.); Chefredakteur John C. Schreiber, 70 Jahre alt (Utica, N. Y., 9. November); Graveur Georg Eichhorn, 70 Jahre alt (Newark, N. J.); Privatmann John A. Arnold, 81 Jahre alt (Mankato, Minn.); Privatmann Bernhard Gesing, 84 Jahre alt (Newyork, 28. Nov.); Stadtkämmerer a. D. Johannes Niebling, 79 Jahre alt (Fulda, 30. Nov.); Kanzleirat Adolf Wagner (Kassel, 2. Dezember); Stiftsdame Casilda Gräfin von Hertzberg (Kassel, 4. Dezember); Gymnasialdirektor Julius Früstück (aus Birkenfeld) 44 Jahre alt (Berlin, 4. Dezember); Frau Auguste Schimmelpfeng, geb. Bauer, Witwe des Pfarrers (Kassel-Kirchditmold, 5. Dezember); Lehrer Heinrich Schröder, 59 Jahre alt (Neumorschen, 5. Dez.); Eisenbahn-Betriebssekretär a. D. Karl Dornemann (Kassel, 6. Dezember); Landbauinspektor Karl Illert, 51 Jahre alt (Halle, 7. Dezember); Direktor der Kreissparkasse Wilhelm Sartorius, 74 Jahre alt (Rotenburg, 8. Dezember); Ingenieur Karl Friedrich Hartung (Fulda, 11. Dezember); Kaufmann Karl Basse, 54 Jahre alt (Kassel, 13. Dezember).

Briefkasten.

A. S. in Gießen. Wir bitten um Zusendung zum Zweck der Prüfung.

von und zu G. Mit Dank bestätigen wir den Empfang der Manuskripte.

A. S. in Kassel. Wegen der von der Verkoppelung bedrohten Wehrholzeiche bei Balhorn hatten wir uns um nähere Auskunft an den Bürgermeister gewandt, sind aber ohne jegliche Antwort geblieben.

P. L. in Berlin. Ist schon erledigt. Interessiert Sie ein Exemplar, so werden wir uns gern darum bemühen.

E. B. in Marburg. Wir sind mit Ihrem Vorschlag gern einverstanden.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.

